Militärische Biographieen.

Militärische Biographieen.

I.

David, Xenophon, Montluc.

Von

W. Rüstow.

Zürich.
Verlag von Meyer & Zeller.
1858.

Einleitung.

Die Kriegsgeschichte ist die Erzählung kriegerischer Thaten; jede Erzählung aber ist zugleich Kritik. Die letztere kann in der Erzählung in den Vordergrund, sie kann in den Hintergrund treten, sie kann sich offen mit Namen nennen oder sich nur in der Gruppirung von Thaten und Thatsachen documentiren; aber fehlen kann sie nicht.

Alle Kritik beruht nun auf dem Satze, daß sich für jede Art menschlicher Thätigkeit bestimmte Grundsätze und feste Regeln aufstellen lassen, nach denen und in deren Grenzen diese Thätigkeit allein zweckmäßig geübt wird, mit andern Worten, daß es eine Wissenschaft dieser Thätigkeit gibt. Denn ein abgeschlossenes System von Grundsätzen und abgeleiteten Regeln ist eben eine Wissenschaft. Mit der Verwerfung jenes Satzes hört jedes Recht zur Kritik auf. Denn diese ist nichts als ein Messen oder Wiegen und ohne Maßstab ist jedes Messen, wie ohne Gewichtseinheit jedes Wiegen unmöglich. Gäbe es für eine bestimmte Thätigkeit keine Wissenschaft, so wird eine Kritik der Thaten, die in den Kreis jener fallen, gleichfalls undenkbar; die räsonnirende Erzählung würde zu nichtsnützigem Kohl.

Ob es eine Kriegswissenschaft gebe oder nicht, darüber ist viel hin- und hergestritten worden. Für uns existirt sie und in dem Sinne, in welchem wir oben das Wort Wissenschaft ge-

braucht haben. Nur darüber kann gestritten werden, ob wir bis heute zu einem bereits vollendeten System dieser Wissenschaft gelangt sind oder nicht. Wäre das nicht der Fall, so könnte auch die kriegsgeschichtliche Kritik keine wahre und richtige sein; denn der Maaßstab wäre ein unvollkommener, daher falscher, mit dem nicht richtig gemessen werden kann.

Wenn man aber nur die Möglichkeit einer Kriegswissenschaft, wenn auch nur einer unvollkommenen, doch immer vervollkommnungsfähigen annimmt, so treten diese und die kriegshistorische Kritik in ein lebendiges Wechselverhältniß, ihnen beiden zum Nutzen, für beide die Grundlage des Fortschrittes. Denn es ist einleuchtend, wie die Anwendung des Maaßstabes zum Messen, der Wissenschaft zum Urtheilen, dazu dienen kann, den Maaßstab selbst zu prüfen und seine Mängel zu berichtigen und wie jede Berichtigung des Maaßstabes wieder seiner Anwendung, der Kritik zu Gute kommen muß. In der That hat sich denn auch an der kriegsgeschichtlichen Kritik und mittelst ihrer die Kriegswissenschaft vorzugsweise entwickelt.

Jede That setzt einen Thäter voraus und einen — guten oder schlechten — Erfolg. Die Kriegsgeschichte kann nun die Thaten erzählen mit bestimmter Hervorhebung der Thätigkeit ohne besondere Rücksicht auf den Thäter, oder sie kann gerade diesen in den Mittelpunkt stellen.

In ersterer Weise handelt die eigentliche Kriegsgeschichte, in letzterer die militärische Biographie, zu welcher in weiterem Sinne auch die Regiments- oder Truppengeschichte gehört, die nur statt eines thätigen Menschen eine thätige Vereinigung von Menschen herausnimmt.

Diesen beiden Wegen kriegsgeschichtlicher Darstellung entspre-

chen auch zwei Wege der kriegsgeschichtlichen Kritik. In ersterem Falle setzt sie in dem Thäter, z. B. dem Feldherrn, welchen sie beurtheilt, ein Wesen voraus, welches für die Art von Thätigkeit organisirt ist, in welcher es auftritt; sie verlangt als selbstverständlich gewisse Eigenschaften von ihm und kümmert sich gar nicht darum, ob er sie habe oder nicht. Von diesem Standpunkte aus sieht sie sich nun seine Thätigkeit ohne weitere Rücksicht auf ihn selbst rein darauf an, ob sie zweckmäßig sei, wobei sie indessen außer derjenigen, welche gewählt wurde, nothwendig auch die anderen, welche gewählt werden konnten, in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen muß. Wenn die Kritik sich z. B. an das Verhalten der russischen Generale in den Feldzügen von 1854 und 1855 macht, so darf sie nicht dabei stehen bleiben, die von denselben erwählte defensive Haltung in ihren Einzelheiten zu beurtheilen und die Zweckmäßigkeit dieser Einzelheiten innerhalb dieses abgegrenzten Kreises zu prüfen, sondern sie muß immer noch die Frage stellen: war denn keine andere Haltung im Ganzen, als Grundton des Verfahrens möglich und zweckmäßig? Wenn die Kritik dies nicht beherzigt, so kann sie möglicher Weise auf völlig falsche Schlüsse und zu völlig falschen Resultaten gelangen. So wäre es hier z. B. möglich, daß sie jede Einzelheit des Verfahrens der Russen höchst zweckmäßig fände, wenn sie über das Verfahren derselben im Ganzen sich vorher nicht ein Urtheil gebildet hat und daß dies Urtheil über die Wahl des allgemeinen Verfahrens durchaus verdammend ausfallen müßte, wenn überhaupt diese geprüft würde.

Daß der zweckmäßigen Thätigkeit ein Erfolg, d. h. ein guter Erfolg entspreche, ist eine Forderung des menschlichen Verstandes. Darauf beruht eben die Möglichkeit einer Wissenschaft

in allen Dingen menschlicher Thätigkeit. Der sehr naheliegende Schluß ist nun: Wenn der Erfolg wirklich ein guter ist, so muß auch die Thätigkeit, welche zu ihm führte, eine zweckmäßige gewesen sein. Gegen den Schluß im Allgemeinen läßt sich gewiß nichts einwenden. In der Anwendung führt er aber häufig zu unrichtigen Resultaten und liegt er selbst nahe, so liegen die Gründe dafür noch näher. Die Meinung über die Größe des Erfolges kann nämlich eine sehr verschiedene sein. Der eine hält für einen großen Erfolg, was der andere für einen sehr geringen hält. Dem Urtheile im Ganzen müßte also die Feststellung des nothwendigen Erfolges vorausgehen, ohne welchen der Hauptzweck gar nicht erreicht werden kann; neben diesem nothwendigen Erfolg ist aber stets der möglichst größte, welcher zu erzielen war, in Betracht zu ziehen. Erst indem man sich von diesem herunterhandeln läßt oder sich selbst herunterhandelt, gelangt man in der Regel zu dem nothwendigen. Faßt man dies in's Auge, so verschwindet ein großer Theil der Schwierigkeiten und Unsicherheiten, welche die Sache erst zu bieten schien. Es gilt dann nur noch den Aufwand hinzuzunehmen, mit welchem der Erfolg erkauft wurde. Berücksichtigt man auch ihn, so wird oft ein großer Erfolg als ein sehr geringer erscheinen und man wird, während der nothwendige allerdings erzielt wurde, ihn doch nicht für genügend halten dürfen, weil er zu theuer bezahlt ist, weil diesem Aufwande ein größerer Erfolg hätte entsprechen müssen.

Oft kann die Thätigkeit völlig zweckmäßig gewesen sein, ohne daß sie zum Erfolge führte. Das wird immer dann der Fall sein, wenn überhaupt nach dem Verhältnisse der Mittel beider Parteien und der ganzen Sachlage ein Erfolg nicht erzielt werden

konnte, also der Kampf von der einen der Parteien hätte vermieden werden müssen, wenn er vermieden werden konnte. War er unvermeidlich, darf in solchem Falle ein Schluß von dem Nichterfolg auf die Unzweckmäßigkeit der kriegerischen Handlung in ihrem Gange nicht gemacht werden.

Dann ist stets das Glück in Betracht zu ziehen, welches der Handelnde hat. Allerdings wird es sehr selten, man darf vielleicht sagen nie vorkommen, daß eine Kriegshandlunu, welche vernünftiger Weise unternommen werden durfte und zweckmäßig angelegt wurde, ganz fehlschlüge, ganz ohne Erfolg bliebe; aber auf die Größe des Erfolges wird allerdings das Glück des Handelnden auch in diesem Falle einen großen Einfluß üben. Ein sehr wesentliches Moment, in welchem das mehr oder mindere Glück des Handelnden sich äußert, ist bei einer Handlung, bei welcher zwei lebendige Parteien einander entgegenwirken, also bei jeder kriegerischen das minder oder mehr zweckmäßige Benehmen des Gegners.

Ein Urtheil, welches den Satz: der zweckmäßigen Thätigkeit entspricht der Erfolg, der unzweckmäßigen der Nichterfolg — in seiner Nacktheit anwendet, vielleicht es noch obenein versäumt, den Begriff des Erfolges in dem vorliegenden Falle festzustellen, pflegen wir ein Urtheil nach dem Erfolge zu nennen. Ein solches muß nothwendig unbegründet sein und kann nur zufällig begründet sein.

Diese Kritik, von welcher wir bisher gesprochen haben, welche an die eigentliche Kriegsgeschichte anknüpft oder in Verbindung mit ihr auftritt, ist es, welche gerade der Fortentwicklung der Kriegswissenschaft dient. Sie stellt den Thäter, den Feld=

herrn, den Führer, dessen Thätigkeit sie beurtheilt, als ein Verstandeswesen hin.

Aber, ist dagegen eingewendet worden, wie darf sie das? welches Recht hat sie dazu? Ist irgend ein Mensch zu finden, der bloßes Verstandeswesen sei? Nein, auch das Gemüthsleben des Menschen muß in Betracht gezogen werden. Erst wenn dies geschieht, kann ein volles, fertiges und darum auch begründetes Urtheil gefällt werden; jedes andere muß halbrichtig und darum unwahr werden. Und diejenigen, welche so reden, gehen nun noch einen Schritt weiter und sagen ferner: auch in der Kriegswissenschaft muß das Gemüthsleben berücksichtigt werden, wenn sie etwas Vollständiges und darum auch ein zulässiger Maßstab bei der Kritik sein soll.

Der gewöhnliche Ausdruck für die Sache, welcher seit Clausewitz gäng und gäbe geworden ist, heißt: die moralischen Größen spielen im Kriege eine Hauptrolle, — wer sich damit noch nicht begnügt, sagt auch wohl, die Hauptrolle, — sie müssen es folglich auch in der Wissenschaft des Krieges. Wir glauben das, was hierunter verstanden werden soll, präciser ausgedrückt zu haben. Denn diejenigen, welche so von den moralischen Größen sprechen, verstehen darunter wirklich nur Alles, was mit dem Gemüthsleben des Menschen im Gegensatz zum Verstandesleben zusammenhängt. Schon der Marschall von Sachsen hatte sich viel präciser ausgedrückt, als er dem menschlichen „Herzen" seinen Einfluß auf das Handeln im Kriege vindicirte.

So sehr viel die Behauptung nun auf den ersten Blick für sich haben mag, so viel läßt sich doch gegen sie einwenden. Denn

im Wesentlichen sagt sie eigentlich nichts anders als: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Die Wissenschaft soll lehren und nicht erziehen; sie kann außerdem niemals Temperamente und Charaktere machen, wenn sie auch allerdings dazu beitragen kann, jene zu mäßigen oder zu stärken, diese zu entwickeln. Von diesem Standpunkt aus scheint uns die Kriegswissenschaft Alles, was billigerweise von ihr verlangt werden kann, in Hinsicht auf die Berücksichtigung des Gemüthslebens zu thun, wenn sie die ideal nothwendigen Eigenschaften hervorhebt, welche dem wahren Soldaten, Führer oder Feldherrn zukommen und welche er streben sollte, sich anzueignen; soweit es einem Menschen möglich ist, seine natürlichen Anlagen zu modeln. Man darf von der Kriegswissenschaft als Wissenschaft nicht mehr verlangen, als von jeder andern; man darf keine unnatürlichen Forderungen an sie stellen. Und gerade dies ist so häufig geschehen und weil sie nicht leisten konnte, was man ungehöriger Weise von ihr forderte, weil sie einem Manne ebenso wenig den Muth zum kühnen Wagen geben konnte, als es z. B. die Medicin in ihrer Weise thun kann, deßhalb hat man dann gar behaupten wollen, es gäbe keine Kriegswissenschaft und könne auch gar keine geben. Auf diese Weise gibt es keine Wissenschaft der Mathematik, weil nicht jeder, der sich mit dieser beschäftigt, darum auch ein großer Mathematiker wird, weil es dieser Wissenschaft auch bis heute noch nicht möglich gewesen ist, sichere Methoden hinzustellen, vermöge deren jeder Mann alle Tage ebensolche Entdeckungen machen kann, wie Archimedes, Newton, Leibnitz, Laplace. Wir glauben nicht, daß Jemand eine solche Behauptung sehr geistreich nennen würde und doch hat sie ebenso viel Berechtigung,

als die gleiche, welche so oft über die Kriegswissenschaft aufgestellt worden ist und welche man immer wieder so sehr geistreich gefunden hat.

Eine Wissenschaft ist eben nothwendig etwas Beschränktes; wenn man von ihr verlangt, sie solle etwas Unendliches werden, so verlangt man eben, daß sie aufhöre, in ihrer Art zu existiren. Eine Wissenschaft ist ein System, ein System ist abgeschlossen und alles, was abgeschlossen ist, wird dies nur durch sichere Grenzen. Das ganze System kann im Laufe der Zeit umgeworfen werden, aber das Neue, welches an die Stelle des Alten tritt, wird niemals diese Eigenschaft der Begrenzung verlieren können.

Die Kriegswissenschaft zugleich über einen vollständigen Cursus der Seelenlehre ausdehnen wollen, ist gerade so gescheut, als wollte man einen vollständigen Cursus der Schusterkunst in sie einflechten und diesen für einen ihrer integrirenden Bestandtheile erklären, weil die Soldaten Stiefel und Schuhe tragen und es selbst Regiments- und Bataillonsschuster gibt.

Nein! was die „moralischen Größen", d. h. das Gemüthsleben und dessen Einwirkung auf die Verhältnisse des Krieges betrifft, das muß vornämlich der Erfahrung, der Lebenserfahrung im Allgemeinen und der Kriegserfahrung im Besonderen aufbehalten bleiben und dann der Erzählung des Geschehenen, der Kriegsgeschichte.

Aber es wird wahrscheinlich, wie uns, so auch manchem Anderen aufgefallen sein, daß es auch in die eigentliche räsonnirende Kriegsgeschichte nicht hineingehört, daß hier wenigstens dieses Capitel mit großer Sorgfalt und großer Mäßigung behandelt werden muß, wenn diese Geschichte ihrem Zwecke

genügen soll, einen Ueberblick über die wirklichen Verhältnisse des Krieges im Zusammenhang zu geben und so zum Verständniß des ideellen Zusammenhangs der Dinge im Kriege überhaupt zu führen; wenn sie Anspruch darauf soll machen dürfen, ein lebendiger Commentar zur Kriegswissenschaft zu sein. Eine Geschichte, die den „moralischen Größen" in der Art, wie wir es verwerfen, einen zu großen Spielraum gibt, verfällt zu leicht und fast unvermeidlich in's Anekdotische, der Ueberblick geht verloren, ein einzelner Augenblick, ein Zufall, ein Nichts erhält in der Erzählung eine entscheidende Kraft, die sie in Wirklichkeit nie gehabt haben; die ganze Sache wird dramatisch — nur nicht als lebendiges Drama, — oder comödienhaft arrangirt. Eine alte Mähre, die vor Müdigkeit umfällt oder auch von einer Kugel umgeworfen wird, oder eine solche, die mit ihrem Reiter durchgeht und sonstige Capriolen macht, spielt bald die Rolle des Bösewichtes im Trauerspiel, bald die Rolle des alten guten Onkels aus Amerika, der mit dem gespickten Geldbeutel heimkommt; es ist Alles sehr plausibel, nur ist es nicht wahr. Sie kriegen sich in dieser Sorte Kriegsgeschichte ganz wie in der Comödie, und der eine kommt oben, die andere — Partei unten zu liegen, wie das in der Comödie immer sein muß, wenn sie sich kriegen, und Alles das geht in dieser Kriegsgeschichte mit den „moralischen Größen" ganz ebenso wunderbar mit einigen Zetteln, die in falsche Hände gerathen, mit einem Balle, auf dem sich der Feldherr verspätet, und dergleichen Geschichten zu, wie in dem schönsten französischen Vaudeville.

Das Gebiet, auf welchem die Beziehungen der moralischen Größen zum Kriege im weitesten Umfange zu ihrem Rechte gelangen, ist jenes der militärischen Biographie, der Geschichte

der Krieger. Hier tritt ein Mann in den Mittelpunkt, Alles, was er gethan hat und wie er es gethan hat, soll hier geschildert, der Character des Mannes kann aus seinem Lebensgange entwickelt werden, was ihn bewegte und bestimmte, das kann hier vollständig erörtert werden; nichts Menschliches, was es auch sei, ist auszuschließen. Hier in Bezug auf den einzelnen Menschen werden aber auch die menschlichen Regungen, selbst die kleinsten, erst verständlich, sie treten in ein bestimmtes Verhältniß zu bestimmten äußeren Umständen; auch der vorübergehende, verfliegende Gedanke hat hier einen Anspruch darauf, erwähnt zu werden, oder kann ihn haben, weil er charakteristisch sein kann.

Das Ereigniß bestimmt oft den Menschen und reißt ihn mit fort, mindestens insofern, als eine ganze Reihe seiner Gedanken vollständig neutralisirt wird, vollständig verschwindet, gar nicht in die That übergeht. Ohne allen Einfluß geblieben, wie sollte diese Gedankenreihe in die Erzählung eines Ereignisses gehören? Wird in dieser Erzählung dennoch von ihr gesprochen, so erhalten wir eine Episode, die zur Ausschmückung dienen mag, die aber Niemand vermißt haben würde; und häufen sich solche Episoden, so würde dies geradezu störend, weil sie den Zusammenhang nicht blos unterbrechen, sondern auch die Aufmerksamkeit von ihm ablenken. Insofern kann man sagen, daß selbst, wenn in ihrer Erzählung nicht im Mindesten gegen die Wahrheit gesündigt ist, sie doch indirekt zur Entstellung der Wahrheit beitragen. In der Biographie aber, wo es sich um den Menschen, um dessen Character handelt, wird die Erzählung einer solchen embryonischen Gedankenreihe keine Episode mehr sein; hier kann sie vollkommen am rechten Platze stehen.

Biographie und eigentliche Kriegsgeschichte ergänzen sich also; diese kann niemals zugleich jene sein, ohne daß sie dabei zu Schaden komme und beim wahren Ziele vorbeischieße, und so ist es auch wieder umgekehrt.

Wir haben schon oben mehrere Arten der militärischen Biographie, dieses Wort im weitesten Sinne verstanden, unterschieden. Die Autobiographie, welche in der Form von Denkwürdigkeiten, Memoiren, Commentarien auftritt, liefert die schätzbarsten Beiträge zur Kriegsgeschichte und zum Verständniß der moralischen Größen und ihrer Wirkung im Kriege. Sie führt uns in das Geistesleben des Mannes ein, welcher seine Schicksale erzählt. Wer könnte uns besser sagen, welchen Eindruck diese oder jene Ereignisse auf seinen Verstand und sein Gemüth machten, als derjenige, welcher diesen Eindruck hatte? wer könnte uns besser die Motive schildern, die ihn zu der oder jener Handlung bestimmten, als derjenige, welcher diese Motive wirklich hatte? Indessen die Autobiographie hat auch ihre Schwächen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Autobiograph uns die Wahrheit sagen könnte, aber will er es auch? Malt er sich nicht schöner an dieser Stelle und nicht vielleicht häßlicher an einer andern, als er wirklich war? Das erstere erklärt sich leicht, es braucht nicht einmal der Eitelkeit zugeschrieben zu werden, es können sehr verschiedene Gründe dafür entdeckt werden. Der Feldherr wird in einem entscheidenden Momente von Wenigen gesehen. Diese Wenigen, selbst in erregter Stimmung, finden das Benehmen des Feldherrn in diesem entscheidenden Momente bewunderungswürdig; sie kennen seine Motive nicht, aber sie machen sich heroische zurecht. Mit diesen Motiven — den gemachten — wunderbar gemischt, kommt

die Erzählung in die Menge, in's Heer, in's Volk. Vielleicht waren die wirklichen Motive des Feldherrn nichts weniger als heroisch; aber er hört von seiner Handlung überall als aus diesen Motiven entsprungen, erzählen, er liest von ihnen und glaubt am letzten Ende selbst, daß die Sache sich so verhalten hat, wie sie allgemein erzählt wird; und kommt er nun in den Fall, sie selbst zu erzählen, so thut er es in derselben Weise. Gerade in solchen Fällen, wie sie sich hundert und tausendfach wiederholen, wird eine Controlle der Wahrheit fast zur Unmöglichkeit. Man muß die Commentarien Napoleon's namentlich aus diesem Gesichtspunkte ansehen. Es gibt kein größeres Beispiel für dieses Verhältniß als sie. Es tritt in den Vordergrund bei den glücklichen Feldherrn. — Daß sich aber einer häßlicher malt, als er ist, wird gar nicht so selten gefunden. Oft merkt man hier die Absicht nicht; doch ist sie bei genauerem Zuschauen sehr häufig mit Leichtigkeit zu entdecken. Wenn man nämlich findet, daß das häßliche Gemälde von einem Ereignisse *geringer* Bedeutung entworfen ist, so mag man getrost in der Nähe nach einem solchen von *großer* Bedeutung suchen, wo der erzählende Feldherr wie ein strahlender Gott erscheint und hier die Sonde unerbittlich gebrauchen. Es ist vorauszusetzen, daß hier etwas zu verdecken war, von dem die Aufmerksamkeit abgelenkt werden sollte.

Kommt die Selbsttäuschung, welche von außen her untergelegte Motive nachträglich als wirkliche adoptirt, vorzugsweise nur bei den glücklichen Feldherrn vor, so ist dagegen bei den Autobiographien der *unglücklichen* Feldherrn der Verdacht gerechtfertigt, daß sie *Vertheidigungsschriften* sein sollen. Einem Vertheidiger ist Vieles erlaubt und insbesondere, wenn

er sich selbst vertheidigt: wenn es ihm nützt, darf er selbst andere beschuldigen. Memoiren dieser Art dürfen ebenso wenig als treue Geschichtsquelle benutzt werden, als die Geschwornen ihr Urtheil nach der Rede des Vertheidigers und nichts weiter formuliren dürfen. Bisweilen erscheinen derartige Denkwürdigkeiten erst nach dem Tode desjenigen, der sein Leben schilderte. Dies pflegt dann ein günstiges Vorurtheil zu erwecken. Der Mann ist zu seinen Vätern versammelt: welchen Grund, welche Veranlassung hatte er noch, die Wahrheit zu verschweigen oder zu entstellen? Die Frage ist sehr einfach: der Mann war noch keineswegs zu seinen Vätern versammelt, als er seine Denkwürdigkeiten schrieb; er that dies vielmehr zu seinen Lebzeiten und unter dem Eindruck aller der Vorwürfe, — vielleicht, ja wahrscheinlich auch mehrfach unbegründeter, — der Flüche und Verwünschungen, die er rings um sich hörte.

Autobiographieen, welche einer Vergangenheit angehören, die nicht ebenso sehr weit hinter uns zu liegen braucht, enthalten Vieles, was dem Leser völlig unverständlich sein kann. Es gehört vielleicht ein eigenes Studium dazu, dies aufzuklären und verständlich zu machen. Die Gründe dazu liegen in sehr verschiedenen Umständen. Erstens lebt der Mann, welcher seine Denkwürdigkeiten schreibt, in den Ereignissen seiner Zeit; aber nur diejenigen, an welchen er selbst theilgenommen hat, oder bei denen er eine hervorragende Rolle gespielt hat, erzählt er ausführlich, andere, die mit diesen in mehr oder minder naher Beziehung standen, erwähnt er nur beiläufig. Er setzt voraus, daß sie in ihrem Wesen Jedermann ebenso bekannt seien, wie ihm selbst und in dieser Voraussetzung deutet er sie wohl auch blos an, ohne sie geradezu zu nennen. Nun trifft

aber die Voraussetzung für den Leser einer späteren Zeit gar nicht zu, und diesem geht unendlich viel von dem ganzen Sinne verloren. Zweitens lebt unser Mann in den Einrichtungen seiner Zeit; auch sie setzt er als bekannt voraus, und auch diese Voraussetzung ist in Bezug auf den späteren Leser durchaus nicht begründet. Wenn man die Geschichte des Kriegswesens betrachtet, wie vieles hat sich da nicht im Laufe von wenigen Jahrhunderten geändert. Militärische Ausdrücke, welche uns heute noch geblieben sind, hatten vor dreihundert Jahren oft einen ganz anderen Sinn, als sie ihn heute haben; andere sind gänzlich verschollen und sogar in dem Helfer aller derjenigen, die mühselig und beladen sind, in dem Conversationslexikon, sucht man vergeblich nach ihnen. Drittens endlich lebt unser Mann in den Sitten und Anschauungen seiner Zeit; auch diese haben sich geändert mit den Tagen und den Monden; und ohne daß wir uns lebhaft in die vergangene Zeit zurückversetzen, wird es uns oft schwer, oft unmöglich, den großen Eindruck zu begreifen, welchen dieses oder jenes Ereigniß auf unsern Denkwürdigkeitsschreiber machte, oder die Leichtigkeit, mit welcher er über ein anderes hinweggeht. Viertens aber ist der Memoirenschreiber nicht Geschichtschreiber und wir, die wir in einer spätern Zeit seine Denkwürdigkeiten lesen, haben wenigstens das Bedürfniß, den Memoirenschreiber vom Geschichtsschreiber stets trennen zu können. Wir lassen es uns gerne gefallen, daß er die Ereignisse, an denen er selbst theilgenommen hat, auch wo sie an sich unbedeutende waren, mit größter Ausführlichkeit schildere, aber zugleich möchten wir gerne wissen, welches Gewicht diese speziellen Ereignisse und Erlebnisse in die Wagschale der Geschichte werfen und mit welchem Rechte sie

hier so hochgestellt werden, abgesehen von dem Rechte, welches der Anspruch des Individuums auf seine persönliche Geltung und Geltendmachung gibt. Auch in dieser Beziehung bietet die Autobiographie Nichts für uns. Ein kleines Gefecht, an welchem der Erzähler als Zugführer oder Compagniechef theilnahm, wird er uns mit derselben Ausführlichkeit in Hinsicht auf seine Person, d. h. aber mit viel größerer Ausführlichkeit und Feierlichkeit in Hinsicht auf die Sache erzählen, als die große Völkerschlacht, welche er in späteren Jahren als Feldherr geleitet hat. Er ist vollständig in seinem Rechte, aber wir haben ein anderes Recht, einen anderen Anspruch, den wir unsererseits auch befriedigt wissen wollen: dem erzählten Ereigniß, möge es nachher erzählt werden, wie es wolle, soll zuerst seine wahre Stelle in der Gesammtheit der Ereignisse angewiesen werden, und das geschieht eben vom Erzähler nicht. Beiläufig sei hier bemerkt, daß in neuester Zeit, seit den verschiedenen kleinen Insurrektionskriegen von 1848 ab eine Manier, Kriegsgeschichte — nicht Memoiren — zu schreiben, aufgekommen ist, welche gleichfalls das kleinste Vorpostengefecht wie eine große Völkerschlacht behandelt. Der Memoirenschreiber mag dazu ein Recht haben, der Geschichtschreiber hat es nicht. Es gibt eine bekannte Aufgabe: „Wenn der große Mast eines Schiffes hundert Fuß hoch ist, wie alt ist dann der Capitän dieses Schiffes?" Nicht minder schwierig möchte diese andere zu lösen sein: „Wenn man über den preußisch-badischen Feldzug von 1849 ein Buch von drei Bänden schreiben kann, wie viel Bände müßte dann ein Buch über die Freiheitskriege haben?"

Bei aller Vortrefflichkeit der militärischen Autobiographie wird sie, wie wir gesehen haben, mit der Zeit nicht gerade un-

verständlich, aber sie kann schwer verständlich werden und weil sie den Leser oft zur Beschäftigung mit Nebendingen behufs seiner persönlichen Aufklärung zwingt, kann der wesentliche Eindruck, den sie eigentlich geben sollte und folglich auch der wesentliche Nutzen verloren gehen, welchen sie gewähren sollte.

Um ihren wahren und inneren Werth auch für spätere Zeiten nicht zu verlieren, muß sie deren Verständniß durch äußere Mittel wieder näher gerückt werden. Dies kann nun auf zweierlei Weise geschehen: durch einen Commentar zu ihr oder durch neue Bearbeitung, dadurch, daß man die ursprüngliche Autobiographie mit Noten erläutert oder dadurch, daß man sie lediglich zur Grundlage einer neuen Biographie macht. Die Noten, namentlich wenn sie in großer Zahl nöthig werden, entsprechen, wie es uns scheint, dem Zwecke wenig, welchen wir immer speciell vor Augen und in dem Vorigen des Weitern angezeigt haben. Sie sind wie ein unschmackhaftes Arzneimittel, welches man besserer Verdauung halber unter Gesichterschneiden hinunterschluckt und welches vielleicht obenein den Magen noch mehr verderbt, als er es vorher schon war. Lebendigkeit und Frische geht zum Teufel. Die Neubearbeitung ist daher vorzuziehen.

Die militärische Biographie, wo sich der Biograph auf persönliche Anschauung, persönliche Bekanntschaft und persönliche Mittheilungen nicht stützen kann, — Dinge, mit denen allerdings von den litterarischen Industrierittern unserer Zeit, die neben deren Credits mobiliers nun einmal nicht fehlen können und dürfen, ein unerhörter Mißbrauch getrieben wird, — sollte wo möglich immer eine Autobiographie zur Grundlage haben. Der spätere Biograph kann ohne Mühe die nothwendige Erwähnung der Zeitereignisse einflechten, auf welche der Autobiograph

sich nur ausnahmsweise bezog; er kann der Einrichtungen gedenken, welche von denen der späteren Zeit abweichen, ebenso der Sitten und Anschauungen; er kann außerdem die Mittel liefern, den relativen Werth der individuellen Thätigkeit und Einwirkung des Helden auf den absoluten zurückzuführen, ohne daß er deßhalb den Eindruck der Persönlichkeit verwische oder ungerecht gegen diese werde. Bei solcher Behandlung kann eine Biographie eines Mannes der Vergangenheit mehr leisten für die Gegenwart, als die Autobiographie desselben und kann es in leichterer und bequemerer, zugänglicherer Weise.

Fehlt die Autobiographie des Helden, so fehlen doch vielleicht nicht andere Werke seines Geistes, die er hinterlassen hat, und die Manches auch in seinem äußeren Leben aufzuklären im Stande sind. Es gilt dann, diese aufzusuchen und in ihnen die vermißten Erklärungen.

Wir haben zu den militärischen Biographien im weiteren Sinne auch die Regiments-, überhaupt die Truppengeschichten gerechnet. Diese, welche erst in neuerer Zeit hervorgetreten sind oder doch erst in neuerer Zeit so häufig geworden sind, daß sie einen besonderen Zweig der militärischen Litteratur bilden, sind als militärische Biographien in mehr als einer Weise zu bezeichnen. Sie führen nicht das Leben eines einzelnen Mannes vor, aber das eines Truppenkörpers, welcher bei geschickter Behandlung in unseren Augen ganz den Werth einer Person erhalten und dasselbe Interesse an seinen Schicksalen in uns anregen kann. Sie sprechen aber außerdem auch von den Individuen, welche den Truppenkörper zu verschiedenen Zeiten zusammengesetzt haben. Und wenn die Ehre der Monobiographie nur großen Männern oder solchen zu Theil wird, welche eine

hervorragende Stelle eingenommen haben, so kann nun die Regimentsgeschichte auch die Thaten der Tapferen zu Ehren bringen, welche in bescheidenern Stellungen verhältnißmäßig Großes vollbrachten. Die Regimentsgeschichte soll dies selbst; neuerdings hat die Kriegsgeschichte oder Geschichte der Kriege versucht, dieses Amt zu usurpiren, wie man eingestehen wird, nicht zu ihrem Vortheil. Wenn in einer Kriegsgeschichte erzählt wird, wie viel Feinde der Füsilier Peter in einer Schlacht erschossen hat, wie der Oberjäger Paul, obgleich er verwundet war, noch bis zum Ende des Gefechtes mitkämpfte, wie der Husar Kunz vermittelst seiner Geistesgegenwart drei Mann auf einmal gefangen machte; ja wenn wohl noch weiter herabgestiegen und uns erzählt wird, wie die Musketiere Hans und Heinz über die Vorzüge eines Weinlandes oder eines Schnapslandes philosophiren, oder wie der Dragoner Muck durch schlaue Witterung einiger Hämmel das Biwak seiner hungrigen Escadron versorgt, so ist es kein Wunder mehr, wenn über einen vierzehntägigen Feldzug, in dem nicht hundert Mann geblieben sind, ein dreibändiges Opus geschrieben wird, aber natürlich ist von Kriegsgeschichte bei diesem Anekdotenkram nicht mehr die Rede. Häufig ist auch der Verfasser in seinem Eifer, alles Material dieser Art zusammenzuschleppen, so weit gegangen, daß uns als Heldenthaten Geschichten aufgetischt werden, die nichts weniger sind als solche und uns an jenen berühmten Krieger erinnern, der sich rühmte, in einem Tage hundert Köpfe abgeschnitten zu haben, und auf die Frage, ob sich denn die Feinde gar nicht gewehrt hätten, erwiederte: ja, sie seien schon todt gewesen.

Die Kriegsgeschichte oder Geschichte eines Feldzuges muß die Erzählung einzelner Züge solcher Art nothwendig der Regi-

mentsgeschichte überlassen; jene darf wenigstens dieselbe nur einflechten, wenn sie etwas ganz Außerordentliches enthalten. Die Regimentsgeschichte darf viel weiter gehen; sie darf Alles erzählen, was zur Charakteristik des Geistes der Truppe dienen kann, deren Schicksale sie der Nachwelt aufbewahren will; das Anekdotische und Episodische ist hier um so mehr gerechtfertigt, da nicht soviel dazu gehört, alle hervorragenden Thaten der Soldaten eines einzigen Regimentes zu erwähnen, als diejenigen der Soldaten einer Armee von 100000 Mann. Aber das versteht sich von selbst, daß auch die Regimentsgeschichte muß Maaß zu halten wissen und nicht Albernheiten auftischen darf.

In richtiger Behandlung wird die Geschichte insbesondere älterer Regimenter eine reich fließende Quelle der Geschichte des Kriegswesens der neueren Zeit. Wie viel falsche Ansichten über Einzelheiten der Kriegskunst und des Kriegswesens in ihrer Entwicklung und deren verschiedenen Perioden noch verbreitet sind und in den Schriften umlaufen, wie diese denn auch falsche Auffassungen des Allgemeinen und Ganzen zur Folge haben, ist Jedem hinreichend bekannt, der sich einmal einläßlicher mit der Geschichte eines einzelnen Zweiges der Kriegskunst befaßt hat. Die nach den Quellen geschriebene Regimentsgeschichte kann wenigstens für ihr Regiment die Einzelheiten der Ausrüstung, Bewaffnung, Verwaltung, der Ausübung des innern Dienstes, der Anwendung der Reglemente ermitteln und dadurch die schätzbarsten Beiträge für die Geschichte der Waffe gewinnen. Sie darf mit vollkommenem Rechte auch auf die Geschichte dieser Waffe vor dem Bestehen des Regimentes zurückgreifen, wenn ihr Specialquellen von sonst geringer Zugänglichkeit hiefür zu Gebote stehen, wie das häufig genug der Fall ist. Wenn die

Verfasser der Regiments- und Truppengeschichten nach diesen Gesichtspunkten verfahren, so kann ihre Arbeit nicht verfehlen, eine dankbare zu sein, viele falschen unbegründeten Ansichten zu berichtigen und zur Begründung richtiger beizutragen, was eben so viel werth ist. Diese Truppengeschichten werden so die Grundlagen der Kulturgeschichte des Kriegswesens, und weit entfernt, daß sie deßhalb den specialbiographischen Character aufgeben müßten, ist vielmehr dessen Bewahrung die sicherste Bürgschaft dafür, daß sie auch jenem Zwecke am vollkommensten dienen.

Wir müssen schließlich noch eines Zweiges militärlitterarischer Thätigkeit gedenken, welcher mit unserem Gegenstande in innigem Zusammenhange steht, in einem innigeren, als man es auf den ersten Blick glauben sollte. Wir meinen die Soldatengeschichten. In dem Sinne, wie wir das Wort jetzt verstehen, das nach der Analogie von Dorfgeschichten gebildet ist, ist die Sache wohl deutschen Ursprungs und schwerlich gibt es anderswo eine solche Menge von etwas Aehnlichem. Die Soldatengeschichten erscheinen in eigenen Büchern und suchen seit einiger Zeit auch ein Unterkommen in den militärischen Zeitungen. Dennoch sind wir mit dem Eigenen noch nicht zufrieden gewesen und haben selbst aus dem Italienischen die kleinen Anekdoten, welche der Piemontese Bianco von San Jorioz behufs Erleichterung des Lese- und Schreibunterrichts für die Unteroffiziere zusammengestellt hatte, als Kasernenerzählungen in's Deutsche übertragen.

Die Soldatengeschichte ist ein Roman, in welchem Soldaten die Hauptrolle spielen. Dies ist die einfache und ursprüngliche Auffassung. In welchem Verhältniß steht nun die Soldatengeschichte zu der militärischen Biographie? — Die letztere erhält

ihren Helden von der Geschichte; sie kann also nur einen Mann zum Gegenstande nehmen, der eine hervorragende Rolle gespielt hat, eine geschichtliche Person. Die Regimentsgeschichte supplirt in dieser Beziehung nur wenig; sie erzählt einzelne hervorragende Thaten, auch aus den niederen Schichten, aber einen ganzen Lebensabriß aus diesen Schichten kann sie nicht liefern. Das kann allerdings der militärische Roman oder die Soldatengeschichte.

Die militärische Biographie hält sich an das militärische Leben ihres Helden; sie arbeitet außerdem, wenn sie nicht Autobiographie ist, nach geschichtlichen Quellen und diese selbst haben nicht in alle Winkel der socialen Stellung und des Herzens ihres Helden in Bezug auf sie geschaut. Bei der Autobiographie, scheint es, müsse dies anders sein; indessen es ist nicht viel anders. Der General, welcher seine eigenen Schicksale niederschreibt, thut dies als Militär und es wird immer vorzugsweise sein militärisches Leben sein, welches er dem Leser vorführen will. In sein Haus, in seine Familie, in den Kreis seiner Freunde führt er den Leser meistentheils gar nicht, er läßt ihn höchstens von außen her einen Blick in diese Verhältnisse thun, immer geschieht das nur beiläufig, oberflächlich. Auch in der Erzählung der Feldzüge treten die Verhältnisse des socialen, rein menschlichen Lebens, welche doch hier so wenig aufhören zu existiren, als im Frieden, welche auch hier ihre Eindrücke äußern wie dort, nur ganz ausnahmsweise und beiläufig, fast unfaßbar dem Leser vor Augen. Wie begreiflich kann hier die Truppengeschichte so gut als gar nichts ergänzen, weder für die oberen noch für die unteren Schichten des Heeres.

Da tritt nun der militärische Roman, die Soldatengeschichte

ein. Sie kann sich ihre Personen schaffen, sie kann sie nehmen aus den höchsten, wie aus den niedrigsten Schichten des Heeres, kann sie mit den verschiedensten rein menschlichen Eigenschaften bekleiden, in Verbindung mit den verschiedenartigsten Leuten, in die verschiedenartigsten socialen Positionen bringen und alle die Eindrücke, welche von diesen gegeben, welche von dem Helden empfangen wurden und dann selbst deren unmittelbaren Einfluß auf das kriegerische Handeln des Helden und so folglich bisweilen auf die kriegerischen Ereignisse schildern, jede Falte des Herzens bloslegen.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist die Soldatengeschichte auch für die Bildung des Soldaten kein verächtliches Moment, sie erlangt ihren unbedingten Anspruch auf Existenz und ihre Bedeutung. Wer die Aufgabe zu lösen vermag, die wir ihr stellen, der arbeitet nicht umsonst. Aber es versteht sich, daß die Welt, das militärische wie das nichtmilitärische Publikum, an den militärischen Roman dieselben Ansprüche zu machen haben, wie an jedes Kunstwerk. Ist er kein Kunstwerk, so ist er auch kein Roman. Der Dichter muß ein Dichter sein und doch zugleich den Stoff zu behandeln wissen, mit dem er umgeht. Der Verfasser einer Soldatengeschichte, der immerfort von Soldaten spricht, ohne eine Idee von militärischen Eigenschaften zu haben, der sich stets mitten in militärischen Einrichtungen bewegt, ohne den geringsten Begriff davon zu haben, und wenn er auch ein Dichter ist, kann Niemanden ergreifen, Niemanden zur Kenntniß seines Herzens führen. Er ergreift den Mann vom Fache nicht, weil er denselben stets durch falsche Auffassungen und falsche Bezeichnungen stört, aber er ergreift auch ganz sicher den sogenannten Laien nicht. Es ist mit diesen

Soldatengeschichten, wie mit den sogenannten Dorfgeschichten. Wer hätte nicht Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach verglichen und hätte bei des letzteren schwäbischen Bauern, selbst wo sie im Mist bis über die Knie waten, nicht unwillkürlich an die allerdings unpassenden Glacéhandschuhe denken müssen, während bei dem Bauer des Pfarrers von Lützelflüh, selbst wo er im Sonntagsstaat auftritt, der angenehme Güllegeruch, welcher von einem rechten Bauern unzertrennlich ist, ebenso unwillkürlich durchdünstet! Dort Masken vom Fenster des **Ami de la tête** in Bauernröcken, hier lebendige Bauern, aus dem vollen Holze geschnitten! Wen hätte nicht der Lyriker gestört, der stets von Blumen schwärmt, aber sowie er über die Rose hinauskommt, sich in unbestimmter Bläue bewegen muß, weil er niemals eine andere Blume hat nennen hören, niemals in Feld und Wald gefühlt hat, was ihm nur ein Park **à la francaise** eingeben konnte. Es geht diesen Leuten wie den „gelehrten" Geschichtsschreibern militärischer Ereignisse nach Montluc's Behauptung: „Wollte Gott, daß wir, die wir die Waffen tragen, uns gewöhnten zu schreiben, was wir gesehen und gethan haben. Denn es scheint mir, wir würden diese Dinge — so weit es den Krieg betrifft — in besseren Schick bringen, als die gelehrten Leute. Denn sie hängen allen Dingen ein eigenes Mäntelchen um, — **et cela sent son clerc.**«

Andererseits genügt einem Verfasser von Soldatengeschichten die Kenntniß des Gegenstandes nicht; er muß auch ein Dichter sein, wenn er seinen Zweck erfüllen soll. Sonst kann er kein Kunstwerk liefern. Der Soldat, der ohne Dichter zu sein, eine Soldatengeschichte schreiben wollte, würde ungefähr die Rolle des geschickten Steinmetzen spielen, welcher sein Leben lang nach

Zirkel und Lineal die schönsten Rinnen und Kragsteine gemacht hat und dem es nun auf einmal einfiele, eine Statue der Aphrodite herzustellen. So viel auch mit einigem Anschein von Recht dagegen gesagt werden mag, wir glauben, daß die Eigenschaften des Soldaten und des Dichters sich mindestens äußerst selten in einer Person zusammenfinden werden. Daß alle großen Soldaten eine rege Phantasie gehabt haben, ist durchaus nicht zu läugnen, aber die Phantasie, welche den großen Soldaten macht und die, welche den großen Dichter macht, sind sicherlich zwei verschiedene Dinge; obgleich es noch keinem Professor der Aesthetik eingefallen ist, einmal über diesen sehr practischen Gegenstand zu philosophiren.

Friedrichs des Großen Prosa kann Jedermann befriedigen; selbst dort, wo die Phantasie sich sehr stark in die Darstellung der Thatsachen einmischt; sie befriedigt, so lange nur der „Dichter wider Willen" hervortritt. Seine Verse sind abscheulich, ganz abgesehen von der Form, auch ihrem Inhalt nach.

Nach allen diesen ganz allgemeinen Vorbemerkungen, deren Wahrheit schwerlich geläugnet werden möchte, können wir den sogenannten Soldatengeschichten in aller Welt kein sehr günstiges Prognosticon stellen. Und, wir denken, daß die Thatsachen dem entsprechen, was wir darüber gesagt haben. Ein Beweis dafür würde unter anderm auch dieses sein, daß es Jemand einfallen konnte, aus dem Neuitalienischen Kasernenerzählungen in's Deutsche zu übersetzen, was auf uns genau den gleichen Eindruck gemacht hat, als ob es Jemand einfiele, sein Schlachtroß mit Zuckerwasser füttern zu wollen.

Aber es ist nun noch ein ganz specieller Umstand, welcher wesentlich dazu beigetragen hat, die Soldatengeschichten vollends

zu entwerthen. Die Zeit, von welcher ab sie Mode wurden, war nämlich das Jahr 1848. Wenn wir nun die Soldatengeschichten als militärische Romane, in denen folglich Soldaten die Hauptrollen spielen, characterisirt haben, so folgte daraus unmittelbar, daß sie vorzugsweise eine Lectüre von Soldaten sein sollten. Indessen konnten sie, wenn sie anders etwas werth waren, ebenso gut von einem Menschen gelesen und geschätzt werden, der gar kein Soldat war.

Daß die Soldatengeschichten von Soldaten handeln sollten, trat nun aber bald in den Hintergrund. Die Sache wurde Geschäftssache und in den Vordergrund trat, daß die Soldatengeschichten von Soldaten gelesen werden sollten. Daher die schönen Titel Kasernenerzählungen rc. Der Soldat kauft in der Regel wohl keinen Roman. Sollten diese militärischen Romane von ihm gelesen werden, so mußten sie ihm octroyirt und, was die Hauptsache ist, für ihn gekauft werden; sie mußten also höheren und höchsten Orts approbirt werden.

Wie sich alle Welt erinnert, waren aber das Jahr 1848 und die ihm zunächst folgenden eine ganz eigenthümliche Zeit in Bezug auf diese höhere und höchste Approbation. Die Heere hatten nur Gelegenheit gefunden, im Bürgerkriege bald mehr bald minder unverhüllt sich auszuzeichnen und etwas zu thun. Die siegreichen bestehenden Gewalten taxirten den ganzen Werth des Heeres nur nach der Fähigkeit, der Insurrection oder Revolution Widerstand zu leisten, also vollständig einseitig. Da die nothwendige Kraftanstrengung verhältnißmäßig gering gewesen war, so ward überall der Wille des Soldaten oder noch besser gesagt, die Gesinnung für die Leistungsfähigkeit und für die That genommen. Auf die Gesinnung wurde von den

Regierungen derselbe Nachdruck gelegt, wie von jenen vormärzlichen Liberalen, die auch immer nur die Gesinnungstüchtigkeit priesen, die That dagegen in den Hintergrund schoben und nicht den mindesten Respect vor ihr zeigten. Die Gesinnung des Soldaten, welche man besonders verlangte, war naturgemäß treue Anhänglichkeit an das Bestehende. Man machte sich freilich in Hinsicht auf die bereits bewiesene treue Anhänglichkeit keine Illusionen und erkannte wohl, daß dieselbe häufig blos Trägheit, Mangel an Feuer, Mangel an Kraft zu activem Auftreten gewesen war; aber man versprach sich, daß man eine künftig erst zu beweisende Gesinnung erzeugen könne. Dazu ward nun auch das Lesen von Soldatengeschichten für zuträglich gehalten, und dies gab den Soldatengeschichten von damals vorherrschend ihre Farbe. Ein solcher Anfang wirkt aber nach und ein Ding verläßt schwer den Weg, auf welchem es begonnen hat.

Daß die Gesinnungstüchtigkeitsrichtung eine matte, eine Zuckerwasserrichtung ist, wird wohl zugegeben werden müssen. Die Soldatengeschichten mußten gleichfalls matt ausfallen; sie bekamen einen lächerlich sentimentalen Anstrich; der Soldat wurde wohl angeleitet, seinem General dankbar zu sein durch die Erinnerung daran, daß dieser ihn zu täglichen Waschungen angehalten habe. Thränen und Küsse und aller mögliche Firlefanz dieser Art spielten eine große Rolle, eine ganz unaussprechliche sentimentale Art von Liebe gegen eine Menge Menschen aller Geschlechter wurde verherrlicht. Freilich besann sich nun der Autor hin und wieder, daß seine Soldaten doch nicht immer lieben, winseln, in Treu und Dankbarkeit ersterben könnten. In diesem Falle wurde durch ein paar Flüche oder sonstige

Rohheiten nachgeholfen, welche das Gleichgewicht wieder herstellen sollten, oder durch einige Witze, gerichtet gegen die besiegten Feinde.

Als der nächstliegende Stoff der selbstdurchlebten inneren Kriege den Autoren ausging, da griffen sie nach älteren kriegsgeschichtlichen Stoffen. Hier hätte nun ein besserer Weg wohl eingeschlagen werden können, wenn die Sache nicht bereits gründlich verfahren gewesen wäre. Diese älteren geschichtlichen Stoffe boten eine reinere dichterische Anregung, als das eben persönlich Erlebte. Aber freilich mußte ein Dichter an sie herankommen, um sie demgemäß aufzufassen. Davon haben wir nun nichts entdecken können. Wo nicht bei der alten Winselei stehen geblieben wurde, da erstreckt sich die ganze Fabel des Romans darauf, daß ein alter Wachtmeister jungen Soldaten z. B. die Freiheitskriege erzählt, — oder wie es uns vorkommt, aus Kohlrauschs Geschichte vorliest. Alle vorkommenden Abweichungen beschränken sich darauf, daß der alte Wachtmeister hin und wieder noch hinzusetzt: da ging es heiß her, da hieb ich rechts, da hieb ich links, und dergleichen banale Redensarten mehr, dann daß er den Stil — vermeintlich — popularisirt, d. h. das Deutsche verdirbt. Zum Soldatenstil scheint z. B. nach vielen neueren Proben gerechnet zu werden, daß man das „ich" wegläßt, wo es eigentlich stehen sollte, und ebenso alle anderen Pronomina dieser Art; „sind tüchtig abgeklopft worden, versichere euch", statt: „wir sind tüchtig abgeklopft worden, ich versichere es euch", und dergleichen mehr, was unseres Wissens sonst nur eine Eigenthümlichkeit der Kaufmannsbriefe oder unterthäniger Suppliken war, deren Autor in seiner Unterthänigkeit lieber gegen die Grammatik und den Stil sündigen, als den

Anschein gewinnen wollte, er lege einigen Werth auf seine Person und Persönlichkeit.

Obgleich nun noch immer Soldatengeschichten der verschiedenen bezeichneten Sorten und Kaliber geschrieben und auch wohl gelesen werden, will es uns doch bedünken, als erkenne man allmälig in immer weiteren Kreisen das Faule, welches in der ganzen von ihnen anfangs eingeschlagenen Richtung liegt, als käme man von dem Gesinnungstüchtigkeitsschwindel in militärischen Dingen zurück, um sich dem Wesentlicheren zuzuwenden, als kämen folglich jene faulen Soldatengeschichten in Mißcredit. Wir glauben nicht, daß wir dieses gerade dem materialistischen Geiste unserer Zeit verdanken, denn dafür hat die Geschichte stets Beispiele in Menge geliefert, daß sich gerade der Materialismus mit den gröbsten geistigen und geistlichen Verkehrtheiten sehr gut verträgt und sehr leicht in Verbindung setzt. Wir schreiben die Umkehr vielmehr lediglich der Beruhigung der Geister seit den inneren Kriegen zu, welche sie zum Erkennen der Wahrheit immer fähiger macht und ihnen dann nothwendig einen heiligen Eckel vor der nichtsnutzigen, heuchlerischen, abgeschmackten und heulmeierischen Phrase beibringen muß.

Unter solchen Umständen könnte nun die Soldatengeschichte wohl einen anderen Weg einschlagen und so ein wirkliches Bildungsmittel werden. Wir wünschten, daß dies geschehe, daß einer jener seltenen Vögel, welcher ein Soldat und zugleich ein Dichter wäre, diese Zeilen läse und durch sie angeregt würde, einmal auf der rechten Bahn sich zu versuchen.

Wir glauben nicht, uns von unserem Gegenstande entfernt zu haben, wenn wir in dieser Einleitung zu militärischen Biographieen einmal die verschiedenen Classen der militärischen Ge-

schichte — die erdichtete, den Roman, eingeschlossen — eine Generalrevue passiren ließen, zumal in unseren Tagen, da gerade dieser Zweig der militärischen Litteratur immer neue Blätter und Blüthen treibt, Unkraut in Masse nebenbei, das versteht sich.

Wir haben nun noch über diejenigen Biographieen im Speciellen zu reden, von denen wir eine erste Reihe hiemit dem günstigen Leser vorlegen. Findet die Arbeit den Anklang, welchen wir uns wünschen und hoffen, so wird sie in ähnlicher Weise fortgesetzt werden.

Unsere Absicht bei diesen militärischen Biographieen hängt mit der Wahl unserer Stoffe zusammen und geht aus ihr hervor. Wir wollen nämlich die Biographieen solcher Männer aller Zeiten liefern, welche noch wenig oder gar nicht der Gegenstand einer eigenen Behandlung gewesen sind, welche folglich in ihrem militärischen Wirken wenig gewürdigt und bekannt, dennoch es zu sein verdienen, theils weil sie wirklich große und weltgeschichtliche Thaten vollbracht haben, theils weil sie im Mittelpunkt einer großen Entwicklungsbewegung des Kriegswesens standen und dabei eine thätige Rolle spielten und eine characteristische Wirksamkeit zeigten. Wie wir die Behandlung der militärischen Biographie verstehen, darüber haben wir uns im Vorigen zur Genüge ausgesprochen. Wir werden demnach uns am liebsten immer auf eine Autobiographie oder dann auf die eigenen Werke des Mannes beziehen, dessen Leben zu schildern wir unternehmen, und erst, wo diese Mittel uns ausgehen, zu anderen Hülfen unsere Zuflucht nehmen. Die Biographie schließt immer zwei Seiten ein: die Erzählung der Thaten und die Characteristik des Mannes und seiner Wirksamkeit. Soweit es sich zwanglos thun läßt, muß Beides Hand in Hand

mit einander gehen; die Erzählung der Thaten muß innig verknüpft sein mit der Characteristik; die letztere muß sich möglichst aus der Art, wie die Thaten erzählt sind, selbst ergeben. Aber die Natürlichkeit der Verknüpfung hört auf, wo uns der Mann durch die eigene Erzählung seiner Thaten oder durch andere schriftstellerische Leistungen besondere Mittel und Wege zu seiner Characteristik bietet und uns zu solcher in einer bestimmten Beziehung auffordert. Hier würde entweder bei der bloßen Erzählung der Thatsachen manches Wichtige und Eigenthümliche, das an sich von Bedeutung ist und Beleuchtung erfordert, verloren gehen müssen, oder sollte dies nicht sein, würde die Einmischung von kritischen oder analysirenden Excursen die Einheit der Handlung stören, ihren Fluß unterbrechen. Hier also erscheint es nicht blos gerechtfertigt, sondern selbst nothwendig, die Characteristik im Ganzen oder in einer bestimmten Beziehung der Erzählung der Thaten folgen zu lassen.

Wie aus dem oben Gesagten folgt, werden unsere Biographieen zugleich immer Beiträge zur Geschichte des Kriegswesens derjenigen Periode liefern, in welcher die Lebensgeschichte spielt. Das ist keine nothwendige Eigenschaft der Biographie, aber es ist sicherlich erlaubt, einen solchen Nebenzweck zu verfolgen: er gewährt den Nutzen, daß er dem Ganzen eine bestimmte Färbung gibt; und daß man gerade diesen in die Biographie hineinziehe, dazu bietet dieselbe eine naheliegende Veranlassung, indem sie durch specielle Beziehungen des einzelnen Mannes zu den Verhältnissen seiner Zeit, auffordert, Einzelheiten näher zu beleuchten und in's Auge zu fassen, welche vielleicht auch dem scharfblickendsten Historiker entgehen, der ein Ganzes im Zusammenhange schildern will.

Daß nun die Biographieen aller Männer, welche hier vorgeführt werden, nach *demselben* Zuschnitte gegeben werden, wird nicht zu fordern sein. Außer der Ungleichheit der *Charactere* und *Handlungen*, welche darzustellen sind, verbietet es die Verschiedenheit der *Quellen*, aus welchen wir schöpfen konnten, welche für den einen Theil sehr reichlich, für den andern sehr spärlich fließen, welche bald so zuverläßig sind, daß ihnen unbedingt nacherzählt werden kann, bald so unzuverläßig, und verworren, daß die gründlichste Kritik dazu gehört, sie zu sichten und aus ihnen die Wahrheit herzustellen, soweit das überhaupt möglich ist; verbietet es endlich der verschiedene Grad der Bekanntschaft des Lesers mit den allgemeinen Verhältnissen der Zeit, von welcher die Rede ist. In dieser Beziehung darf billiger Weise bald Vieles vorausgesetzt werden, bald sehr Weniges; und wenn es in jenem Falle unnütz wäre, einleitender Weise die allgemeinen Verhältnisse vorzuführen, so wird es in diesem Falle eine unabweisliche Pflicht des Verfassers. Uebrigens ist ja die Uniformität der Behandlung, wie sie sich als unnatürlich und geradezu unmöglich ausweist, auch nicht einmal etwas *Angenehmes*. Und *den* Wunsch haben wir bei diesem Buche allerdings, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, eine Lectüre zu gewähren, welche leicht zu verdauen von demjenigen, der nur *lesen* will, zugleich demjenigen, der sich genauer mit den Dingen bekannt machen möchte, die Wege *dazu* öffnet. Wir weisen daher die Quellen nach, aus denen wir geschöpft haben, thun das aber in derselben Weise, wie es früher schon von uns geschehen ist und allgemeinen Beifall gefunden hat, durch Verweisung der Citatsnummern an die Seiten, wo derjenige, welcher sich in den Gegenstand vertiefen will, sie ebenso

gut findet, als ständen sie im Text, der andere aber, der nur lesen möchte, nicht durch sie gestört wird. Noten zur Sacherklärung haben wir nur dort gegeben, wo es uns überflüssig schien, erklärende Excurse über die herrschenden militärischen Verhältnisse der Zeit in den Text einzuflechten. Durch unsere Art der Behandlung ist es uns vielleicht gelungen, zugleich diejenigen Ansichten, welche wir über die Art der Behandlung von Soldatengeschichten oben aufgestellt haben, näher zu erläutern.

In der Reihe, welche wir zunächst dem Leser vorführen, finden sich drei Männer, deren jüngster in der Zeit von dem ältesten durch einen Raum von 25 Jahrhunderten geschieden ist; König David, Xenophon, Montluc. Die Frage könnte leicht aufgeworfen werden, ob wir eine besondere Absicht bei dieser Zusammenstellung gehabt hätten. Eine solche war in der That *nicht* vorhanden; es schien uns auch ziemlich gleichgültig, mit wem da begonnen wurde; die Zusammenstellung machte sich zufällig durch den Umstand, daß gerade diese drei Männer zu denen gehörten, welche uns bei unseren neuesten Studien ein besonderes Interesse abgewonnen hatten. Und doch wird die Zusammenstellung der Drei bei näherer Ansicht eben nicht unnatürlich erscheinen, sowohl was die *Analogien* als was die *Gegensätze* in den Schicksalen und Characteren der Männer betrifft.

Eine eigenthümliche äußere Analogie ist es, daß sie sämmtlich *Usurpatoren von Natur* waren; freilich nur bei dem einen kam die Usurpation zur Ausführung und hier in der glänzendsten Weise, wie die Geschichte nur wenige Beispiele bietet, bei *David*, bei den beiden andern blieb es beim Willen, aber dieser Wille fehlte weder bei *Xenophon*, der sich mit Hülfe der

Zehntausend eine eigene Herrschaft an den Küsten Asiens zu gründen gedachte, noch bei Montluc, der im Greisenalter den Tod von dreien seiner Söhne betrauerte, mit denen vereint, von denen unterstützt er sich stark genug glaubte, in einem fernen Lande sich eine eigene Herrschaft, ein eigenes kleines Königreich, das ihm genügt hätte, gründen zu können.

Eine andere äußerliche Analogie ist es, daß alle drei in Zeiten leben, in denen bei ihrer Nation die Fernwaffen in Aufnahme kommen und daß sie alle drei an der Entwicklung des Schützengefechtes, wenn zum Theil auch widerwillig, arbeiten. David macht den Bogen zur Hauptfernwaffe der Juden, Xenophon äußert auf dem Zuge der Zehntausend den entschiedensten Einfluß auf die zweckmäßige Verwendung der leichten Truppen bei den Griechen, er gebraucht dieselben, wie wie sie späterhin gebraucht worden sind; Montluc trägt entschieden dazu bei, das Feuergewehr bei der gascognischen Infanterie heimisch zu machen, er verfolgt auch in Italien die technische Entwicklung der Handfeuerwaffen und die Entwicklung ihres taktischen Gebrauches. Xenophon nnd Montluc siud doch daneben eifrige Anhänger des Handgefechtes und halten ohne dieses den Kampf nicht für vollständig; David, der dem Handgefecht aus dem Wege geht, so lange er nur an der Spitze schwacher Schaaren gegen die weitüberlegene Macht kämpft, verbindet es doch mit dem Schützengefecht, sobald er über größere Massen gebietet.

Feurige und entschlossene Charactere sind alle drei; bei Xenophon, dem philosophisch gebildeten Athener, ist das Feuer am meisten gemäßigt. David bietet die ganze Kraft seines Geistes und Gemüthes zur Verfolgung seines persönlichen Vortheiles

auf und erreicht seinen Zweck. Xenophon handelt stets im Nutzen Anderer, denen er geneigt ist, sich mit Leib und Seele hinzugeben. Bei Montluc wird der Rücksichtslosigkeit ehrgeizigen Strebens durch seine Anhänglichkeit an das französische Königshaus und das Bestehende ein Zügel angelegt.

Doch wir begnügen uns, mit diesen Andeutungen die Aufmerksamkeit des Lesers auf einige der Vergleichspunkte und Unterschiede hingelenkt zu haben.

Gegenstand einer zusammenhängenden, selbstständigen Behandlung vom militärischen Standpunkte aus ist von den drei Männern unsers Wissens bisher nur einer gewesen, Montluc. Aber die Schrift von **De la Barre Duparcq: Biographie et maximes de Blaise de Montluc**, ist in Deutschland kaum bekannt. Diejenigen Leser, welche sie kennen, werden finden, daß sich unsere Behandlung von der französischen wesentlich unterscheidet. Wir kennen eine Menge hochgebildeter deutscher Offiziere, denen Montluc selbst dem Namen nach unbekannt ist. Und doch ist er der französische George von Frundsberg. Jedem, der sich für die Geschichte des Kriegswesens interessirt, wird es eine genußreiche Beschäftigung gewähren, diesen Deutschen mit dem Franzosen und die deutschen Landsknechts-Einrichtungen mit den französischen zu vergleichen, wozu neben unserer Skizze Bartholds „Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation, Hamburg 1833" bequeme Gelegenheit bietet.

Die verschiedenen Nuancen der Behandlung, von welchen wir oben bereits im Allgemeinen geredet haben, wird man schon in dieser Reihe beisammen finden.

Seit mit der Reformation das Bibellesen in Deutschland

heimisch geworden ist, hat sich bei einer Masse von Deutschen die Idee gebildet, als seien wir die Nachkommen der alten Juden. Die Einsicht, daß wir unsere eigene Entwicklung gehabt haben, vollständig zum Bewußtsein gekommen, ist schon ein Produkt höherer geschichtlicher Bildung. Wir begnügen uns nicht, Adam als gemeinsamen Stammvater anzuerkennen; auch Abraham, Isaak, Jakob und Alles, was daher kommt, also auch unsern David, betrachten wir wie unsere Ahnen, und dieß bewegt uns doppelt, diese Leute sämmtlich, abgesehen davon, daß in Schriften von ihnen die Rede ist, die wir immer zuletzt als geschichtliche und zuerst immer als heilige kennen lernen, auch als heilige Männer aufzufassen.

Von einer solchen Auffassung konnten wir selbstverständlich keinen Gebrauch machen. Man kann ein sehr guter Christ und doch ein sehr schlechter Theologe sein. Wir glauben in diesem Falle zu sein. Unser David ist eine historische Person, ein großer Krieger. Sicherlich gehört er nicht zu unseren Ahnen und mit seiner Heiligkeit haben wir durchaus nichts zu schaffen; wir überlassen diesen Punkt den Theologen, in der innigsten Ueberzeugung, daß Jeder bei seinem Leisten bleiben müsse. Wir bemerken dies ausdrücklich, um uns von vornherein gegen etwaige seichte Vorwürfe der Frivolität zu verwahren, die uns gemacht werden könnten. Wir dürfen diese mit sehr gutem Gewissen abweisen. Jedermann mag unsern David kennen lernen, wie er uns bei treuer Forschung erschienen ist, ohne ein Aergerniß daran zu nehmen, wenn er den historischen Menschen von dem kirchlichen Heiligen trennt.

Die Hauptquelle für David's Geschichte sind die Bücher Samuels. Die forschenden Orientalisten und Theologen haben längst

festgestellt, daß diese Bücher in der uns jetzt vorliegenden Redaktion aus einer Anzahl von Quellen zusammengestoppelt sind, welche von verschiedenen Verfassern mit ganz verschiedenen Tendenzen, reinen Historikern, tendenziösen Verherrlichern der jüdischen Staatskirche, romantischen Schwindlern, — bisweilen den Autoren moderner Soldatengeschichten mit historischem Hintergrund vergleichbar, — ausgingen. Selbst dem gar nicht Bewanderten fallen in diesen Büchern die vielen Doppelerzählungen, offenbar nur verschiedene Versionen derselben Geschichte, auf. Die Forscher haben längst auch aus sprachlichen Gründen, abgesehen von den realen, die Thatsache der Zusammenstoppelung constatirt und die einzelnen Elemente derselben nach den verschiedenen Quellenschriftstellern zu unterscheiden und festzustellen gesucht. Ob die Resultate, zu welchen sie bis jetzt gelangt sind, als ganz feste betrachtet werden können, muß wohl einstweilen noch dahin gestellt bleiben. Wir indessen haben diese Forschungen, namentlich de Wettes und Ewalds, getreulich benutzt, und haben gefunden, daß wir uns ziemlich an deren Resultate halten konnten. Es ist aber natürlich, daß unsere Forschung, indem sie einen ganz neuen Gesichtspunkt, den militärischen, in die Sache hineintrug, sich nicht sclavisch an diese sprachlichen und theologischen Forschungen binden konnte, und wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, daß der sprachliche oder theologische Forscher vielleicht hie und da durch unsere Auffassung auf eine neue Fährte, an die er noch nicht gedacht hatte, geleitet werden möchte.

Daß wir z. B. den Kampf Davids mit Goliath als eine historische Thatsache behandeln, damit möchte die sprachliche Forschung oder die kritische Forschung, welche den miltärischen

Standpunkt nicht hat, wenig einverstanden sein. Uns kam es aber so vor, als characterisire dieses kriegerische Auftreten des Helden seine ganze kriegerische Anschauung dermaßen, daß wir sie nicht bei Seite lassen dürften, selbst wenn diese Erzählung nur eine nachträgliche Erfindung wäre.

Da von der Masse desjenigen Publikums, auf welches wir vernünftiger Weise rechnen dürfen und welches wir uns wünschen, die Bücher des alten Testamentes zwar wohl als heilige Schriften, aber nicht als historische gelesen zu werden pflegen, hielten wir es für eine absolute Nothwendigkeit, in der Einleitung zu Davids Leben eine kurze Darstellung der Vorgeschichte des Volkes der Juden bis auf David zu geben. Hoffentlich wird dieses die allgemeine Billigung finden.

In dem Excurse über das Heerwesen der Juden haben wir alles zusammenzufassen versucht, was über diesen Gegenstand aus den vereinzelten Notizen schien aufgefunden werden zu können. Wir bemerken im Voraus, daß um die Dinge festzustellen, vorerst noch ein tüchtiger Orientalist darüber kommen muß; denn unsere eigene Kenntniß des Hebräischen ist nur ein trauriger Ueberrest jugendlichen Sprachforschungsgelüstes. Wir hielten es aber trotzdem nicht für unangemessen, uns an die Sache zu wagen, da schon dieses ein Gewinn ist, wenn wir durch nicht ganz begründete Behauptungen andere zu besser begründeten herausfordern, die bisher offenbar an viele Verhältnisse gar nicht gedacht haben, welche einer Berücksichtigung denn doch nicht ganz unwerth sind. In den wesentlichen Dingen dürften wir überdies kaum Böcke geschossen haben.

Für die Darstellung von Xenophon's Leben hatten wir als Hauptquelle eine Autobiographie, die Anabasis, welche

allerdings nur eine kurze Periode dieses Lebens, aber auch die glanzvollste desselben behandelt. Was die übrige Zeit betrifft, konnten wir uns nur auf einzelne verstreute Notizen stützen und mußten selbst zu Vermuthungen unsere Zuflucht nehmen. Aber Xenophon's Auftreten auf dem Zuge der Zehntausend characterisirt seine kriegerische Tüchtigkeit so vollkommen, daß man dadurch für den Mangel an Nachrichten über die übrigen Lebensperioden des Mannes reichlich entschädigt wird.

Die Verhältnisse der griechischen Staaten zu Xenophon's Zeit liegen in rein geschichtlicher Auffassung der Kenntniß und dem Verständnisse unserer Leser um so vieles näher, als die jüdischen Staatsverhältnisse, daß wir bei Xenophon jener allgemeinen Einleitung nicht bedurften, welche bei David unentbehrlich schien. Dagegen haben wir in einem kurzen Excurse die Organisation jenes Söldnercorps der Zehntausend zu schildern versucht, an dessen Spitze Xenophon seinen Namen unsterblich machte. Die Beschaffenheit dieses Corps, die Eigenthümlichkeit seiner Bildung und Zusammensetzung konnte nicht ohne Folgen für die militärische und politische Anschauungsweise eines Mannes bleiben, der sich in ihm befand, am allerwenigsten ohne Einfluß auf eine so anschmiegende Natur, wie Xenophon. Außerdem fordert die Kenntniß dieses Corps unwillkürlich zu Vergleichen mit den Söldnercorps anderer Zeiten und Völker heraus, und interessant ist es, hier zu bemerken, wie die Natur des Söldnerverhältnisses dahin geführt hat, allen Truppen dieser Art einen und denselben Hauptcharacter zu ertheilen; sowohl was die Art der Zusammensetzung, der Organisation, als was die Befehlsverhältnisse, die Disciplin, ja in vielen Beziehungen selbst die Taktik betrifft.

Bei der wichtigen Stelle, die in Xenophon's Leben die *schriftstellerische* Thätigkeit einnimmt, mußten wir auch diese Seite der nähern Beachtung würdigen, wenn es uns auch gestattet war, nur von den militärischen Schriften zu sprechen. Ist es auch längst anerkannt, daß die *Kyrupädie* keine Geschichte, sondern ein Roman und zwar ein Tendenzroman sei, so glauben wir doch zuerst die spezielle Tendenz festgestellt und im Einzelnen nachgewiesen zu haben. Wir glauben, daß Niemand hienach mehr an der Eigenschaft des Werkes als eines *Lehrbuches der Feldherrnkunst* im Gewande des Romanes zweifeln kann. Wäre die Eintheilung in Bücher, welche nach dem Urtheile der Gelehrten nicht von Xenophon selbst, sondern von spätern Grammatikern herrührt, gar nicht vorhanden, so würde sich bei der Vertheilung nach dem militärischen Stoff die Sache noch evidenter herausstellen. Die sachliche Ordnung ist unverkennbar und stellt sich namentlich bei einem Vergleich der allgemeinen Einleitung, welche das Gespräch zwischen Kyros und seinem Vater enthält, mit den nachher folgenden Einzelheiten in höchster Deutlichkeit heraus. Wir hoffen, daß die Gelehrten, welche sich speziell mit der Kyrupädie beschäftigen, unsere Bemerkungen, obgleich sie von einem Ungelehrten kommen, 1.

1) Der Verfasser ist nicht einmal Doctor, obgleich er wohl abgesehen von allem Andern blos auf philologischem Felde genug gethan hat, um einige Dutzend Doctorhüte communis generis anständig zu decoriren, ja er ist nicht einmal Mitglied einer gelehrten Gesellschaft; — auf der militärischen Seite geht es ihm aus gleichen Gründen ebenso, er hat es da blos bis zu der Erlaubniß gebracht, immer wieder von vorn anzufangen. Zu dieser beiläufigen Bemerkung findet sich der Verfasser durch den Umstand veranlaßt, daß er theils von auswärts her, von Leuten, die da meinen, daß solche dem Verdienste nicht fehlen

der Berücksichtigung würdigen werden und sind überzeugt, daß sie dann die sachliche Ordnung von unserm Gesichtspunkte aus noch tiefer eindringend finden werden, als es unser Ueberblick, der nur die allgemeinsten Verhältnisse umfassen konnte, ins Licht gestellt hat.

Der Epilog, das Ende des Werkes, welches die Perser zu Xenophons Zeit den Persern des Romanes gegenüberstellt, wird von neueren Gelehrten, neuerdings auch von Dindorf, dem Xenophon abgesprochen und für eine Anfügung Späterer erklärt. Wir haben ihn als Arbeit Xenophons behandelt. Ohne daß wir hier auf die Gründe der Gegenpartei eintreten könnten, wollen wir nur den Hauptgrund für unsere Ansicht angeben. Es ist dieser, daß wir es ganz in dem nüchternen Character Xenophons finden, wenn er schließlich selbst erklärt, daß sein Roman keine Geschichte sei, wie die Verfasser alter Comödien bisweilen in ihrem Prolog sagen, man solle nicht glauben, daß die Comödie, welche man sehen werde, Wirklichkeit sei.

Für Montluc's Leben lag uns eine vollständige Autobiographie vor. Was sie selbst dunkel und unbestimmt läßt, wie z. B. das Jahr der Geburt und Aehnliches, ist gleichgültig für die Characteristik, sowie für die Lebensschicksale des Mannes. Andere Schriftsteller lehren uns nur wenig über ihn, was wir nicht von ihm selbst erführen; Brantômes Artikel über Montluc ist verhältnißmäßig lang genug und es wäre Raum genug vorhanden gewesen in ihm, Vieles Thatsächliche über den Mann beizubringen. Doch wer die Manier Brantômes kennt, wird

können, mit allerlei Titeln beglückt wird, daß ihm andererseits förmlich Vorwürfe darüber gemacht sind, daß er seine Titel nicht auf die Titel seiner Bücher setzt.

dies von vornherein nicht erwarten. Die Geschichtschreiber der Hugenottenkriege, auch so weit sie die entschiedensten Gegner Montluc's sind, zeigen ihn doch durchaus nicht in einem andern Licht, als er sich in seiner Ehrlichkeit selbst darstellt, doch helfen sie uns oft zur Orientirung über die allgemeinen Verhältnisse, die Montluc als bekannt voraussetzt.

Die Autobiographie Montluc's, seine Commentarien, ist eine pragmatische Geschichte seines Lebens. Wenn wir die Biographie von dem didactischen Inhalte trennten und diesen nachfolgen ließen, so wird dies Jedermann nach den allgemeinen Gesichtspunkten, die wir aufgestellt haben, begreiflich und, wie wir hoffen, auch gerechtfertigt finden. Den didactischen Inhalt in nummerirten „Maximes“ zusammenzufassen, widerstrebte uns, abgesehen von unserer Abneigung gegen geistreiche Aphorismen und die Benennung von Geist wie von Menschen durch Nummern, auch deßhalb, weil wir es für unsere Aufgabe hielten, den Leser, der die Commentarien nicht kennt, auf eine lebendige Weise in den Geist derselben einzuführen.

Darüber können nun allerdings die Stimmen getheilt sein, ob dieses nicht besser durch eine einfache Uebersetzung, als durch unsere Art der Behandlung geschehen wäre. Wir gaben dieser den Vorzug, da es schwer gewesen wäre, aus der größeren Anzahl von Stellen, welche im Wesentlichen dasselbe enthalten, trotzdem *eine* zu finden, welche die *ganze* Meinung Montluc's über den betreffenden Gegenstand ausspräche. Durch unser Zusammenfassen aus verschiedenen Stellen, die einander parallel laufen, schien es uns allein möglich, stets die ganze Ansicht Montluc's zu geben, ohne in unnütze Weitschweifigkeiten und Wiederholungen zu verfallen.

Unsere Meinung ist, daß dem Biographen wenigstens die hauptsächlichsten Züge im Character des Mannes, dessen Leben er schildern will, sympathisch sein sollten. Ein Biograph, der sich seinem Helden von vornherein feindlich gegenüber stellen muß, kann schwerlich eine Biographie, höchstens eine Parteischrift schreiben, er kann sich unmöglich in die Thaten seines Helden hineindenken und deren Motive erklären, er müßte denn ein Amphibium sein. Da wir nicht zu dieser beneidenswerthen Classe von Geschöpfen uns rechnen dürfen, werden wir bei der Wahl unserer biographischen Stoffe stets Rücksicht darauf nehmen, daß wir mit unserem Helden in einer oder der andern in's Auge springenden Beziehung entschieden sympathisiren können, und hoffen, daß es uns dadurch vornemlich gelingen wird, auch das Interesse unserer Leser an den Schicksalen des Helden zu gewinnen; lange Gewohnheit historischer Arbeiten mag uns vor dem Fehler bewahren, Sünden gegen die historische Wahrheit zu begehen und die Geschichte dort zu fälschen, wo wir uns auf einer und derselben unrechten Fährte mit unserem Helden finden sollten. Dies ist freilich nur eine Nachricht für den Kritiker, der das Buch besprechen möchte, ohne es zu lesen.

David.

Einleitung.

Längs der syrischen Küste dehnt sich in der Hauptrichtung von Norden nach Süden ein Gebirgssystem aus, welches heute im Ganzen als das syrische Hochland bezeichnet zu werden pflegt. Als Basis desselben mag man eine Platte betrachten, welche sich 1000 bis 1500 Fuß über das nahe mittelländische Meer erhebt, aber aus dieser Basis ragen einzelne Gebirgsketten, Kuppen, kleinere und größere Hochebenen vielfach um 1000, 2000, ja bis zu 8000 Fuß empor; andererseits senken sich unter sie Spalten, Schluchten, Thäler und Klüfte bis fast zum Meeresspiegel und zum Theil tief unter den Meeresspiegel hinab. Die Hauptspalte läuft 6 bis 12 Meilen von der Küste, dem großen Zuge des Gebirgssystems folgend, von dem Knie des Orontes bei Antiochia im Norden bis zu der Bai von Akaba, dem Ausläufer des rothen Meeres im Süden und theilt das ganze System in zwei Hälften, eine östliche und westliche, wie verschiedene Querspalten es in nördlichere und südlichere Theile zerlegen. Der höchste Punkt der Felsspalte liegt etwa unter 34⁰ nördlicher Breite, die Wasser, welche von dort nach Norden ablaufen, vereinigen sich zu dem Flusse Orontes, diejenigen aber, welche nach Süden ablaufen, bilden den Jordan, welcher zuerst den See von Genezareth (Kinneroth) durchfließt und sich endlich in jenen merkwürdigen Binnensee, das todte Meer, verliert. Südlich des todten Meeres ist die Spalte bis zur Bai von Akaba meist wasserlos; unmittelbar an letzterer wird sie Wady el Arabah, nächst dem todten Meere aber das Ghor

genannt. In der Quellgegend von Orontes und Jordan erhebt sich westlich der Spalte und mit ihr gleichlaufend von Norden nach Süden die Bergkette des Libanon, deren Gipfel bis zu 8000 und 9000 Fuß über das Mittelmeer aufsteigen, ihr gegenüber, im Osten der Spalte, der Antilibanon mit nur 5000 Fuß Erhebung. Das Thal zwischen ihnen, welches die Quellen des Orontes und Jordan entspringen sieht, wird Cölesyrien geheißen. Südlich vom Libanon und Antilibanon beiderseits des Jordan und des See's von Kinneroth wie des todten Meeres wird das Land niedriger, auch verliert sich hier die Kettenform der Gebirge und wird von Hochebenen, einzelnen Kuppen, Thälern, die von ihnen eingeschlossen sind, abgelöst; östlich des Jordan, im Lande Gilead, steigen die Gipfel noch zu 4000, westlich des Jordan aber nur noch bis zu 3000 Fuß auf. Wer aus diesem letzteren Lande nach Osten, nach Gilead, nach Norden, nach Libanon und Antilibanon, hinschaut, oder wer von Gilead oder vom Libanon her dieses Land betritt, dem erscheint es im Vergleiche zu jenem als das Niederland und er mag es füglich so nennen. Durchschreitet man das Niederland vom Jordan nach dem Meere zu, von Osten nach Westen, so gelangt man dicht an dem Meere in einen schmalen Küstenstreif, gegen welchen das Niederland immerhin noch mit ziemlich hohen und steilen Wänden abfällt. In diesem Küstenstreif erweitern die Küstenflüsse, welche die Höhen des Niederlandes aussenden, sich zu geräumigen und wohlgeschützten Buchten, die zur Anlage von Hafen auffordern und jungen Hafenstädten ein rasches Aufblühen verheißen. Südlich des Niederlandes, allmälig sich hinabsenkend dehnt sich bis in die Nähe des Nil und bis zur Sinai-Halbinsel die arabische Wüste aus, ostwärts des ganzen syrischen Hochlandes und des zu ihm gehörigen Niederlandes aber die weite syrische Wüste bis zu den Wassern des Euphrat. Wenn nun Wüste und hohes Gebirge dem Anbau gleich feindlich entgegenstehen, so zeigt sich, daß dem Auge von Völkern, welche in diesen Gegenden ein geräumigeres Gebiet zu festen

Wohnplätzen suchten, auf weit und breit hin keines genehmer scheinen konnte, als das Niederland. Die schmalen Küstenstreifen boten wenig Raum; wie fruchtbar sie sein mochten, sie konnten den Kaufmann und den Rheder locken; dem Ackerbauer mußte besser das höhere Niederland gefallen, welches eine breitere kontinentale Ausdehnung, eine breitere Grundlage für seinen Fleiß bot.

In der That fanden nun die Wanderungen von Geschlechtern und Stämmen auf den Hügeln und in den Thälern des Niederlands vielfach ein erwünschtes Ende und sowie sein Ruf unter den Völkern der Gebirge und der Wüsten wuchs, ward es weiterhin von vornherein das Ziel, welches andere Völker für ihre gleichmäßig angelegten Wanderungen sich steckten. Es waren — mindestens vorherrschend — semitische Völkerschaften, welche im Niederlande sich Wohnsitze suchten; sie kamen aus den alten Ursitzen am Ararat theils geradenwegs über den Libanon, theils auf Umwegen von Osten her über die Gebirge von Gilead. Allen aber erschien das Land westlich vom Jordan, mochten sie nun den Weg betrachten, welchen sie gekommen, mochten sie nach den Gebirgen sich umschauen, welche sie überschritten hatten, wirklich als das Niederland und sie nannten es auch so — Kanaan; welches im weiteren Sinne allerdings den Küstenstrich in sich begreift, der die Höhen vom Mittelmeer trennt.

Jahrtausende mag es gedauert haben, ehe das Land sich so füllte, daß man sagen konnte, es ist nun genug mit der Einwanderung. In jener glücklichen Zeit der Anfänge wählte sich jeder den Sitz, der ihm behagte oder der dem Gewerb entsprach, welches er früher schon betrieben und liebgewonnen hatte. Fischer und Schiffer und Kaufleute ließen sich in dem Küstenstreif nieder und richteten ihre Blicke auf den Gewinn des Meeres; Ackerbauer blieben auf den Höhen Kanaans, und zwischen ihren Sitzen war noch immer Raum genug, daß Schaaren von Nomaden mit ihren Heerden ungestört und ohne

zu stören umherziehen konnten, bis auch sie sich einen Hof und ein Haus gründeten und ein bequemes Plätzchen gefunden hatten, welches ihnen wünschenswerther schien zu behaupten, als das freie Leben unter Zelten. Aber allmählig ward das Land voll; der Handel der Küstenbewohner dehnte sich aus und belebte den Gewerbfleiß auf den Höhen Kanaan's im Innern; die Industrie baute sich Städte, bevölkerte diese und die Dörfer und Weiler durch einzelne Einzüglinge und bedurfte der Einwanderung in Massen nicht mehr; ja diese konnte ihr unbequem werden. Kamen nun dennoch neue Masseneinwanderungen, so dachte man auf deren Abwehr, und bestanden die Einwanderer auf ihrem Willen, so mußten sie sich ihre Sitze erkämpfen. Die Masseneinwanderungen hörten aber nicht auf; denn die Veränderungen, welche in Kanaan im Laufe der Zeit eintraten, weit entfernt, ihm etwas von seinen begehrten Eigenschaften zu nehmen, vermehrten dieselben noch. So ward das Land allmälig das Ziel von Eroberungsgeleiten statt ruhiger Einzügler; das Land innerer Kämpfe um jedes Stück Boden, welche durch neue Masseneinwanderungen angefacht wurden. Obgleich Söhne eines Urvaters, waren doch die semitischen Stämme, welche nacheinander die Begierde nach Kanaan lockte, durch Jahrhunderte lange Trennung, seit sie die gemeinschaftlichen Ursitze, das alte Vaterhaus verlassen hatten, um jeder für sich auf eignem Gebiete seinen eignen Entwicklungsgang zu gehen, einander in Glauben und Sprache, Sitten und Einrichtungen, so fremd geworden, daß der Krieg zwischen ihnen nicht mehr als Bruderkrieg erscheinen konnte.

Mehr als 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, als noch die glücklichen Zustände des jungfräulichen Bodens, der sich nach Menschen sehnte, herrschten, kam aus den Sitzen am oberen Euphrat der nomadisirende Stamm der Hebräer nach Kanaan. Als das Haupt des Stammes wird Abraham genannt. Die Beziehungen, welche dieser Häuptling mit den Einwohnern, welche er bereits vorfand, anknüpfte, waren vorherrschend

freundliche, wenn auch einzelne Fehden, in denen er als Verbündeter der Einen, als Gegner der Andern auftrat, nicht ausblieben. Sein Stamm mehrte sich, theilweise das Nomadenleben fortsetzend, theilweise sich in festen Sitzen niederlassend. In verschiedenen Zeiten wanderten Zweige des hebräischen Stammes nach Süden weiter und bis in das gesegnete Nilthal; es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich solche mit anderen verwandten Stämmen an dem berühmten Einfalle der Hyksos in Egypten betheiligten. Wie dem immer sein möge, es bildete sich im Laufe der Jahrhunderte in Egypten, unter der Herrschaft der Pharaonen eine hebräische Kolonie im Lande Gosen am rechten Ufer des pelusischen Nilarmes, welche beständig durch natürliche Vermehrung theils, theils durch Aufnahme und Vermischung mit anderen semitischen Zuzügern anwuchs. Allmälig verschlechterte sich die Lage dieser Kolonie, sie ward bedrückt von den Pharaonen und zur Dienstbarkeit gezwungen. Der Entschluß einer Auswanderung entstand und der Gedanke gedieh zur Reife, als die Bewegung in dem feurigen Moses einen Mittelpunkt gefunden hatte. An einem festen Ziele fehlte es der Auswanderung nicht; die Tradition von dem glücklichen Lande Kanaan, in welchem einst Abraham ruhig seine Heerden geweidet, hatte sich in der Kolonie erhalten und war durch Zuzüge aus dem Lande genährt worden. Die Wanderung ward angetreten, mit Weibern und Kindern und allem Werthvollen, das mitzuführen war; sie gelangte an Kanaans Grenzen. Aber hier hatten sich die Verhältnisse während der 500 Jahre, seit die Hebräer nach Egypten gewandert, in dem oben angedeuteten Sinne verändert. Moses traf mit seinen hebräischen Schaaren auf ein wohlbesetztes Land, die Hebräer, welche vor Zeiten in Kanaan sitzen geblieben, waren in die neuen Einwanderungen aufgegangen und den einwanderungslustigen Kolonisten von heute mit jenen fremd geworden. Moses traf auf einen hartnäckigen und wohlorganisirten Widerstand, er ward in die Wüste zurückgeworfen. Vorerst gab er es nun

auf, seinen Versuch zu wiederholen. Die arabische Wüste ward einstweilen der Wohnsitz oder besser das Wandergebiet des Hebräervolks. Während der Zeit seines dortigen Aufenthaltes arbeitete Moses mit Eifer an der Organisation des Volkes; sie mußte aber sein eine Organisation für den Krieg und zwar für den bestimmten Krieg zur Eroberung Palästinas. Die wandernde Republik brauchte einen unumschränkten Herrn, um den Krieg mit Erfolg zu führen. Dieser Herr aber ward Niemand anders als der „Gott in der Höhe“, den der Urvater der Semiten einst angebetet und dessen Bild in seiner Reinheit das Volk der Hebräer sich am reinsten erhalten und am reinsten fortgebildet hatte. Dieser Gott in der Höhe war der Feind aller der hundert und wieder hundert Götzen, welche die augenblicklichen Besitzer Kanaans anbeteten; es war seine Verheißung, daß die Hebräer das Niederland, das Land ihrer Väter eroberten, und es war sein Dienst, diese Eroberung zu vollbringen und ihm seine Altäre zu errichten. Er bewies seine Macht und seinen Willen während des Wüstenlebens durch seine Schrecken und seine wunderbaren Hülfen in höchster Noth, und sein Prophet Moses hatte nichts zu thun, als dies zum Bewußtsein des Volkes zu bringen, um es mit einem religiösen Eifer für den Eroberungskrieg zu durchdringen. Stellvertreter des Gottes in der Höhe auf Erden war Moses selbst, aber sein umfassendes Amt, welches ihn auf so viele weltliche Gegenstände seine Aufmerksamkeit richten hieß, machte es unmöglich, daß er diesen religiösen Geist persönlich in alle Schichten des Volkes verbreite und in ihnen lebendig mache. Er organisirte ein Priesterthum, welches dieses Geschäft übernähme mit einem Hohenpriester an der Spitze. Das religiöse Element in seiner eigenthümlichen Ausbildung formt das Volk der Hebräer zu einer Einheit und stellt es zugleich allen andern Völkern feindlich gegenüber. Welche durchgreifendere Grundlage für ein Kriegsheer könnte man wünschen? Ein Heer muß aber gegliedert, die Einheit muß zweckmäßig eingetheilt sein. Die

Gliederung ward vollbracht ohne Zweifel auf der Basis bereits
in Egypten bestehender Einrichtungen. Die strategischen Ein-
heiten des Heeres werden die zwölf Stämme; der Stamm
theilt sich in Geschlechter, das Geschlecht in Häuser oder
Familien, deren jede eine Anzahl von streitbaren Männern
in sich vereinigt; straffer militärisch traten an die Stelle der
Geschlechter die Tausendschaften, Hundertschaften (Cen- 1.
turien) an die Stelle der Familien, Rotten zu 10 Mann an
die Stelle der Häuser und entsprechend der Gliederung wurden
Führer für diese Einheiten eingesetzt. Die militärische Gliede-
rung konnte zugleich als die bürgerliche dienen; das militärische
Element mußte um so mehr gekräftigt werden, je inniger es
mit dem bürgerlichen zusammenhing. Wenn jenes nicht in jedem
Momente des Lebens in der Wüste nothwendig war, so war
es dieses, und jenes konnte nun auch dort nicht vernachläßigt
werden, wo man es nicht brauchte, weil die bürgerliche Ein-
theilung, mit der militärischen eng verbunden, zu jeder Zeit
an diese erinnerte. Der Krieg erfordert Strapatzen und Ent-
behrungen aller Männer; er führt große Haufen Volks auf be-
schränkte Räume zusammen; in den Lagern erzeugen sich leicht
Krankheiten und arten in Epidemien aus. Mäßigkeit, Rein-
lichkeit, die Vermeidung gewisser Speisen beugen dem Uebel
vor oder mäßigen es. Die Speisegesetze und ähnliche, welche
Moses gab, mußten ein tüchtiges Soldatenvolk schaffen; nicht
vertrauend auf die Einsicht in ihren Nutzen beim gesammten
Volk, verwob er sie so innig mit allem bürgerlichen und gött-
lichen Gesetz, daß für ihre Beobachtung eine sichere Bürgschaft
gewonnen ward. Die Uebermachung dieser Beobachtung aber
führte zugleich nothwendig zu einer strengen Disciplin, jenem
großen Hebel des Krieges. So trat in jeder Weise der Gott
in der Höhe zugleich als der „Gott der Heerschaaren" ins

1) II. Mos. 18, 13—26, vgl. V. Mos. 1, 13 und Ewald, die
Alterthümer des Volks Israel pag. 292.

Licht. Mit seinem dergestalt vorbereiteten Heervolk brach nun Moses von Neuem zur Eroberung Kanaans auf. Aber er selbst führte sie nicht aus, an der Grenze des Landes trat er vom Schauplatze des Lebens und seiner Thaten ab, nachdem er Josua den Heerbefehl übergeben. Der Organisator machte dem Herzoge der Hebräer Platz. Diese erkämpften sich ihre Sitze in Gilead und Kanaan, in dem gelobten Lande. Aber schon im Laufe der Eroberung ließen die einzelnen Stämme sich nieder; die Heereseinheiten verwandelten sich in Volksverbände. Die Vertheilung stellte sich im Allgemeinen folgendermaßen. Oestlich des Jordan und des todten Meeres ließ sich der Stamm Ruben nieder, nördlich von ihm bis zum See Kinneroth hinauf der Stamm Gad, nördlich von diesem, ost- und nordwärts des See's Kinneroth die eine Hälfte des Stammes Manasse. Im Westen des Jordan nahm den mittlern Theil des Landes, gegenüber dem Stamme Gad und den nördlichen Grenzen des Stammes Ruben der Stamm Ephraim ein, in dessen Gebiete die Orte Sichem, Siloh und Gibea lagen; auf dem verhältnißmäßig weitern Gebiete westwärts des todten Meeres bis zu dem Küstenstreif am mittelländischen hin siedelte der mächtige Stamm Juda sich an: zwischen Juda und Ephraim aber, in der Ecke am Einfluß des Jordan in's todte Meer und dem Nordwestufer des letzteren mit den Hauptorten Jericho, Gilgal und Bethel der Stamm Benjamin. Südlich von Juda saß Simeon; nördlich von Ephraim die zweite Hälfte Manasse, nördlich von dieser Issachar, dann hoch weiter hinauf, im Westen des See's Kinneroth Sebulon. Nördlich von Sebulon siedelte sich zunächst östlich dem phönicischen Küstenstreifen der Stamm Ascher an, östlich von diesem Naphtali und endlich gerade nördlich vom See Kinneroth an der Karavanenstraße, die von Damask nach Tyrus führt, der Stamm Dan. Das gesammte Gebiet, auf welchem die Hebräer sich niederließen, darf man zu wenig mehr als 700 Quadratmeilen Inhalt veranschlagen. Hätten die Hebräer allein auf ihm ge-

sessen, so würden sie immerhin schon eine mittelmäßig dichte Bevölkerung gebildet haben, denn mindestens zählten sie 430000 streitbare Männer, also über 2 Millionen Seelen, aber in der 2. That waren auch nach der Eroberung die Hebräer nicht die einzigen Inhaber des Landes. Daß von den alten Bewohnern, wieviele auch während des Eroberungskrieges das Schwert fressen mochte, einzelne in Menge erhalten und in ihren alten Sitzen blieben, ist an sich klar, aber auch ganze alt-kanaanitische Gemeinwesen erhielten sich in den Städten mitten in dem nunmehrigen Hebräerland, wie z. B. die Jebusiter zu Jebus, dem späteren Jerusalem, im Gebiete des Stammes Benjamin. Die Völkerschaften aber, welche in den Grenzgegenden gesessen hatten, waren nur theilweise zurückgedrängt und ragten mit einzelnen Zweigen noch immer in das jetzige Hebräerland hinein und bewahrten die Erinnerung an ihre dereinstige Herrschaft über Bezirke, welche sie früher besessen, und den Gedanken an deren Rückeroberung, so die Amalekiter und Midianiter im Süden des Landes, die Moabiter ostwärts vom todten Meere, die Ammoniter nordwärts von ihnen bis hinauf zum Flusse Jabbok und nordwärts von diesen die Amoriter bis zum Berge Hermon. Der Küstenstreifen vollends, welcher Kanaan vom Mittelmeer trennt, war von seefahrenden, handel- und gewerbtreibenden Völkern, mit festen Städten und einer kunstvollen Kriegsrüstung bewohnt, welche sie den Hebräern unnahbar machte. Südlich vom Vorgebirge Karmel saßen die Philistäer hier, von deren Städten für uns besonders die fünf südlichen, Gaza, Ascalon, Aschdod, Gath und Ekron, von Wichtigkeit sind; nordwärts vom Berge Karmel aber saß an der Küste die gewerbreiche Kaufmannsnation der Phönicier. Die Philistäer oder Philister waren von Kreta (Kaftor) herübergekommen und möglicher Weise nicht

---

2) II. Mose 12, 37. Richter 20, 2. 15.

3. einmal Semiten, sondern ein arischer Volksstamm; sie hatten sich in dem Küstenstreifen offenbar schon vor der hebräischen Einwanderung angesiedelt, wenn sie auch erst später zu einer den Hebräern gefährlichen Macht anwuchsen. Wenn man nun, was von allen diesen Völkern in mehr oder minder geschlossenen Massen außer den Hebräern, neben und unter ihnen auch noch auf dem Gebiete Kanaans und Gileads wohnte, niedrig, so niedrig als erlaubt, nur zu 2 Millionen anschlägt, so wird die Bevölkerung des Landes eine äußerst dichte; denn es kommen auf die Quadratmeile bei 6000 Menschen. Diese dichte Bevölkerung des Gesammtgebiets und ihre eigenthümliche Mischung konnte unmöglich ohne Einfluß auf die Hebräer bleiben. Sie führte auch diese zur Industrie, sie riß sie in mannigfachster Weise aus ihrer Isolirung, sie schuf Interessen, die mit den Zwischensaßen und den Umsaßen verbanden. Die nördlichen Stämme an der Karavanenstraße von Damask nach den phöni-
4. zischen Häfen geriethen unwillkürlich in Dienstbarkeit der reichen Kaufleute in jenen; sie verfuhren deren Waaren, bewachten ihre Straßen, bewirthschafteten ihre Güter, verwalteten ihre Landhäuser; die anderen Stämme traten, je nach ihrer Lage, die einen in engere, die andern in losere Verbindung mit den ältern kanaanitischen Völkerschaften, welche mitten unter ihnen oder an ihren Rändern saßen. Heirathen, Arbeitsdienst, gegenseitiger Handel schufen diese Beziehungen, welche die Einheit der Hebräer, des Volkes Israel lockerten, so daß die Stämme einander und selbst ihres Gottes vergaßen und die Götzen der Fremden anbeteten. Diese aber bemerkten das Losewerden des Bandes wohl und machten es sich zu Nutze; die einzelnen Stämme der siegreichen Hebräer, vereinzelt angefallen, wurden die Knechte der Besiegten. Wohl erhoben sich einzelne Männer, welche das Panier der Einheit aufpflanzten und unter ihm ihre

---

3) Hitzig, Urgeschichte und Mythologie der Philistäer, Leipzig 1845.
4) Movers, die Phönizier. II. Bd. 1. Theil p. 302.

Volksgenossen zum Siege führten, aber theils gelang es ihnen selten, alle Stämme für die Vertheidigung des gemeinsamen Interesses zu gewinnen, theils hing der Sieg zu sehr an der einzelnen Persönlichkeit, als daß er von Dauer hätte sein können. Wenn so der Kampf der Stämme um die Behauptung des eroberten Gebietes sich vereinzelte, geriethen sie auch unter einander in blutigen Hader, wovon eines der großartigsten Beispiele der Kampf der übrigen Hebräer gegen den Stamm Ben- 5.
jamin ist, welcher mit des letzteren fast vollständiger Vernichtung endete. Der einzige Centralpunkt für die Hebräer wäre das erbliche Hohepriesterthum gewesen, aber in schwachen Händen verlor es an Kraft, der Götzendienst der Fremden, von denen die Hebräer theils lebten, mit denen sie theils Familienbande knüpften, verdrängte den Herrn der Heerschaaren aus ihren Herzen; wie hätte er nicht den Hohenpriester daraus verdrängen sollen? Schon nahte das Ende der Herrlichkeit Israels; aber aus der vollständigen Niederlage sollte sich dieselbe auch mit der Einheit wieder siegreich erheben. In der Zeit der größten Zersplitterung des Volkes Gottes blühte eben das Volk der Philister zu kriegerischem Glanze auf. Ueber der Urgeschichte dieses Volkes liegt ein dichter Schleier, den vielleicht keine Zeit mehr lüftet. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Philister ursprünglich als Söldner der Fürsten Kanaans dorthin kamen, um deren Fehden ausfechten zu helfen, und daß sie dafür mit Landbesitz in dem Küstenstreifen bezahlt wurden. Einzelne Söldnerbanden, welche verschiedenen Fürsten gedient hatten, mochten je für sich eine Stadt gründen; aber die einzelnen Städte, schwach bevölkert, außerdem von Männern, die sich in den Fehden der Landesfürsten kurz vorher noch feindlich gegenübergestanden hatten, etwa so wie in der neueren Zeit schweizerische Soldknechte sich auf demselben Schlachtfeld, aber in feindlichen Heeren begegneten, mußten zuerst auf den innern

5) Richter, c. 19 und 20.

Ausbau denken, die Vereinigung konnte ihnen nicht nahe liegen, ebenso wenig zunächst der Gedanke, als selbstständige politische Macht aufzutreten und ihre eigenen Kriege zu führen. Aber allmälig konnten die Dinge sich ändern; man erkannte sich als Stammgenossen, die Städte traten in Verbindung miteinander; die fünf südlichen bildeten einen Staatenbund, jede einzelne war allmälig reich geworden. Jetzt nur noch ein Anstoß — und die politische Macht der Philister hielt es für sehr natürlich, statt ferner Söldner für Fremde zu liefern, auf eigene Hand sich zum Herren Kanaans zu machen. Der Anstoß ist irgendwie gekommen; auf welche Weise wissen wir nicht; wahrscheinlich gab ihn eine neue Einwanderung von Stammesgenossen, welche das Volksgedränge anschwellte, aber auch die Wehrkraft mehrte. Die Zeit, um welche diese Aenderung der Lage eintrat, fällt ungefähr mit derjenigen des trojanischen
6. Krieges zusammen; möglicherweise führte dieser selbst sie herbei, sei es, daß Philister von dem kanaanitischen Küstenstreifen selbst mit vor Ilion kämpften und vereint mit alten Stammgenossen von Kreta in ihre Heimath zurückkehrten; sei es, daß Kretenser, verbunden auch mit anderen Stämmen, durch den langen Krieg an diesen gewöhnt, es verschmähten, den alten ruhigen Heerd aufzusuchen und, von alten Sagen geleitet, an den Küsten des Mittelmeeres entlang steuerten, um zwischen Gath und Gaza halb vergessene, vor Jahrhunderten ausgewanderte Stammgenossen wiederzufinden und in ihren Staatsverband kräftigend einzutreten.

Die Philister der fünf südlichen Städte drangen um die Mitte des 12. Jahrhunderts vor Chr. von der Küste erobernd in's Innere des Landes vor; sie überschwemmten das Gebiet der Stämme Juda, Benjamin und Ephraim; ein hebräisches Heer trat ihnen entgegen, ward aber wiederholt geschlagen und versprengt, wobei selbst die von Siloh in's Lager herbeigeholte

6) Hitzig, Philister. p. 148 ffg.

Bundeslade verloren ging. Dem Hohenpriester Eli brachte die Kunde von diesem Unglück den Tod; die Philister herrschten unumschränkt im Lande. Ein feuriger und ehrgeiziger Priester, Samuel, erhob sich unter den Hebräern, suchte sie zu ermuthigen und zu einigen. Es gelang ihm, eine bewaffnete große Landsgemeinde zu versammeln. Auf die Nachricht davon zogen die Philister mit Heeresmacht heran und es kam zum Treffen. Diesmal wendete sich der Sieg auf die Seite der Hebräer; doch die augenblicklich hergestellte Einheit war zu schwach, um lange zu halten; die Zersplitterung lösete sie ab, und die Philister benutzten sie, um wiederzukehren. Sie eroberten nun das ganze Land westlich vom Jordan; sie entwaffneten es vollkommen, sie legten im Gebiete des Stammes Benjamin bei Michmas und Gibea zwei verschanzte Lager an, die sie beständig mit ihren eignen Leuten und Mannschaft aus dem Gebiet der unterworfenen Stämme, namentlich Judas und Simeons besetzt hielten, von denen aus sie durch Streifzüge die hohe Polizei in ihrer Eroberung übten. Wohl fühlten die Hebräer die Schmach; aber wie ihr ein Ende machen? duldeten doch die herrschenden Philister im Lande keine Schmiede, daß weder Spieß noch Schwert gemacht werden könne, der hebräische Bauer, der eine Pflugschaar, eine Hacke, eine Sense, ein Beil zu schärfen hatte, mußte hinabgehen in die Philisterstädte, um dort das Geschäft verrichten zu lassen. Die Rettung lag in der Wiederherstellung der Einheit; aber der Glaube, so schien es, konnte diese nicht mehr geben; war doch die kirchliche Herrschaft selbst für jetzt nur in den Händen des Usurpators Samuel. Außerdem, wie konnte ein kirchlicher Mittelpunkt genügen oder Hoffnungen einflößen, wo das Volk Gottes selbst im Glauben auseinander ging und streckenweise fremde Götzen anbetete, nachdem die einfachen ursprünglichen Zustände längst unwiederbringlich verschwunden waren? Ein politischer, ein militärischer Mittelpunkt vor Allem, ein Herzog oder König, der die Waffen führte, statt eines Oberpriesters, der betete und

fang, war nothwendig. Das begriff das Volk der Hebräer. Während nun die Philister westlich vom Jordan ziemlich unumschränkt herrschten, freilich ohne alle Volksthümlichkeiten Israels erdrückt zu haben, ohne jeden einzelnen Kampf und Aufstand unmöglich gemacht zu haben, fielen die Ammoniter unter ihrem Könige Nahas über Gilead im Osten des Jordan her; sie belagerten die feste Stadt Jabes und stellten deren Bürgern so schmähliche Bedingungen, daß diese beschlossen, das Aeußerste zu versuchen, bevor sie sich ergäben. Der Hülferuf der bedrängten Stadt kam über den Jordan in's Gebiet des Stammes Benjamin. Da vernahm ihn Saul, der Sohn des Kis, der zu Gibea wohnte; ein Mann von 40 Jahren, von außerordentlicher Körperlänge, — er ragte um einen vollen Kopf über alles übrige Volk hervor, — redlich und brav, wenn auch nicht mit besonderen Geistesgaben ausgestattet. Er hatte mit seinem Stamme den härtesten Druck der Philisterherrschaft tief empfunden, längst schon bewegte ihn der Gedanke an eine Erhebung, an Rache. Er rief das Volk Israel nun, da ein neuer Feind erschien, da es schien, als wolle jeder sich an der schutzlosen Beute des Hebräerlandes erholen, zu den Waffen, stellte sich an die Spitze des Heeres, das seinem Rufe folgte, schlug die Ammoniter und entsetzte Jabes. Israel hatte seinen König gefunden; unmittelbar nach dem Siege erwählte es Saul dazu. Samuel selbst, so ungern er diese weltliche Herrschaft sanctionirte, mußte ihn salben. Er that es, vielleicht in der Hoffnung, daß Saul bei seiner Biederkeit und Beschränktheit politisch sich als ein Werkzeug der Priesterschaft werde gebrauchen lassen, während er doch als Heerführer mehr leiste als ein Priester. Saul, nachdem er die Ammoniter vertrieben, wendete sich gegen die Philister; er war glücklich gegen sie; dennoch ward der Kampf nicht schnell entschieden; kein Wunder, da Saul ihn mit einer Volksbewaffnung führen mußte, die auf lange Feldzüge nicht eingerichtet war, die jede Saat- und Erntezeit heimrief, während die Philister wahrscheinlich durch ihre Heeres-

organisation besser im Stande waren, beständig zu Feld zu liegen und folglich jeden Augenblick zu benutzen, wo die Israeliten sich vom Kampfe ab friedlicher Arbeit zuwendeten.

Davids Eintritt in's Leben. 7.

Saul stand gegen die Philister im Felde. Bei Socho im Stamme Juda lagerten die beiden feindlichen Parteien einander gegenüber auf zwei Höhenzügen, welche ein Thal von einander trennte. Jede wünschte sich angreifen zu lassen, um den Vortheil der Stellung auf der Höhe zu bewahren. Täglich rückte man aus dem Lager und stand beiderseits unter den Waffen, in Erwartung und Hoffnung auf jeder Seite, daß die andere zum Angriffe schreiten werde. Aus den Reihen der Philister trat da ein riesiger Kriegsmann hervor, um zu versuchen, ob er nicht durch Schimpf- und Spottreden den Feind zum Angriff reizen könne. Goliath von Gath war gepanzert vom Scheitel bis zur Zehe, mit dem eisernen Helm, Schuppenpanzer, Schenkelstücken und Beinschienen, er führte eine gewaltige Pike und einen erzenen Schild. Indem er sich der hebräischen Phalanx näherte, begann er zu rufen: „Wozu habt ihr euch eigentlich gerüstet und gewappnet, ihr Sklaven Sauls, gegen die freien Philister? Wagt es einer von euch, mit mir anzubinden? Wohlan, so trete er hervor! Ueberwindet er mich, so sollen die Philister eure Knechte sein; schlage ich ihn, seid ihr unsere. Rührt euch kein Spott? Könnt ihr vor Furcht Alles ertragen? Wagt Keiner seine Knochen dran?" Kein Hebräer wollte es wagen. Goliath aber wiederholte seine Herausforderung Tag für Tag, am Morgen und am Abend. — — Zu Bethlehem im Stamme Juda wohnte der alte Isai, Vater von acht Söhnen, deren drei mit Saul in's Feld gezogen waren. Sein jüngster Sohn David war daheim und hütete die Schafe.

7) I. Samuel, 17.

Vater Isai aber wollte wissen, wie es seinen Aeltesten ginge, er vermuthete auch, daß ihnen bei dem langdauernden Feldzug der Proviant ausgegangen sein möchte. Eines schönen Tages daher sendete er seinen Sohn David mit Broten und Käsen und vielen Grüßen und Fragen in's hebräische Lager ab. David fand das Lager verlassen, das Heer war wie gewöhnlich ausgerückt und stand in Schlachtordnung den Philistern gegenüber; er meinte, sich die Sache auch einmal ansehen zu müssen, übergab den mitgebrachten Proviant einem Lagerkommissär und eilte mit seiner Hirtentasche, seinem Hirtenstab und der Schleuder, mit der er beim Schafhüten sich die Zeit zu vertreiben pflegte, zu den Truppen. In den Gliedern fand er bald seine Brüder, drängte sich zu ihnen, bestellte die Grüße, sagte ihnen, was Gutes er mitgebracht. Während er so noch redete, trat eben wieder der Philister Goliath drüben aus den Reihen und begann seine gewohnten Neckereien. David hörte es und sah voll Verwunderung, daß das Gefühl der Furcht allein die Hebräer zu beherrschen schien; er kannte keine Furcht; hatte er nicht die Heerden seines Vaters vor den wilden Thieren zu schützen gewußt? Er hörte die Soldaten sagen, daß Saul bereits Großes versprochen habe für denjenigen, welcher ihm jenen Philister erlege, Geld und seine Tochter und Steuerfreiheit für die ganze Familie dieses Mannes. In der Einsamkeit des Feldes waren dem Knaben ehrgeizige Träume nicht fremd geblieben; der verheißene Lohn war lockend genug. David drückte seinen Unwillen darüber aus, daß das gesammte Volk Israels sich von dem Unbeschnittenen verhöhnen lasse und vermaß sich, selbst mit ihm anzubinden. Sein ältester Bruder vernahm seine kecken Reden und zankte ihn aus: „es wäre besser gewesen, daß der freche Bursche daheim geblieben wäre, die wenigen Schafe des Vaters zu hüten; aber er seie ein vermessener, boshafter Junge, und seine Neugier habe ihn nicht zu Hause gelassen.“ David wendete ein, daß er nur gethan habe, was ihm sein Vater befohlen. Während sie darüber noch hin- und herredeten, war

die Kunde zu Saul gedrungen, daß ein junger Mensch zum Heere gekommen sei, der sich vermesse, mit dem philistäischen Riesen kämpfen zu wollen. Saul ließ ihn rufen, David wiederholte vor ihm, was er schon den andern gesagt hatte. Der König machte ihn darauf aufmerksam, daß er ein unreifer Knabe sei, der vom Waffenhandwerk nichts verstände, der Philister dagegen ein Mann, der in seinem Leben nichts anderes, als dieses getrieben hätte. Aber der Bursche erwiederte: „er habe es schon mit Löwen und Bären aufgenommen, warum nicht mit dem ungeschlachten Kerl? der Herr, der gegen die wilden Bestien mit ihm gewesen sei, werde ihn auch hier nicht verlassen.“ Den König stimmte soviel Selbstvertrauen um, und er hatte nichts mehr dawider, daß der Hirtenbursche sein Glück versuche; doch wollte er ihn wenigstens in der Schutzrüstung mit dem Philister gleichstellen. David sollte sich mit vollständiger Rüstung wappnen und einen Helm aufsetzen; er that es wirklich, fand aber, daß er mit dem schweren Panzer weder gehen noch sich bewegen könne, also nicht Vortheil, sondern Schaden davon haben werde; gegen die *Masse* seines Gegners und dessen *Kraft* hatte *er* nur seine *Geschicklichkeit* und Behendigkeit einzusetzen, und das wollte er thun. Er legte Rüstung und Helm wieder ab, ging in seinem Hirtenröcklein in's Thal hinunter, wählte sich aus dem dort fließenden Bach drei tüchtige Handsteine, die er in seine Hirtentasche that und ging, mit Schleuder und Stecken bewaffnet, dem Goliath entgegen. Da dieser den kleinen Mann kommen sah, bartlos, mit einem Jungferngesicht und ohne Rüstung, meinte er, es solle ihm Spott mit Spott vergolten werden. „Bin ich denn ein Hund“, rief er, „daß du mit einem Knittel zu mir kommst? Bei Dagons Schwanz, verdammter Judenjunge, dich sollen noch heute die Raben oder die Wölfe fressen.“ „Nur gemach“, rief ihm David entgegen, — ich sehe wohl, daß du Spieß und Schwert und Schild hast; ob mit einem Knittel oder mit einem Spieß, ich komme zu dir im Namen des Herrn der Heerschaaren,

den du frech verspottet hast, und glaub's, du — du sollst in's Gras beißen und deine Kumpane zur Gesellschaft mit dir. Raben und Wölfe haben an dir sicher eine fettere Mahlzeit als an mir." Grimmig sprang Goliath vorwärts, aber David ließ ihn sich nicht auf den Leib kommen; schnell griff er zur Schleuder und im Nu hatte der Riese einen Handstein an der Stirn, der ihn todt niederstreckte. Bestürzung ergriff die Philister, Saul aber führte das hebräische Heer jetzt ohne Säumen zum Angriff; der stutzige Feind ward geworfen und verfolgt, während David in aller Gemüthlichkeit Goliaths Kopf mit dessen eigenem Schwerte vom Rumpfe trennte, um es als Trophäe mit heim zu nehmen. Von der Verfolgung heimkehrend plünderten die Hebräer noch das Lager der Philister, in welchem sie reiche Beute machten. Saul aber ließ durch seinen Feldhauptmann Abner den Helden dieses Tages aufsuchen, erkundigte sich nach seinen Familienverhältnissen und nahm ihn mit sich nach Gibea, um mit der Erfüllung seiner Verheißung den Anfang zu machen und des jungen Mannes kriegerische Anlagen auszubilden.

Hofdienst.

8. Sauls Hof zu Gibea war einfach, einige alte bewährte Kriegskameraden, seine Familie und eine kleine Leibwache bildeten ihn; David trat in diese Genossenschaft ein. Sauls Sohn Jonathan schloß sogleich einen innigen Freundschaftsbund mit dem etwa gleichaltrigen Sohne Isais. So oft der König in's Feld zog, begleitete ihn David und stieg schnell so hoch im Vertrauen Sauls, daß dieser ihm oft das Kommando kleinerer Expeditionen anvertraute. David kehrte stets ruhmbedeckt heim
9. und allmälig ward sein Name auch im Volke immer bekannter. — Unterdessen zeigte sich mit der Zeit, daß die Priester sich durch-

---

8) Sam. I, 18, 1—7. 9) Sam. I, 16, 14—23; 16, 1 ffg.

aus verrechnet hatten, wenn sie glaubten, Saul zu ihrer Puppe machen zu können. Er wehrte ihre Einmischung ab und suchte sich ihrem Einflusse zu entziehen. Da sie indessen, der alte Samuel an ihrer Spitze, in ihrer Aufdringlichkeit hartnäckig waren, so konnte es dabei nicht ohne allen Aerger für den König abgehen. Er ward melancholisch und hatte Anfälle von Jähzorn. Die Hofleute riethen ihm, sich aufzuheitern. David war nicht blos ein tüchtiger Kriegsmann; in seinem einsamen Jugendleben hatten ihn auch die Musen besucht. Dichter, Sänger und Musikant in einer Person war er seiner Zeit der Vertreter Desjenigen, was die geistreichen Leute von heute die Musik der Zukunft getauft haben. Seine poetischen und musikalischen Talente wurden dem mürrischen Könige gerühmt, und Davids Lieder, Spiel und Gesang wurden nun von ihm oft angerufen, seine bittern Stunden aufzuheitern. Die Priester, mit Sauls Selbstständigkeit immer unzufriedener, faßten immer klarer den Gedanken, ihn zu beseitigen. Das Königthum hatte sich allerdings in kurzer Zeit so eingewurzelt in die Ideen der Hebräer, daß auf seine vollständige Wiederbeseitigung mit Aussicht auf Erfolg keine Rechnung zu machen war. Aber dies hinderte nicht, daß man die Person und die Dynastie ändere. Ein Gegenkönig! das ward die Losung. Der Clerus warf seine Augen auf David, den nun schon überall im Lande vielgenannten Krieger, der hochgeschätzt als solcher vielleicht im Stande war, einen wohl vorbereiteten Aufstand, mit Hülfe der Kameraden, die ihn liebten, zum Ausbruch zu bringen und zu einem Resultate zu führen; der am Hofe eingenistet, von jedem Ereignisse dort den passenden Gebrauch machen konnte, der endlich, wenn durch den Clerus und als König des Clerus auf den Schild gehoben, seine Interessen an dessen Interessen wahrscheinlich anknüpfen müßte. Die Priester nährten demnach die ehrgeizigen Träume des Hofmanns, welche einen fruchtbaren [10]

10) Sam. I, 18, 6 ffg.

Boden fanden; sie bearbeiteten das Volk durch die Weiber, welche sich von der Geistlichkeit so gerne leiten lassen. Wenn David von einer glücklichen Expedition zurückkehrte, zogen ihm die Weiber aus den Städten mit Gesang und Spiel entgegen, um so lieber, da er ein schöner, eleganter, ritterlicher Mann war, und Sieges= und Ruhmeslieder tönten ihm von schönen Lippen entgegen: „Saul hat tausend geschlagen, David zehntausend!" Ein solcher Vergleich mit dem Könige unter solchen Umständen hätte wohl ein kälteres Herz berauschen können, als das Davids. Auch sein Sängerdienst am Hofe nahm jetzt eine andere Gestalt an. Hatte er bisher dem Saul Balladen und Romanzen vorgetragen, so traten an deren Stelle nun kühne Anspielungen, prophetische Verse, welche mit dem Zorne Gottes drohten, welche das Priesterthum verherrlichten. Saul erfuhr, was vorging, er ahnte die Intrigue. Eines Tages, da David vor ihm seine kühnen Stanzen sang, übermannte ihn der Zorn und er warf mit dem Spieß nach dem Sänger; indessen ohne
11. ihn zu treffen. Zur Besinnung gekommen, überlegte er den Stand der Dinge und hielt es für das gerathenste, den Intriguanten vom Hofe, aus seiner unmittelbarsten Nähe zu entfernen. David ward zum Grafen über tausend Mann eingesetzt, wie es scheint in Gibea selbst und öfters zu gefährlichen Expeditionen gegen die Philister verwendet, möglicher Weise nicht ohne den Hintergedanken, daß bei einer solchen Gelegenheit die Intrigue mit dem Intriguanten zugleich wohl einmal ein schnelles und glückliches Ende nehmen könne.

12. Indessen klärten sich Davids Absichten immer mehr und, was ihm anfangs nur dunkel vorgeschwebt hatte, rückte ihm immer mehr in das Gebiet einer nahen Möglichkeit. Eine Verschwägerung mit der Königsfamilie war unzweifelhaft ein bedeutender Schritt auf seinem Wege. Er spekulirte auf eine von Sauls Töchtern; hatte doch dieser in jener Philisterschlacht

11) Sam. I, 18, 13, ffg. 12) Sam. I, 18, 17 ffg.

dem Erleger des Goliath verheißen, er wolle ihn zu seinem Eidam machen. David hielt um Merob die älteste an; aber Saul gab sie sofort einem Andern. Nun knüpfte der ritterliche Sänger eine Liebschaft mit des Königs zweiter Tochter, Michal, an und gewann hinter des Vaters Rücken ihre Minne. Saul erfuhr davon und erklärte sich nicht abgeneigt, sie dem David zu geben; aber als Morgengabe, fügte er hinzu, verlange er hundert philistäische Vorhäute. Die Trophäe zu holen, war gefährlich. Aber David machte sich mit seiner Schaar alsbald auf, er machte im Gefechte nicht blos hundert, sondern zweihundert Philister nieder und seine guten Freunde, die Schächter, welche das Beschneiden aus dem Fundament verstanden, trennten die eigenthümlichen Scalpe mit geschickter Hand von den Leichnamen ab und sammelten sie für David ein, welcher sie beim nächsten Lever dem Könige demüthigst überreichte. Wohl oder übel, Saul mußte sein Versprechen halten und Michal ward Davids Weib; er hatte sich seinen Platz in der königlichen Familie erstritten. Diese Heirath schien wenigstens äußerlich das frühere freundschaftliche Verhältniß Davids zu Saul herzustellen, David erschien wieder am Hofe. Vielleicht wiegte sich Saul wirklich in den Glauben ein, daß sein nunmehriger Schwiegersohn die früher gehegten Pläne aufgeben werde. Doch die Thatsachen belehrten ihn eines andern. David intriguirte jetzt nur mit mehr Sicherheit, wahrscheinlich verabredete er jetzt schon mit den Priestern oder mit einzelnen derselben einen Aufstandsversuch, seine glücklichen Expeditionen gegen die Feinde Israels wurden von den Leviten mit immer prunkhafterer Ausschmückung und Vergrößerung ihrer Resultate im Volke verkündet und dabei Vergleichungen Davids mit dem Könige angestellt, die für letzteren wenig schmeichelhaft waren. Die Heirath mit Michal hatte David nur kühner gemacht, er betrachtete sie als die erste Stufe zu einer sicherern Verfolgung seiner Absichten, er begann die Truppen zu bearbeiten, welche Saul ihm anvertraute und welche er durch sein Glück schon für sich gewann. Dabei be-

merkte Saul, daß selbst in seiner Familie David innige Verbindungen habe, daß Jonathan beständig dessen Partei nehme und ihn weiß zu brennen suchte. Seine Erbitterung wuchs sehr begreiflicher Weise, er mußte sich für verrathen und verkauft halten und beschloß, den Stein des Anstoßes, der sich zum Fundament und Mittelpunkt der antiköniglichen Partei machen wollte, aus dem Wege zu räumen.

Flucht und Aufstand.

13. Zu diesem Entschlusse kam Saul, ehe Davids Vorbereitungen bedeutend vorgeschritten waren, ehe der Aufstand reif war. Trabanten sollten zur Nachtzeit das Haus des Verschwörers umstellen, morgens, sobald geöffnet würde, ohne Aufsehen zu machen, eindringen und ihn aus der Welt schaffen. David erhielt zu rechter Zeit Wind davon und zwar durch sein Weib, die Königstochter Michal. Ehe die Umstellung des Hauses bewerkstelligt war, entfloh er bei Nacht und Nebel, wobei Michal ihm behülflich war, die außerdem eine Puppe in sein Bett legte. Diese fanden Sauls Diener statt des Gesuchten. Gegen den aufgebrachten Vater, der ihr vorwarf, daß auch sie ihn verrathen habe, behauptete Michal, daß David ihr mit dem Tode gedroht habe, wofern sie ihn nicht ruhig fortlasse und den Mund halte. Indessen entfernte sich David vorläufig nicht weit, er suchte sich in der Nähe der Residenz ein sicheres, unzweifelhaft mit Michal verabredetes Versteck; durch diese ward
14. dann Jonathan unterrichtet und es begann nun ein sehr lebhafter Verkehr, theils durch Signale, theils durch mündliche Besprechungen an sicheren Orten zwischen dem Königssohn und dem Flüchtling. Von Jonathan kann man nicht voraussetzen, daß er sich selbst der Erbschaft seines Vaters berauben wollte, um einen Usurpator in dieselbe einzusetzen. Er war von David

13) Sam. I, 19, 1 ffg. 14) Sam. I, 20, 1 ffg.

vollständig eingenommen und überzeugt, daß dieser unschuldig sei. David hätte eine vorläufige Aussöhnung mit Saul unzweifelhaft gern gesehen, seine offizielle Stellung war ihm zu vortheilhaft für die Werbung von Genossen, um seine Pläne zur Reife zu bringen, um Verabredungen zu treffen, als daß er sie nicht hätte wünschen sollen. Er hoffte sie daher, hoffte, daß der Zorn Sauls auch dießmal, wie schon öfter vorübergehen werde. Er verabredete mit Jonathan, daß dieser versuchen solle, seinen Vater umzustimmen. Jonathan that sein Möglichstes in diesem Sinne; aber dießmal war Alles vergebens; Saul wollte nichts mehr von David hören, er erklärte dessen Tod für die einzige Bürgschaft der Fortexistenz seiner Dynastie. Erst als Jonathan dies traurige aber unzweifelhafte 15.
Resultat seiner Bemühungen dem Freunde mittheilte, setzte dieser seine Flucht fort und verließ die Nähe der Residenz. Ohne Rüstung, ohne Waffen, ohne Gefolge, ein einsamer Flüchtling, wohin sollte er sich wenden? Es war für ihn das natürlichste, daß er seine guten Freunde, die Priester zuerst aufsuchte. Das that er denn auch: die kleine Priesterstadt Nobe war sein nächstes Ziel. Der Priester Ahimelech, den er hier fand, sah ihn mit Bestürzung allein ohne Waffen ankommen; ausgehungert und abgerissen: er hatte vielleicht schon von Tage zu Tage auf die Kunde vom Ausbruch und günstigen Fortgang eines Aufstands gewartet; Davids Erscheinen in diesem Aufzuge sagte ihm, daß der Aufstand schmählich gescheitert sei. Ahimelech äußerte seine Bestürzung ziemlich unverholen; aber er war nicht allein, unglücklicherweise befand sich bei ihm eben Doëg, ein treuer Dienstmann Sauls. David konnte daher die wahre Aufklärung nicht geben, mit schneller Fassung des Geistes gab er sich das Ansehen, als verstehe er den Priester gar nicht, erzählte, daß er von Saul einen geheimen Auftrag habe, daß er, um kein Aufsehen zu erregen, sich ohne Wissen seiner

15) Sam. I, 21, 1 ffg.

Dienerschaft, folglich auch ohne Waffen, und nächtlicher Weile aus seinem Hause entfernt und den Soldaten, die mit ihm von der Expedition sein sollten, befohlen habe, sich gleichfalls einzeln auf einem bestimmten Sammelplatz zusammenzufinden; an diesen Roman anknüpfend bat er zugleich den Priester um einige Lebensmittel für sich und die Seinen und eine Waffe, Schwert oder Spieß für sich. Der Priester konnte ihm nur heilige Brote geben und that dies, nachdem ihm David zu seiner Beruhigung gesagt hatte, daß, wie er, auch seine Leute schon drei Tage unterwegs sein müßten und in der Zeit und bei der Art ihrer Expedition schwerlich Gelegenheit gefunden hätten, sich mit einem Weibe abzugeben und dadurch zu verunreinigen. Die einzige Waffe, über welche der Priester verfügen konnte, war zufällig dasselbe vortreffliche Schwert, welches David in seiner ersten Schlacht dem erlegten Philister Goliath abgenommen hatte. Mit dieser unvergleichlichen Waffe und den Broten versehen, von denen er, der in der That vorläufig für Niemanden als sich selbst zu sorgen hatte, eine Zeit lang sein Leben fristen konnte, hielt sich David nun nicht länger in Nobe auf, sondern flüchtete weiter über den Jordan, wo er sich abermals ein bequemes Versteck suchte. Es war die höchste Zeit, daß er sich von Nobe entfernte. Wenige Tage Verweilens hätten ihn in Sauls
16. Hände liefern können. Denn durch den von Nobe zurückkehrenden Doëg wurden Sauls Nachforschungen nach dem Entflohenen sehr bald auf die richtige Spur geleitet, und sogleich brach er an der Spitze seiner Trabanten nach der Priesterstadt auf. David fand er nicht mehr dort, aber die Konspiration war offenbar; Saul hielt ein strenges Strafgericht, er ließ 85 Leviten niederhauen. Einer entkam dem Gemetzel, es war Ahimelechs Sohn Abiathar.

17. David hatte unterdessen durch Emissäre seiner Partei seine Familie vom westlichen Jordanufer herüberholen und in jenem

---

16) Sam. I, 22, 6 ffg. 17) Sam. I, 22, 1 ffg.

Lande für den Aufstand werben lassen. Eine Anzahl politisch unzufriedener Männer fand sich bei ihm ein; diesen schlossen sich aber auch viele an, welche ganz andere Dinge drückten, als der Widerwille gegen Sauls Regiment, Leute, die in Schulden steckten, Hörige, die sich ihren Herren, Mörder und Räuber, die sich dem Arm der Gerechtigkeit entziehen wollten. Trotz dieser bunten Mischung kam doch die Schaar nicht über 400 Mann, sicher zu wenig, um damit Saul, dem noch fast das ganze Volk anhing, mit Erfolg den Krieg zu machen. David, der über die Mittel zum Zweck ebenso wenig zu grübeln pflegte, als seine priesterlichen Freunde dieß im Allgemeinen gewohnt sind, dachte an fremde Hülfe; er zog mit seinem Anhang zu dem König der Moabiter, um mit diesem Unterhandlungen anzuknüpfen, fand aber hier kein sehr günstiges Terrain, sei es, daß der Moabiter-König mit Saul in freundlichen Beziehungen stand, sei es, daß er sich demselben nicht für gewachsen hielt. Das Einzige, was David erreichte, war, daß der Moabiterkönig seinen Eltern ein
Asyl gab. Dagegen kamen nun geheime Botschaften aus Juda, 18.
nach denen er hoffen durfte, daß er dort einen größern Anhang finden werde. Er wandte sich also mit seinen Männern, die zum größten Theil dem Stamme Juda, zum kleineren den Stämmen Benjamin und Gad angehörten, aus dem Moabiterland ans westliche Ufer des todten Meeres zurück. Aber er mußte sich bald überzeugen, daß seine Anhänger in Juda ihren Einfluß übertrieben vorgestellt hatten und daß auch hier das Volk keineswegs geneigt sei, ihm schaarenweise zuzulaufen. In dieser
Zeit erfuhr er, daß die Philister vor die judäische Grenzstadt 19.
Kegila gerückt seien. Es war anzunehmen, daß Saul ein Korps aufbieten werde, um diese Stadt zu entsetzen. David baute darauf den Plan, mit seiner Mannschaft vor Kegila zu ziehen, den Entsatz selbst zu versuchen, dann als sei er von Saul entsendet, sich in die Stadt aufnehmen zu lassen. Im Besitze die-

18) Sam. I, 22, 5. 19) Sam. I, 23, 1 ffg.

ses festen Punktes glaubte er den Aufstand mit besserer Aussicht auf Erfolg weiterführen zu können und hoffte, daß die Einwohner von Kegila aus Dankbarkeit ihm auch dann treu bleiben würden, wenn sie über sein wirkliches gegenwärtiges Verhältniß zu Saul unterrichtet würden. Der Entsatz Kegilas gelang, David trieb den Philistern zuerst das Vieh weg, welches sie zum Unterhalt des Belagerungskorps gesammelt hatten, veranlaßte sie dadurch zu Detachirungen, zur Zersplitterung ihrer Kräfte, fiel sie dann an und vertrieb sie. Er ward auch in die Stadt aufgenommen. Sobald Saul die Nachricht davon erhielt, zweifelte er nicht mehr an seinem Siege: sein Widersacher hatte sich in eine feste Stadt geworfen; man konnte ihn dort einschließen, belagern, und wunderbar hätte es zugehen müssen, wenn David wieder entrann. Saul bot demnach sogleich ein ansehnliches Korps auf und rüstete sich zur Belage-
20. rung Kegilas. Es konnte nicht fehlen, daß David von der Absicht des Königs schnell Kunde erhielt, wenn nicht früher, erhielt er sie durch Abiathar, Ahimelechs Sohn, der dem Strafgericht zu Nobe entkommen, sich jetzt bei David einfand. Auch in der Stadt verbreitete sich die Nachricht von Sauls Plane, die Stellung Davids war kein Geheimniß mehr; es zeigten sich sehr deutliche Symptome, daß die Einwohner Kegilas keineswegs gesonnen seien, mit dem ehemaligen Günstling und jetzigen Feinde des Königs gemeinschaftliche Sache zu machen. David mußte erkennen, daß er, wenn er die Einschließung abwarte, es leicht außer mit dem Gegner vor den Thoren mit einem andern innerhalb der Mauern könne zu thun bekommen und am Ende von diesem an jenen ausgeliefert werden. Nach einer Berathung mit Abiathar beschloß er daher, mit seiner Schaar, die nunmehr bis auf 600 Köpfe angewachsen war, ehe Saul anrücke, die Stadt zu verlassen und sich im freien Felde lieber auf die Beweglichkeit seiner Truppe und deren, wie seine eigne

20) Sam. I, 23, 9 ffg.

Terrainkenntniß, als auf die Stärke der Mauern von Kegila und die zweideutige Freundschaft von dessen Bewohnern zu verlassen. Dieser Beschluß ward ausgeführt, David wendete sich 21.
wieder in das Gebiet westlich des todten Meeres, sein Hauptquartier wählte er dort stets auf Felsen und in unzugänglichen Schluchten; von da aus brandschatzte er aber das bebaute Land, wie es unumgängliche Nothwendigkeit war, wenn er und seine Bande leben wollten. Daß er bei diesem Räuberleben nicht alle Leute und Länder gleich behandelte, versteht sich von selbst, wie alle Rinaldos mochte auch er, wenn er diesen oder jenen reichen Mann und diese oder jene reiche Stadt übermäßig ausgeplündert hatte, von dem augenblicklichen Ueberfluß an die Armen, an die Leute, die zu seiner Partei gehörten oder die er hoffte, zu ihr hinüberzuziehen, mit vollen Händen geben. So hatte er Zulauf von ausgerissenen Knechten, Schuldnern, armen Leuten und dergleichen, wenn auch nicht in dem Maße, wie er es wünschte und wie es nothwendig gewesen wäre, um ihm die Macht, ernstlich gegen Saul aufzutreten, zu geben. In dieser Zeit hatte er auch abermals eine Zusammenkunft mit seinem getreuen Jonathan, der jetzt wirklich anfängt, verdächtig zu 22.
werden. Saul hatte auf die Nachricht von der Räumung Kegilas den Zug gegen dasselbe abbestellt, wohl in der Hoffnung, der Aufstand werde sich aus Mangel an Unterstützung in jener abgelegenen Ecke des Landes am todten Meere von selbst verbluten. Indessen die Klagen aus Juda über fortgesetzte Räubereien der davidischen Bande erinnerten ihn bald an seine königliche Pflicht. Als David den Schauplatz seiner Thaten in die Gegend der Stadt Siph verlegte und sein Hauptquartier auf der Höhe Hachila aufschlug, sendeten die Siphiter eine De- 23.
putation an Saul und baten ihn, in ihrem Lande die Ruhe herzustellen. Saul brach wirklich auf und stellte ein Treibjagen

---

21) Sam. I, 23, 13 ffg. 22) Sam. I, 23, 16 ffg. 23) Sam. I, 23, 19 ffg.

an; indessen ehe dieses ein Resultat gab, erhielt er die Kunde, daß die Philister wieder einmal ins Land gefallen wären und er mußte umkehren, um sich zuerst gegen diesen gefährlicheren Feind zu wenden. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß dieser Einfall der Philister in Folge von Unterhandlungen stattfand, welche David mit ihnen angeknüpft hatte. David hatte vorerst nun wieder freie Hand, sein Räuberleben fortzusetzen und die Gegend zu brandschatzen. Nachdem er von Saul eine Zeit lang im Lande umhergejagt war, von Versteck zu Versteck, schlug er
24. jetzt wieder ein festes Hauptquartier in der Wüste Paran auf. Zu Karmel hatte Nabal, ein Nachkomme Kalebs, dem bei der Eroberung des Landes durch Josua die Markgrafschaft im Westen des todten Meeres zugefallen war, ein großes Gut; David hörte, daß er daselbst eine Schaafschur abhalte und sendete zehn Mann an ihn ab mit einem schönen Gruß und der Bitte, ihm Proviant zuzusenden; daran sollten sich wahrscheinlich weitere Unterhandlungen mit dem angesehenen und einflußreichen Manne knüpfen. Als die Boten Davids dessen Auftrag ausrichteten, wurden sie von Nabal sehr ungnädig abgewiesen: „ich habe die Ehre nicht, sagte er, euern Herrn David, und ebenso wenig die, seinen Herrn Vater Isai zu kennen; daß Knechte ihren Herren davon laufen, ist heute leider Gottes nichts neues; ich habe aber mit diesen Burschen nichts zu schaffen und am allerwenigsten Lust, den Proviant, den ich für meine Schaafscheerer angeschafft habe, jenen zu ihrem Vergnügen zukommen zu lassen; empfehle mich bestens.“ Mit diesem Bescheid kamen die Boten zurück. David aber beschloß, was man ihm nicht freiwillig geben wolle, mit Gewalt zu holen. Er ließ 200 Mann beim Gepäck und der Beute und brach mit 400 sofort nach Karmel auf; unterwegs begegnete er schon dem begehrten Proviant und noch mehr als diesem. — Nabal nämlich hatte ein schönes junges Weib, Namens Abigail, welches, wie es scheint, nicht

24) Sam. I, 25, 1 ffg.

sehr in ihren Mann verliebt war. Als nun Davids Boten vom Nabal abgewiesen, davon gegangen waren, wendete sich einer von ihren Knechten an sie und machte sie auf die Folgen aufmerksam, welche Nabals Weigerung nach sich ziehen könne: bisher seien dessen Güter und Heerden von Davids Leuten geschont, ja wohl gar gegen andere Räuber in Schutz genommen worden; nicht ein Stück Vieh sei abhanden gekommen; aber den Spott werde David schwerlich ertragen; statt daß man ihn bisher zum Freunde gehabt, werde man ihn nun zum Feinde haben und auf Schutz gegen ihn sei, so lange er in dem Gebiete hier überhaupt hause und so lange namentlich Saul mit den Philistern zu thun habe, nicht zu rechnen; Nabal werde mehr verlieren, als den Proviant, dessen Lieferung er so kurzweg verweigert habe. Abigail leuchtete die Sache ein; um gut zu machen, was ihr Mann verdorben, packte sie Brod, Wein, Mehl und Früchte in Menge auf und sendete diese Vorräthe auf den Weg zu David. Dann aber ließ sie sich selbst einen Esel satteln und begleitete die Karavane, ohne Nabal ein Wort davon zu sagen. Warum ging sie selbst? Vielleicht aus weiblicher Neugier, um den schönen Räuberhauptmann zu sehen, dessen Ruhm Frauen und Jungfrauen schon seit Jahren, da er noch wohlbestallter Oberst und Kammerherr Sauls war, gesungen hatten; vielleicht weil sie Davids Galanterie kannte und durch ihr glattes Gesicht und eine süße Ansprache mehr zu seiner Besänftigung beizutragen hoffte, als durch allen Trank und alle Speise, die sie ihm zuführte. Es war ein gefährliches Experiment. Als sie auf die Truppe Davids stieß, hielt man beiderseits: dort die Räuber, hier die Karavane, und Abigail ritt zu David heran, stieg von ihrem Esel, fiel ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie, beschwor ihn, nicht unnütz Blut zu vergießen, sagte ihm, was sie bringe für ihn und die Seinen, sprach dabei von dem thörichten Nabal in sehr wenig schmeichelhaften Ausdrücken, erhob dagegen David in alle Himmel und prophezeite ihm, daß Alles, was er wünsche, in Erfüllung gehn, daß sein Aufstand

sicher zu dem ersehnten Ende führen werde. David war ganz bezaubert, — vielleicht hatte er obenein mehrere Tage kein Weib gesehen, was für ihn immer eine schwere Entbehrung war. Er kehrte um, ganz wie Abigail es wünschte, aber erst nach einer langen Zwiesprache mit ihr, in welcher wahrscheinlich dem Nabal ernstlich gefährliche Uebereinkunft getroffen ward. Abigail ging zu Nabal zurück, den sie in großer Gesellschaft nach den Mühen der Schaafschur bei deren Freuden, bei vollen Bechern lustig und guter Dinge traf. Zehn Tage nach diesem Vorfall starb plötzlich Nabal; war es zufällig oder hatte sein getreues Weib, ebenso bezaubert von David wie dieser von ihr, ein kleines Tränkchen gemischt? Kurz David ward sofort von dem Vorfall unterrichtet und hielt ebenso eilig um die Hand der betrübten Wittwe an, als diese sie ihm reichte. Durch diese Heirath ward David auf einmal aus einem vagabundirenden Räuberhauptmann
25. ein reicher und angesehener Grundbesitzer; sein Einfluß in der Gegend nahm nun sichtlich zu, er ruhte, da ihm Saul noch immer nicht wieder auf den Fersen saß, von den gehabten Strapatzen aus und es ward ihm selbst so wohl, daß er für angemessen hielt, sich außer der Abigail noch ein zweites Weib, Ahinoam von Jesreel zuzulegen. Aber eben diese Ereignisse weckten auch Saul wieder auf; seine Tochter Michal verheirathete er anderweitig und bot 3000 junge Männer zu einem neuen Streifzug wider David auf. Von neuem mußte nun dieser Haus und Hof, gutes Leben und Liebeswonne im Stiche lassen und mit seinen Gesellen zu dem Vagabundenleben in der Wüste
26. zurückkehren. Zu dieser Zeit soll einst Sauls Leben in Davids Hand gewesen sein. Saul lagerte nahe bei dem Verstecke der Schaar Davids in einer Wagenburg. David kam der kecke Gedanke, sich nächtlicher Weile in das feindliche Lager zu schleichen; nur mit einem Begleiter, Abisai, gelang es ihm, durch die

---

25) Sam. I, 25, 40 ffg. 26) Sam. I, 26, 1 ffg. vgl. a. Sam. I, 24 ffg.

Wachen unbemerkt hinein zu kommen und bis zu der Stelle, wo Saul mit seinem Feldhauptmann Abner schlief. Er konnte ihn tödten und Abisai war auch der Meinung, daß man ihm den Garaus machen solle und er nichts mehr bedürfte, aber David begnügte sich, des Königs Spieß und Wasserbecher als Trophäen mit sich zu nehmen. Er kam ebenso glücklich wieder aus der Wagenburg hinaus, wie er hinein gekommen. Am andern Morgen zeigte David von der Höhe eines sichern Versteckes dem feindlichen Heere seine Trophäen, und machte Abner den Marsch, daß er seinen Herrn nicht besser bewachte. Warum hatte er Saul nicht getödtet, da er es konnte? Etwa aus sittlichem Abscheu vor dem Meuchelmord? schwerlich. Der Gründe lassen sich viele denken: erstens darf man ganz einfach fragen: wenn David auch gefahrlos in das Lager und wieder hinaus kommen konnte, unter der Voraussetzung, daß er sich still verhielt, war es denn ebenso sicher, daß der Mord wirklich vollbracht werden konnte ohne Geschrei, ohne das Lager in Allarm zu bringen? Und was hatte in diesem Falle der Mörder von seiner That? er ward einfach ergriffen und todtgeschlagen. Zweitens ist es eine eigenthümliche Sache mit dem Königsmord; auch diejenigen, welche ihn für gerechtfertigt halten, wollen zum allerkleinsten Theile mit dem Mörder etwas zu schaffen haben. Davids Chancen für das Gelingen seiner ehrgeizigen Pläne mochten durch den Tod Sauls wachsen, aber nicht, wenn er selbst Sauls Mörder, nicht im Getümmel offenen Kampfs, sondern nächtlicher Weile und hinterrücks war. Endlich ist noch ein drittes wohl zu beachten. David hatte vor Kurzem erst wieder einen festen Wohnsitz gefunden und hatte angefangen, nach langer Ruhelosigkeit sich wieder behaglich zu fühlen. Wie hoch nun auch Einer sein Ziel sich gesteckt haben möge und wie beharrlich er im Allgemeinen es auch verfolge, kommen nicht Stunden, wo er für ein bescheidenes, aber ruhiges Dasein alle ehrgeizigen Pläne opfern möchte? Konnte nicht gerade jetzt für David ein solcher Moment gekommen sein, da er eben die Süßigkeit einer

kurzen Ruhe empfunden, da außerdem auch derjenige eben ge-
27. storben war, welcher ihn von vornherein gegen Saul aufgereizt
und seine Pläne rastlos genährt hatte, der Priester Samuel?
Wir glauben, daß David, wenn Saul jetzt Frieden mit ihm
gemacht hätte, wirklich, — wie lange es dauerte, war freilich
nicht zu bestimmen, — sich auf seinen erheiratheten Höfen und
bei seinen Weibern still verhalten hätte und daß er bei dem
kühnen Parteigängerstreich jener Nacht, wenn er auch ursprüng-
lich ihn nur aus dem Uebermuth unternahm, der sich bei Leuten,
die beständig den kleinen Krieg führen, sehr bald einfindet,
ernstlicher als je an eine Versöhnung dachte. Das Vertrauen
Davids in das Gelingen seines Aufstandes war für jetzt wenig-
stens schwach. Als David mit dem Spieß und dem Wasser-
becher Sauls in der Hand den Abner apostrophirte, ward auch
Saul aufmerksam und es kam auch zwischen ihm und David zu
28. einem Gespräch aus der Ferne. Da nun deutete dieser schon
darauf hin, daß er sich, wenn Saul nicht von seiner Verfol-
gung ablasse, genöthigt sehen werde, das Land zu verlassen und
— fremden Göttern zu dienen. Saul ließ sich von der Beredt-
samkeit seines ci-devant Hoffängers, Kammerherrn und Obersten
für den Augenblick wieder einmal rühren, David gab ihm auch
seinen Spieß und Becher wieder, aber hinab kam er zu Saul
nicht. Und als des letzteren Rührung vorüber war und er die
Sache vom politischen Standpunkte aus ruhig überdachte, da
kam er zu dem Entschlusse zurück, den kühnen Freibeuter auch
ferner zu verfolgen und nicht eher zu ruhen, als bis er das
Land von ihm gereinigt, ihn gefangen oder aus den Grenzen
verdrängt habe. Und er begann die Treibjagd von Neuem.

---

27) Sam. I, 25, 1. 28) Sam. I, 26, 19.

Fremder Dienst.

David ward endlich so in die Enge getrieben, daß er sich 29.
gezwungen sah, was er schon in seinem letzten Gespräche mit Saul erwähnt, nun wirklich auszuführen. Er ging mit seiner 600 Mann starken Bande zu dem Philisterkönig Achis von Gath, um bei diesem Dienst zu suchen. Er ward mit offenen Armen empfangen; war er doch ein Soldat, der sich einen Namen gemacht hatte, kam auch nicht allein, sondern an der Spitze von 600 Mann. Daß er seiner Zeit gegen die Philister zu Felde gelegen als Offizier König Sauls, konnte ihm nicht angerechnet werden; daß er jetzt schon lange mit diesem Könige Israels im Streite liege, war wohlbekannt und gute Dienste waren von ihm zu erwarten. Nachdem er eine Zeit lang mit seinen Weibern und seinen Mannen in Gath bei Achis gewohnt hatte, ernannte ihn dieser zum Kommandanten von Ziklag, an der Südgrenze Judas, und ertheilte ihm den Auftrag, von dort aus den kleinen Krieg gegen die südlichen Striche des Landes Israel zu führen, während er selbst einen Kriegszug gegen Saul vorbereitete. David konnte diese Stellung, welche ihn ziemlich unabhängig machte, nur erwünscht sein. Den Fremden hatte er sich für jetzt einmal verkauft, aber darum brauchte er nun am allerwenigsten seine Pläne auf die Erlangung des Königsthrones aufzugeben. Israel war mit einem Kriege bedroht; in diesem Kriege mochten wohl Fälle eintreten, wo David mit Vortheil die Partei der Philister verlassen und dadurch dem Kampfe eine andere Wendung geben konnte. Eigenthümliche Staatsrettungen und eigenthümliche Staatsretter, Retter aus Verlegenheiten, die sie selbst geschaffen, sind keine Erfindung des 19. Jahrhunderts; sie haben immer existirt. Allerdings sollte er den kleinen Krieg gegen das Land Juda von Ziklag aus führen und eine strenge Befolgung dieses Auftrages konnte

29) Sam. I, 27, 1 ffg. vgl. Sam. I, 21, 10 ffg.

ihn in seinem Heimathlande so verhaßt machen, daß eine spätere Wiederaufnahme der Verfolgung seiner Absichten in sonst günstigem Momente rein unmöglich ward. Doch boten sich Auswege. Juda beherbergte Leute seiner Partei und Leute von Sauls Partei, darunter auch solche, die zu gewinnen er doch niemals hoffen durfte, mochte er sich übrigens gegen sie benehmen, wie er immer wollte. Eine gelegentliche Räuberei gegen diese geübt, konnte ihm nichts schaden. Außerdem aber hatte er das ganze
30. Land im Süden, soweit es von Nichthebräern bewohnt war, zu seiner freien Verfügung, er konnte gegen die Gesuriter, Girsiter und Amalekiter Krieg führen. So theilte er denn weise seine Thätigkeit, bemaß nach seinem Interesse Richtung und Ausdehnung seiner Streifzüge, sendete von der eingebrachten Beute reichen Tribut an Achis nach Gath und übte außerdem eine strenge Fremden- und Paßpolizei in seiner Kommandantschaft Ziklag, so daß Nachrichten, welche dem König Achis ein völlig wahres Bild von seiner Gouverneursthätigkeit hätten geben können, nicht vermochten, zu ihm zu gelangen. Er selbst begab sich öfters nach Gath, um seine Berichte zu erstatten und dem König den Beuteantheil selbst zu überbringen. Auf diese Weise erwarb er sich das volle Zutrauen des Philisterkönigs; Achis bekam stets reiche Beuteantheile, rechnete, wie viel da wohl der Jude überhaupt heim bringen müsse, um noch mehr für sich zu behalten, und das Ganze gab eine erkleckliche Summe, die, aus dem Gebiet der Stämme Simon und Juda geraubt, diese nicht zu Freunden Davids machen konnte. David mußte sich also seinen Landsleuten verhaßt gemacht haben, er „stank vor ihnen“ in demselben Maße mehr, als er bei dem Philisterkönig in guten Geruch kam; was hatte er noch von Saul und seinem Volke zu hoffen? er mußte sich innig an die Philister anschließen und ein treuer Diener des Königs von Gath sein; darin lag Davids Heil, so rechnete Achis. Er hatte indessen die Kriegsrüstungen

---

30) Sam. I, 27, 8 ffg.

gegen Saul beendet und sammelte ein Heer bei Aphek. Auch 31.
David mit den Seinen brach von Ziklag auf, um sich dem
Heere anzuschließen. Aber, wenn auch Achis ihm vertraute, so
war dem nicht so mit den eidgenössischen Obersten der Philister.
Sie hielten eine Besprechung und begaben sich dann zu ihrem
Könige in Masse, um ihm vorzustellen, daß sie nicht mit David
dienen möchten. Der ostensible Grund dafür war eben das
Mißtrauen in ihn; sie stellten dem König vor, daß der Jude
im Kampfe selbst abfallen könne, um seinem frühern Herrn,
Saul, sich gefällig zu machen und zu erreichen, daß er von diesem
wieder zu Gnaden angenommen werde. Ob dies der wahre
Grund ihrer Abneigung gegen Davids Betheiligung am Zuge
war, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Aber soviel steht
fest, daß die Menschennatur in den dreitausend Jahren, welche
seitdem verflossen sind, bis auf den heutigen Tag, sich eigentlich
nicht geändert hat, und mehr als alles Andere mochte die Obersten der Philister gegen David einnehmen, daß er sie weit übersah und möglicherweise das Beste zum Siege über seine Landsleute beitragen konnte. Wie mancher ertrüge nicht heute noch
lieber die Niederlage seines Volkes, als den Sieg, der einem
Andern verdankt werden müßte? Und weniger Heuchler als
spätere zivilisirtere Nachfolger gaben die Philisterobersten diesem
Gedanken nicht undeutlich Worte, als sie Achis darauf aufmerksam machten, daß dieser ja derselbe Mann sei, von welchem
man in Israel gesungen: Saul hat tausend geschlagen; David 32.
aber zehntausend. Achis fügte sich in die Meinung seiner Unterbefehlshaber; er theilte dies David auf das Schonendste mit,
versicherte denselben wiederholt seines unbegrenzten, persönlichen
Vertrauens, gab ihm aber Befehl, am nächsten Tage nach Ziklag
zurückzukehren.

Als David dort wieder ankam, fand er es in Trümmern;
während seiner Abwesenheit hatten die Amalekiter es überfallen, 33.

31) Sam. I, 29, 1 ffg. 32) Sam. I, 29, 5. 33) Sam. I, 30, 1 ffg.

in Brand gesteckt und geplündert, die schönsten Weiber, darunter auch die beiden des Kommandanten, Abigail und Ahinoam, hatten sie mitgenommen. Das übrige Volk von Ziklag war wüthend über David, daß er die Stadt, die seinem Schutze anvertraut war, verlassen hatte; vielleicht hatte es doppelten Grund wüthend über ihn zu sein; denn wahrscheinlich hatte seine Polizeiherrschaft alle Männer, welche nicht zu seiner Bande gehörten, entwaffnet und dadurch jeden Widerstand auch gegen gemeinsame Feinde unmöglich gemacht. David war schnell entschlossen, den Amalekitern ihre Beute zu entreißen, den Bewohnern von Ziklag zu zeigen, daß sein Schutz nicht zu verachten sei und sich zugleich seine Weiber wieder zu holen, im Nothfall auch andere zum Ersatz. Er brach sogleich auf und machte einen Eilmarsch den Amalekitern nach. Unterwegs am Bach Besor mußte er 200 Mann zurücklassen, nur 400 konnten ihm folgen; auf dem weitern Marsche ward ein Kriegsgefangener eingebracht, der egyptische Knecht eines Amalekiters, welcher den Streifzug im Gefolge seines Herrn mitgemacht, dann aber hatte krank zurückbleiben müssen. Von ihm erfuhr man, welchen Weg die Streifschaar, welche das Philisterland und den Süden Judas heimgesucht hatte, auf dem Rückzuge eingeschlagen. Von ihm geführt, holte David sie bald ein. Die Amalekiter, keines Ueberfalls gewärtig, lagerten in voller Sicherheit, weit zerstreut, ungerüstet, tranken und sangen und freuten sich der reichen Beute, die sie gemacht hatten, als David mit den Seinen plötzlich erschien, sie unversehens angriff, bis auf 400 Mann, die sich auf den vorhandenen Kameelen retteten, niedermachte und den Räubern all ihren Raub, auch seine zwei Weiber, wieder abnahm. Damit kehrte er um, zu den 200 Mann, die er am Bache Besor zurückgelassen hatte und, obgleich manche seiner Leute der Meinung waren, daß die gemachte Beute nur unter diejenigen vertheilt werden solle, welche wirklich im Gefechte gewesen wären, entschied er doch dahin, daß auch die 200 Zurückgebliebenen, welche zudem das Gepäck bewacht hätten, ihren vollen Beuteantheil

erhalten sollten, was von nun an bei den Hebräern ein festes Kriegsgesetz ward. David sendete von dem, was er zurück erhalten, auch einen Beutetheil an seine Parteigenossen im Stamme Juda, in der unverkennbaren Absicht, deren alte Freundschaft in diesem kritischen Momente neu zu beleben.

Denn ein entscheidender Augenblick war es. Achis war mit dem Heere der Philister Saul entgegengezogen. Auf dem Gebirge Gilboa stießen die Parteien zusammen. Die Hebräer wurden
geschlagen und flohen, drei Söhne Sauls, darunter auch Jona- 34.
than fielen, tapfer kämpfend bei der Deckung des Rückzugs, Saul selbst war verwundet, er konnte nicht weiter und mochte nicht lebend in die Hände der Erbfeinde Israels fallen. Er befahl seinem Waffenträger ihn zu tödten und, da dieser es nicht wagte, stürzte er sich selbst in sein Schwert. Israel war ohne König. Allgemeiner Schrecken, sogar im Lande östlich des Jordan, kein Widerstand mehr hielt den Siegeszug der Philister auf, welche das ganze Land überschwemmten und in alle Städte Garnisonen legten. Sauls abgeschlagenes Haupt ward im Philisterland als Trophäe herumgesandt, zum Zeichen, daß der gefürchtete Heerführer der Hebräer nun wirklich todt sei; sein Harnisch ward aufgehängt im Tempel der Astaroth zu Ascalon, sein verstümmelter Leichnam aber zu Bethsan in Juda. Allgemein war der Jubel bei den Philistern. Aber die Männer von Jabes, die Saul im Beginn seiner Laufbahn aus der Hand ihrer Feinde gerettet hatte, holten von Bethsan den Leichnam Sauls und die seiner Söhne und bestatteten sie auf ihrem Boden und hielten dem Könige eine Todtenfeier.

Erbfolgekrieg.

Drei Tage nach seinem siegreichen Zug gegen die Amalekiter 35.
erhielt David die Kunde vom Falle Sauls auf dem Schlacht-

34) Sam. I, 31, 1 ffg. 35) Sam. II, 1, 1 ffg.

felde von Gilboa. Ob die Erzählung, nach welcher der Bote, der diese Nachricht brachte, ihm auch zugleich die Krone und die Armspange des todten Königs, dem er sie abgenommen, zutrug, ob diese Erzählung richtig sei oder eine spätere Erfindung der Priester, die ihren König wo möglich schon im Mutterleibe mit allen Attributen des Königsthums und mit allen königlichen Rechten bekleidet wissen wollten, lassen wir ebenso dahin gestellt bleiben, als die Wahrheit der weiteren Erzählung, welcher zufolge David den Tod Sauls und Jonathans schmerzlich beklagte. Warum sollte übrigens der dichterische Kriegsmann den schönen Stoff zu einer Elegie nicht benutzt haben, den das tragische Ende des Königs ihm darbot? Die kläglichste und schönste Trauerelegie würde noch lange nicht beweisen, daß der Sänger fühlte, was er sang. Wenn er sang: „O ihr Berge Gilboas, es soll nicht thauen mehr, nicht regnen auf euern Höhen, keine Frucht sollt ihr fürder tragen; denn auf euch fiel des Helden Schild, Sauls Schild, als wäre er nie gesalbt mit dem Oele des Herrn; die Edelsten Israels fielen auf euern Höhen, Saul, der sein Schwert nie heimbrachte aus dem Kampf rein vom Blute der Feinde des Herrn, Jonathan, dessen Bogen nie fehlte; im Leben vereint sind sie vereint im Tode gefallen auf den Höhen Gilboas," so lag es ihm nahe zu denken, daß mindestens nach jenen er sich wohl als den edelsten in Israel betrachten dürfe. Warum nicht den leeren Thron einnehmen, die Krone auf sein Haupt setzen, welche Saul nicht mehr sein nennen konnte? Die Philister überschwemmten das hebräische Land, aber den östlichen Theil Judas am Westufer des todten Meeres hatten sie nicht überzogen. Hieher konnte David sich wenden, ohne mit den Philistern sofort in Conflikt zu gerathen; ohne ihnen seine Vasallenschaft aufzukündigen, konnte er hier doch sofort einen Herrschaftskeim gründen für sein hebräisches Königreich; und dazu eignete dieser Fleck Landes sich doppelt, weil auf ihm David bereits die meiste Unterstützung während seines Aufstandes gegen Saul gefunden hatte, weil er die

Freundschaft seiner Parteigenossen hier besonders warm gehalten hatte durch die Geschenke, welche er ihnen von der Ausbeute seiner Streifzüge in der Umgegend von Ziklag gesendet, weil hier endlich der Grundbesitz lag, den er mit Abigail erheirathet und auf dem er eine Zeit lang schon in Ruhe und Wohlbehagen gesessen hatte. Er verließ also Ziklag und zog mit seiner Schaar und seinen Weibern und seiner fahrenden Habe nach Hebron, 36.
nachdem er ein Jahr und vier Monate zu Ziklag im Dienste der Philister gestanden hatte. Hier ließ er sich zum Könige des Stammes Juda ausrufen, was seine Parteigenossen in der allgemeinen Verwirrung mit leichter Mühe zu Stande brachten.

Unterdessen hatte Abner, der Feldhauptmann Sauls, dessen 37.
hinterlassenen Sohn Isboseth zum König Israels ausgerufen. Isboseth schlug seine Residenz zu Mahanaim am östlichen Ufer des Jordan auf. Abner sammelte hier die streitbaren Männer der nördlichen Stämme, die aus der Niederlage von Gilboa entkommen waren, und alle, die sich sonst vor den Philistern hier zusammenfinden mochten und konnten, namentlich auch von den Stämmen Ephraim und Benjamin. An der Spitze dieses Heeres suchte er nun das Land, welches verloren gegangen war, für Isboseth wieder zu erobern. Seine Aufmerksamkeit mußte er wie natürlich bald auch auf David lenken, der sie durch seine Schritte, sein Vordringen nordwärts gewaltsam auf sich zog und zeigte, daß er mit seiner Usurpation sich nicht auf den Stamm Juda beschränken, sondern geradezu als Gegenkönig auftreten wollte. Als König gerirte sich David jetzt auch insofern, als er nicht persönlich mit ins Feld zog, sondern in seiner Residenz sitzen blieb, während er Joab, den Sohn Zerujas, an die Spitze seiner Truppen stellte. In dem Kampfe mit den Philistern trat nach einiger Zeit ein Stillstand ein, sei es, daß er sich durch die Verhältnisse von selbst machte, sei es, daß die

36) Sam. II, 2, 1 ffg. Chron. I, 12, 1—3. 37) Sam. II, 2, 8 ffg.

Parteien vertragsmäßig ihn feststellten. Die Ruhe auf dieser Seite benutzte nun Abner, um sich gegen David zu wenden. Bei Gibeon im Gebiet des Stammes Ephraim stießen die Truppen des Königs und des Gegenkönigs, diese unter Joab, jene unter Abner, zusammen. Nach einem blutigen Scharmützel der Plänkler rückten die geschlossenen Haufen auf einander los. Joab gewann die Oberhand und zwang Abner zum Rückzug; aber dieser wich nur Schritt für Schritt, von Zeit zu Zeit Front machend. Bei einem dieser Rückzugsgefechte blieb Asahel, ein Bruder Joabs, von Abners eigner Hand. Erst am Abende endete der Kampf vollständig. Von diesem Anfange des offenen
38. Krieges zwischen dem legitimen Nachfolger Sauls und dem Prätendenten dauerte der Erbfolgestreit wechselvoll manches Jahr zum größten Vortheile der Philister, die ihn sich zu Nutze machten, wenn nicht um ihre Herrschaft in Israel auszudehnen, doch sie über das bereits eroberte Land zu befestigen. Der Zwiespalt im Lager der Gegenpartei sollte schließlich David die Oberhand geben.

39. Abner legte sich im Verlauf der Zeit eines von Sauls Weibern, die Rizpa zu; dies erweckte Isboseths Verdacht, als strebe sein Feldmarschall selbst nach dem Throne. Er machte ihm Vorstellungen; Abner antwortete; ein Wort gab das andere; im höchsten Zorne schied Abner von dem Könige, er drohte ihm, zur Partei Davids übertreten zu wollen und mußte am Ende nach dieser Drohung sie auch wahr machen; denn kaum war er, nachdem er sie einmal ausgestoßen, noch vor Meuchelmördern sicher. Er schickte Vertraute an David, um mit diesem Unterhandlungen anzuknüpfen: das Land sei getheilt, sprachen diese, Abner könne Davids nicht vollständig Herr werden, aber ebenso wenig vermöge David Abner zu bewältigen; sobald beide sich einigten, höre dagegen der Zwiespalt auf, kein Dritter könne ihnen widerstehen. Abner sei nun Willens, der Partei Davids

38) Sam. II, 3, 1 fg. 39) Sam. II, 3, 7 fg.

beizutreten und diesen als König anzuerkennen. Dies Entgegenkommen des tüchtigsten Führers der Gegenpartei konnte David nur erwünscht sein; doch verlangte er als Garantie der Aufrichtigkeit Abners, daß dieser vor allen weiteren Schritten sein Weib Michal, Sauls Tochter, zurückschaffe. An Isboseth stellte er, während er im Begriffe war, mit Abner zu konspiriren, gleichzeitig dasselbe Verlangen. Und Michal ward ihm wirklich ausgeliefert. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Isboseth sich zu diesem Schritte ohne Gegenleistungen verstanden habe, zumal diese Wiederaufnahme in die Familie Sauls von dem Prätendenten zu seinem Vortheil, zur Begründung weiterer Ansprüche benutzt werden konnte. Es ist daher anzunehmen, daß David dem Isboseth versprochen habe, sich ferner ruhig zu verhalten und ein gütliches Uebereinkommen über eine billige Theilung des Landes vorgeschlagen, worauf Isboseth einging, weil er sich selbst nicht die Kraft zutraute, es mit David aufzunehmen, und weil ihm Abner nach den letzten Vorfällen wenig zuverläßig schien. Isboseth schickte Michal unter dem Geleite Abners zu David nach Hebron. Auf dieser Reise ließ Abner, wo er mit einflußreichen Leuten seiner Partei zusammentraf, bereits Winke fallen, welche auf seinen Uebertritt zu David vorbereiteten und auch andern dazu Lust machten. Zu Hebron ward Isboseths Feldhauptmann glänzend empfangen und die Verabredungen, welche er mit David traf, befriedigten beide Theile. Abner verließ die Residenz des Prätendenten mit dem Versprechen und wahrscheinlich auch mit der Absicht, diesen offen als König von ganz Israel zu proklamiren. Während der Verhandlungen mit Abner war Joab eben mit seiner Schaar auf einem Streifzuge in feindliches Grenzland von Hebron abwesend. Als er zurückkam und von der Sache hörte, wollte ihm dieselbe nur wenig gefallen. Erklärlich: ward David durch Abner, der schon des Königs Saul Schlachten geschlagen hatte, König von ganz Israel, so mußte in dem neuen Königreich nothwendig Abner die erste Flöte spielen und nicht der Parvenu Joab, wie groß seine mili-

tärischen Talente auch sein mochten. Ward aber David ohne Abner oder trotz desselben endlich König von Israel, so rückte Joab ebenso sicher zum Reichsfeldmarschall auf, wie er vom Leutnant des Räuberhauptmanns zum Leutnant des Gouverneurs von Ziklag und von diesem zum Feldhauptmann Judas, seit David dessen Herrschaft gewonnen hatte, aufgerückt war. Joab ging sogleich zu David und machte ihm heftige Vorwürfe, daß er Abner wieder lebendig habe aus Hebron entkommen lassen; dieser habe ihn unter dem Vorwand von Unterhandlungen lediglich besucht, um zu spioniren. Was nun David darauf erwidert habe, wird uns nicht erzählt; aber Joab sendete einen Boten dem Abner nach und ließ ihn unter irgend einem Vorwand bitten, wieder nach Hebron zurückzukommen. Abner kam diesem Wunsche nach und ward von Joab unter dem Thore erstochen. David wusch wie gewöhnlich seine Hände in Unschuld an diesem Morde; er veranstaltete dem ermordeten Feldherrn ein großartiges Leichenbegängniß, hielt ihm in Person eine rührende Leichenrede und aß darauf nichts bis zum Untergang der Sonne, — jedenfalls kein großes Opfer, zumal wenn er gut gefrühstückt hatte. Joab blieb indessen, was er war; David begnügte sich zu beten, daß Abners Blut auf sein Haupt falle; hatte doch der Mann übrigens an Sauls Feldherrn eigentlich nur persönliche Rache für den Tod seines Bruders Asahel, der freilich in offenem, ehrlichem Kampfe gefallen war, genommen.

Königswahl und Befestigung des Thrones.

Mit Abner fiel die Stütze der Herrschaft Isboseths und da ein anderer Prätendent nicht vorhanden war, — wenigstens wagte keiner der noch übrigen Leute von Sauls Geschlecht Ansprüche zu erheben, war keiner von diesen in weiteren Kreisen bekannt — so hatte David fortan leichteres Spiel, Alles Volk wendete sich nun der neuen Sonne zu. Zwei Offiziere Isbo-

seths ermordeten ihren König und brachten, um sich bei David 40.
beliebt zu machen, diesem sein Haupt. Wie er schließlich wohl mit dem Tode Abners sehr zufrieden gewesen war, der ihm immer noch hätte zu schaffen machen können, wenn er leben blieb, auch als sein Feldhauptmann, so war sicherlich der Tod Isboseths, welcher ihn ohne sein Zuthun plötzlich seinem Ziele so nahe brachte, ihm äußerst erwünscht. Doch stellte er sich nicht minder entrüstet darüber an, wie bei ähnlichen früheren Gelegenheiten, und wenn er den Joab ruhig hatte seines Weges gehen lassen, so machte er sich nun das Vergnügen, die Mörder Isboseths, zwei ganz unbekannte Leute, hinrichten zu lassen. Dieß hinderte ihn aber nicht, am gleichen Tage alle streitbaren Männer in Israel zu einem großen Marsfelde bei Hebron zusammenrufen zu lassen, und sie kamen schaarenweise, über 300000 Mann aus allen Stämmen und wählten David zum Könige (um 1000 v. Chr.).

Der neue König war keineswegs willens, sein Königthum auf ein einfaches Herzogthum zu beschränken, mit welchem sein Vorgänger, Saul, sich begnügt hatte. Er wollte herrschen im Frieden wie im Kriege, in Pracht und Herrlichkeit, wie andere Könige des Orients auch, und das Land sollte ihm gehören, wie der Wille seiner Bewohner. Eine unumschränkte Herrschaft braucht einen Centralpunkt, eine Hauptstadt, die sich über alle übrigen Städte des Landes erhebt, in welcher sich Alles vereinigt, was das Land Großes, Hervorragendes, Glänzendes besitzt. Diese Hauptstadt muß der Sitz des Reichthums, der Künste, der Verwaltung, der Gottesverehrung sein; wo möglich muß sie aber auch eine große militärische Bedeutung haben. Und diese letztere Eigenschaft brauchte sie für das neue israelitische Königreich, welches jetzt aufgebaut werden sollte, um so mehr, da dieses Königreich großen Theils in den Händen des Feindes, der Philister, erst von diesen noch erobert und dann gegen ihre

40) Sam. II, 4, 1 ffg.

etwaigen neuen Versuche behauptet werden mußte. Seit mehr als acht Jahren mindestens ging David mit dem Gedanken um, sich Israels Krone aufs Haupt zu setzen; $7^1/_2$ Jahre hatte er allein als Herzog Judas zu Hebron regiert. Er hatte also Zeit vollauf gehabt, zu träumen und zu denken, was er thun müsse, wenn er am Ziel seiner Wünsche angekommen sein würde. Er hatte sich aber Jebus, jene Stadt der Heiden, welche auf der Höhe, von einer festen Burg überragt, seit lange unangetastet, weil für unnahbar erkannt mitten zwischen den kräftigsten und einflußreichsten Stämmen Israels lag, zur Hauptstadt seines Reiches auserseheh. Da er nun die Tausende auf dem Marsfelde bei Hebron um sich versammelt sah und alle voll Jubel und voll Enthusiasmus für den neuen König und das Reich
41. der Zukunft, voll Hoffnung und Siegesmuth, ergriff er den günstigen Augenblick. Sein Ruf: auf! nach Jebus! fand offene Ohren. Das Heer ordnete sich ihm zu folgen. Ehe noch eine Kunde von seiner Absicht ihm hatte vorausgehen können, stand er vor den Mauern der wohlgeschützten Stadt. Als er sie zur Uebergabe auffordern ließ, antworteten die Jebusiter spottend: er solle nur versuchen hineinzukommen, Blinde und Lahme seien genügend, den Platz zu vertheidigen. Diese Sicherheit war ihr Verderben. Hatten sie schon keinen Zweifel, daß es unmöglich sei, ihre Stadt überhaupt zu nehmen, so waren sie vollends überzeugt, daß die Burg, Zion, unangreifbar sei. Hier also hatten sie gar keine Vertheidigungsanstalten getroffen. David aber spielte das Stück der Ueberraschungen fort; wie er überraschend vor Jebus erschienen war, so ordnete er auch plötzlich und unversehens den Sturm auf die Burg Zion an. Er setzte sich fast ohne Widerstand in deren Besitz. Von hier aus aber beherrschte er die Stadt; ihre Stärke war gefallen, auch sie mußte sich unterwerfen. Blind waren die Jebusiter gewesen, als sie den entscheidenden Punkt so wenig zu erkennen und zu

41) Sam. II, 5, 6 ffg. Chron. I, 12, 4 ffg.

schätzen verstanden, daß sie Zion unbesetzt ließen, lahm waren sie geworden, sobald Zion sich in Davids Händen befand. Dieser verstärkte nun ohne Verzug und erweiterte die Befestigungen. Und das war nothwendig.

Denn auf die Kunde von der Wahl Davids zum Könige 42. auf den Feldern von Hebron, rüsteten die Philister, mit denen er bis jetzt in völligem Frieden gelebt und die sich gewöhnt hatten, ihn als ihren ergebenen und treuen Vasallen zu betrachten, ein Heer aus und zogen vor Jebus, die nunmehrige Davidsstadt, später Jerusalem; schon war die niedere Stadt mit einem weitläufigen verschanzten Lager umzogen, welches den künftigen Umfang ihrer Bauten bezeichnete, für jetzt aber nur die streitbaren Männer beherbergte, welche David von der Volksbewaffnung zur Abwehr des vorherzusehenden Angriffes der Philister zurückbehalten hatte, nachdem Jerusalem von ihm erobert war. Die Philister ordneten ihre Schaaren zur Schlacht und zum Sturme; da fiel David mit seiner Streitmacht aus, durchbrach in tiefer Masse das Zentrum der Streitmacht des Feindes und brachte ihm eine entschiedene Niederlage bei. Zur sofortigen Verfolgung des Sieges fühlte er sich vorerst zu schwach. In Erwartung eines alsbaldigen neuen Angriffes verstärkte er das verschanzte Lager, damit er sich auf dessen Widerstandsfähigkeit vorkommenden Falles besser als jetzt noch verlassen könne und dadurch die Möglichkeit gewinne, die Hauptmasse seiner Streitkräfte im freien Felde mit größerem Nutzen zu verwenden. Seine Voraussicht hatte ihn nicht getäuscht. Nach kurzer Zeit kamen die Philister mit einem stärkeren Heere wieder. Der unverhoffte überraschende Frontangriff hatte einmal seine Dienste gethan, aber eben deßhalb durfte man nicht zum zweiten Mal sicher auf seine Wirkung rechnen. Die Philister waren darauf vorbereitet und hatten besondere Vorkehrungen dagegen getroffen. Dießmal also schlug David einen andern Weg ein; während

42) Sam. II, 5, 17 ffg. Chron. I, 15, 8 ffg.

die Philister am Tage in wohlgeordneter Phalanx dem ver-
schanzten Lager gegenüber standen, ließ er dieses nur schwach
besetzt und zog mit seiner Hauptmacht, unbemerkt vom Feinde,
aus der Stadt. Auf einem Umweg gelangte er in die Flanke
der philistäischen Lager und hier machte er, gedeckt von einem
Walde von Maulbeerbäumen, halt. Als die Philister den ganzen
Tag über vergebens auf den Ausfall der Hebräer gewartet
hatten, kehrten sie gegen Sonnenuntergang in ihre Lager zurück,
um sich der Ruhe zu überlassen; nun aber, als sich der Nacht-
43. wind erhob und durch die Wipfel der Bäume rauschte, brach
David aus seinem Verstecke auf und überfiel urplötzlich, selbst
wie der Nachtwind, das Lager des Feindes. Dessen Niederlage
war vollständig und diesmal ward der Sieg durch eine kräftige
Verfolgung auf's äußerste ausgebeutet. Das Land dießseits des
Jordan ward vorläufig von den Philistern befreit und diese
sahen sich genöthigt, einstweilen Ruhe zu halten. Aber in der
Zeit nach dem Tode Sauls waren die Philister nicht die ein-
zigen gewesen, welche aus Israels Verwirrung Nutzen gezogen
hatten; wie sie westlich, so scheinen die Moabiter östlich des
Jordans Eroberungen gemacht zu haben. Gegen diese wendete
44. sich David nun, brachte auch ihnen eine gründliche Niederlage
bei und ließ von der männlichen Bevölkerung zwei Drittel
niedermachen, so daß eine Wiedererhebung des Volkes für's erste
nicht zu besorgen stand.

Erweiterung des Reiches.

So war Israel in seinen alten Grenzen hergestellt und David konnte nun daran denken, durch eine kräftige Organisation des Regimentes und der Verwaltung für sich und seine Dynastie den Thron zu befestigen. Daß die Grundlagen dieser Organisation schon jetzt gelegt wurden, unterliegt keinem Zweifel

---

43) Sam. II, 5, 24. Chron. I, 15, 15. 44) Sam. II, 8, 2.

und nach der historischen Reihenfolge müßten wir jetzt von ihr, namentlich in ihren militärischen Beziehungen, reden. Indessen, weil sich nur schwer bestimmen läßt, was jetzt, was erst später geschah, weil im Weitern dergleichen Dinge sich zweckmäßiger im Zusammenhang darstellen, ziehen wir es vor, in der äußeren Geschichte zuerst noch einige Schritte weiter zu thun. Durch Kampf war der Thron Davids erobert, militärische Macht hatte ihn gegründet und sie mußte ihn erhalten. Kriegerische Beschäftigung einer zahlreichen Mannschaft, welche unter Davids Führung den Krieg lieb gewonnen hatte, war fast eine unausweichliche Nothwendigkeit für den neuen König. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß er nach Anlässen zum Kriege suchte und sicher, daß er dieselben gern ergriff, wenn sie sich ihm boten.

Der König der Ammoniter, Nahas, war gestorben und sein Sohn Hanon folgte ihm auf dem Throne. Mit Nahas hatte 45.
David in freundlichen Beziehungen gestanden; wir wissen über die Dienste, die der erstere dem letzteren geleistet hatte, nichts; es ist möglich, daß sie David erwiesen waren, als dieser, flüchtig vor Saul, Schutz auf dem östlichen Ufer des Jordan suchte, ebenso möglich, daß sie in einer Unterstützung bestanden, die Nahas den Hebräern bei ihrem zuletzt erwähnten Befreiungskrieg gegen die Moabiter gewährt hatte. David sendete nun eine Gesandtschaft an Hanon, mit dem ostensibeln Auftrag, diesem sein Beileid über den Tod des Vaters auszusprechen und ihn bei seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen, zugleich aber wohl in der Absicht, sichere Kunde über die Persönlichkeit des neuen Königs, über die Verhältnisse an seinem Hofe und in seinem Lande zu erhalten und darnach beurtheilen zu können, welche Chancen sich für einen Krieg gegen die Ammoniter böten. So faßten die hohen Beamten Hanons den Zweck der Gesandtschaft auf, und Hanon ließ sich von ihnen überzeugen, daß

45) Sam. II, 10, 1 ffg. Sam. II, 8, 3 ffg. Chron. I, 20, 1 ffg. vgl. Chron. I, 19, 3 u. 12. Psalm 60, 2.

Davids Gesandte eigentlich Spione seien. Er ließ ihren darauf die Kleider bis zum Gürtel abschneiden und auf der einen Seite des Gesichtes den Bart abscheeren. So verschimpfirt traten sie den Heimweg an den Jordan an. Aber das Gerücht von dieser nichtswürdigen Behandlung der Gesandten eilte ihnen nach Jerusalem voraus, und David schickte ihnen entgegen: „sie möchten zu Jericho bleiben, bis ihnen die verlorene Barthälfte wieder gewachsen sei," die allerdings nicht so rasch zu ersetzen war wie die abgeschnittenen Rockschöße; zugleich rüstete er zum Kriege. Aber Hanon, der dieses voraussah, schloß ein Bündniß mit den Königen der syrischen Völkerschaften, welche nordwärts der Ammoniter gegen Damascus hin wohnten. Joab ward von David an die Spitze des Auszugs gestellt und rückte mit diesem über den Jordan und durch Gilead vor, noch ehe das Heer der Ammoniter sich mit demjenigen der verbündeten Syrer hatte vereinigen können. Davon unterrichtet, theilte Joab sein Heer; ein beträchtliches Corps unter seinem Bruder Abisai stellte er den Ammonitern gegenüber, mit dem Auftrage, sich auf der Defensive zu halten, mit der Hauptmacht wendete sich Joab selbst gegen die Syrer. Beide Heerestheile sollten in beständiger Nachrichtenverbindung mit einander bleiben, damit je nach den Umständen der eine den anderen unterstützen könne. Zeigte sich, daß die Ammoniter mit geringer Macht im Schach zu halten wären, indeß sich gegen die Syrer ein beträchtlicher Vortheil davon tragen ließe, so sollte Abisai von seinem Heertheil eine Reserve für Joab heranbringen und umgekehrt im entgegengesetzten Falle Joab eine Reserve für Abisai. Während dieser den Amoritern gegenüber temporisirte, brachte nun Joab den Syrern eine gründliche Niederlage bei und verfolgte seinen Sieg in der Richtung von Damascus. Die Ammoniter, bestürzt über diese Niederlage ihrer Bundesgenossen, zogen sich jetzt vor Abisai völlig auf die Vertheidigung zurück. Die Syrer aber, obwohl im offenen Felde geschlagen, gaben den Kampf noch nicht auf, sondern machten Joab bei seinem Vor-

bringen nordwärts das Terrain Schritt für Schritt streitig. Der mächtigste der verbündeten Syrerfürsten, Hadadeser, König von Zoba, verbündete sich mit Damascus und mit den Stammgenossen bis an das linke Ufer des Euphrat und zog ansehnliche Hülfsmassen von dort an sich. Joab kam diesen gegenüber in's Gedränge; aber David, immer wachsam, ordnete sofort ein allgemeines Aufgebot an, stellte sich selbst an dessen Spitze und rückte zur Verstärkung Joabs über den Jordan. Während er die Syrer mit Erfolg bekämpfte, fielen die Edomiter am westlichen Ufer des rothen Meeres in das von streitbaren Männern entblößte Gebiet des Stammes Juda ein. Sofort erhielt Abisai, zu schwach, um den Angriffskrieg gegen die mächtigen Ammoniter zu führen, da diese sich in ihre festen Städte eingeschlossen hielten, da von deren Seite aber keine Offensive mehr zu besorgen stand und seine Hülfe für den Krieg gegen die Syrer entbehrlich erschien, den Befehl, über den Jordan zurückzugehen und den Edomitern entgegenzutreten. Es gelang ihm, diesen im Salzthal eine entscheidende Niederlage beizubringen. Eben so glücklich waren David und Joab mit der Hauptmacht gegen die Syrer; mehrfach geschlagen baten diese um Frieden. David verlangte Unterwerfung und man verstand sich zu dieser; in die Hauptstädte Syriens, auch in Damascus, wurden hebräische Garnisonen eingelegt, hier wie 46.
in Edom Vögte Davids eingesetzt. Israel war das herrschende Volk in diesen Gegenden geworden. Dieser Feldzug bietet uns eines der ältesten Beispiele für die Anwendung des Principes der Operationen auf der innern Linie; in das System derselben gehören sowohl die Anordnungen Joabs bei Eröffnung des Feldzugs gegen die verbündeten Syrer und Ammoniter, welche gleichwohl nicht mit vereinter Heeresmacht auftraten; als im späteren Verlauf die Entsendung Abisais gegen die Edomiter, während der Kampf gegen die Syrer mit aller Macht

46) Chron. I, 19, 7 u. 13. Sam. II, 8, 6.

fortgesetzt und auf die Ammoniter, nachdem sie einmal eingeschüchtert waren, durchaus keine Rücksicht mehr genommen ward. Im ferneren erscheint uns das allgemeine Aufgebot der Landeskraft, an dessen Spitze David sich persönlich stellte, als eine der richtigen Anwendungen der sogenannten strategischen Reserven. David, als er den Joab entsendete, hatte ihm den Kern des hebräischen Heeres mitgegeben; die strategische Reserve, welche er selbst in's Feld führte, war ein Nachschub, dessen sofortiges Aufgebot unter Joabs Führung weder politisch, noch militärisch gerechtfertigt gewesen wäre, der aber im Nothfall verwendet, als Alles auf dem Spiele stand, vortreffliche Dienste leistete und möglicherweise, während Joab im Felde stand, von David auf dieselben vorbereitet wurde.

47. Mit Ruhm bedeckt und mit reicher Beute kehrte der König aus diesem Feldzuge nach Jerusalem zurück, jetzt der Hauptstadt eines mächtigen Reiches, welches einen beträchtlichen Theil Syriens umfaßte; aber die gewonnenen Erfolge waren keineswegs mit leichter Mühe errungen; es war eben noch Zeit gewesen, die Siege über die Syrer auszubeuten und ihre Consequenzen bis zum äußersten zu ziehen, aber nicht mehr Zeit, in diesem Feldzuge auch noch die Ammoniter gründlich zu züchtigen, welche der erste Anlaß dieses gewaltigen Krieges gewesen waren; dies mußte einem neuen Feldzuge aufbewahrt werden.

Sobald der nächste Frühling und mit ihm das nächste Mars-
48. feld kam, sendete David seinen Marschall Joab an der Spitze des Auszuges in's Feld zur Züchtigung und Unterwerfung der Ammoniter. Joab überschritt den Jordan und rückte in's feindliche Gebiet ein; die Ammoniter zogen sich wiederum in ihre festen Plätze zurück; fast ohne Widerstand rückte Joab vor die Hauptstadt des Feindes, das feste Rabba, und schloß es ein. David war in Jerusalem zurückgeblieben; sein Hof war glänzend eingerichtet und ein prächtiger Harem, den seine Gedanken sich

---

47) Sam. II, 8, 7 ffg. 48) Sam. II, 11, 1 ffg. Chron. I, 21, 1.

immer gewünscht hatten, auch als die Verhältnisse ihm noch nicht gestatteten, sich einen solchen zu schaffen, schmückte ihn und verschönte die Mußestunden des eben so dichterischen als kriegerischen Königs. David that nicht anders als die übrigen orientalischen Herrscher auch. Eines schönen Tages ging er auf der Terrasse seines Palastes spazieren; von dort schaute er in 49.
einen benachbarten Garten, ein reizender Anblick fesselte ihn hier: ein schönes Weib nahm, wie es meinte ungesehen, ein Bad. Aber David sah und sein Herz brannte lichterloh. Er erkundigte sich nach Namen und Verhältnissen der Schönen: sie hieß Bathseba und war das Eheweib des Uria, welcher als hebräischer Oberster unter Joab vor den Mauern der Ammoniterstadt Rabba lag. Die Gelegenheit war günstig und David nicht der Mann, sie unbenutzt zu lassen; ein zärtlicher Briefwechsel entspann sich und besiegte Bathseba, welche sich glücklich schätzte, das Bett des Sängerkönigs für eine Nacht zu theilen. Indessen die Folgen blieben nicht aus, Bathseba ward schwanger und theilte dies dem Könige mit. Nun ward diesem, wie es wohl zu geschehen pflegt, etwas übel zu Muthe. Wer konnte voraussehen, daß die Belagerung Rabbas sich so in die Länge ziehen werde? Wäre sie schnell beendigt gewesen, so wäre Uria auch schnell zurückgekommen, hätte mit seinem Weibe geschlafen und da er ein guter Mann war, für die Frucht seiner Lenden gehalten, was der König vom Stapel gelassen hatte. Doch Rabba widerstand von Woche zu Woche, es fiel nicht; die naturhistorische Differenz ward am Ende zu groß, als daß selbst der gutmüthigste und vertrauensvollste Ehemann sie hätte übersehen können. Und wie ein guter Mann und treuer Anhänger des Königs, war Uria auch ein ehrenhafter Mann und ein Scandal war unter allen Umständen vorauszusehen, ward nicht irgendwie vorgebeugt. Bathseba mochte im zweiten Monat schwanger sein, als David den Auftrag an Joab

49) Sam. II, 11, 2—25.

schickte, ihm durch Uria Meldung über den Stand der Belagerung von Rabba zu senden. So kam Uria nach Jerusalem, er konnte mit seiner Frau schlafen und — ein Siebenmonatskind war keine naturhistorische Unmöglichkeit. Uria kam wirklich und sein erster Gang war nicht zu seiner Frau, sondern in das Königsschloß, um den Bericht zu erstatten. Als David denselben entgegengenommen, entließ er den Obersten gnädig und sagte ihm freundlichst, er solle nun heimgehen zu seinem Weibe, es sich bequem machen und wohl sein lassen: Bathseba war wohl instruirt, dies näher zu erläutern und die Erläuterung zu einem erwünschten Ende zu führen. Aber Uria war ein arger Kamaschenhengst; vom Könige entlassen, legte er sich vor der Schwelle des Palastes schlafen; er hielt es für eine Verletzung der Kriegsgesetze und der Kriegssitte, so lange er im eidgenössischen Dienst sei, in einem Bette zu schlafen. David erfuhr natürlich am nächsten Morgen sogleich, daß sein Wunsch nicht erfüllt sei; er ließ Uria bescheiden. Man kann sich denken, daß dieser nicht sehr hofmäßig aussah, wenn er die Nacht auf der Erde geschlafen hatte. David nahm davon Anlaß, ihm zu bemerken, er scheine über Feld gekommen und nicht in seinem Hause gewesen zu sein. „Nein, du hast Recht, erwiederte der biderbe Kriegsmann, die heilige Bundeslade, Joab mein Feldherr, alle meine Kameraden, ganz Juda und Israel liegen im Feld unter Zelten und ich sollte in mein Haus gehen, um mir bei Speise und Trank und bei meinem Weibe gütlich zu thun? Das kannst du nicht im Ernst von mir erwarten, o König! und sicherlich, ich thue es nicht." David war höchst verdrießlich über den stierköpfigen Menschen, indessen machte er gute Miene zum bösen Spiel und rechnete, wenn der Mann noch ein paar Tage zu Jerusalem bleibe, werde ihm doch schließlich der Kitzel wohl kommen, sein schönes Weib zu besuchen; und daß dieser Kitzel wirklich komme, dazu that der König Alles, was in seinen Kräften stand. Er hatte den Mann zur Mittags- und zur Abendtafel, trank ihm auf's fleißigste zu und schenkte ihm ein,

daß es an der Hälfte genug gewesen wäre. Aber der Pflichteifer und die Stierköpfigkeit Urias siegte, — übrigens konnte David mit dem Einschenken auch etwas zu viel thun, welches in diesem Punkte nur bis zu einer gewissen leicht überschreitbaren Grenze zieht. Kurz Uria war noch zwei Nächte in Jerusalem und ging absolut nicht zu seiner Frau. Jetzt blieb dem Könige nichts anderes übrig, als den unhandsamen Ehemann auf eine bequeme wenig auffallende Weise aus der Welt zu schaffen. Am Morgen nach der dritten zwecklos auf der Thorschwelle des Königshauses von Uria verschlafenen Nacht, schrieb David einen Brief an Joab, in welchem er ihm Befehl ertheilte, einen Sturm auf Rabba zu versuchen, und Uria auf der Seite zu verwenden, wo es am härtesten zuginge. Diesen Brief mußte Uria, der schwerlich lesen konnte, selbst dem Feldherrn überbringen. Joab that, wie ihm befohlen. Uria erhielt, obwohl wenig Aussicht vorhanden war, daß der Sturm gelinge, den Befehl zu stürmen. Die Besatzung empfing die Sturmkolonne mit einem Hagel von Pfeilen, außerdem machte sie einen kräftigen Ausfall. Dabei blieb Uria, von Joab mit Absicht schlecht oder gar nicht unterstützt, auf dem Platze. Joab erstattete durch einen Boten Bericht über das Gefecht; wenn David die bei dem Angriff getroffenen Anstalten übel kritisire, ungehalten darüber sei, daß man einen Sturm bei noch mangelhafter Vorbereitung überhaupt unternommen habe, sollte der Bote sagen, daß auch Uria gefallen sei. Als nun dieser seine Meldung überbrachte, erwiederte David: „Es ist eben Krieg; heute trifft es den, morgen jenen; Joab soll den Muth nicht sinken lassen, sondern tapfer ausharren; er wird mit Rabba wohl zu Ende kommen.“
Und so geschah es; nach Verlauf einiger Zeit gelang es Joab, 50.
den Ammonitern durch Besitznahme des Stadttheiles, wo die Brunnen lagen, das Wasser abzuschneiden, so daß nun vorauszusehen war, der Widerstand müsse binnen Kurzem sein Ende

50) Sam. II, 12, 26 ffg.

erreichen. Da berichtete er an David und ließ ihm melden, jetzt möge er kommen und den letzten Angriff führen, damit er von dem Falle der ammonitischen Hauptstadt den Ruhm habe. Und der König im Vollgefühl seiner Würde reiste über den Jordan und war kaum vor Rabba erschienen, als dies auch schon auf Gnade und Ungnade sich ergab. David stand in der Mitte seiner Glanzperiode und mit ihm Israel. Wir sind somit an einen natürlichen Ruhepunkt der Geschichtserzählung gelangt und dürfen nun einige Bemerkungen über die Organisation der Königsmacht und ihrer Mittel einschalten.

Politisch militärische Organisation des davidischen Königreiches.

Auf seinem ganzen Wege von der Hut der Schafe bis zum Königsthron mit dem Priesterthum in enger Verbindung, von demselben begünstigt konnte David sich von ihm nicht lossagen, als er sein Ziel erreicht hatte. Es war außerdem bei dem Umstande, daß die Hebräer einen wichtigen Hebel der Einheit stets in ihren religiösen Anschauungen gefunden hatten, zweckmäßig, diesen nicht aufzugeben und es kam für das Königthum nur darauf an, eine Staatskirche zu schaffen, wenn es ziemlich sicher sein wollte, daß die Priester ihm nie feindlich gegenüberstehen, oft nützlich sein würden. Symbol der religiösen Einheit war von alters her die Lade des heiligen Bundes; diese in die weltliche Hauptstadt des Reiches versetzen und einen Kirchendienst bei ihr durch die Macht der weltlichen Obrigkeit gründen, das hieß im Wesentlichen eine Staatskirche aufrichten, mindestens das Fundament zu einer solchen legen. Es war also der erste Gegenstand, mit welchem David sich beschäftigte, als er Jerusalem erobert und sich vor den Philistern Ruhe verschafft hatte. In den Philisterkriegen kurz vor Sauls Auftreten war die Lade des heiligen Bundes an die Philister verloren gegangen. Diesen brachte sie kein Glück und sie ent-

ledigten sich ihrer, indem sie dieselbe auf einen Wagen packten und die vorgespannten Ochsen ziehen ließen, wohin sie wollten. Die Ochsen brachten die Lade nach Bethsemes; aber als sei Jehovah erzürnt darüber, daß man es unvernünftigem Vieh überlassen habe, seine Lade zu führen, wohin ihm es gutdünke, auch Bethsemes ward geplagt und gezüchtigt. Da holten die Männer von Kiriath-Jearim sie ab, und ein Privatmann Aminadab stellte sie auf eine Höhe auf seinen Hufen und setzte einen seiner Söhne zum Priester bei ihr ein. Zu den Zeiten Sauls, der durchaus kein Kirchling war, zuletzt selbst den Priestern offen feindlich entgegen und als deren Verfolger auftrat, ward nicht nach der Bundeslade gefragt. Nun brach nach
seinen Siegen über die Philister David mit dem eben ver- 51.
sammelten Auszug, 3000 streitbaren Männern, auf, um im Pompe die Bundeslade nach seiner Hauptstadt abzuholen. Aber kaum war sie unterwegs, als auch schon wieder ein Unglück sich ereignete, welches den König bewog, das Heiligthum an der Straße in der Wohnung des Philisters Obed Edom von Gath stehen zu lassen. Erst als es diesem entschieden Glück brachte, entschloß sich David, sie wirklich nach der Hauptstadt zu holen. Er zog zu dem Ende mit seinem militärischen Stabe und mit den Leviten, welche nach alter Satzung wieder in das ihnen zustehende Amt eingesetzt werden und fürder beim Transporte des Heiligthumes nicht minder als in seinem Dienste alle Ochsen verdrängen sollten, gefolgt von vielem Volke, aus zu der Wohnung Obed Edoms und holte unter großem Gepränge die Lade ab; unterwegs wurde öfters Halt gemacht und geopfert. Der König selbst trug das priesterliche Kleid und bewegte sich im Menuetschritt vor der Lade her; rauschende Musik begleitete den Zug. Michal, Davids Weib und Sauls Tochter, sah aus dem Fenster, als er in Jerusalem einrückte; sie verstand nicht, daß heute eine Staatskirche aufgerichtet ward, sie

51) Sam. II, 6, 1 ffg. Chron. I, 14, 1 ffg. 16, 1 ffg.

sah nur, daß der ritterliche König wie ein Narr vor dem Kasten einhertanzte, nach welchem ihr biederer Vater nie gefragt hatte, und als ihr Mann, nachdem er das Heiligthum in der Tempelbarake abgesetzt und das Festessen, welches dem Volke an diesem glücklichen Tage gegeben ward, passend eingeleitet, heimkehrte, gab sie ihm ihre Meinung in unzweideutiger Weise zu verstehen: Wie herrlich ist heut der König von Israel gewesen, der sich entblößt hat vor den Mägden, wie Komödianten und Possenreißer es thun! David aber antwortete ihr: „Ich will vor dem Herrn spielen, der mich erwählt hat vor deinem Vater Saul und seinem ganzen Hause, zum Fürsten über sein Volk und will mich noch viel weiter erniedrigen, und zu Ehren bringen die Mägde, welche du so verächtlich behandelst," — und der König wies das Weib seiner ersten Liebe fortan bei Seite; möglicherweise war es ihm zu alt geworden und sein Harem war außerdem gar nicht übel bestellt.

Er richtete nun einen geordneten Tempeldienst ein mit Priestern und Sängern und Musikanten und gab für denselben eine Liturgie heraus, in welcher das Gebet für den König nicht
52. fehlte: Tastet meine Gesalbten nicht an und thut meinen Propheten kein Leid!

Neben der Hochkirche ward der weltliche Glanz der Krone nicht vergessen. Dabei stand ein prächtiger Harem mit Allem, was daran und darum hängt, obenan und beständig ward er vermehrt, denn jeder Sieg brachte neben anderer auch eine Beute schöner Frauen und immer frische Waare. Einen glänzenden
53. Palast, den König und sein Haus aufzunehmen, sollte man nicht für immer vermissen. Acht Jahre vor Davids Tode (980 v. Chr.) bestieg der zwanzigjährige Hirom den Thron von Tyrus nach dem Tode seines Vaters Abibaal. Der jugendliche Herrscher hatte von seinen Knabenjahren an von den Thaten des

---

52) Chron. I, 17, 22. 53) Movers, Phönicier II, 1, pag. 327 ffg. Sam. II, 5, 11. Chron. I, 15, 1.

Hebräerkönigs und von seiner wachsenden Macht reden und singen hören und schickte, begeistert von dieser großen Persönlichkeit und begierig, in nähere Beziehungen zu ihr zu treten, sofort eine Gesandtschaft nach Jerusalem, um seine Thronbesteigung in aller Form anzuzeigen. Die Gesandten fanden soviel Macht, Ruhm und Pracht aus gewonnener Beute in einer ärmlichen Holzhütte, wie sie die rohe Baukunst der Hebräer damals zu schaffen pflegte. Feine, dem König schmeichelhafte Bemerkungen darüber von Seite der tyrischen Gesandten mit ihrem weit ausgebildeteren Geschmack konnten fast nicht ausbleiben; ein Wort gab dann das andere und mit vielen Vollmachten versehen durften sie dem Könige der Hebräer von Seiten des ihrigen Arbeiter und Material zum Bau eines Palastes anbieten oder jenen um die Erlaubniß, solche zu stellen, als eine Ehre bitten. Dies geschah denn auch; und bald schmückte ein königliches Schloß Jerusalem.

Neben dem geistlichen Beamtenthum, welches die Errichtung der Staatskirche schuf, erhob sich ein weltliches; theils im Hofdienste, theils im eigentlichen Staatsdienste. Zum Unterhalt seines Hofes, vielleicht auch des Heeres in besonderen Fällen eignete 54.
sich David weitläufige Domänen zu, welche in seinem Namen von seinen Beamten verwaltet werden mußten, mit ebensolchen Domänen wurden die Kriegsobersten belohnt, so daß eine Art von Lehensstaat entstand; der König zog Steuern ein und bedurfte auch zu deren Beitreibung der Beamten; dies ganze Verwaltungssystem mußte endlich von einer Centralstelle aus, einem Ministerium in der Hauptstadt in Gang erhalten werden. Auch einen bedeutenden Schatz, theils aus Ersparnissen, theils aus der Beute seiner glücklichen Kriege, sammelte der König an, der ihn in den Stand setzte, stets ohne Besinnen in die Geschicke der Nachbarländer einzugreifen und deren Verlegenheiten auszubeuten.

---

54) Chron. I, 28, 25 ffg. Sam. II, 20, 23 ffg.

Daß die militärische Organisation in dem neuhebräischen Königreiche, welches in Kampf und Sieg entstanden war, eine große Rolle spielen mußte, versteht sich von selbst. Aus dem Wüstenleben und dem Kriege zur Eroberung des Landes Kanaan brachten die Hebräer die Grundlagen einer kriegerischen Organisation mit; in den späteren Kämpfen gegen ihre streitbaren Nachbarn entwickelte sich dieselbe und das davidische Königthum konnte auf dem, was es vorfand, mit ziemlicher Natürlichkeit weiter bauen.

Es scheint, daß nach der Eroberung Kanaans die Kriegs-
55. züge stets von den Marsfeldern aus, auf denen sich der größte Theil der streitbaren Männer alljährlich versammelte, auf denen wenigstens die Stammes- und Geschlechtsältesten mit einem zahlreichen Gefolge angesehener und streitbarer junger Männer als Repräsentanten erschienen, um allgemeine Landesangelegenheiten zu entscheiden, unternommen wurden. Daß nun die ganze Masse wehrhafter Männer, welche hier versammelt war, zu dem Kriegszuge ausrückte, darf man sich keineswegs vorstellen; vielmehr ward ein Auszug gebildet, welcher deren kleinsten Theil umfaßte und dies blieb so auch in der Zeit des saulischen Königreiches und im Anfange des davidischen. Selbst wenn hier von einem allgemeinen Aufgebot die Rede ist, muß man nicht daran denken, daß jeder wehrhafte Mann zum Heere gefolgt sei; höchstens, daß jede Familie einen aus ihrer Mitte wohlgerüstet sendete, während sonst wahrscheinlich außer denen, welche sich freiwillig meldeten, nur aus jedem Geschlechte einer erlesen ward.

David ordnete diese Verhältnisse anders; die Marsfelder brauchte sein Königthum nicht, in welchem die bekannte Zweiparagraphenkonstitution: der König befiehlt, das Volk gehorcht, galt und es wollte sie nicht haben. Er theilte die gesammte
56. wehrfähige Mannschaft in 12 Aufgebote, wovon jedes einen

55) Sam. I, 7, 5 ffg.; 13, 2. II, 5, 1 ffg. vgl. 6, 1 ffg. Richt. 20, 10. 56) Chron. I, 28, 1 ffg.

Monat des Jahres lang auf dem Piket stand und sich für den Fall, daß in diesem Monate ein Kriegszug zu unternehmen war, zum Ausrücken bereit halten mußte; möglicherweise konnten im Nothfall auch zwei oder mehr Aufgebote zu gleicher Zeit in Dienst gerufen werden und im Dienste sein. Die Stärke eines jeden der Aufgebote wird zu 24000 Mann angegeben, woraus folgt, daß nicht etwa, worauf man bei der gleichen Zahl von Monaten im Jahre und Stämmen kommen könnte, jeder Stamm ein Aufgebot stellte, sondern, daß an jedem Aufgebot entweder alle Stämme oder doch eine größere Anzahl von Stämmen betheiligt waren; da die Seelenzahl der einzelnen Stämme eine sehr verschiedene war. Diese Einrichtung war auch vorzuziehen, da es jedenfalls nicht zweckmäßig gewesen wäre, ein ganzes großes Gebiet zeitweise von sämmtlichen wehrhaften Männern, d. h. von allen arbeitsfähigen Händen zu entblößen.
Als Alter des Eintritts in die Wehrhaftigkeit galt dasjenige 57.
von 20 Jahren. Der Druck des Wehrdienstes für die Einzelnen war nach dieser Anordnung, wenn wirklich von Monat zu Monat die dienstthuende Mannschaft gewechselt ward, ein verhältnißmäßig geringer; wie es sich aber damit in der Praxis machte, würden wir nur dann beurtheilen können, wenn wir wüßten, wie oft und in welchem Umfange es vorkam, daß mehrere Aufgebote zu gleicher Zeit in den Dienst gerufen wurden. Solange die Sitte aufrecht erhalten ward, daß Kriegszüge überhaupt nur von den jährlichen ordentlichen Marsfeldern aus, oder im Nothfalle von außerordentlich versammelten aus unternommen wurden, setzten sich die Heere, da man der ganzen waffenfähigen Mannschaft bei dem Kindersegen des Volkes Israel sicher niemals bedurfte, wesentlich aus Freiwilligen zusammen. Wenn jetzt David für jeden Monat ein vollzähliges Heer in freilich bemessener Stärke in Bereitschaft haben wollte, um jeden Moment ergreifen und jeden Schlag pariren zu können,

---

57) Chron. I, 28, 23.

so mußte die Freiwilligkeit der Theilnahme nothwendig aufhören, und darin lag nun, wie man sich lebhaft vorstellen kann, der eigentliche Druck der neuen Einrichtung. Anfangs war dieselbe offenbar nur im Allgemeinen angeordnet und etwa befohlen, daß jede Gemeinde den zwölften Theil ihrer sämmtlichen wehrhaften Mannschaft einen Monat lang auf dem Piket halte. Dabei konnten eine Menge Dienstentziehungen vorkommen, und daß sie bei der Ungewöhntheit an die neuen Verhältnisse wirklich vorkamen, daran ist nicht leicht zu zweifeln. Dieser Umstand war es nun aller Wahrscheinlicheit nach, welcher David schließlich bestimmte, eine Zählung der gesammten wehrhaften Mannschaft vornehmen und diese aufgebotsweise in Listen zusammen-
58. stellen zu lassen. Die Unpopularität dieser Maßregel, welche das Drücken vom Dienste äußerst erschwerte, ergibt sich deutlich genug daraus, daß eine nach der Zählung und Anlegung der Listen ausbrechende Epidemie vom Volke als eine Strafe Gottes für den Hochmuth des Königs angesehen ward. Jedes der Aufgebote erhielt einen bestimmten Obersten, von denen einige, wie es scheint, noch ihre Oberstleutnants hatten; es ist möglich, daß diese Obersten jedesmal mit ins Feld rückten und dann die Haufen und die Leichtbewaffneten anführten, während ihre Oberstleutenants und die Obersten der übrigen Aufgebote wesentlich Administrativbeamte, mit der Stellung des Aufgebotes beauftragt waren. Die Heere Israels bestanden vor David rein aus Fußvolk und ebenso verhielt es sich auch noch in dem Anfange der Regierung Davids. Dieses Fußvolk aber theilte sich in zwei Klassen, das schwere für den Kampf in geschlossener Ordnung und das leichte, welches mit Fernwaffen focht. Das schwere
59. Fußvolk führte den Spieß und das Schwert als Trutzwaffen, einen großen Schild, der von verschiedener Arbeit, vielleicht für die Masse des Volkes aus Flechtwerk sein mochte (Zinna), als

58) Sam. II, 24, 1 ffg. Chron. I, 22, 1 ffg. 59) Sam. II, 1, 21, 22. Richt. 20, 2. Chron. I, 13, 24. Königſ. I, 10, 16.

normale Schutzwaffe. Küraß, Helm und sonstige Panzerstücke hatten sicher nicht alle Streiter, sondern nur die Vornehmsten und diejenigen, welche sich auf das Soldatenhandwerk als einen 60.
Beruf legten; klein kann die Zahl der also mit Panzerung versehenen Männer nur gewesen sein, als sich durch die Saulischen Kriege das Volk eben von dem unerträglichen Drucke der Philister befreite, welche sowenig Waffen in Israel geduldet haben werden, als sie Handwerker duldeten, die solche fertigen konnten.
— Das leichte Fußvolk führte ursprünglich die Schleuder; 61.
welcher Art diese Schleuder war, ist nicht leicht zu erkennen; möglicherweise warf der Schleuderer einen Stein auf und schlug denselben mit einem Stocke in die Richtung auf das Ziel, wie wir es heute beim Ballspiel machen, es würde sich so am einfachsten erklären, wie so ein großer Werth darauf gesetzt ward, daß der Schleuderer links sei. Der Schleuderer war immer eine im Verhältniß zum schweren Fußvolk sehr geringe Anzahl, möglicherweise waren sie es, welche einen kleinen Schild (Magen) wohl am rechten Arme führten. Der Stamm Benjamin war besonders reich an Schleuderern. Späterhin ward die Schleuder als Waffe des leichten Fußvolks von dem Bogen 62.
verdrängt. Dazu gaben die Philister Veranlassung; bei deren cretensischem Ursprunge und den Zuzügen aus Creta, welche ihnen noch in späterer Zeit nachkamen, ist es nicht zu verwundern, daß sie reich an Bogenschützen waren und durch diese scheinen sie vornämlich ihren Sieg auf den Höhen Gilboas gewonnen oder wenigstens den Rückzug so verderblich für die Hebräer gemacht zu haben, bei welchem auch Saul von Bogenschützen getödtet ward. Unmittelbar nach der Schlacht von Gilboa ordnete David in seinem damaligen Herzogthum Juda Uebungen im Bogenschießen an, die ihm dann später bei der Vertheidigung seines verschanzten Lagers vor Jerusalem wohl sehr

60) Sam. I, 17, 38. I. 13, 19 ffg. 61) Richt. 20, 16, vgl. 3, 15. Sam. I, 17, 40. König,. I, 10, 17. 62) Sam. I, 31, 3 II. 1, 18.

zu Statten kamen, und der Bogen verdrängte von nun ab bei dem leichten Fußvolke Israels die Schleuder in dem Maße, daß
63. den Späteren selbst Stellen, welche auf die alten Schleuderer Bezug hatten, ganz unverständlich und von ihnen nach ihrer Weise zurechtgelegt wurden.

Von der Kampfweise der Hebräer müssen wir wenigstens versuchen, uns einen Begriff zu machen. Ihr schweres Fußvolk
64. theilten sie der Regel nach in drei Haufen, welche wohl ungefähr auf gleicher Höhe miteinander und nebeneinander geordnet
65. wurden; das leichte Fußvolk ward dann vor der Front vertheilt, um mit dem Feinde zu scharmuziren, ihn hinzuhalten, so dem schweren Gelegenheit zu geben, zu manövriren und den richtigen Augenblick zum entscheidenden Schlage zu erwarten und zu ergreifen. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß jeder einzelne Haufen des schweren Fußvolks sich eher in tiefer Ordnung als mit großer Front schaarte. Die Feinde, mit welchen die Hebräer zu thun hatten, namentlich auch die Philister, waren reich an Streitwagen und Reiterei, von denen die Hebräer bis auf Davids letzte Zeiten gar nichts besaßen. Sie waren daher gezwungen, ihre Gefechtsfelder stets auf ein Terrain zu verlegen, auf welchem dem Feinde seine Rosse und Wagen wenig helfen konnten, welches bedeckt und durchschnitten war; und doch mußten sie auf diesem manövriren und leicht manövriren können, wozu sie in Masse wohl viel geeigneter waren, als zum tapferen Kampfe Mann gegen Mann. Zum Manövriren aber waren tiefe Kolonnen unter allen Umständen zweckmäßiger als lange flache Linien. Hiezu kam noch, daß es der Masse sicherlich in den meisten Zeiten an Waffenübung und an guten Rüstungen fehlte, daß man also verhältnißmäßig wenige Mannschaft hatte, welche zur Bildung der vorderen Glieder und zur Einrahmung der Flanken geeignet war, während die Masse doch am Ende

---

63) Chron. I, 9, 40. 13, 2. 64) Richt. 7, 16. Sam. I, 11, 11; 13, 2, vgl. 24, 3. Sam. II, 18, 2. 65) Sam. II, 2, 14.

im Haufen mitlief und ihn vergrößerte. Wie tief nun die Juden für gewöhnlich sich aufstellten, darüber fehlt es uns allerdings an sichern Nachrichten, indessen möchte sich vielleicht daraus, daß öfters Hauptleute über 50 Mann erwähnt werden, welche doch in das reine Decimalsystem der sonstigen Eintheilung nicht passen, nicht ohne einige Berechtigung schließen lassen, daß wenigstens größere Haufen sich 50 Mann tief ordneten.

David war in dem kleinen Kriege aufgewachsen, dieser war eigentlich seine ganze Stärke, wir haben auch schon früher erwähnt, daß er auf die Ausbildung für das Schießgefecht schon als Herzog Judäas seine Aufmerksamkeit richtete und dürfen wohl annehmen, daß er als König der Hebräer nicht anderer Ansicht wurde; aber er gebot zugleich über größere Massen als seine Vorgänger unter den hebräischen Feldherren, und aus der Natur der Dinge, aus seinem Charakter, aus der Kriegsschule, welche er durchmachte, sowie aus den wenigen genaueren Erzählungen über seine Schlachten, welche wir besitzen, ist zu schließen, daß er die Vermehrung des leichten, mit Fernwaffen kämpfenden Fußvolkes nur benutzte, desto sicherer und entschiedener mit den Haufen des schwerbewaffneten Fußvolkes manövriren und dessen entscheidende einfache Stöße desto sicherer ausbeuten zu können, daß also seine Taktik im wesentlichen nur die entwickelte, auf größere Massen angewendete althebräische Taktik war. Daß Einiges hinzukam, wird dadurch nicht ausgeschlossen; so ist es im höchsten Maße wahrscheinlich, daß David, welcher so viele Eroberungskriege führte, in deren Schlachten er sich das Terrain nicht wählen konnte, wie es im Vertheidigungskriege wohl möglich war, Reiter und Streitwagen unterhielt, zumal er mit Armeen, wie die syrischen und philistäischen zu kämpfen hatte, welche damit reichlich versehen waren und seine Finanzen ihm dergleichen wohl gestatteten. Unter Davids Regierung wenigstens werden schon Streitwagen erwähnt und im 66.

66) Sam. II, 15, 1. König. I, 1, 5.

67. Anfange der Regierung seines Nachfolgers Salomo besaß dieser schon 12000 Reiter und 1400 Streitwagen, welche letzteren er wie die Pferde für sie und die Reiterei aus Egypten bezog und für deren Garnisonen eigene Städte angewiesen waren.
68. Die Heergesellen Davids, welche in der ersten Zeit seines Abfalls von Saul sich ihm angeschlossen und ihn auf seinem Wege zum Königsthron begleitet hatten, scheinen, nachdem er denselben zurückgelegt hatte, als eine Art königlicher Leibwächter und Lehensträger bestanden zu haben, welche verpflichtet, auf den ersten Wink im Felde zu erscheinen, hier theils die Befehlshaberschaft über die größeren Heeresabtheilungen erhielten, theils dem Könige oder seinem Feldmarschall den Stab lieferten, theils ihm endlich mit ihrem gerüsteten Gefolge als Trabanten dienten, die königliche Garde bildeten.

Für die Lagerordnung der Heere Israels bestanden schon seit uralten Zeiten bestimmte Normen, welche wahrscheinlicher Weise niemals ganz verloren gingen und wenn sie auch zu Sauls Zeiten nicht vollständig beachtet, doch von David sicher-
69. lich erneuert wurden. Den Mittelpunkt des Lagers bildete die heilige Lade oder das Zelt des Feldhauptmanns, wenn jene auf dem Kriegszuge nicht mitgenommen ward; um sie beschrieben die Lager der Stämme ein Quadrat, und zwar lagerten auf der Morgenseite des Lagers die Mannschaften der Stämme Juda, Isaschar und Sebulon, auf der Südseite die Mannschaften von Ruben, Simon und Gad, auf der Abendseite Ephraim, Manasse und Benjamin, und auf der Mitternachtsseite Dan, Asser und Naphtali. Daß bestimmte abändernde Vorschriften für die Fälle bestehen mußten, wo nicht Mannschaften aller Stämme im Heere vorhanden waren, ist an sich klar. Die Leviten lagerten um die Bundeslade, deren Hut und Schutz ihnen anver-

---

67) Chron. II, 9, 25, vgl. König. I, 4, 26. 68) Chron. I, 12, 10 ffg.; 13, 1 ffg.; 19, 15 ffg. I, 28, 2. Sam. I, 22, 2; II, 23, 8. 69) Mos. IV, 2, 1 ffg.

traut war; sie scheinen zugleich die Trompeter des Heeres ge- 70.
liefert zu haben, was bei ihrer Beschäftigung mit dem Tempel-
dienst sehr natürlich war. Vielleicht ist nach einer Stelle es
erlaubt, anzunehmen, daß man auf je 100 Mann einen Trom-
peter rechnete. Geschützt wurden die Lager ringsum durch eine
Wagenburg, welche aus den mitgeführten Rüstwagen, später 71.
auch den Streitwagen gebildet ward. — Die Marschordnung
schloß sich in der Weise an die Lagerordnung an, daß das Lager
der Ostseite zuerst als Avantgarde aufbrach, dann das der Süd-
seite, auf dieses die Bundeslade, hinter derselben das Lager der
Abendseite und der Nordseite folgten.

Wenn die alte Garde, das ursprüngliche Heergeleite Davids,
weder im Frieden noch im Kriege beständig beisammen war,
sondern in jenem sich größtentheils vertheilt auf ihren Gütern 72.
aufhielt, im Kriege aber wesentlich in die Führung des Heeres
und die Stäbe aufging, so verhielt es sich anders mit einer
andern Garde, welche David sich als König errichtet hatte.
Dies sind die Crethi und Plethi, eine aus Philistern und Nach- 73.
züglingen aus Creta geworbene Fremdtruppe, welche unter dem
Befehle des Benaja stand. Diese Truppe war im Frieden die
Palastwache, im Kriege die eigentliche Leibwache des Königs.
Gut bezahlt wie sie war, hatte sie eine große Anhänglichkeit an
den König und ohne Interesse für die inneren Angelegenheiten
Israels, ohne Zusammenhang mit den Parteien, eignete sie sich
am besten zur Handhabung der hohen dynastischen Polizei und
ward sicherlich oft zu Executionen verwendet. Sie scheint 600
Mann stark gewesen zu sein. Ob diese im gewöhnlichen Frie-
densdienste immer vollzählig zusammen waren, ist nicht sicher,
es läßt sich im Gegentheil vermuthen, daß sich stets eine An-
zahl — versteht sich mit gutem Wartegeld — in den philistäi-

70) Jos. 6, 6. Richt. 7, 3. 7. 71) Sam. I, 26, 5. 72) Sam. I, 8, 14. 73) Sam. II, 8, 18; 15, 18. König. I, 1, 10. I, 2, 25. 34. Chron. I, 19, 17.

schen Städten auf Urlaub befand. Dieß war eigentlich ganz zweckmäßig, denn von dem bloßen Wachtdienst im Palast in ganzer Stärke nicht genügend in Anspruch genommen, hätten diese Leute, zu halbem oder Dreiviertheilsmüßiggang verdammt, doch am Ende Geschmack an Intriguen gewonnen und sich mit Parteien am Hofe und im Lande näher eingelassen, während sie bald im Felde, bald am Hofe, bald in der Heimath und hier lediglich ihrem Vergnügen lebend, daran zu denken keine Zeit und keine Veranlaßung hatten. Sicherlich hatten aber diese
74. Beurlaubten die Pflicht, sich im Falle der Noth auf den ersten Ruf oder selbst ohne Ruf, schleunigst am Hoflager oder im Hauptquartier des Königs einzustellen.

Wenn unter der Regierung Davids, wenigstens in der letzten Zeit, eine strenge Kontrolle über die Heerbannpflichtigen geübt ward, so mögen dabei auch ältere und späterhin wieder in Uebung getretene Exemtionen von der Dienstpflicht mißachtet
75. worden sein. Dazu gehörte z. B. daß ein Mann, der eben geheirathet hatte, nicht zum Kriegsdienst gezwungen werden durfte, ein Gesetz, welches z. B. bei dem Heerbanne Karls des Großen auch galt, daß ebenso ein Mann, der kürzlich ein Haus gebaut hatte oder einen Weinberg angepflanzt, welcher ihm noch keine Frucht getragen, für dießmal dienstfrei war. Wenn nun an derselben Stelle noch hinzugesetzt wird, daß auch Alle, die Furcht hätten, gleichfalls frei sein sollten, damit sie nicht den Andern ihre Feigheit mittheilten, so ist dies nur ein Zeugniß für das, was wir früher sagten, daß die hebräischen Heere in vordavidischer Zeit sich vorzugsweise aus Freiwilligen zusammensetzten, daß es wenigstens den Familienhäuptern überlassen ward, diejenigen aus ihren Häusern, welche sie für die geeignetsten hielten, unter Berücksichtigung aller speziellen Verhältnisse für den Auszug zu bestimmen. Gegen Leute, die sich widerrechtlich dem Kriegsdienste entzogen, bestanden sicherlich von Alters her

74) Sam. II, 15, 18—23. 75) Mos. V, 20, 5—8.

strenge Strafen, indessen hatten sie ebenso sicherlich ihre Ab- 76.
stufungen, es war auch wohl selten nothwendig, von ihnen Gebrauch zu machen, da die patriarchalische Gewalt der Familienhäupter sehr weit reichte. David mußte nothwendig bei seiner strengen Kontrolle über die Heerbannspflicht auch die Strafen reguliren, aber es ist anzunehmen, daß, wenn er sie auf der einen Seite regelmäßiger anwendete, er sie zugleich ermäßigte und namentlich die Lebens- und Leibesstrafen in — freilich ruinöse — Geldstrafen verwandelte. Alle kleinen Völkerschaften, welche nur durch Abschluß gegen Fremde sich Selbstständigkeit erringen und erhalten können, müssen strenge Kriegsregeln gegen ihre Feinde beobachten und diese um so strenger ausüben, je näher ihre Feinde sitzen, je gefährlicher sie folglich der Einheit
und Selbstständigkeit des Volkes sind. Männliche Gefangene 77.
machen, die sich in die Familien nachher unversehens eindrängen, ist hier nicht rathsam; sie abgesperrt unterhalten aber ebenso wenig, da dies zu viele Kosten macht. Wie die Schweizer in ihren Befreiungskriegen, beobachteten daher auch die Hebräer, seit sie in Kanaan erobernd einfielen, die Regel, mindestens alles Männliche, dessen sie Herr wurden, zu tödten; ja in den Städten, die mitten in ihrem Eroberungsgebiete, ihnen feindlich, lagen, tödteten sie sogar Weiber und Kinder, während sie bei Kriegführung an ihren Grenzen dies nicht thaten, sondern Weiber und Kinder nur in die Gefangenschaft führten, von ihren Geburtsstätten und damit von alten lebendigen Erinnerungen entfernten. Auch todten Gegenständen, welche dem Feinde abgenommen waren, ward der Vernichtungskrieg erklärt, insofern sie unisraelitisch waren und die Besorgniß entstand, ihre Aufnahme in die hebräischen Heere könnte diesen ihre Ureigenthümlichkeit nehmen. Zu diesen Gegenständen gehörten namentlich

76) Richt. 21, 8—12. 77) Mos. V, 20, 13—20. Sam. I, 15, 1—33. Sam. II, 8, 2.

78. auch die erbeuteten Streitwagen der Feinde. Aus leicht begreif-
lichen Gründen ging das davidische Königthum schon von dieser
Regel ab. Von den dem Hadadeser abgenommenen Streitwa-
gen behielt David 100 für sich und vernichtete nur die übrigen,
um dem Gesetze gewissermaßen genug zu thun. Fruchtbäume
79. und Früchte zu verderben, von denen man sich nähren konnte,
war vernünftiger Weise verboten, dagegen nicht, andere Bäume
abzuhauen, die z. B. zu Belagerungsbauten benutzt werden
konnten.

Nachdem wir nun das Kriegswesen der Juden, wie wir es uns im Wesentlichen in der davidischen Zeit organisirt zu denken haben, kennen gelernt, dürfen wir zum weiteren Verlaufe der Geschichte zurückkehren.

Aufstand Absalons.

So glänzend äußerlich die Herrschaft Davids war und so
wohl begründet sie schien, so viele schwache Seiten hatte sie doch;
sie war wesentlich eine orientalische Willkürherrschaft, unter der
viele Einzelne abscheulich litten, unter der sie sich krümmten
und unter die sie sich nur beugten, weil es eben einmal so
und nicht anders war, immer mit dem halbbewußten Vorbehalt,
sollte einmal eine Aenderung eintreten, diese gerne nicht blos
anzunehmen, sondern auch nach Kräften zu ihrer Vollendung
mitzuwirken und mit der Hoffnung, daß eine solche Aenderung
doch wohl einmal eintreten werde. Fast die ganze übrige männ-
liche Nachkommenschaft Sauls, zwei Söhne und fünf Enkel des-
80. selben, hatte David aus dem Wege räumen lassen, um sich von
ihren Prätensionen zu befreien; nur einen, den Mephiboseth,
einen Sohn Jonathans, mit welchem, da er noch ein kleiner

78) Sam. II, 8, 4; vgl. Ewald, Alterthümer des Volkes Israel, p. 87. 79) Mos. V, 20, 19. 20. 80) Sam. II, 21, 1 ffg.; 2, 4; 9, 1 ffg.

Knabe war, seine Wärterin auf die Schreckenskunde der Niederlage von Gilboa, des Todes Sauls und Jonathans, geflohen war und den sie dabei hatte fallen lassen, so daß er seitdem auf beiden Füßen lahm war, ließ der Tyrann am Leben und gab ihm selbst die Güter Sauls als Eigenthum zurück. Die Priester haben die Geschichte des Mordes einerseits, der Verschonung andererseits wunderbar entstellt, beide so auseinandergerissen, daß die erstere viel später erscheint, als die letztere, diese nun als eine Gutthat, dem Hause Sauls erwiesen, jene als eine durch schwer verständliche Thatsachen dem David abgedrungene Nothwendigkeit. Indessen ist in den Abschriften aus alten Quellen glücklicher Weise soviel Verrätherisches stehen geblieben, daß über den Zusammenhang der Thatsachen kein Zweifel obwalten kann. Der Mord der kräftigen Männer neben der Verschonung des lahmen Jünglings spricht deutlich genug. Wie aber der König gegen die nächsten Zweige von Sauls Stamme mit der willkürlichsten und rücksichtslosesten Grausamkeit, welche die heuchlerische Vertuschung der wirklichen Absichten und Zwecke nur desto schändlicher erscheinen ließ, verfuhr, so wird er nicht minder gegen die weitverbreitete Anhängerschaft seines Vorgängers verfahren sein, und wenn sich vor seiner Rache oder seinem Hasse eine Menge Menschen in ihrem Bette, in ihrem Hause bei aller Zurückhaltung nicht sicher glauben konnten, vermochten sie ihn da etwa zu lieben, sich ihm innig anzuschließen? Nein, sie konnten ihn wohl fürchten, aber die Furcht hat als Herrschmittel leicht erreichte Grenzen, und wenn die Aussicht vorhanden ist, derselben ein für alle Mal ein Ende machen zu können, so wird Vieles gewagt. Wahrlich, was Samuel einst von dem Drucke des Königthums gesagt haben soll, das paßte nun so sehr auf dasjenige Davids, als wenig 81.
auf dasjenige Sauls, auf welches die priesterlichen Freunde Davids davon Anwendung machen wollten. Wenn heutzutage

81) Sam. I, 8, 11—18.

durch die Presse manche Regierung glänzend gemacht wird, indem jene mit Emphase von großen Bauten, von hohen Staatseinnahmen und dergleichen mehr redet und daraus Schlüsse auf den Nationalwohlstand macht, ohne zu berechnen und ohne zu erklären, ob die hohen Staatseinnahmen nicht lediglich Folge eines Aussaugungssystems sind, welches den Nationalwohlstand, weit entfernt, ihn zu heben, vielmehr auf Generationen vernichtet, so wendete David zu solchem Zwecke ganz ähnliche Mittel an. Was den Daviden von heute die wohlorganisirte Tagespresse, das waren ihm die im Clerus für die hebräische Hochkirche organisirten Leviten, aus denen die Lehrer des Volkes und der Jugend, die Dichter, die Chronisten und Geschichtsschreiber hervorgingen. Aber wie glänzend diese Alles ausmalen mochten, wie wenig sie von den Thränen und dem Blute reden mochten, welches an dem königlichen Glanze klebte, diese Thränen und dieses Blut, waren doch vergossen.

Dazu kam nun, daß das Privatleben Davids nichts weniger als ein reines war, daß an seinem Hofe und in seiner Familie die höchste Liederlichkeit das höchste Gesetz war und ihr zu fröhnen, die schändlichsten Schändlichkeiten begangen wurden.
82. Als Uria vor Rabba gefallen war und sein Weib Bathseba ausgetrauert hatte, nahm David diese hastig zu sich; sie gebar ihm, kaum den Trauerkleidern, die sie um Uria getragen hatte,
83. entschlüpft, ein Kind, welches allerdings bald starb, aber nicht das einzige blieb; ihm folgte Salomo, der Nachfolger Davids auf dem hebräischen Throne.

Amnon, Davids Sohn, verliebte sich sterblich in seine
84. Halbschwester Thamar; er stellte sich krank, um ihren Besuch zu erhalten und nothzüchtigte sie; statt sie dann aber zu heirathen, was nach den damaligen Begriffen erlaubt gewesen wäre, wollte er nichts weiter von ihr wissen. Thamars leib-

---

82) Sam. II, 11, 26. 27. 83) Sam. II, 12, 14 ffg. 84) Sam. II, 13, 1 ffg.

licher Bruder Absalon sann auf Rache; zu einer Schafschur, welche er zwei Jahre nach dem Attentate hielt, lud er die ganze Familie seines Vaters ein und ließ bei dieser Gelegenheit seinen Halbbruder Amnon niedermachen; zu David gelangte sogar das Gerücht, daß alle seine Kinder getödtet wären. Absalon floh darauf zum Könige der Gesuriter, Ammai, bei dem er drei volle Jahre im Exile blieb. Das waren jedenfalls lustige Beispiele für das Volk und sicherlich nicht gemacht, dessen Ehrfurcht vor Thron und Hof zu erhöhen.

Absalon war vielleicht die edelste Natur in der ganzen Mistpfütze; seine Rache an Amnon spricht für ihn. Die Fürsprache
Joabs, des alten Feldmarschalls, befreite ihn aus dem Exil 85.
und führte ihn nach Jerusalem zurück; aber innerlich versöhnt
war er mit seinem Vater nicht: die Bedrängten und Beladenen 86.
wendeten sich an ihn, wenn sie Erleichterung suchten; er nahm sich ihrer an, wo er konnte, und dies schuf ihm auf dem kürzesten und natürlichsten Wege eine Partei im Lande, die endlich so mächtig ward, daß der Gedanke ihm nahe kam, seinen Vater, der dem bedrängten Volke von Tag zu Tag verhaßter wurde, bei dem Recht und Gerechtigkeit ebenso wenig zu finden war als gegen ihn, vom Throne zu verdrängen und sich selbst auf diesen zu setzen. Absalon errichtete sich eine Leibwache und schaffte sich auf eigene Faust Streitwagen an; durch leutseliges Betragen gegen Arme und Bedrückte vergrößerte er die Zahl seiner Anhänger; durch Andeutungen, die er beiläufig fallen ließ, daß Alles sich anders gestalten werde, wenn er einmal auf dem Throne säße, regte er Hoffnungen an; durch Verabredungen mit hervorragenden Männern, die Ursache hatten, mit David unzufrieden zu sein, in allen Stämmen organisirte er seine Partei. Und als er die Sache zum Ausbruche reif hielt, verabschiedete er sich von seinem Vater, unter dem Vorwande, daß er in seinem Exile bei dem König der Gesuriter

85) Sam. II, 14, 1 ffg. 86) Sam. II, 15, 1 ffg.

ein Gelübde gethan habe, zu Hebron ein reiches Opfer zu bringen, falls der Gott seiner Väter ihn in das Land seiner Väter wieder zurückführe. David hatte gegen die Erfüllung dieses Gelübdes nichts einzuwenden und Absalon zog mit einem Gefolge von 200 Mann aus Jerusalem und nach Hebron; in alle Stämme aber eilten gleichzeitig seine Boten mit der Kunde, Absalon sei zu Hebron zum König ausgerufen. Auf diese Nachricht liefen die streitfähigen Männer seiner Partei ihm schaarenweise zu und bald sah er sich an der Spitze eines mächtigen Heeres. Seinem Vater David ward angst und bange, da er dies vernahm, aber sein Vertrauen auf seinen Stern und seine Besonnenheit verließen ihn keinen Augenblick. Soviel war mit Sicherheit vorauszusehen, Absalon werde sich zuerst gegen die Hauptstadt wenden; fand er David dort, so war Krone und Reich sein, denn Jerusalem haben und den König, das hieß damals nicht weniger als es heute heißen würde, Paris und Napoleon haben. Aber wie Paris allein heut noch nicht Alles sein würde, so war es auch damals mit Jerusalem, und David lag daher nichts näher am Herzen, als die beiden natürlichen Objekte seines Gegners zu trennen, d. h. sich selbst aus Jeru-
87. salem zu entfernen. Er nahm daher seine Leibwache und die Mehrzahl seiner Weiber und rückte aus über den Bach Kidron; Hofjuweliere, Hofschuster, Hofschneider, kurz Alles was vom Hofe lebte, unter der jetzigen Regierung dadurch das Privilegium gewonnen hatte, das andere Volk zu schinden, dies Privilegium auszubeuten nicht faul gewesen war und folgerecht nicht darauf rechnen konnte, es unter der folgenden Regierung zu behalten, schloß sich heulend und schreiend ihm an. Auch die Priester mit der Bundeslade wollten, wie nicht zu verwundern, ihm folgen. Doch David sendete sie zurück und mit ihnen die Lade; er mußte nothwendig einen Fuß und sichere Verbindungen sich in der Hauptstadt erhalten, um späterhin zweck-

87) Sam. II, 15, 14 ffg.

mäßig handeln zu können. Und auf wen hätte er sicherer vertrauen können, als auf die Priester der Hochkirche, deren Interesse er mit dem seinigen so innig verknüpft hatte? Ohne die Bundeslade war indessen deren Aufenthalt in der Hauptstadt verdächtig, und so vortheilhaft es sonst erscheinen konnte, sie im Lager zu haben, mußte David doch aus höheren strategischen Rücksichten auf diesen Vortheil verzichten und sie in der Hauptstadt lassen. Sie rechtfertigte den Aufenthalt der Priester dort. Von seinen zahlreichen Odalisken hätte David nur zehn in Jerusalem zurückgelassen, wahrscheinlich nicht die schönsten, um des Palastes zu hüten. Als er nun auszog, fand sich auch ein treuer Anhänger, — und wie sollte ein Mann wie David deren nicht haben? — Husai, der Arachiter, 88.
bei ihm ein, sein Unglück mit ihm zu theilen. David, gerührt von den Opfern, die der Mann ihm zu bringen gedachte, berechnete doch, daß derselbe ihm viel mehr Nutzen schaffen könne, wenn er in Jerusalem bleibe. Er sendete ihn also dorthin zurück, empfahl ihm, sich mit den treuen Priestern in Verbindung zu setzen und zu halten, äußerlich ab.r sich Absalon zu unterwerfen und in möglichst nützlicher Weise für den alten König auf die Beschlüsse des jungen einzuwirken, insbesondere aber dem Rathe Ahitophels, des Giloniters, eines wirklichen 89.
Geheimrathes Davids, welcher sich jetzt Absalon angeschlossen hatte, entgegenzuarbeiten. Nachdem David auf diese Weise, so weit es einem Menschen möglich war, die Vorbereitungen für sein späteres Handeln getroffen, zog er an das westliche Ufer des Jordan. Unterwegs hatte er noch manche Erfahrungen 90.
zu machen; ein Pächter Mephiboseths, Namens Ziba, führte ihm für seine Mannschaft Proviant zu und antwortete auf die Frage nach seinem Herrn: dieser sei in Jerusalem zurückgeblieben und rechne sicher darauf, daß Sauls Dynastie wieder

88) Sam. II, 15, 32 ffg. 89) Sam. II, 15, 12. 31. Chron. I, 28, 33. 90) Sam. II, 16, 1—13.

hergestellt werden würde. David versprach darauf dem Pächter des Enkels Sauls alle Güter des letzteren. Ziba war ohne Zweifel ein schlauer Fuchs und hatte wenig Vertrauen zu dem Erfolge des Aufstandes. Minder schlau war ein anderer Mann aus der Familie Sauls, Simei, welcher den fliehenden König höchst unhöflich mit Steinen warf und ihn ein ganzes Stück Weges begleitete, um ihm zu sagen, daß er ein Bluthund und ein Hurenkerl sei und daß seine Tyrannei jetzt ein schmähliches Ende nehmen werde. Obgleich David den Menschen durch seine Leibwache wohl hätte niederhauen lassen können, schonte er seiner doch. War es Niedergeschlagenheit, war es vorübergehende Großmuth? Wir wollen es nicht entscheiden. Kurz, David wehrte seinen wüthenden Anhängern, die, wie es oft zu geschehen pflegt, royalistischer waren als der König, und unter denen Abisai, der Bruder Joabs, der Sieger über Edom, sich besonders auszeichnete, dem fluchenden und schimpfenden Simei irgend etwas zu Leide zu thun.

91. Unterdessen zog Absalom in die Hauptstadt ein sammt dem Heere seiner Partei; Husai kam ungefähr gleichzeitig nach Jerusalem, ließ sich dem Prinzen vorstellen und huldigte ihm als König. Ein leiser Verdacht, ein Schatten von Entrüstung, schlich sich in Absaloms Herz. „War nicht der König David dein Freund?" rief er dem abtrünnigen Husai zu; „ist das deine Treue an ihm, daß du in der Stunde der Noth und Gefahr ihn verlässest?" „Mein König ist," erwiderte Husai, „welchen der Herr der Heerschaaren und das Volk Israel sich erwählt; nicht David war ich treu, sondern dem König David, und so treu ich diesem gedient habe, will ich fortan dem König Absalom dienen."

92. Ahitophel war Absaloms Ministerpräsident und der eigentliche Regent; was er rieth, was er anordnete, das geschah. Ein Rath ward zusammenberufen, um zu überlegen, in welcher

91) Sam. II, 16, 14 ffg. 92) Sam. II, 16, 20 ffg.

Weise Absalom am zweckmäßigsten seine Besitzergreifung vom Throne zu erklären habe. Ahitophel rieth, zuerst von den Ueberresten des Harems Besitz zu ergreifen, welche David in seinem Palaste zu dessen Bewahrung zurückgelassen hatte. Dieser Eingriff in die intimsten Verhältnisse des flüchtigen Königs sollte ihn nicht blos politisch vernichten, sondern auch bürgerlich verächtlich, stinkend vor Israel machen. Wir haben schon bemerkt, daß David wahrscheinlich nicht die hübschesten seiner Odalisken im Königsschloß zu Jerusalem zurückgelassen hatte. So mochte dem Absalom die Befolgung des Rathes Ahitophels mehr als eine schwere Arbeit, denn als ein Vergnügen erscheinen. Indessen er entschloß sich dazu; die Staatsraison, die politische Pflicht siegte über die menschliche Neigung. Der Act ward feierlich auf dem Dache des Königsschlosses, auf welchem man doch anstandshalber für den Kern des Festes ein Zelt aufschlug, vollzogen vor allem Volke, welches zu diesem Erzeugungsacte wie zu dem Vernichtungsact einer Hinrichtung zusammenströmte und in jeden Tusch, der die Vorführung eines neuen Gegenstandes ankündigte, mit vieltausendstimmigem Hurrah einfiel.

Wie groß nun auch die persönliche Anstrengung des Prinzen dabei gewesen sein mochte, — daß mit dem Weiberkriege auf dem Schloßdache die Sache nicht abgemacht sei, daß man sich womöglich, um eine günstige Entscheidung zu erzielen, Davids todt oder lebendig bemächtigen müsse, war an sich klar. Absalom war noch ein wenig abgeschlagen und müde, als Ahitophel schon ein neues Ministerconseil veranlaßte, um über fernere 93. Maßregeln zu berathschlagen. Ueberzeugt, daß David bei seiner Kriegserfahrung und bei den großen Hülfsmitteln seines Geistes nur Zeit bedürfe, um sich zu erholen, um seine Anhänger zu sammeln und um dann seine Feldherrngaben zu entfalten, daß er aber in diesem Falle mindestens den Kampf in die Länge ziehen und dabei manche Chance für sich gewinnen könne, schlug

93) Sam. II, 17, 1 ffg.

Ahitophel vor, die Zeit eben dem alten Könige nicht zu lassen. Er erbot sich, mit 12000 Mann guter Truppen, die sofort verfügbar waren, ohne Säumen aufzubrechen, den alten König zu überfallen und ihn, wenn er sein habhaft würde, aus dem Wege zu räumen. Nie war ein besserer, verständigerer Rath gegeben worden; aber wie selten wird ein wirklich guter Rath befolgt! Der müde Absalom, vielleicht auch durch den traurigen Gedanken bewegt, daß er, der Sohn, dem eignen Vater gegenüberstand, wollte auch noch die Meinung des klugen Arachiters Husai hören. Nun war es an diesem, seine ganze diplomatische Gewandtheit zu entfalten. Nachdem er vernommen, was Ahitophel vorgeschlagen, erkannt, wie vortrefflich dieser die Situation beurtheilte, die ganze Bedeutung des Augenblickes überschlagen und sich mühsam gesammelt hatte, redete er also: „Mir scheint dieser Rath Ahitophels nicht der richtige. Du, Prinz Absalom, kennest deinen Vater zur Genüge; du weißt wohl, daß er ein Krieger ist, der seines Gleichen sucht, ein Feldherr ersten Ranges; du weißt auch, daß er gegenwärtig einen Kampf der Verzweiflung zu bestehen hat, daß er dies ebensowohl erkennen muß, als du selbst, und daß, wenn seine Mannen es nicht einsehen sollten, was sehr unwahrscheinlich ist, da sie mit ihm in beständigem Kampfe groß geworden sind und von dir sicherlich nichts zu erwarten haben, David ihnen die Sache schon begreiflich machen wird. Wessen darf man sich nach Allem von dem Könige David versehen? Er lauert jetzt in irgend einem Versteck. Ahitophel zieht mit irgend einer im Ganzen nicht beträchtlichen, wenn auch David überlegenen Schaar aus; so lange er diese zusammenhält, wird der König sich hüten, mit ihm aneinanderzustoßen. Im kleinen Kriege von Jugend auf geübt, wird er ausweichen, wo er es kann. Und sollte er es nicht können? Dann versteht es Niemand mehr! Doch wehe den Deinen, wenn sie sich trennen! Und wer steht dir dafür, daß sie es nicht thun? Entweder glauben sie, David habe Furcht, glauben ihn verachten zu können und denken nur noch

daran, wie sie ihn von allen Seiten umstellen können, um ihn zu fangen, nicht mehr daran, wie sie ihm im Gefechte begegnen wollen, wenn es zu diesem kommt; oder sie werden erbittert durch das ewige Ausweichen des Feindes und meinen, ihn nun ganz sicher, wie ein wildes Thier in der Schlinge fangen zu können, wenn sie ihm nur nach allen Richtungen hin den Ausweg verlegen. Du siehst: eine Theilung der Deinen ist in jedem Falle wahrscheinlich. Aber darauf eben wartet dein Vater, und wenn sie erfolgt ist, dessen kannst du sicher sein, dann bricht er aus seinen Verstecken hervor und dann siegt er sicherlich über einen der Theile deiner Macht. Denn das wirst du zugeben, daß seine Gefolgschaft aus verzweifelten Leuten besteht und daß ein verzweifelter Mann mehr wiegt, als ein halb Dutzend gewöhnlicher tapferer Leute; auch das weißt du wohl, daß David ein Führer ist, der seine Kräfte zu gebrauchen, seinen Moment zu wählen weiß. Aber, wirst du mir einwerfen, er schlägt vielleicht wirklich mit seiner Mannschaft Tausend der Meinen, auf die er gerade trifft, was ist damit verloren? Alles! sage ich dir. Dort, wo er gesiegt hat, hat er eben ein Loch in dein Netz gerissen und durch dieses entschlüpft er; dieselbe Geschichte könnte sich zehn-, zwanzigmal wiederholen, ohne daß du um einen Schritt weiter gekommen wärest. Aber ich will diesen negativen Nachtheil nicht zu hoch anschlagen, ein positiver, ein sehr positiver Nachtheil würde dir erwachsen. Nimm an, David hätte mit zweitausend Mann tausend der Deinigen geschlagen. An sich, ohne Schmuck könnte man das kaum einen Sieg nennen; wir, wenn wir es von ferne und unbefangen betrachteten, würden dieß für eine Lappalie erklären und innerlich dafür halten müssen. Doch zweifelst du, daß David, dein Vater, diesen Sieg, diesen Lumpensieg, benutzen würde? Würde er nicht an alle seine Freunde, die Leviten, ein Bülletin senden, welches das unbedeutende Treffen zu einer Schlacht, den unbedeutenden Sieg zu einem entscheidenden erhöbe? Einen Psalm würde er darauf dichten, der in allen Tempeln, an allen Opfer-

stätten von den Priestern wiederholt, wiederhallte in Israel, der die noch Unentschlossenen auf die Seite zöge, wo nun der Sieg sicher zu sein schiene, der in deinem eignen Heere nicht unbekannt bleiben würde, und — glaub' es, — Zaghaftigkeit in diesem verbreiten müßte. Mein Rath ist daher: nimm das Sichere für das Unsichere, ganz Israel, empört über deines Vaters Schandthaten, jauchzt heut dir zu. Ruf all seine streitbaren Männer auf, sammle sie um dich bei Jerusalem, und dann ziehe mit diesem mächtigen Heere aus. Die Nothwendigkeit, es zu theilen, wird nicht ausbleiben, sie wird nach wie vor bestehen. Aber sie wird dir nicht mehr schaden; in wie viele Theile du dein Heer auch zerlegen magst, um deinen Vater zu umstellen, ihn einzuschließen, alle Auswege zu versperren, jeder der Theile deines Heeres wird noch zehnfach dem ganzen Heere deines Vaters überlegen sein. Nun wird ein Sieg Davids und ein Siegesbülletin Davids eine reine Unmöglichkeit. Wirft er sich in eine feste Stadt, desto besser! deine Heerestheile ziehen ihr Netz um sie zusammen, sie werden ihre Mauern niederreißen, keinen Stein auf dem andern lassen, und David unter ihren Trümmern begraben; du wirst sicher bis zu deinem Tode auf dem Throne Israels sitzen. Ich habe gesprochen, wähle du!"

94. So gewiß nun der Rath Ahitophels der richtige war, so überlegen war die Beredtsamkeit Husais. Absalom zeigte sich geneigt, diesem zu folgen; aber er schwankte noch. Husai ließ alsbald die Priester Zadok und Abjathar, welche David mit der Bundeslade in Jerusalem hatte bleiben heißen, als sie ihm auf der Flucht folgen wollten und die ihm Alles, was in der Hauptstadt vorfiele, melden sollten, wissen, wovon im Ministerrathe die Rede gewesen sei; sein Rath wäre, fügte er hinzu, daß David sich nicht lange in der Nähe von Jerusalem und am westlichen Ufer des Jordan aufhalte, sondern sich möglichst in Sicherheit bringe, da er nicht dafür einstehen könne, ob

94) Sam. II, 17, 14 ffg. vgl. 15, 27. 36.

Absalom nicht dennoch dem Rathe Ahitophels folgen werde. Zadok und Abjathar hatten ihre Söhne Ahimaaz und Jonathan draußen vor der Stadt in der Nähe eines Brunnens zurückgelassen. Zu diesen sendete nun Zadok eine Magd, als solle sie Wasser holen und ließ ihnen sagen, was geschehen und was sie David berichten sollten. Ahimaaz und Jonathan machten sich darnach auf in das Lager Davids, um diesem Bericht zu erstatten. Von Seiten Absaloms war sogleich ein strenger Polizeidienst, wie es sich für eine im Belagerungsstand befindliche Hauptstadt schickte, organisirt worden; in Folge davon ward auch der Verkehr der Priestersöhne, wie es scheint, höchst verdächtiger Menschen, sofort entdeckt und Absaloms Reiter setzten ihnen 95.
ohne Säumen nach. Ahimaaz und Jonathan mußten sich, um diesen zu entgehen, eine Zeit lang in einen Brunnen verstecken, doch gelangten sie endlich glücklich zu David; und dieser brach auf die Nachrichten, welche sie ihm brachten, ohne Säumen auf, überschritt den Jordan und nahm sein Hauptquartier zu Mahanaim, wo er den Widerstand gegen seinen aufrührerischen Sohn zu organisiren anfing.

Nachdem Absalom den Rath Ahitophels und Husais beschlafen hatte, entschied er sich am nächsten Morgen endgültig für den letztern. Ahitophel, wohl einsehend, daß damit die Sache im Keime verpfuscht sei, ließ seinen Esel satteln, ritt 96.
heim, machte mit der Ruhe des Weisen sein Testament und erhenkte sich, um das Schicksal zu erfüllen, dem er bei der nun sicher zu erwartenden Rückkehr der davidischen Herrschaft doch nicht entgehen konnte.

Absalom sammelte das Heer seiner Partei bei Jerusalem, 97.
zum obersten Feldhauptmann über dasselbe setzte er Amasa, einen Verwandten Joabs, ein, und zog endlich über den Jordan, um seinen Vater aufzusuchen. Dieser hatte die umfassendsten

95) Sam. II, 17, 18. 96) Sam. II, 17, 23. 97) Sam. II, 17, 24 ffg

Voranstalten zur Führung eines Feldzuges zu treffen, die beste Zeit gehabt und sie vortrefflich benutzt. In Mahanaim legte
98. er große Magazine an, welche ihm gestatteten, sein Heer, auch wenn es auf eine beträchtliche Stärke anwuchs, beständig beisammen halten zu können, es nicht der Verpflegung halber theilen zu müssen, den Verlauf der Dinge und den günstigen Augenblick ruhig erwarten zu können. Bei der Anlage dieser Magazine waren ihm theils seine Anhänger in Gilead behülflich, theils die ihm treu gebliebenen Besatzungen, welche er nach den glücklichen Kriegen gegen Syrer und Ammoniter in deren feste Städte gelegt hatte. Von diesen Besatzungen zog er nun soviel als irgend verfügbar gemacht werden konnte, lauter Krieger von Handwerk, dem gewöhnlichen Landsturm und Aufgebot weit überlegen, außerdem den Hebräern nicht durch Bande der Nationalität verknüpft, bei Mahanaim zusammen; seine Anhänger, seine alten Kriegskameraden fanden sich bei ihm ein, und so gebot er binnen Kurzem über eine achtungsvolle Streitmacht, welche, wenn auch an Zahl derjenigen Absaloms nicht gleich, sich doch getrost mit ihr messen konnte, zumal sie noch einen Feldherrn wie David und einen Unterfeldherrn wie Joab dem Absalom und Amasa entgegenzusetzen hatte. Das
99. Heer ward in Hundertschaften und Tausendschaften und endlich in drei große Korps oder Haufen getheilt, deren Befehl Joab, dessen bewährter Bruder Abisai und der Philister Ittai erhielten; den Oberbefehl behielt sich David selbst vor. Aller jugendliche Kriegsmuth erwachte in dem alten Könige bei der Kunde, daß Absalom sich Mahanaim nähere; er wollte selbst mit aufs Schlachtfeld hinaus ziehen; indessen auf die Vorstellung seiner Generale, daß er sich nicht exponiren dürfe und die Operationen im Großen von seinem sichern Hauptquartier aus ebensowohl leiten könne, blieb er doch zu Mahanaim. Die Haufen zogen aus, David empfahl seinen Generalen und Offizieren noch an-

---

98) Sam. II, 17, 27 ffg. 99) Sam. II, 18, 1—5.

gelegentlich, Absaloms Leben zu schonen. Die feindlichen Parteien stießen bald aufeinander; das Heer Davids trug Dank seiner guten Führung und vortrefflichen Zusammensetzung einen entschiedenen Sieg davon; 20000 Leichen der Gegenpartei deckten den Wahlplatz, das Heer Absaloms ward in eine entschiedene Flucht geschlagen; Absalom selbst blieb auf dieser Flucht, auf einem Maulthiere reitend, mit seinem üppigen Haarwuchs an einer Terebinthe hängen, sein Thier streifte ihn ab. An Joab ward gemeldet, daß man ihn zwischen Himmel und Erde schwebend gefunden. Da die Männer, welche diese Meldung brachten, eingedenk der Mahnung des Königs, das Leben seines Sohnes zu schonen, nicht wagten, sich an ihm zu vergreifen, ging Joab selbst hin und rannte dem Absalom einen Spieß durch den Leib. Zwei Boten liefen von dem Schlachtfeld nach Mahanaim zurück, jeder begierig, dem andern zuvorzukommen. Als der Thorwächter dem Könige David, welcher unter dem Thore ungeduldig auf Nachricht wartete, dieß mittheilte, erklärte David es sogleich für ein gutes Zeichen, mit Recht, denn zwei einzelne Männer konnten nicht die Boten einer Niederlage sein, welcher eine Flucht gefolgt wäre, die Haufen von Versprengten natürlich im Voraus verkündet hätten. Die Meldung der Boten bestätigte des Königs Siegeshoffnung, zeigte ihm aber zugleich den Tod seines Sohnes an, den der Vater nicht gewünscht hatte. Er mochte die guten Eigenschaften dieses Sohnes schätzen und hätte vielleicht gerade diesen am liebsten als seinen Nachfolger auf dem Throne gewußt. 100.

Fortgang des Aufstandes nach Absaloms Tod und endliche Unterdrückung desselben.

Joab konnte den Sieg, den er über das feindliche Heer erfochten hatte, nicht verfolgen; der König hatte sich den Oberbefehl vorbehalten; Joab mußte also Weisungen einholen. In- 101.

---

100) Sam. II, 18, 6 ffg. 101) Sam. II, 19, 1 ffg.

dessen diese kamen nicht; der alte König gab sich rückhaltlos der Trauer um Absaloms Tod hin. Joab führte das Heer nach Mahanaim zurück; eine düstere Stimmung herrschte im Lager; Murren erhob sich; es war in dem siegreichen Heere ein Ton, als ob es geschlagen sei. „Was!" sprachen die Soldaten, „wir haben heute gefochten, wie Männer, und was ist unser Dank? Heulen und Schreien über den Tod des Feindes; kein freundliches Wort zum Lohn für die Freunde. Der Teufel hole einen solchen Herrendienst!" Joab, der wohl einsah, was die Folge dieses Wesens sein könne, begab sich persönlich zu David; er erstattete ihm Bericht über die Stimmung im Heere, ließ es an bitteren Vorwürfen nicht fehlen und schloß mit dem Rathe, der König möge hinabgehen und die Leute auf andere Gedanken bringen; er könne sonst erleben, daß ihm Alles davon liefe. David folgte dem Rathe und bei der Lebhaftigkeit seines Geistes ward es ihm nicht schwerer, die Rolle des leutseligen Generals zu spielen, als die des trauernden Vaters. Die böse Stimmung
102. im Heere ward beschwichtigt. Es handelte sich nun darum, zu überlegen, was weiter zu thun sei. Mit Absaloms Tode hatte die Insurrektion ihren Mittelpunkt verloren; indessen war die David feindliche Partei immer von gleicher Stärke. Es schien das Klügste, den Zwiespalt innerhalb des Volkes dadurch zu nähren, daß man sich äußerlich zuwartend verhielt, mit einzelnen einflußreichen Persönlichkeiten aber Unterhandlungen anknüpfte. Bei der Unsicherheit der ganzen Lage erhoben sich in allen Stämmen des Volkes allmälig einzelne Stimmen, welche Davids Verdienste um Israel, um dessen Befreiung von der Herrschaft der Philister hervorhoben und darauf hindeuteten, daß es nach dem Falle Absaloms schließlich das Klügste sein werde, wenn man den alten König zurückhole. David erhielt über alle diese Vorgänge sichere Nachrichten; die meisten Anhänger hatte er wohl in seinem Herzogthum Juda; mit dessen Magnaten ließ er nun

---

102) Sam. II, 19, 9 ffg.

durch die Priester Zadok und Abjathar Unterhandlungen anknüpfen: „Es sei nahe daran, daß Israel seinen vertriebenen König zurückrufen werde; wolle der Stamm Juda, aus welchem David entsprossen, in dieser Sache der letzte sein? werde er sich nicht vielmehr beeilen, allen andern zuvorzukommen und sich dadurch neue Ansprüche auf des Königs Dank zu verdienen?" Auch mit Amasa, welcher noch immer an der Spitze der bewaffneten Macht westlich vom Jordan stand, zu bedeutend war, durch diese seine Stellung, als daß man ihn hätte mit Nichtachtung behandeln können, zu unbedeutend, um für sich an die Krone zu denken, ward ein geheimer Verkehr eröffnet. David ließ, um ihn zu ködern, ihm versprechen, er solle an Joabs Statt Feldmarschall werden. Nun hatten alle diese Intriguen den besten Erfolg; die Magnaten Judas riefen die streitbaren Männer ihres Stammes unter die Waffen, sammelten sie bei Gilgal und ließen David sagen, daß sie ihm entgegenzögen, er möge an's westliche Ufer des Jordans hinüberkommen und unter ihrem Schutze in seine Hauptstadt einziehen. Eine Menge Leute, von denen es am wenigsten zu erwarten war, schlossen sich nun den Männern von Juda an, darunter auch Simei, der den flüchtigen König beschimpft hatte und Mephiboseth, Sauls Enkel, der von Absaloms Aufstand für sich gehofft hatte. Jener errang sich durch diese reuige Rückkehr Straflosigkeit; dieser erschien in einem äußerst schmutzigen Aufzug, um seine Trauer über die Flucht des Königs anzudeuten; er behauptete, daß er sich weder gewaschen, noch ein reines Hemd angezogen habe, seit David aus Jerusalem ausmarschirt sei. Man kann sich denken, wie er stank, wenn dies auch nur zur Hälfte der Wahrheit gemäß war, und daß David, um nur eine nähere Berührung mit dem Schmutzfinken zu vermeiden oder sie möglichst abzukürzen, ihm gerne versprach, er solle wenigstens die Hälfte von den Gütern, welche David bei der Flucht über den Jordan sämmtlich dem Ziba versprochen hatte, behalten. In Gilgal traf David das Gros der streitbaren Männer von Juda; von den übrigen Stämmen

nur einen Theil, welchen Amasa, in Folge der ihm gemachten Versprechungen zum alten Könige zurückgetreten, dahin geführt hatte. Indessen kamen allmälig auch Männer der Gegenpartei von allen Stämmen herbei, darunter viele mit der Absicht, die Zurückführung Davids auf seinen Thron zu vereiteln. Sie rechneten dabei besonders auf einen Zwiespalt zwischen den einzelnen Stämmen, eine Aufregung gegen Juda. „Der einzige Stamm Juda, der zehnte Theil des Volks, sprachen sie, hat sich herausgenommen, David zurückzurufen und zurückzuholen, ohne zu fragen. Wollt ihr anderen euch das gefallen lassen, wollt ihr euch etwa unter die Tyrannei der Männer von Juda begeben? Soll nun dieses das Ende eines glücklichen Aufstandes sein, der wahrlich seine guten Gründe hatte?" Diese Reden zündeten. Der Zwiespalt brach offen aus; die Männer von Juda begleiteten David nach Jerusalem, die der übrigen Stämme aber verließen ihn zum größten Theil.

103. Seba, ein Mann aus Sauls Familie, fachte von Neuem den Aufstand an und gab ihm einen Mittelpunkt, da Amasa sich ernstlich dem alten Könige angeschlossen hatte. Dieser ließ es, in sein Schloß auf der Burg Zion zurückgekehrt, seine erste Sorge sein, die zehn Weiber, mit welchen Absalom während seines kurzen Königthums intime Beziehungen gehabt hatte, in eine Clausur zu thun; dann rüstete er den Krieg wider Zeba. Die Verhandlungen mit Amasa und die Versprechungen, welche ihm David gegeben hatte, müssen sehr ernster Natur gewesen sein, denn in der That befahl David jetzt ihm, nicht dem Joab, das Heer von Juda zu sammeln, und als Amasa sich damit nicht allzusehr beeilte und Seba's Aufstand in den nördlichen Provinzen einen immer ernsteren Charakter und weitere Dimensionen annahm, stellte er nicht Joab, sondern Abisai an die Spitze der Leibwache und der geworbenen Truppen, um sofort in's Feld zu ziehen und keine Zeit zu verlieren.

103) Sam. II, 20, 1 ffg.

Die Familie Zeruja erscheint uns in der ganzen Regie- 104.
rungsgeschichte als die ultraroyalistische Partei für die Dynastie Davids, vor Allem aber Joab, ihr Haupt und Führer. Wie nun die Königlichen so oft den Königen selbst, deren Dienst bis zum äußersten sie sich geweiht haben, unbequem werden, so war es ersichtlicher Weise auch hier; und daß David sich durchaus nicht darum bekümmert hätte, wenn er den Joab auf irgend eine bequeme Weise sich vom Halse schaffen konnte, daran ist kein Zweifel. Aber auch die Wahrheit, daß eine legitimistische Partei, welche ihrem Prinzip nicht untreu wird, dominirt, so lange die herrschende Dynastie besteht und so lange ein Verstoß gegen das Legitimitätsprinzip in ihr selbst nicht vorkommt,
bewährte sich hier, wie überall. Joab stellte sich ohne Murren 105.
unter seinen Bruder Abisai; das Heer, welches dieser führte, bestand aus den Getreuen Davids, d. h. dem kriegerischen Hofgesinde, dessen Kern die Männer bildeten, welche schon den ersten Aufstand gegen Saul mit ihm gemacht hatten, aus den philistäischen Soldtruppen und anderen Soldtruppen, welche Joab speziell kommandirte. Abisai richtete seinen Marsch von Jerusalem in die nördlichen Provinzen über Gibeon. Hier traf er mit Amasa zusammen, der unterdessen langsam die Männer von Juda gesammelt hatte und derselben Richtung folgte. Joab trat auf Amasa zu, begrüßte ihn mit freundlichen Worten, faßte ihn zutraulich mit der rechten Hand an den Bart, um ihn zu küssen, stieß ihm aber zugleich mit der Linken sein Schwert in den Bauch, daß die Eingeweide herausquollen und der Mann mitten auf der Straße sich in seinem Blute wälzte.

Nach dieser That schlossen die Trabanten Joabs sich um den alten Feldherrn zusammen und da sich bei der Schaar Judas einige Bestürzung und vielleicht die Absicht zeigte, den Tod Amasas zu rächen, gab einer der Trabanten den Gedanken

---

104) Sam. II, 16, 9 ffg. Sam. II, 19, 21 ffg. 105) Sam. II, 20, 7 ffg.

Joabs Worte: „So geht es denen, welche unseren Feldhauptmann aus seiner Stellung verdrängen wollen; so ist es Abner ergangen, so nun Amasa. David mag König sein, Marschall ist Joab. Murrt nicht und folgt ihm.“ Und in der That, es folgten ihm Alle; von Abisai, seinem Bruder, der sicherlich mit im Complott war, ist es am wenigsten zu verwundern. Joab war also wieder an der Spitze des Heeres und David durfte kein Wort darüber verlieren und that es auch für jetzt nicht. Wohl stutzte noch hin und wieder die nachfolgende Mannschaft, als sie auf der Straße an dem blutenden Leichnam Amasas vorüberzog; aber auch dies hörte auf, als ein beflissener und verständiger Anhänger des Marschalls Amasa auf den nächsten Acker geschleppt und ihn mit einigen Lumpen bedeckt hatte.

Unter Joabs Führung fehlte der Sieg nie; Seba ward über den Jordan getrieben und gezwungen, sich in die Stadt Abel zu werfen. Diese schloß Joab ein; vergebens stürmte er sie; es war wieder einmal ein Weib, welches, wie so oft in Davids Leben, ihm diente. Es rief Joab von der Mauer zu: Was er die friedsame Stadt Abel bestürme, in der sonst Israel sich Raths zu holen gepflegt habe, wenn es um solchen verlegen war? Joab darauf: er habe nicht die Absicht, der Stadt Abel irgend etwas zu Leide zu thun, es komme ihm lediglich darauf an, Seba todt oder lebendig in seiner Hand zu haben. Nun Aufregung, Zwiespalt in der Stadt, unter Sebas eigenen Leuten und es dauerte nicht lange, so ward dessen Haupt über die Mauer geworfen und Joab zog siegreich nach Jerusalem heim, jetzt fester als je in seinem Feldherrenamte, wie gerne ihn David auch an einem anderen Orte gesehen haben möchte.

Letzte Regierungsjahre und Tod Davids.

106. Der Aufstand war unterdrückt und David saß wiederum auf seinem Throne; aber das alte Glück schien ihn verlassen

106) Sam. II, 21, 1 ffg; 15 ffg. Chron. I, 21, 4 ffg.

zu haben. Die Ernten waren schlecht und Theuerung herrschte im Lande; die Philistäer, nachdem sie sich lange Zeit ruhig verhalten, bauend auf die innere Zerrissenheit, welche durch Absaloms und Sebas Aufstand sich aller Augen kund gemacht hatte, brachen von Neuem in die Grenzen Israels ein. Allerdings wurden sie geschlagen, indessen waren doch drei Feldzüge nothwendig, um sie in ihre Grenzen zurückzuweisen, und wie hart es dabei zuging, wie drohend die Gefahr war, ergiebt sich daraus, daß selbst der greise König noch mit in das Feld zog, wobei er keineswegs mehr die alte Kraft und Kriegstüchtigkeit bewährte. Neben diesen Leiden kamen ansteckende Krankheiten
über das Land, welche ganze Städte verwüsteten. Triumphe 107.
wechselten allerdings mit Heimsuchungen und jeder Triumph gab dem alternden Herrscher, der in seinem langen Leben so manchen Wechsel gewohnt geworden war, neuen Muth; aber jedes Unheil, jede Niederlage brachte ihm auch neue Niedergeschlagenheit. Diese siegte am Ende. Zwar nach den glücklichen
Philisterkriegen hatte er noch ein Triumphlied gedichtet, welches 108.
in alle Welt ging und in den Tempeln abgesungen werden mochte; er hatte in demselben auch nicht vergessen, sich selbst und seine Siege als die Siege des Gerechten zu feiern und zu verherrlichen. Aber er glaubte selbst nicht daran, ein böses Gewissen plagte ihn doch und er hatte alle Ursache, ein solches zu haben. So kam er von Tage zu Tage mehr in die Hand der Priester und der Weiber. Jene führten ihm zu Gemüthe, daß es wenig erbaulich sei, wie er in einem prächtigen Palaste
wohne, während die Lade Gottes noch immer in einer elenden 109.
Bretterbude stehe und so beschloß er den Tempelbau; er traf zu demselben auch die Vorbereitungen, bot Arbeiter auf, verschaffte Baumaterial, bat Hirom von Tyrus um Werkleute

---

107) Sam. II, 24, 15. Chron. I, 22, 1 ffg. 108) Sam. II, 22, 1 ffg. 109) Sam. II, 7, 1 ffg. Chron. I, 18, 1 ffg.; 23, 1 ffg.; 30, 1 ffg.

und sonstige Hülfe. Aber hinausführen sollte er den Bau nicht mehr. Schon nahte sein Ende, mit dessen Nahen begann die Intrigue um die Thronfolge von Neuem zu spielen. Der älteste der lebenden Söhne war Adonia, der rechtmäßige Thron-
110. erbe, ein schöner und kräftiger Mann. Er hatte seine Partei und zu dieser gehörte vor Allen Joab, der Vertreter des legitimen Prinzipes in Israel; wenn er, so lange David Herrscher war, dessen Thron gegen alle Prätendenten mit seinem Schwerte vertheidigt hatte, so wollte er nun auch dem legitimen Thronerben seine Kräfte weihen. Aber eine kleine, doch mächtige Partei stand derjenigen Adonias gegenüber. Bathseba, das einstige Weib Urias, besaß, obwohl mit dem Könige gealtert, noch immer dessen Herz. Sie mochte sich durch ähnliche Mittel in demselben behaupten, wie die Pompadour in der Gunst Ludwigs XV. Als sie selbst keine Reize mehr für den König hatte, bereicherte sie seinen Harem mit anderen reizenden jungen
111. Weibern. Zu diesen gehörte auch die wunderschöne Abisag von Sunem, auf welche auch der rechtmäßige Thronerbe seine Augen geworfen hatte. Dieser mußte vorläufig auf sie verzichten, denn sie ward dem Könige zugeführt, welcher nicht mehr erwarmen konnte, um ihm, da er auf reellere Liebeslust zu seinem großen Bedauern endlich verzichten mußte, wenigstens als Bettwärmer zu dienen und ihn durch ihre Liebkosungen zu zerstreuen. Bathseba nun arbeitete für die Thronfolge Salomos, des Sohnes, welchen sie nach dem Tode des ersten im Ehebruch erzeugten Kindes, dem Könige David als sein rechtmäßiges Weib geboren hatte; sie erschmeichelte Davids Zusage, daß Salomo und kein anderer sein Nachfolger sein sollte; sie hatte einen mächtigen Anhang unter den Priestern, von denen nur wenige, unter diesen nur einer von Bedeutung, Abjathar, sich auf die Seite Adonias neigten. Zu ihrer Partei gehörte

---

110) Könjg. I, 1, 5 ffg. 111) Könjg. I, 1, 1 ffg. 15. Könjg. I, 2, 15 ffg.

Zadok, gehörte jener Nathan, welcher, bei David im höchsten Ansehen, ihm oft genug Strafpredigten gehalten und ihm unter anderem auch sein schändliches Benehmen gegen den Uria zu Gemüthe geführt hatte. Derselbe Mann arbeitete nun mit Eifer für den Salomo, den Sohn des Weibes Urias.

Auch an einer militärischen Größe fehlte es der Partei Salomos nicht; dieß war Benaja, der Sohn Jojadams, Chef der philistäischen Trabantenwache Davids. Vermöge dieser Stellung stets in der nächsten Umgebung des Königs, hatte er auf diesen einen großen Einfluß, er gebot außerdem unbedingt über seine kriegerische Schaar und hatte endlich zu hoffen. Ward Salomo König, so sollte Benaja an Joabs Statt Marschall werden.

Adonia betrachtete sich als Thronfolger, hielt sich Streitwagen, Reiter und Trabanten, und da des Königs Sterbestunde immer näher rückte und dessen Tod stündlich zu erwarten war, gab Adonia den Männern seiner Partei und allen Gliedern der königlichen Familie ein großes Fest in der Nähe Jerusalems. Salomo und dessen Anhänger wurden nicht dazu geladen; denn die Umtriebe der Bathseba waren wohlbekannt und der eigentliche Zweck des Festes war, darüber zu berathen, in welcher Weise man sich bei dem Tode des Königs der rechtmäßigen Thronfolge versichern wolle. Aber auf die Kunde von diesen Anstalten beschlossen die Anhänger Salomos, keinen Augenblick zu säumen, augenblicklich zu handeln und Adonia zuvorzukommen. Bathseba und Nathan drangen bis zu dem kranken Könige, der in den Armen Abisags mühsam das letzte Fünkchen Leben fristete, bestürmten ihn, erinnerten ihn an seine heiligen Versprechungen, stellten ihm die Gefahr vor, die im Verzuge liege, drangen darauf, daß Salomo augenblicklich zum Könige ausgerufen werden müsse. David, unfähig zu widerstehen, empfing die hohen Würdenträger des Reiches, welche in Jerusalem waren und sofort in aller Eile zusammengetrommelt wurden, stellte ihnen Salomo vor und empfahl ihnen, diesem als ihrem nunmehrigen Könige zu gehorchen. Darauf

setzte sich der Zug, geleitet von den Trabanten unter Benaja in Bewegung durch die Straßen Jerusalems, an allen Ecken ward Salomo als König ausgerufen und das Volk empfing wie gewöhnlich jubelnd diese Nachricht von einer Veränderung.

Aber Bestürzung ergriff die Anhänger Adonias, sobald die Kunde von dem Vorgefallenen bei ihrem Feste zu ihnen kam. Das hatten sie nicht erwartet und rathlos stäubten sie auseinander, jeder nur auf die eigene Rettung bedacht. Adonia flüchtete an den Altar und ließ Salomo um sein Leben bitten, dieser bewilligte es unter der Voraussetzung, daß dieser ihm den Eid der Treue leiste, was denn wirklich geschah. Vorläufig ward nun Adonia in Ruhe gelassen.

112. Kurz vor seinem Tode hatte David noch eine geheime Unterredung mit seinem erwählten Nachfolger. Er empfahl diesem, sich gut mit der Priesterschaft zu stellen und legte ihm darauf einige Privatangelegenheiten ans Herz, deren Behandlung in dieser Stunde und von diesem Standpunkte ihn in dem schwärzesten Lichte erscheinen läßt. Lange war der treueste Diener seiner Dynastie, Joab, dem alten Könige ein Dorn im Auge gewesen; daß er ihn sich gerne schon vom Halse geschafft hätte und es nur nicht gewagt und gekonnt hatte, trat nun in dem Rathe deutlich hervor, den er Salomo ertheilte, sich des Mannes, sobald als möglich, zu entledigen. Auch daß Simei ihn einst, da er auf der Flucht war, beschimpft hatte, dessen erinnerte sich mit Rache im Herzen der alte Mann; seiner Sache, auf der Rückkehr an's westliche Jordanufer, noch nicht sicher, hatte er dem Simei damals geschworen, seiner schonen zu wollen und hatte nun wohl oder übel den Schwur halten müssen; Salomo hatte keinen geleistet und ihm ward empfohlen, mit dem Manne ein Ende zu machen, sobald der Verheißungsfürst von dieser Welt geschieden sei. Neben seinen Feinden erinnerte sich David nur schwach seiner Freunde, unter diesen des Gileaditers Bar-

112) König. I, 2, 1 ffg.

fillai, der ihm bei der Verproviantirung von Mahanaim im Feldzuge wider Absalom große Dienste geleistet hatte und welchen er nun der Fürsorge seines Sohnes empfahl.

Bald nach dieser Unterredung entschlief der König, nachdem er sieben Jahre zu Hebron über den Stämm Juda und 33 zu Jerusalem über ganz Israel geherrscht hatte, und sein Sohn Salomo folgte ihm auf dem Throne und eröffnete seine Regierung mit Blutthaten, theils in Vollziehung des letzten Willens seines Vaters, theils um sich von Leuten zu befreien, die neben ihm Ansprüche auf die Krone Israels hatten.

David war ein Mann von großen Gaben im Guten wie im Bösen. Körperlich wohlgebildet, war er kräftig, gewandt, ausdauernd und blieb es trotz seines ausschweifenden Lebens bis zu seinen letzten Jahren, in denen dann freilich die Vergangenheit sich zu rächen begann. Der Geist des Mannes war scharf, durchdringend, so gewandt und biegsam wie der Leib; mit dem klaren Verstande vereinte sich dabei in seltenem Maße eine blühende Phantasie. Sie zeigte ihm Hoffnungen, welche zu erfüllen er dann mit der höchsten Ausdauer strebte, sie zeigte ihm tausend Mittel und Wege zum Ziele, sie erhob ihn in den Stunden des Unglücks stets von Neuem, sie machte ihn zu dem Dichter, der die Herzen jener Männer überwand und fesselte, in denen sein Verstand ihn die rechten Werkzeuge erkennen ließ, sie ersetzte ihm das Gemüth, soweit solches für einen Mann auf seinem Wege nothwendig war und nicht in einem Maaße, welches auf diesem Wege ihm ein Hinderniß gewesen wäre.

Alle diese Eigenschaften machten ihn zu dem Musterbild eines Usurpators; sie befähigten ihn, vor nichts zurückzuschrecken, vor keinem Mittel zu beben, welches zum Ziele führte und zu jenem Fortschritte in der Willkür, welcher der Begründung einer Cäsarenherrschaft unentbehrlich ist. Als Feldherr zeigte er die höchsten Talente, die äußerste Kühnheit wußte er mit der äußersten Vorsicht zu verbinden, zur rechten Zeit schon Erreichtes zu opfern und zur rechten Zeit nach Dingen zu greifen, welche kurz vorher

noch in weiter Ferne zu liegen schienen. An Hülfsmitteln war er immer reich und verstand es, durch stets neue Wege den Feind zu überraschen, die Augen des Feindes schnell und sicher zu überwinden. Kein diplomatisches Mittel, welches einen Waffenerfolg zweckmäßig vorbereiten oder erhöhen konnte, ward verabsäumt und jeder Waffenerfolg mußte eine politische Frucht bringen. Das Lied, welches die Stelle eines Bülletins vertrat, vergrößerte seine Siege und machte seine Niederlagen kleiner. Als Organisator bewährte er sich politisch wie militärisch, und wenn seine Schöpfung eines israelitischen Reiches ein so schnelles Ende nahm, lag dies zwar einestheils in der Unfähigkeit seiner Nachfolger, anderntheils aber in dem geringen Sinn der Juden für die Segnungen des Cäsarenthums und endlich in der Lage des Landes, welches rings von Wüsten umgränzt, zu weiterer Ausbreitung in's Innere wenig lockte, daher nach David auch keine Gelegenheit mehr zur Aufrechthaltung der straff militärischen Organisation gewährte.

Xenophon.

Xenophons Geburt, Dienst in der athenischen Reiterei, Verbindung mit Sokrates.

Der Athener Xenophon, der Sohn des Gryllos, wurde 1.
um das Jahr 444 v. Chr., in einer Zeit, da seine Vaterstadt in Macht, Reichthum, Wissenschaft und Kunst, den Gipfel ihrer Blüthe erreicht hatte, geboren. Nach den Gesetzen seines Landes wurde er mit zurückgelegtem 18. Lebensjahre wehrhaft gemacht, mußte den Bürgereid, welcher zugleich den Soldateneid umfaßte, schwören und ward in die Gemeinderolle eingetragen. Nach diesem Acte sollte ein junger Bürger gemäß der bestehenden Regel eine zweijährige Rekrutenschule in einem der Grenzplätze Attika's durchmachen, bevor er zum activen Felddienst in seiner Zunft aufgeboten werde. Da indessen zu der Zeit, da Xenophon in's wehrhafte Alter trat (um 426), der peloponnesische Krieg bereits mehrere Jahre wüthete und der Menschenverbrauch ein bedeutender war, muß es dahin gestellt bleiben, ob nicht zahlreiche Ausnahmen von der Regel gerade jetzt gemacht wurden und insbesondere in Betreff derjenigen jungen Leute der höheren Steuerklassen, welche nach ihrem Vermögen verpflichtet waren, in der Bürgerreiterei oder Ritterschaft Kriegsdienst zu thun. Zu ihnen aber gehörte auch Xenophon.

Ganz im Gegensatz zu den Spartiaten hatte sich bei den Athenern das Reiterwesen tüchtig entwickelt; die goldene Jugend

1) Krüger, de Xenophontis Vita quaestiones criticae; Halis Saxonum 1822, p. 6 ffg. Grote, History of Greece, Vol. IX. London, 1852, p. 16 ffg. Rüstow und Köchly, Geschichte des griech. Kriegswesens. Aarau 1852, p. 95. 97 ffg.

der reichen Handelsstadt drängte sich zu dem Dienste in dieser Waffe, so daß man im peloponnesischen Kriege zu Zeiten 1200 schwergerüstete Bürgerreiter zählte; obgleich der normale Stand sich nur auf 600 belief. Eingetheilt war die Reiterei nach zehn Zünften (Phylen); an der Spitze einer jeden Phyle stand ein Phylarch; an der Spitze der ganzen Waffe standen zwei Reiterobersten (Hipparchen), deren jeder einen Flügel kommandirte, wenn die gesammte Schaar bei einander war. Ein schwächeres Corps von Bogenschützen zu Pferde bildete das Geleit der Hipparchen und Phylarchen, besorgte den Ordonnanz- und Kundschaftsdienst. Umsonst wurde von den Bürgerreitern ihr Dienst nicht verlangt. Jeder eingetheilte Mann erhielt bei seinem Eintritt in das Corps ein für alle Mal ein bestimmtes Equipagegeld und außerdem auch im Frieden einen Zuschuß von täglich einer Drachme (etwa 1 Franc), wofür er freilich zwei Pferde und einen Reitknecht halten, außerdem sich selbst einer Prüfung, sein Roß einer Schatzung vor dem Rathe der 500 unterwerfen mußte.

In dieser Truppe also begann auch Xenophon seinen Dienst. Die erste Schlacht, welcher er beiwohnte, scheint diejenige von Delion gewesen zu sein (424), in welcher die Athener unter Hippokrates von den ihnen namentlich an Reiterei und leichtem Fußvolk weit überlegenen Böotern unter Pagondas eine entschiedene Niederlage erlitten. Hier soll Xenophon auf der Flucht vom Pferde gefallen und von dem als Hoplit (schwerer Infantrist) dienendem Sokrates gerettet worden sein, indem dieser ihn mehrere tausend Schritte weit auf seinen Schultern fortschleppte. Bei einem späteren kriegerischen Ereignisse ward Xenophon von den Böotern gefangen gemacht und lebte eine Zeitlang in einem Orte Böotiens, wahrscheinlich in Theben, wo er mit dem um mehrere Jahre jüngeren Proxenos einen innigen Freundschaftsbund knüpfte. Wann aber dieses gewesen sei, und wie lange Xenophon in Böotien zugebracht, ist schwer zu ermitteln; anzunehmen, daß er bald aus der Kriegsgefangenschaft erlöst worden sei. Dar-

auf trat er in den athenischen Reiterdienst zurück. Bekanntlich war es die Ritterschaft, welche am entschiedensten zu den dreißig Tyrannen hielt, als diese im Jahre 404, nachdem die Lakedämonier Athen zur Unterwerfung gezwungen hatten, unter dem Schutze der ersteren hier ihre Schreckensherrschaft führten. Bei der Hinneigung Xenophons zu lakedämonischen Einrichtungen und lakedämonischem Wesen unterliegt es keinem Zweifel, daß auch er ein eifriger Anhänger des neuen Regimentes gewesen sei. Seine Milde und Mäßigung darf man nicht als Beweis dagegen anrufen, die Parteiwuth verblendet auch den mildesten und mäßigsten und wie weit sie führen kann, dafür ist Xenophons späteres Leben ein hinreichendes Beispiel. Höchstens mag sein Eifer für die neue Ordnung der Dinge dadurch etwas abgekühlt worden sein, daß die Dreißig auch seinem Freunde und Lehrer Sokrates kleinliche Hindernisse in den Weg legten und ihn mit Drohungen verfolgten.

Auch wann Xenophon mit Sokrates seine ersten Bezie- 2.
hungen knüpfte, läßt sich schwer feststellen, sicher aber ist, daß die Lehre des letzteren einen großen Einfluß auf seine Richtung übte und wahrscheinlich, daß dieser schon begann, als Xenophon noch in der ersten Jugend stand. Hatte Socrates sich die Aufgabe gestellt oder erscheint er uns heute so, als habe er sich dieselbe gestellt: gegenüber den Sophisten, welche durch die Form der Darstellung aus schwarz weiß und aus weiß schwarz machen zu können sich rühmten, der Wahrheit Geltung zu verschaffen, daß die Tugend allerdings etwas Festes, Unwandelbares sei, welches weder durch dialektische Künste verkehrt und zum Laster gemacht, noch fortgeschafft werden könne, daß es auch ein wirkliches Wissen vom Guten und Bösen gebe, welches zu erwerben sei, auf dem Wege der Selbsterkenntniß; gab er aber dabei einerseits zu, daß menschliches Wissen seine Grenze habe, an welche

2) Vgl. Brandis, Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie, II. Theil, 1. Abtheilung, Berlin 1844, p. 1—74.

gekommen der Mensch um Rath und Hülfe sich an die Götter wenden müsse, verkündete er anderseits seine Lehre durch Induction, anknüpfend an practische Fragen und Verhältnisse des Lebens und entwickelte er dabei auch vielfach practische Lebens- und Verhaltungsregeln, so waren es nun vor allem diese, welche Xenophon nach seiner natürlichen Geistesrichtung in sich aufnahm und verdaute. Seiner Natur nach war Xenophon geneigt, sich zu beschränken, die Grenze des eigenen möglicher Weise zu erlangenden Wissens sich so nahe als möglich zu stecken, und daraus folgte es, daß er so innig das Bedürfniß fühlte, sich an Männer anzuschließen, die in irgend einer Hinsicht höher begabt waren als er oder denen er eine höhere Begabung mit Freuden zugestand, deren Beispiel er nachahmte, deren Rath er einholte, wo er selbst einen Rath nicht mehr wußte oder nicht wissen wollte. Daraus folgte, daß er sich mit Opfern und Bitten um Orakel so oft an die Götter wendete, wo eine ihm näher liegende Quelle der Ergänzung seiner eigenen Erkenntniß ihm fehlte. Daraus folgt auch seine Vorliebe für die Monarchie oder die Oligarchie, für eine feste Sitte, ein unumstößliches Gesetz, welches alle Zweifel erspart, für diese Bande des Lebens, welche das alte Lakedämon so fest zusammenhielten, in den Augen des Atheners, dem die Freiheit der Bewegung in Athen so unbequem, so verwirrend vorkam, noch mehr als in Wirklichkeit. Daraus folgt, daß er aus den Lehren und dem Beispiele seiner Lehrer, Gönner und Freunde mehr das Resultat herausnahm, um diesem ohne Frage nachzuleben, als sich um die Wege bekümmerte, auf welchem sie zu demselben gekommen waren, daraus endlich seine Neigung, sich mit den Dingen zu beschäftigen, die zu hören, zu sehen, zu greifen sind.

Xenophon macht als Begleiter des Proxenos den Zug des jüngeren Kyros gegen den Artaxerxes mit.

Im Jahre 407 v. Chr. hatte der persische Prinz Kyros, 3. Sohn des Dareios Nothos und der Parysatis, die Satrapie über die kleinasiatischen Provinzen Lydien, Phrygien und Kappadokien und den Oberbefehl über die sämmtlichen Truppen erhalten, welche auf der Ebene von Kastolos in Lydien ihren Musterplatz hatten. Seine Hoffnungen, daß er statt seines zwar älteren, aber vor der Thronbesteigung seines Vaters gebornen Bruders Artaxerxes die Krone des persischen Reiches erlangen werde, Hoffnungen, welche ihn 405 bei dem nahenden Ende des Dareios aus seiner Satrapie nach Medien führten, waren getäuscht worden; aber er gab sie deßhalb nicht auf. Vertrauend auf die Ueberlegenheit griechischer Truppen über die Asiaten, gedachte er, sich mittelst jener den Thron zu erkämpfen, welcher auf friedlichem Wege ihm nicht geworden war; und mit diesem Hintergedanken hatte er seit dem Antritte seiner Statthalterschaft sich eifrig der Sache derjenigen Partei angenommen, welche damals im peloponnesischen Kriege, wie es schien, die Oberhand gewinnen mußte, der Sache der Lakedämonier, zu deren endlichem Siege über Athen er in der That nicht unwesentlich beigetragen hatte. Dieser Sieg war entschieden, als Kyros nach der Thronbesteigung des Bruders in seine kleinasiatische Satrapie zurückkehrte. Er traf nun sofort die ernstlichsten Anstalten zur Bildung eines griechischen Söldnerheeres, welches die Asiaten, die er aus den ihm untergebenen Provinzen zusammenziehen konnte, verstärken sollte. Der Zeitpunkt war günstig: der langdauernde peloponnesische Krieg hatte mit seinen weiten Expeditionen, wie sie früherhin bei den Griechen kaum vorgekommen waren, in Hellas, wie im Peloponnes den Solddienst zu einer bekannten und beliebten Sache gemacht;

3) Xen. Anab. I, 1. Grote IX. p. 5 ffg.

er hatte viele Leute in das Kriegshandwerk gezogen und an dasselbe gewöhnt, von ihm ernährt, welche nun nach dem Siege Lakedämons und der mit ihm eingetretenen Beruhigung theils brodlos wurden, theils an die Friedensstille sich nicht gewöhnen konnten und begierig nach einer Gelegenheit ausschauten, neue Kriegsdienste zu nehmen. Vielen Männern von Bildung und Feuer, wenn sie auch nicht von der neu aufgerichteten lakedämonischen Herrschaft verbannt und zur Auswanderung gezwungen wurden, ward dieselbe doch lästig; und fanden sie einen Weg, sich ihr zu entziehen, so schlugen sie ihn sicher mit Freuden ein. Außerdem konnte Kyros mit einigem Verlaß auf den Dank, d. h. aber auf die Unterstützung des nun siegreichen, in Griechenland herrschenden Sparta rechnen. Eine griechische Leibwache und griechische Garnisonen in seiner Satrapie hatte Kyros schon gehalten, bevor er 405 nach Medien zog. Jetzt sah er sich nach Vergrößerung dieses griechischen Heeres um. Der Lakedämonier Klearchos war eine zeitlang Harmost (Gouverneur und Commandant) von Byzantion gewesen. Seine Tyrannei gegen die Einwohner der Stadt und Gegend aber ging so weit, daß sie selbst der lakedämonischen Regierung zu toll ward und diese ihn absetzte, dann, als er dem Beschluß sich widersetzte, ihn verbannte. Flüchtig kam er zu Kyros nach Sardes, der den versuchten einsichtigen Krieger freundlich aufnahm und ihn mit 10,000 Dareiken (gegen 200000 Francs) unterstützte, wovon er ein griechisches Truppencorps anwerben und dies bis auf weiteres bereit halten sollte. Klearchos führte zunächst mit seinen geworbenen Soldaten auf eigene Hand den Krieg gegen die Thraker am westlichen Strande des Hellespontes, machte sich aber damit so verdient um die griechischen Handelsstädte auf dem thrakischen Chersones, daß auch diese ihm reiche freiwillige Beiträge sendeten. Der Thessaler Aristippos, welcher mit Gewalt seiner Partei in seinem Vaterlande die Oberhand verschaffen wollte, erhielt von Kyros gleichfalls Sold für 4000 Mann auf 6 Monate unter der Bedingung, ihm von diesen

auf ersten Ruf soviel als möglich zuzuführen; mit anderen Griechen schloß der persische Prinz ähnliche Werbverträge und endlich als er im Jahre 402 meinte, daß seine Pläne zur Reife gedie- 4.
hen seien, sendete er seinen Werbobersten Nachricht und die Aufforderung, entweder ihre Truppen ihm nach Sardes zuzuführen oder sonst an bezeichneten Punkten zu ihm zu stoßen; auch mit dem Staate Lakedämon wurden Verabredungen über dessen Mitwirkung getroffen, und bald darauf zog Kyros seine eignen griechischen Truppen, die er bisher in dem offenen Kriege gegen seinen Mitstatthalter Tissaphernes, unter dessen Botmäßigkeit die ionischen Städte an der kleinasiatischen Westküste standen, verwendet hatte, bei Sardes zusammen. Im März 401 standen hier 8200 Griechen zu Kyros Verfügung. 4000 Hopliten hatte der Arkader Xenias aus den kleinasiatischen Garnisonen herbeigeführt, der Arkader Sophänet 1000 neugeworbene Hopliten, der Achäer Sokrates brachte 500, der Megareer Pasion 700 Hopliten von dem Belagerungscorps vor Milet; der Böoter Proxenos 1500 Hopliten und 500 Gymneten. Mit dieser hellenischen Macht, welcher sich 100000 Asiaten anschlossen, trat Kyros den Marsch gegen seinen Bruder an. Er marschirte über Kolossä, Kelänä, Pedion, Ikonium, Dana, Tarsos, Issos, Myriandros an den Euphrat, um diesen bei Thapsakos zu überschreiten, und endlich am linken Ufer des genannten Flusses abwärts auf Babylon oder dem König Artaxerxes entgegen zu ziehen. Nicht ohne Schwierigkeiten folgten ihm die Griechen, welchen anfangs nur ein Zug gegen die Pisidier vorgespiegelt war; unter allerlei Vorwänden und mit Versprechungen höheren Soldes wurden sie immer weiter gezogen, bis schließlich ihnen selbst das Vorwärtsgehen vortheilhafter scheinen mußte, als die Umkehr. Uebrigens vermehrte sich die Stärke des griechischen Corps dadurch, daß allmälig mehrere Zuzüge unterwegs sich mit ihm vereinigten. Bei Kolossä stieß Menon mit 1000

4) Xen. Anab. I, 2 ffg.

Hopliten und 500 Peltasten von den Soldtruppen des Aristippos
zu Kyros; bei Kelänä Klearchos mit 1000 Hopliten, 800
thrakischen Peltasten und 200 kretischen Bogenschützen, ebenda
der Syrakusier Sosis mit 300 Hopliten und noch 1000 Hopli-
5. ten des Arkaders Agias. Bei Issos setzte die verbündete
lakedämonisch-persische Flotte, welche die Südküste Kleinasiens
entlang gesegelt war, 700 Hopliten unter dem Lakedämonier
Cheirisophos an's Land, welche gleichfalls zu Kyros stießen,
um dessen Expedition mitzumachen; ebendaselbst vereinigten sich
mit ihm 400 griechische Hopliten, welche bisher im Dienste des
persischen Satrapen von Syrien und Phönicien, Abrokomas,
gewesen waren, welcher ohne die Pässe Ciliciens gegen Kyros
zu vertheidigen, eilig den Rückzug an den Euphrat antrat, um
sich dem Hauptheer des Artaxerxes anzuschließen. Bei diesem
Rückzuge verließen ihn jene griechischen Soldtruppen, um zum
Kyros überzugehen. Das gesammte Corps, wenn es keine Ver-
luste erlitten hätte, müßte nun 12100 Hopliten und 2000
Leichtbewaffnete stark an den Euphrat gelangt sein; indessen
Verluste waren allerdings vorgekommen: 100 Mann waren in
den Gebirgen Ciliciens umgekommen oder verloren gegangen,
eine Anzahl mag mit den Obersten Xenias und Pasion, welche
gekränkt durch den Umstand, daß mehr als 2000 ihrer Leute
zu Klearch übergingen und Kyros dieß ohne Weiteres geschehen
ließ, bei Myriandros ihn verließen, davon gegangen sein. Viele
einzelne blieben sicherlich krank zurück oder desertirten. Bei
6. Kunaxa zählte man noch 10400 Hopliten und 2400 Leicht-
bewaffnete, im Ganzen nach Abzug der in Cilicien verlornen
100 Mann, 1200 Mann weniger als hätten vorhanden sein
sollen. Daß von Leichtbewaffneten bei Kunaxa mehr vorhan-
den waren, als früher, erklärt sich einfach daraus, daß man
eine Anzahl von Hopliten, die ohnedies unvollkommen gerüstet
oder auch zu schwach waren, um auf einem langen Marsche

5) Xen. Anab. I, 4. 6) Xen. Anab. I, 7.

als Hopliten zu dienen, in jene erstere Klasse verwiesen hatte. Die hauptsächlichsten Führer, welche noch im Dienste waren, als die Armee den Euphrat erreichte, waren Klearchos, Sokrates, Agias, Menon, Proxenos, Cheirisophos, Sophänetos. Die asiatischen Truppen befehligte der Perser Ariäos. An Kavallerie befanden sich bei dem hellenischen Corps nicht mehr als 40 leichte thrakische Reiter, welche Klearchos aus Thrakien als eine Art Trabantengarde mit sich herübergebracht hatte.

Bei dem griechischen Söldnerkorps des Kyros war auch
unser Xenophon. Wir wissen, daß er während seiner Kriegs- 7.
gefangenschaft in Böotien in freundschaftliche Beziehungen zu Proxenos getreten war, demselben, welcher jetzt 2000 Mann in der Armee des persischen Prinzen befehligte. Proxenos, der eine sehr gute Erziehung genossen hatte, scheint von einem hinreichenden Ehrgeiz besessen, doch nicht von großer Einsicht und noch weniger von starkem Charakter gewesen zu sein. Wie unter solchen Umständen der Ehrgeiz nur zu leicht zur bloßen Eitelkeit wird, wendete er sich ohne Mühe von seinem Vaterland ab und suchte den Kyros auf, bei welchem sich ihm, wie er meinte, mühelos eine bessere Carrière darbot. Als Kyros nun seine Absichten auf ein großes Unternehmen immer ernstlicher entwickelte, welche er nicht mit klaren Worten aussprach, welche aber den ihm nahestehenden Griechen unmöglich ganz verborgen bleiben konnten, fühlte Proxenos sich trotz seiner Eitelkeit der Stellung nicht gewachsen, welche er bei diesem Unternehmen möglicherweise einnehmen mußte. Die militärischen Kenntnisse seines Freundes Xenophon hatte er schätzen gelernt, er wußte außerdem, daß dieser nach seinem ganzen Naturel wenig zum Befehlen geneigt, daher vortrefflich geeignet sei, einen Rathgeber zu machen, der zu rühmlichen Thaten den Grund legen könne, ohne die Ehre davon für sich selbst zu be-

7) Xen. Anab. III, 1.

ansprucher. Proxenos wendete sich daher an Xenophon und bat denselben, ihn auf seinem Zuge begleiten zu wollen, ohne bestimmtes Commando, aber auch ohne militärisches Verhältniß überhaupt, als Volontär, als Freund und Berather; um den hausbacknen Schüler des Sokrates desto mehr zu locken, sprach er, der kaum Dreißigjährige, zu dem Vierzigjährigen von den Aussichten, welche bei näherer Bekanntschaft des scharfsichtigen, freigebigen, griechenfreundlichen Kyros mit ihm für ihn sich eröffneten, wie in ähnlichen Fällen dergleichen Redensarten bis auf den heutigen Tag in Gebrauch sind. Wir dürfen voraussetzen, daß Xenophon auf dieselben wenig gab; dennoch war er keineswegs abgeneigt, dem Rufe zu folgen. Es kam ihm aber weniger darauf an, unter den Fahnen der Perser Lorbeeren zu sammeln, als aus den für ihn drückenden Verhältnissen zu Athen wegzukommen. Denn nachdem dieses im Jahre 404 den Lakedämoniern unterlegen und einer Regierung nach ihrem Muster unterworfen worden war, hatte schon 403 die
8. Revolution des Thrasybulos das demokratische System zurückgeführt, unter welchem am wenigsten die Mitglieder der Ritterschaft, die Stützen der dreißig Tyrannen und der lakedämonischen Oligarchie sich wohl fühlen konnten. Obgleich also Xenophon von vornherein vollständig geneigt war, dem Rufe des Proxenos zu folgen, lag es doch in seinem Charakter, die Sache, welche immerhin eine wichtige für ihn war, da er als verheiratheter Mann ein Hauswesen zurückließ, mit Anderen zu berathen. Sein Freund und Lehrer Sokrates, an welchen er sich als den Unbefangensten und ihm herzlich geneigten Mann wendete, machte ihn darauf aufmerksam, daß Kyros zu Ende des peloponnesischen Krieges aufs Entschiedenste mit Lakedämon gegen Athen gemeinschaftliche Sache gemacht habe, daß die Athener es also dem Xenophon, ihrem Landsmann möglicher Weise sehr übel nehmen könnten, wenn er dem Feinde seines

8) Xen. Hell. II, 4.

Vaterlandes sich anschließe. Da aber die Gründe des Xenophon für die Entfernung von Athen gleichfalls nicht ohne Gewicht waren, so trat hier einer der Fälle ein, wo nach der Ansicht des Sokrates das menschliche Erkennen ein Ende hat und der Beirath der Götter eingeholt werden muß. Sokrates rieth daher seinem Freunde, den delphischen Apollon zu befragen, ob er bleiben oder gehen solle. Xenophon befolgte diesen Rath, aber nur halb. Die Frömmigkeit der Philisters weiß sich immer mit ihren Wünschen und Neigungen abzufinden. Xenophon fragte also den delphischen Apollon nicht, ob er gehen oder bleiben solle, sondern, welchem Gotte er Opfer und Gelübde darbringen müsse, um seinen beabsichtigten Zweck mit dem besten Erfolg zu unternehmen, und dann glücklich wieder heim zu kommen. Darauf antwortete das verständige Orakel, seine Opfer solle er denjenigen Göttern bringen, welchen sie gebührten. Einigermaßen verlegen kehrte der Sohn des Gryllos heim und noch verlegener fragte er nun zum zweitenmale den Sokrates um seinen Rath. Dieser warf ihm allerdings sein Spiel mit der Frömmigkeit vor, sagte ihm aber schließlich doch, da sich nun die Sachen einmal so verhielten, welchen Göttern im vorliegen-Falle das Opfer gebühren möchte. Xenophon brachte dasselbe und reiste dann nach Sardes ab, wo er dann im März 401 den Kyros und Proxenos noch antraf, von letzterem dem erstern vorgestellt und von diesem so enthusiasmirt ward, daß er ohne Besinnen mitzog. Er behauptet, erst in Cilicien das eigentliche Ziel des Zuges erfahren zu haben und nun lediglich weiter mitgezogen zu sein, um bei seinen Kameraden nicht in den Verdacht der Feigheit zu kommen.

Xenophons Hervortreten.

Anfangs blieb nun Xenophon in der bescheidenen Stellung 9.
eines Freundes und zugleich einer Art Stabsmajors des Proxenos.

9) Xen. Anab. I, 8.

Indessen die Ereignisse sollten in nicht allzulanger Frist ihm die Geltung verschaffen, welche ihm unzweifelhaft gebührte. Im September oder Oktober 401 stieß das Heer des Kyros mit demjenigen des Artaxerxes bei Kunaxa, am linken Ufer des Euphrat, in der Nähe des heutigen Felujah und etwa 61 $^1/_2$ englische Meilen aufwärts von Babylon zusammen. Im Heere des Kyros hatte das griechische Corps, unterstützt von 1000 Pferden paphlagonischer Reiterei, unmittelbar an den Fluß gelehnt den rechten Flügel, während den linken die asiatischen Truppen unter Ariäos einnahmen. Die Griechen gewannen auf ihrem Flügel einen entschiedenen Sieg, aber die asiatischen Truppen des Kyros wurden ebenso entschieden geschlagen und der Prätendent selbst fiel im Kampfe. Ariäos mit seiner Mann-
10. schaft behauptete nicht einmal das Lager, sondern floh bis zu dem Nachtquartier zurück, von welchem Kyros am Morgen der Schlacht ausgezogen war. Das Lager, nur von der schwachen Besatzung der Griechen vertheidigt, welche diese hier zurückgelassen hatten, ward von den königlichen Truppen größtentheils geplündert; nur die Rücksicht auf das siegreiche griechische Corps bestimmte Artaxerxes die Plünderung einzustellen, um sich jenem gegenüber noch einmal zu formiren. Doch beim ersten Anlauf der Griechen trat er den Rückzug an; diese verfolgten ihn, bald indessen bemerkten sie, daß sie gänzlich isolirt seien und beschlossen, die Verfolgung einzustellen und in ihr Lager zurückzumarschiren. Dieses fanden sie ausgeplündert und mußten hungrig und durstig, wie sie waren, die Nacht ausharren; erst am nächsten Morgen erfuhren sie, daß Kyros gefallen sei, und
11. zwar durch Abgesandte des Ariäos, welcher ihnen zugleich anzeigen ließ, daß er diesen Tag noch auf sie warten, am folgenden aber unfehlbar den Rückmarsch nach Kleinasien antreten werde, da der Feldzug gegenwärtig kein Ziel mehr habe. Die Hellenen, welche sich und damit ihre Partei für Sieger hielten,

10) Xen. Anab. I, 10. 11) Xen. Anab. II, 1.

waren erstaunt und entrüstet über die Kunde; Klearchos, den alle stillschweigend nunmehr als ihren Obergeneral anerkannten, bemühte sich, den Ariäos durch eine Gesandtschaft, bestehend aus Menon, Cheirisophos und Prokles auf andere Gedanken zu bringen. Kaum aber war diese Deputation abgegangen, als nun Gesandte, dießmal aus dem Lager des Königs Artaxerxes und im speziellen Auftrage des Tissaphernes erschienen und von den Griechen geradezu verlangten, sie sollten die Waffen niederlegen; mit einer unbestimmten Antwort mußten sie abziehen. Bei Eintritt der Dunkelheit aber brach Klearch 12.
aus dem gegenwärtigen Lager auf und marschirte zurück nach den Quartieren des Ariäos, in deren Nähe er die seinigen bezog. Artaxerxes und seine Rathgeber erkannten daraus, daß die Griechen keineswegs willens wären, sich einschüchtern zu lassen und dachten nun auf andere Mittel, ihrer Herr zu werden, ohne daß sie doch das unsichere Spiel offenen Kampfes zu wagen hätten. Verträgliche Anerbietungen wurden ihnen gemacht; die Griechen wollten aber von einem Uebereinkommen überhaupt 13.
nichts wissen, ehe nicht auf eine ausreichende Weise für ihre Verpflegung gesorgt sei. Auch hierin gab Artaxerxes nach und ließ ihnen Quartiere anweisen, in welchen sie keinen Mangel litten. Nun erst kam es zu Verhandlungen; das Resultat derselben war: die Griechen sollten mit Wehr und Waffen vereint mit den asiatischen Truppen des Ariäos und unter dem Geleite des Tissaphernes den Rückmarsch nach Kleinasien antreten, unterwegs sich aber aller Feindseligkeiten gegen die Einwohner enthalten und Verpflegung nur dort nehmen, wo ihnen dieselbe angewiesen würde, oder sie auf den von den Persern eröffneten Märkten kaufen. Auf die Ausführung dieses Vertrages mußten indessen die Griechen in den ihnen angewiesenen Quartieren lange warten. Dagegen wurde von Seite des Artaxerxes beständig mit dem Ariäos unterhandelt, welcher sich gegen Klearch

12) Xen. Anab. II, 2. 13) Xen. Anab. II, 3.

eidlich verpflichtet hatte, auf dem Rückmarsche nach Kleinasien treulich mit ihm zusammenhalten zu wollen. Ariäos sollte
14. nun zur Trennung seiner Sache von jener der Griechen veranlaßt werden, was auch ohne Mühe gelang. Schon murrten die Truppen im griechischen Lager über die lange Zögerung, als endlich Tissaphernes erschien und der Marsch in die Heimath angetreten ward. Tissaphernes, Nachbarsatrap des
15. Prinzen Kyros, so lange dieser in Kleinasien weilte und mit diesem in offenen Feindseligkeiten um die griechischen Städte an der ionischen Küste, war, als Kyros zu dem Zuge gegen Artaxerxes bei Sardes sein Heer zusammenzog, welches ihm zu dem vorgeschützten Zwecke, Bekämpfung der Pisidier, viel zu bedeutend erschien, mit einer Reiterbedeckung zum Artaxerxes geeilt, um diesen von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Für diesen Dienst hatte jetzt nach dem Tode des Kyros Tissaphernes zu seiner eigenen Satrapie noch diejenige des Prinzen erhalten, in welche er eben heimziehen wollte. Der Marsch ward also angetreten, Tissaphernes und Ariäos mit den persischen Truppen zogen vorauf; die Griechen folgten ihnen. Der Zug ging nicht auf demselben Wege zurück, welchen Kyros gekommen war, nicht den Euphrat aufwärts, sondern tiefer in das persische Reich hinein in östlicher Richtung dem Tigris zu; die Truppen kreuzten dabei die sogenannte medische Mauer und überschritten dann den Tigris bei Sittake — südlich dem heutigen Bagdad — auf einer Schiffbrücke; von da ab folgten sie dem linken Ufer des Tigris stromaufwärts, wie ihnen gesagt ward, um durch Armenien an die Küste Kleinasiens zu gelangen. Der Vorwand für diesen beträchtlichen Umweg war, daß auf dem früheren Wege beim Zuge des Kyros alle Lebensmittel aufgezehrt seien, die Verpflegung also große Schwierigkeiten machen werde. Der wirkliche Grund aber war die Absicht des Königs, diese kleine Schaar nicht mit heiler Haut in

14) Xen. Anab. II, 4. 15) Xen. Anab. I, 2.

das Vaterland entkommen zu lassen, damit sie dorthin die Kunde von der Schwäche des Perserreiches und der Leichtigkeit trage, in dasselbe einzudringen. Tissaphernes und der im Stillen gewonnene Ariäos sollten die Gelegenheit wahrnehmen, die Griechen zu bewältigen oder sie sonstwie ins Verderben zu bringen. Der lange Weg, der überdieß den Griechen ganz unbekannt war, die weite Entfernung von der Heimath sollten den persischen Führern Gelegenheit geben, dieses Ziel desto eher zu erreichen, Uneinigkeit im Lager der Hellenen selbst zu stiften, Conflikte auf unverfängliche Weise herbeizuführen. Ob nun Tissaphernes diese Absicht vollkommen theilte, muß zweifelhaft bleiben; vielleicht hatte er immer den Hintergedanken, das griechische Corps für sich selbst zu gewinnen, es in seinem Solde zu behalten und mit seiner Hülfe seine kleinasiatische Satrapie zu erweitern.

Während des Marsches am linken Ufer des Tigris aufwärts erhielten die Griechen immer mehr Gründe zu Verdacht gegen die Perser; sie lagerten daher auch stets abgesondert von diesen, hielten sich im Marsche dicht am Ufer des Tigris, versäumten außerdem keine Sicherheitsmaßregel. Noch trauriger aber als das Benehmen der Perser war, daß deren Wühlereien auch im griechischen Lager selbst einen günstigen Boden fanden. Der habsüchtige Menon, wie es scheint auch der eitle Proxenos, gingen auf die Vorspiegelungen des Tissaphernes und des Ariäos ein; sie hatten wohl Lust, indem sie die Dienste des Corps für Tissaphernes gewönnen, sich selbst mit Beseitigung der übrigen Anführer an die Spitze desselben zu bringen. So hatte man die Einmündung des großen Zabflusses (südlich Mosul) in den Tigris erreicht, als die Spannung und der von ihr unzertrennliche unbehagliche Zustand seinen Gipfel erreichte. 16.
Klearchos hielt es für Pflicht gegen sein Heer, dem Ding ein Ende zu machen und glaubte dies durch ein offenes Aussprechen mit Tissaphernes erreichen zu können. Dabei behauptete nun

16) Xen. Anab. II, 5.

dieser, daß wie die Griechen den Persern, die Perser den Griechen mißtraueten, lehnte alle bösen Absichten der Perser entschieden ab und deutete an, daß lediglich Zwischenträgereien von beiden Seiten an dem gegenseitigen Mißtrauen die Schuld tragen möchten. Klearch kam nun dahin mit ihm überein, daß eine Kommission von persischen und griechischen Führern die Sache untersuchen und diejenigen zur Rechenschaft ziehen solle, welche sich der Zwischenträgerei und der Aufhetzerei schuldig gemacht hätten. In Ausführung dieses Uebereinkommens begab sich Klearch am andern Tage mit vier andern Obersten, Proxenos, Menon, Agias und Sokrates und mit 20 Hauptleuten, denen unter dem Scheine, den dortigen Markt zu besuchen, 200 Soldaten folgten, in's persische Lager. Die Obersten wurden bei ihrer Ankunft sofort in's Quartier des Tissaphernes eingelassen, die Hauptleute warteten draußen. Kaum bei Tessaphernes eingetreten, wurden Klearchos, Proxenos, Agias und Sokrates niedergemacht, Menon vorläufig verhaftet, zugleich fielen die persischen Trabanten über die 20 Hauptleute her, um auch sie niederzumetzeln und persische Reiter zogen durch das Lager, um die griechischen Soldaten, welche sie dort antrafen, gleichfalls niederzuhauen. Daß Menon nicht sogleich abgethan wurde, mochte darin seinen Grund haben, daß Tissaphernes ihm den Befehl über das griechische Corps anvertrauen wollte, insofern dieses sich seinen Absichten fügsam erwiese. Da aber dieser Fall nicht eintrat, mußte Tissaphernes, um sich dem Artaxerxes nicht verdächtig zu machen, auch ihn ausliefern; er wurde, vielleicht weil seine früheren Verheißungen sich nicht erfüllt hatten, dann durch lange Martern zu Tode gebracht.

Die Nachricht von dem Vorfalle, welchen zuerst der dem Blutbade entronnene aber schwer verwundete Arkader Nikarchos in's griechische Lager brachte, verbreitete hier die größte Bestürzung, aber nicht mindere Entrüstung. Alles griff zu den Waffen. Bald darauf erschienen, vom Tissaphernes gesendet, Ariäos und zwei andere persische Große, um die Griechen

zur Niederlegung der Waffen aufzufordern. Mit Abscheu wurden sie empfangen und ihr Ansinnen abgewiesen.

Dem blutigen Tage folgte eine unruhige Nacht, Soldaten 17. und Führer des griechischen Corps waren in einer stillen Verzweiflung, umsonst versuchte man in Betrachtung der Lage zu schlafen. Im Schrecken und in der Verzweiflung wurden selbst die gewöhnlichen Sicherheitsmaßregeln versäumt.

Auch Xenophon wälzte sich unruhig auf seinem Lager; endlich verfiel er in einen kurzen Schlaf; da träumte er, daß ein Blitz unter heftigem Donner in sein Vaterhaus schlage und es in helle Flammen setze. Der königliche Zeus hatte den Traum gesendet; was sollte er bedeuten? Daß wie aus dem rings brennenden Haus so aus der gegenwärtigen Lage ein Ausweg nicht möglich sei? Oder daß der Horizont, wie von dem Blitze des Zeus, für die ihrer Führer beraubten Griechen, für Xenophon selbst sich erhelle? Darüber nachsinnend kam Xenophon zu dem Schlusse, man dürfe sich nicht thatlos dem Verderben unterwerfen, man müsse wenigstens versuchen, ihm zu entgehen, und er selbst fühlte die Kraft in sich, den entmuthigten Truppen neuen Muth einzuflößen und ihnen aus ihrer jetzigen Lage einen rühmlichen Weg zu zeigen, und glaubte, als Athener es keinem andern überlassen zu dürfen, sich ein solches Verdienst um ganz Griechenland zu erwerben. Von diesen Gedanken bewegt stand er auf, rief die Hauptleute von der Abtheilung des Proxenos zusammen, stellte ihnen vor, daß etwas geschehen müsse, vorerst um sich gegen mögliche und wahrscheinliche Angriffe der Perser ohne Säumen in Verfassung zu setzen; er schilderte ihnen die Lichtseiten der gegenwärtigen Lage, wenn man diese nur auszubeuten Muth habe und Kraft zeige; bisher habe der Vertrag mit den Persern alle Schritte der Griechen gefesselt, mit Ingrimm hätten sie die gute Verpflegung der Perser, deren Reichthum und Wohlleben von

17) Xen. Anab. III, 1.

ferne ansehen müssen, während sie selbst darbten. Nach der ruchlosen That des Tissaphernes und seiner Genossen binde sie kein Vertrag mehr und als offene Feinde könnten sie Alles nehmen, dessen sie, um gleichfalls wohl zu leben, bedürften. Die Perser aber seien nach der Blutthat, die den Zorn der Götter auf die Vertragsbrüchigen herabrufe, noch weniger zu fürchten als schon vorher. Jetzt komme es darauf an, welche von den griechischen Abtheilungen zuerst diese Auffassung der Dinge annehme und ihr gemäß handle; die Hauptleute des Proxenos sollten sich von keinen andern zuvorkommen lassen. Proxenos sei todt; es gelte daher vorerst, an seiner Stelle einen andern Führer zu wählen. Xenophon bot sich selbst für diese Stelle an, gelobte aber dem Würdigen, den sie etwa wählen würden, unbedingt zu folgen.

Nur einer der Hauptleute, von dem sich indessen erwies, daß er gar kein Grieche, sondern ein Lydier sei, fand die Ansichten des Xenophon utopisch; alle andern aber traten ihnen bei und jagten den Lydier davon. Nun wurden auch die Obersten der übrigen Abtheilungen, soweit sie noch lebten und die
18. sämmtlichen Hauptleute zu einer Versammlung berufen; bei den Abtheilungen, deren Obersten ermordet waren, vertrat der Oberstlieutenant (der älteste Hauptmann) die Stelle des Obersten. Bei der Abtheilung des Proxenos war dies Hieronymos von Elis, welcher nun die etwa aus 100 Personen bestehende Versammlung eröffnete, doch nur um Xenophon, dem bis jetzt durch seine Stellung nicht berechtigten, das Wort zum Vortrage seines Rathes zuzuschieben. Xenophon sprach darauf: „Nach den euch hinlänglich bekannten Vorfällen von gestern müssen wir, meiner Meinung nach, Alles aufbieten, daß wir unsern Feinden nicht in die Hände fallen, vielmehr sie in unsere Gewalt bringen. Auf euch, ihr Führer aber, sehen die Soldaten; euer Muth, wie euere Muthlosigkeit wird sich ihnen mittheilen. Nun

18) Xen. Anab. III, 2.

gilt es, daß ihr eurer höheren Stellung und aller mit ihr verknüpften Vorzüge euch würdig zeigt. Eure erste Sorge muß es unbedingt sein, die Stellen der Obersten und Hauptleute neu zu besetzen, welche die Perser ermordet haben; dann erst könnt ihr vor die Soldaten treten und ihnen Muth einsprechen; dann aber dürft ihr auch nicht länger damit säumen. Haben wir aber Alle den nöthigen Muth, so haben wir auch Grund, nicht blos auf Rettung, sondern auf Ruhm zu hoffen, denn er ist es, der Muth, und das Gottvertrauen ist es, welche den Sieg geben, nicht die Ueberzahl."

Sofort äußerte sich beistimmend der Lakedämonier Cheirisophos, Niemand erhob einen Einspruch und die Hauptleute der ihrer Obersten beraubten Abtheilungen schritten ohne Säumen zu neuen Wahlen. An die Stelle des Klearchos kam der Dardanier Timasion, des Sokrates der Achäer Xanthikles, des Agias der Orchomenier Kleanor, wohl dessen bisheriger Lieutenant, an die Stelle des Menon der Achäer Philesios und an die des Proxenos Xenophon; von früheren Obersten waren noch vorhanden Cheirisophos, Sophänet und Sosis.

Die Führerversammlung war etwa um Mitternacht zusammenberufen worden, die Oberstenwahl gegen Anbruch des Tages vollendet. Nun wurde ein gehöriger Sicherheitsdienst angeordnet und darauf wurden die sämmtlichen verfügbaren Soldaten in der Mitte des Lagers zu einer Heergemeinde berufen. Cheirisophos und Kleanor eröffneten sie mit kurzen die Lage schildernden und die Truppen ermunternden Anreden. Darauf erhielt Xenophon das Wort, welcher geschmückt mit seiner besten Rüstung auftrat und sprach:

„Soldaten! Kleanor hat euch eben noch einmal den Meineid und die Treulosigkeit der Perser in's Gedächtniß gerufen. Sie, könnte uns überhaupt der Gedanke daran noch kommen, neue Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, müßten denselben weit hinwegscheuchen. Betrachten wir sie also einfach als unsere Feinde, wie sie es sind, und behandeln sie so und dann wahr-

lich wird uns mit Hülfe der Götter die Rettung nicht ausbleiben."

Hier niesete einer der Soldaten; die übrigen begrüßten dies jubelnd als ein bestätigendes Zeichen der Gottheit. Xenophon aber, den Moment ergreifend, rief:

„Soldaten! Zeus der Erretter hat eben uns selbst ein Zeichen gegeben; geloben wir ihm hiemit Dankopfer für den Fall, daß er uns wirklich wohlbehalten in die Heimath führt!"

Und alle hoben die Hände auf, sprachen das Gelübde und stimmten den Päan an. Als dieser beendet war, fuhr der unterbrochene Redner fort:

„Die Rettung, sagte ich euch, wird nicht ausbleiben; wir haben den vollsten Grund, sie zu hoffen. Denn erstens hielten wir getreulich den den Persern beschwornen Vertrag; sie aber brachen ihn schändlich; sie haben den Beistand der Götter verwirkt, wir nicht. Seid ihr ferner nicht die Enkel der Sieger von Marathon und Platää und sind jene nicht die Nachkommen derselben Barbaren, welche dort von einem kleinen griechischen Häuflein in solcher Unzahl geschlachtet wurden, daß noch bis auf den heutigen Tag die Athener jährlich 500 Ziegen opfern müssen, um das Gelübde, welches sie bei Marathon der Artemis thaten, zu erfüllen, sie wollten für jeden erlegten Perser ihr eine Ziege darbringen? Ueberall noch stehen als Denkmäler jener großen Zeit die Siegeszeichen auf unserem heimischen Boden; aber ihr schönstes Denkmal ist die Freiheit unserer Städte und Gemeinden; ist, daß wir nicht hündisch vor Menschen kriechen, sondern nur in Demuth vor den Göttern uns beugen. Und ihr selbst, habt ihr nicht erst vor wenigen Wochen bei Kunaxa bewiesen, daß ihr eurer Voreltern würdig, daß ihr nicht ausgeartet seid? Und doch fochtet ihr da nur für einen fremden Prinzen, während es jetzt euere eigene Freiheit, euer eigenes Leben gilt! Und doch wußtet ihr damals noch nicht, was ihr jetzt aus Erfahrung wißt, daß 10 Griechen es mit 1000 Persern aufnehmen! Besorgniß mag es manchem von euch erwecken,

daß die Perser eine starke Reiterei haben, während wir von einer solchen gar nichts besitzen, seit die 40 Thraker des Klearchos nach der Schlacht von Kunaxa zu Artaxerxes übergegangen sind. 19.
Indessen 10000 Reiter sind sicherlich auch nichts weiter als 10000 Menschen; ein Pferd hat noch keinen todt gebissen oder todt geschlagen; Alles, was im Gefecht geschieht, das richten die Männer aus. Der Infantrist bewegt sich ohne Zweifel viel sicherer als der Reiter, welcher auf seinem Pferde hängend, sich nicht blos vor seinem Feinde, sondern auch vor dem Herunterfallen zu hüten hat. Der Infantrist steht fest auf dem Boden, schlägt folglich viel nachdrücklicher drein und trifft viel sicherer, was er will. Nur einen Vortheil hat der Reiter, er kann sicherer fliehen als der Infantrist. Wo es also zum Schlagen kommt, dort können wir getrost sein. Freilich wird uns nun Tissaphernes auch nicht mehr den Weg weisen und wir werden nicht mehr aus königlichen Magazinen Lebensmittel erhalten, aber an der Wegweiserschaft des verrätherischen Persers ist wenig verloren; wir fahren wohl besser dabei, wenn wir unsere Wegweiser uns selber einfangen, sie an einem guten Stricke festhalten und ihnen begreiflich machen, daß es ihnen an den Kragen geht, falls sie sich beifallen ließen, uns falsch zu führen. Die Verpflegung aus den königlichen Magazinen ferner war meines Erachtens karg genug und außerdem mußten wir sie meistens mit schwerem Gelde bezahlen; von nun an werden wir nehmen, was wir finden und so viel uns beliebt und ohne dafür zu zahlen. Es ist wahr, daß zwischen uns und Kleinasien mancher Strom fließt, der in seinem untern Laufe ohne Brücke nicht wohl zu überschreiten ist, daß die Perser auf dem Rückmarsch uns über den Tigris gelockt haben, um auch diesen noch zwischen uns und unser Ziel zu bringen. Doch wie breit ein Fluß auch in den Niederungen sei, wir brauchen nur gegen seine Quellen hinaufzuziehen, um über ihn hinwegzukom-

19) Xen. Anab. II, 2.

men, ohne uns selbst nur die Kniee naß zu machen. Wären aber wirklich diese Ströme für uns unpassirbar, so möchten erst recht die Perser sich in ihren Hoffnungen getäuscht sehen und selbst in die Grube fallen, welche sie meinten, uns gegraben zu haben. Wer sollte uns hindern, mitten in einem der blühendsten Striche des Perserreiches eine feste Stadt zu gründen oder uns einer solchen zu bemächtigen und von dort aus einen beständigen Krieg gegen das umliegende Land zu führen, der uns alles einbrächte, dessen wir bedürfen? Kann der große König nicht einmal die Mysier, Pisidier, Lykaonier, die es gerade so machen, aus seinem Gebiete vertreiben, wie dann uns, die wir doch ein wenig mehr vom Kriege verstehen und gewiß nicht weniger tapfer sind als jene? Man müßte und würde uns noch bitten, doch nur gefälligst heimzuziehen und uns Alles, dessen wir zu dem Ende bedürfen, mit Vergnügen und in Menge geben. Doch freilich glaube ich, setzten wir uns einmal dergestalt fest, wenn auch anfangs nur in der Absicht, dadurch die Perser zu unserem bequemen Heimgeleit zu bestimmen, am Ende würden wir dann der Heimkehr bei näherer Bekanntschaft mit den schönen und üppigen Perserinnen und Mederinnen bald gar nicht mehr gedenken. Doch heimkehren ins Vaterland müssen wir; ich will daher auch von diesem Mittel, uns die bequeme Heimkehr mit Sicherheit zu erzwingen, dessen ich eben erwähnte, gar nicht mehr reden. Wir wollen jetzt zu unsern Landsleuten zurück; wir wollen ihnen sagen, daß es ihre Schuld ist, wenn sie in Hellas und im Peloponnes in Dürftigkeit ein armes Dasein fristen, daß es nur von ihnen abhängt, auf einmal reiche Leute zu werden. Denn all der Reichthum dieser üppigen Lande, den wir rings um uns erblicken, gehört demjenigen, der ihre gegenwärtigen Besitzer bewältigt, und die Griechen brauchen nur in Massen hier zu erscheinen, um die unbestrittenen Herren zu sein. Denken wir also für jetzt nur daran, wie wir unseren Marsch nach Kleinasien auf das Sicherste ordnen und uns für einen etwaigen Zusammenstoß mit dem

Feinde auf's Zweckmäßigste einrichten. Mein Vorschlag geht in dieser Beziehung dahin, all unsere Bagagewagen, unsere Zelte und alles Geräthe, welches nicht unumgänglich nothwendig ist, zu verbrennen; damit eine geringe Mannschaft zum Geleit und der Deckung des Gepäckes genüge und ein möglichst großer Theil derselben stets schlagfertig sei, bereit zu siegen. Dem Sieger gehört die Habe des Besiegten und dieser führt für jenen immer das Gepäck mit sich. Noch eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit muß ich zur Sprache bringen. Der Feind hat unsere Obersten gemordet, um, wie er meinte, bei uns die Disziplin zu untergraben. Damit er sich nun gründlich in dieser Hoffnung täusche, müssen die gegenwärtigen Obersten noch strenger als früher die Mannszucht aufrecht erhalten, die Soldaten müssen sie aber dabei unterstützen, sie müssen selbst die Disziplin unter sich handhaben: dann wird der verwunderte Feind statt des einen Klearch, den er uns erschlagen, zehntausend Klearche sich gegenübersehen. Doch die Zeit drängt; es gilt zu handeln. Gefallen euch meine Vorschläge, so nehmt sie an; ist jemand da, der etwas Besseres weiß, Offizier oder Soldat, so spreche er."

Cheirisophos schlug vor, zunächst die Vorschläge des Xenophon anzunehmen; Verbesserungen und Zusätze würden sich nachher finden. Alles war einstimmig. Xenophon bemerkte nun noch Einiges in Hinsicht auf den nächsten Marsch: dieser müßte unzweifelhaft dahin gerichtet werden, wo man Lebensmittel fände; eine halbe Meile weiter nördlich lägen blühende Dörfer; sie wären das nächste natürliche Ziel. Unzweifelhaft würde der Feind den Marsch dahin beunruhigen. Es würde daher das rathsamste sein, in einem hohlen Viereck zu marschiren, den Troß, welchen man nicht zurücklassen könnte, wohlgedeckt in der Mitte. Zugleich schlug er vor, dem Cheirisophos als einem Sohne des in Griechenland gegenwärtig herrschenden Lakedämons den Oberbefehl zu übertragen.

20. Alle diese Vorschläge wurden einstimmig angenommen; die Soldaten vertheilten sich nun in's Lager, verbrannten Wagen, Zelte und sonst überflüssige Geräthe und vertheilten die zurückbehaltenen und die zu ihrer Fortschaffung erforderlichen Packpferde auf die einzelnen Abtheilungen und Compagnieen. Während sie mit diesen Vorbereitungen zum Marsche beschäftigt waren, kam abermals ein Agent des Tissaphernes, Mithridates, mit 300 Reitern, in's Lager und suchte theils Unfrieden zu stiften, theils sich zu unterrichten. Er erreichte nichts weiter, als daß ein arkadischer Hauptmann mit 20 Mann, nachdem der Marsch schon angetreten war, in der folgenden Nacht zu den Persern überlief.

Der Marsch und der Uebergang über den großen Zab (Zabatos) ward unmittelbar nach der Mahlzeit begonnen.

Die Zehntausend.

21. Nachdem wir nun unseren Helden auf die Bühne und in eine offizielle Stellung eingeführt haben, wird es passend sein, einen Blick auf die Zusammensetzung des Heeres zu werfen, von dessen Unternehmungen er fortan die Seele war, wenn auch nicht sein Obergeneral. Das griechische Corps zählte in Allem noch ungefähr 10000 Mann und unter dem Namen des Rückzuges der Zehntausend ist sein Marsch nach Kleinasien weltberühmt. Die ganze Zusammensetzung und das Wesen dieses Corps hat die auffallendste Aehnlichkeit mit demjenigen der deutschen Landsknechte zu Anfang des 16. Jahrhunderts n. Christo. Geworben im Auftrage des Kyros als Kriegsherrn war es von einzelnen Männern, welche den Ruf erfahrner Führer oder in bestimmten Gegenden Einfluß hatten; mit diesen hatte Kyros direct contrahirt. Jeder dieser Männer trat als Oberster

---

20) Xen. Anab. III, 3. 21) Vgl. Rüstow und Köchly, Geschichte des griechischen Kriegswesens, p. 99 ffg. p. 103 ffg. p. 128 ffg.

(Strategos) an die Spitze derjenigen Abtheilung, welche durch seine Bemühungen zusammengebracht worden war und welche nun sein Regiment bildete. Er warb aber nicht direct, vielmehr ließ er dieses Geschäft durch alte Kriegskameraden, die in kleineren Kreisen bekannt waren, einen räumlich beschränkteren, aber hier intensiveren Einfluß hatten als er, auch wohl dem niederen Volke in Sitten und Vermögen näher standen, betreiben. Diese alten Kriegskameraden brachten nun ein jeder 50, 80 oder 100 Mann zusammen und traten ein jeder an die Spitze seiner kleineren Abtheilung, welche Lochos oder Compagnie genannt ward, wenn sie von Hopliten gebildet war, Taxis, wenn sie aus Leichtbewaffneten bestand, als Hauptmann (Lochagos oder Taxiarchos). So wenig die Compagnieen von gleicher Zahlstärke waren, ebenso wenig waren es die Regimenter, wie sich dies schon aus unserer früheren Erzählung ergiebt. Jeder Hauptmann suchte selbstverständlich so gute und tüchtig gerüstete Mannschaft aufzubringen als möglich; er sah daher auch darauf, nicht ganz vermögenslose Leute zu werben, da möglicherweise der versprochene Sold längere Zeit ausbleiben konnte und der Mann trotzdem leben mußte, da andererseits von einem Manne ohne alles Vermögen keine ordentliche Rüstung zu erwarten war. Daß aber mitunter ein räudiges Schaf mit unterlief, namentlich bei den Leichtbewaffneten, versteht sich von selbst. Jeder Hauptmann wählte sich, sobald seine Compagnie beisammen war, einen Stellvertreter (Leutnant, Hypolochagos oder Unterhauptmann genannt); als Unteroffiziere kann man die Rottführer oder Leute des ersten Gliedes betrachten. Jeder Oberst wählte sich, sobald das Regiment zusammen war, aus der Zahl der erfahrensten Hauptleute gleichfalls einen Leutnant (Oberstleutnant, Hypostrategos genannt). Während des Feldzuges erlitt diese Organisation selbstverständlich mehrfache Aenderungen. So sahen wir, daß die Truppen des Xenias und Pasion schaarenweise zum Klearchos überliefen, dessen Regiment sich beträchtlich verstärkte. Als die fünf Obersten von

den Persern ermordet waren, konnten sie nicht auf die ursprüngliche Weise ersetzt werden. Da traten die sämmtlichen Hauptleute des betreffenden Obersten zusammen, wie es ganz naturgemäß war, — denn mit ihnen hatte dieser seinen Vertrag abgeschlossen, — um sich einen neuen Mann ihres Vertrauens zu wählen. Späterhin stellte sich aus taktischen Rücksichten auch noch das Bedürfniß heraus, die Stärke der Lochen an Mannschaft auszugleichen. Nach dem gleichen Prinzip, wie die Hauptleute eines Regiments im obenerwähnten Falle sich ihren Obersten, mußten im gleichen die Soldaten sich ihren Hauptmann wählen. Obersten und Hauptleute aber, sobald einmal bestellt, bestimmten sich nach eigenem Entschlusse ihre Leutnants; diese wurden nicht gewählt. Ganz wie bei den Landsknechten übertrugen sich die Gewohnheiten des bürgerlichen, politischen Lebens auch hier auf das Heer, wie sich dies sehr deutlich aus den obenerzählten Ereignissen ergibt. Die Obersten bilden die Exekutivbehörde, ein Regierungskollegium; die Versammlung der Hauptleute steht ihnen als ein Senat zur Seite, endlich in wichtigen Fragen tritt die Heergemeinde zur Anhörung bereits vorbereiteter Beschlüsse und zur Abstimmung über sie zusammen, an welcher alle Soldaten theilnehmen. Das ganze Corps bestand aus Infanterie; diese aber theilte sich in zwei Hauptklassen: Hopliten oder schwere und Psilen oder leichte Infanterie. Die letzteren zerfielen wieder je nach ihrer Bewaffnung in mehrere Unterabtheilungen: Bogner, Peltasten und Gymneten. Für die Ausrüstung und die Taktik des Corps galt als Norm die lakedämonische Ordonnanz. Dieß darf nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß jetzt Lakedämon herrschend in Griechenland dastand, daß Kyros eben mit diesem griechischen Staate in den innigsten Beziehungen war, daß Lakedämon die festesten Normen für militärische Verhältnisse hatte und daß die einflußreichsten Führer des Corps entweder Lakonier oder Freunde lakedämonischer Sitten und Einrichtungen waren. Allerdings ließ die lakedämonische Ordonnanz sich we-

sentlich nur auf die Hopliten unbeirrt übertragen, da die Lakedämonier von ihren eignen Leuten nur Hopliten in's Feld zu führen pflegten; doch hatten einsichtige spartiatische Führer, wie z. B. Brasidas, während des poloponnesischen Krieges den Nutzen der leichten Infanterie sehr wohl schätzen gelernt und auf ihre Organisation ohne Zweifel übertragen, was sich von der lakonischen Ordonnanz auf sie übertragen ließ. Die *Hopliten* waren hienach wie folgt ausgerüstet; sie hatten purpurrothe Röcke, Helme und Beinschienen von Erz; erzene Kürasse oder lederne Koller, welche möglicherweise unter dem Rocke getragen wurden, führten mindestens die Offiziere und Unteroffiziere, welche das erste Glied in der Aufstellung bildeten; die Hauptschutzwaffe war aber der fast mannslange aus Rindshäuten gefertigte mit Erz beschlagene Schild; Trutzwaffen waren der kurze 8 bis 10 Fuß lange dorische Spieß und das kurze Schwert. — Zwischen den Leichtbewaffneten im engeren Sinne und den Hopliten bilden die *Peltasten* eine Art Mittelklasse. Sie sind eine thrakische Nationalwaffe, führen einen leichten Schild, der sie bei keiner Bewegung behindert und vom linken Arme allein gehalten werden kann, während der schwere Schild der Hopliten an einem Gehenk über die rechte Schulter getragen und mittelst einer an der Innenseite angebrachten Handhabe vom linken Arme oder der linken Hand geführt ward, — daneben eine leichte Sturmhaube, ein handliches, aber langes Schwert und eine Anzahl von Wurfspießen, worunter einen längern, der auch als Stoßwaffe gebraucht werden kann. Vermöge dieser Ausrüstung sind die Peltasten ebensowohl in Linie, wie als Schützen zu verwenden. Xenophon nennt bisweilen alle Leichtbewaffneten ohne Unterschied Peltasten; die eigentlichen Leichtbewaffneten in dem griechischen Corps des Kyros waren weder mit Beinschienen, noch Sturmhauben, noch Schilden versehen und lediglich für den Fernkampf bestimmt; sie bestanden theils aus kretischen Bogenschützen, theils aus Wurfspieß- oder Speerschützen (Akontisten). — Die rothen Röcke konnten als Unter-

scheidungszeichen die Leichtbewaffneten ebensowohl annehmen als die Hopliten. — Die taktische Normalformation der letzteren zum Gefechte war nach lakedämonischem Muster die einfache Linie (Phalanx) mit 8 Gliedern Tiefe oder in Rotten von 8 Mann; daß man sich zu Paraden, um eine längere Front zu erhalten, auf nur 4 Glieder Tiefe setzte, ist eine leicht begreifliche Ausnahme von der Regel. Die Leichtbewaffneten formirten sich zum Kampfe in eine Schützenkette; die Peltasten, je nachdem sie geschlossen angreifen oder mit der Fernwaffe kämpfen sollten, entweder wie die Hopliten oder wie die Leichtbewaffneten. Auf dem Marsche bildeten die Hopliten eine Kolonne, in welcher die einzelnen Compagnieen (Lochen) auf einander folgten, jede für sich mit 8 Mann Tiefe; also bei einer Stärke von 100 Mann mit 12 Mann Front oder mit geringerer Front und größerer Tiefe, wie die Breite des Weges es erforderte; ebenso ordneten sich auf dem Marsche, so wie zu allen vorbereitenden Bewegungen auf dem Schlachtfelde die Leichtbewaffneten, diese nur, wie es scheint, mit geringerer Tiefe als die Hopliten, wahrscheinlich der halben, also in Rotten von 4 Mann. — Der gewöhnliche Sold, welchen griechische geworbene Truppen in persischem Dienste erhielten und wofür sie sich selbst auszurüsten und zu verpflegen hatten, betrug einen Kyzikener (28 attische Drachmen) oder einen Golddareiken (Darie d'or, 20 bis 24 attische Drachmen oder etwa 20 Francs) monatlich. Einen Dareiken hatte auch Kyros, als er seinen Zug von Sardes aus antrat, den Soldaten versprochen; als sie später in Tarsos schwierig wurden und nicht weiter wollten, versprach er noch einen halben Dareiken monatlich zuzulegen, und endlich zu Thapsakos am Euphrat versprach er noch einem jeden Manne eine Gratifikation (Donativ) von 5 Minen Silber (500 Drachmen oder ungefähr ebensoviel Francs), sobald sie nach Babylon kommen würden. Das Heer erhielt indessen selbst den Sold nur zu Beginn des Zuges, bald hörte jede Zahlung auf. Die Hauptleute erhielten in der Regel doppelt, die Obersten viermal so viel Sold als die Soldaten.

Nach diesen Bemerkungen über die Konstitution des griechischen Corps können wir nun den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Marsch der Zehntausend von dem Zabatos bis an die Grenze der Karduchen.

Die Griechen überschritten den Zabatos und setzten nordwärts desselben ihren Marsch den Tigris aufwärts fort; formirt dabei, wie es Xenophon vorgeschlagen hat, in ein hohles Viereck (Pläsion), welches die Hopliten bildeten, in dessen Innerm der Troß mit dem Gepäcke und auch die Leichtbewaffneten sich befanden, sofern sie nicht außerhalb gebraucht wurden. Auf der Front des Vierecks kommandirte Cheirisophos, den Rücken Xenophon und Timasion als die beiden jüngsten Obersten, auf den Flanken die übrigen. Sie waren noch nicht weit vorgerückt, als hinter ihnen wiederum Mithridates mit 200 Reitern und 400 Bogenschützen und Schleuderern zu Fuß erschien, sie bald einholte und nun ein Schießgefecht begann; Xenophon ließ von den kretischen Bogenschützen und den Gymneten mit Wurfspießen, die er an der Queue des Viereckes bei sich hatte, das Schießen erwiedern, aber ohne Erfolg, da die persischen Bogner und Schleuderer weiter trafen und die griechischen ohne Schutzwaffen, wie sie waren, sich alsobald in das Viereck zurückzogen; Xenophon glaubte indessen die Belästigung des Corps nicht ungestraft zulassen zu dürfen und fiel daher mit seinen Hopliten und Peltasten aus. Der Feind machte nun kehrt und floh; leichtgerüstet, zum Theil beritten, wie er war, konnte er von den Griechen nicht eingeholt werden, die persische Reiterei (gleichfalls Bogner) schoß selbst noch im Rückzug. Sobald aber Xenophon sich wieder an das Viereck anschloß, kehrten die Perser von Neuem um. Dasselbe Spiel 22.

22) Xen. Anab. III, 3.

wiederholte sich mehreremale. Der Marsch wurde dadurch verzögert, die Leute wurden ermüdet; das Viereck legte den ganzen Tag nicht mehr als etwa 6000 Schritt zurück und erreichte erst am Abend die Dörfer, in denen Nachtquartier gehalten werden sollte. Cheirisophos und die andern älteren Obersten waren ungehalten über Xenophon, dem sie die Schuld an diesen nachtheiligen Verhältnissen beimaßen, weil er ohne allen Nutzen, aber nicht ohne Gefahr, mit der schwerbewaffneten Mannschaft ausgefallen sei. Xenophon gab ihnen nicht Unrecht, sagte aber, er habe nicht wohl anders handeln können, als er gethan. Man müsse sich die Sache zur Lehre nehmen, und damit Aehnliches nicht wieder vorkommen könne, schlug er vor, die Schützen des Corps besser zu organisiren und außerdem eine kleine Reiterabtheilung zu errichten. Demgemäß wurde noch in der gleichen Nacht aus den vorhandenen Rhodiern ein Corps von Schleuderern, welche bisher ganz fehlten, 200 Mann stark organisirt, welche, indem sie sich statt der sonst gewöhnlichen Steine, der Bleikugeln bedienten, doppelt so weit trafen als die Perser. Die Schleuderer wurden von einem Theil der gewöhnlichen Tagesdienste befreit; alles Blei, dessen man habhaft werden konnte, trieb man zusammen. In der gleichen Nacht wurde auch eine Reiterabtheilung von 50 Mann unter dem Athener Lykios gebildet, indem man diese Leute mit den überflüßigen Pferden der Obersten und den besten von den Packpferden, die hier durch Ochsen ersetzt wurden, beritten machte und sie mit Lederkollern und Kürassen versah. Auch für bessere Uebung
23. der vorhandenen kretischen Bogenschützen ward in den nächsten Tagen Sorge getragen. Um diese Neuorganisation zu vollenden oder so weit als möglich zu bringen, machte man in den erreichten Dörfern einen Ruhetag. Am folgenden ward dann sehr frühe aufgebrochen, weil man ein Defilé zu passiren hatte und der Durchzug durch dieses einerseits lange aufhielt,

23) Xen. Anab. III, 4.

andererseits während desselben die Griechen in schlechter Verfassung zum Schlagen sein mußten. Der Durchzug durch das Defilé war vollendet, die Griechen schon 2000 Schritt über dasselbe hinaus und das Viereck völlig hergestellt, als von Neuem Mithridates, gesendet vom Tissaphernes, mit 1000 Reitern und 4000 Bogenschützen und Schleuderern im Rücken erschien. Xenophon gab sofort den Abtheilungen der Leichtbewaffneten und der Hopliten, welche ausfallen, der Reiterei, welche den Ausfall unterstützen sollte, die nöthigen Befehle und diesmal erging es den Persern, welche gegen das Defilé zurückwichen und sich schließlich in ihm stopften, sehr übel. Die griechischen Schleuderer und Bogenschützen trafen weit genug und die Reiterei, obgleich improvisirt, bewies, daß sie, richtig angewendet, nicht ganz so zu verachten sei, als es Xenophon in seiner Ermuthigungsrede jüngst behauptet hatte; sie machte 18 Gefangene. Die Griechen machten hienach zwei Märsche über Larissa und Mespila (Mosul) unbehelligt von den Persern; erst während des dritten Marsches zeigte der Feind sich wieder, dießmal mit gesammter Macht in dicken Massen unter des Tissaphernes eigner Führung. Einen ernsten Angriff wagte aber Tissaphernes nicht, es blieb lediglich bei einem Schießgefecht, in welchem die Griechen, vermöge ihrer neuen Organisation, — denn auch ihre Bogenschützen waren jetzt zweckmäßig geübt — die Oberhand behielten. Am nächsten Tage machten sie wiederum einen Ruhetag. Als sie darauf den Marsch fortsetzten, folgte ihnen Tissaphernes, der sich immer in ihrer Nähe gehalten, auf dem Fuße, er nahm besonders die Augenblicke wahr, wo die Griechen ein Defilé passirten, die Front ihres Vierecks sich zusammenziehn, die Flanken und endlich die Queue ihr folgen mußten, wobei es dann an Verwirrung und an Gedränge, ebenso wie beim Wiederaufmarsche jenseits nicht fehlte, um sie durch seine Schützen zu belästigen. Um den hieraus hervorgehenden Uebelständen vorzubeugen, beschlossen die griechischen Obersten, von nun ab in einem länglichen Viereck zu marschiren. Die

Masse der Hopliten sollte jetzt die Flanken bilden; zur Bildung der Front und der Queue aber formirte man je 3 Compagnieen Hopliten, jede von 100 Mann (bis jetzt waren, wie wir sahen, die Compagnieen von ziemlich verschiedener Stärke); jede dieser Compagnieen ward in zwei Pentekostyen und vier Enomotien getheilt. Die Front einer Compagnie betrug bei der Aufstellung in 8 Gliedern 12 Mann, einer Pentekostys also 6, einer Enomotie 3 Mann. Die Compagnieen wurden nun geübt, sich aus der Aufstellung mit 12 Mann Front rasch in Colonne mit hintereinandergeschobenen Pentekostyen oder hintereinandergeschobenen Enomotien zu setzen; so daß die drei Compagnieen der Front oder Queue zusammen eine kleinste Front von 9 Mann und eine größte von 36 Mann und mehrere Fronten mittlerer Länge dazwischen annehmen konnten. Die der Queue hatten den Auftrag, den Abzug des Vierecks durch ein Defilé gegen den nachdringenden Feind zu schützen, die der Front ebenso den Aufmarsch jenseits gegen feindliche Abtheilungen, die sich etwa vorwärts zeigten. Mochten nun die Flanken des Vierecks, aus der Hauptmasse der Hopliten bestehend, bei dem Abzug sich entweder näher zusammenziehen oder beim Wiederaufmarsch sich weiter auseinanderziehen als sie eigentlich sollten, die 6 Elitecompagnieen der Front und Queue konnten stets mit Bequemlichkeit, je nachdem sie sich in Linie formirten oder in Colonne setzten, die Lücke zwischen den Flanken dicht geschlossen halten. Diese Einrichtung bewährte sich, die Griechen machten ohne Unfall vier Märsche in dem länglichen Viereck. Auf dem
23. nächstfolgenden Marsche hatten sie eine Anzahl von Hügelketten, die ihren Weg kreuzten und von einer Bergreihe gegen den Tigris hinabliefen, zu überschreiten. Der erste Hügel war rechts von dem Wege von persischer Reiterei besetzt. Die Griechen setzten unbekümmert darum ihren Weg fort; als sie aber den ersten Hügel hinabstiegen, trabten die persischen berittenen Bogner, vom Stocke angetrieben, auf der Höhe des Hügels vor und beschossen von oben herab die Griechen und verwundeten

ihnen viele Leute, dann trabten sie dem zweiten Hügel zu, um auch hier wieder zunächst die rechte Flanke der Griechen zu gewinnen, dann aber von Neuem von oben herab sie zu beschießen, wenn sie den zweiten Hügel hinabstiegen; da nun die Verluste der Griechen bedeutend waren, so machte das Viereck auf der Höhe eines dritten Hügels halt und entsendete auf dessen Kamm die Peltasten der rechten Flanke, um die persischen Reiter an neuer Wiederholung desselben Spiels zu verhindern; erst als die Peltasten die persischen Reiter hier wirklich zurückgetrieben hatten, stieg das Viereck den dritten Hügel hinab und setzte nun auch über die folgenden ruhig seinen Weg fort, während die Peltasten der rechten Flanke längs der Lehne der Bergreihe fortzogen, von der die Hügelketten ausgingen, um stets zu gleichem Dienst in Verfassung zu sein und stets über den persischen Reitern zu bleiben. Im nächsten Nachtquartier, wo sie viele Lebensmittel vorfanden, rasteten die Griechen drei Tage, theils um sich mit jenen zu versehen, theils um ihre Verwundeten zu besorgen, die sie 8 Wundärzten aus ihrer Mitte zur Behandlung übergaben. Am vierten Tage setzten sie ihren Marsch fort, wiederum vom Tissaphernes verfolgt. Sie waren jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß, welche Marschordnung auch befolgt werden möchte, es unter allen Umständen zweckmäßiger sei, sobald die Perser in der Nähe sich zeigten, halt zu machen und Stellung zu nehmen, um zuerst den Angriff des Feindes abzuweisen. Daß sie damit zu viele Zeit verlören, war nicht gerade zu befürchten; denn aus Besorgniß vor einem nächtlichen Ueberfall nahm Tissaphernes sein Nachtlager nie näher als 1½ Meilen von den Griechen; sie konnten daher am Morgen stets eine Strecke marschiren, ehe er sie wieder einholte und am Nachmittag noch eine Strecke, nachdem er sich aus ihrer Nähe zurückgezogen hatte. So thaten sie also an diesem Tage, und Tissaphernes wagte einen ernstlichen Angriff nicht. An den zwei nächsten Tagen bekamen sie gar keinen Feind zu sehen. Am dritten dagegen fanden sie eine Anhöhe, die gerade auf

ihrem Wege lag, von einem detachirten Corps des Feindes besetzt, welches ihnen einen Marsch abgewonnen hatte, während zu gleicher Zeit die Hauptmacht des Tissaphernes in ihrem Rükken sich zeigte. Cheirisophos, der die Front führte, also das detaschirte persische Corps zunächst vor sich hatte, ließ dem Xenophon sagen, er möge sogleich zu ihm kommen und auch die Peltasten vom Rücken des Viereckes mitbringen. Dieser aber begab sich nur für seine Person zum Cheirisophos, da er angesichts der Annäherung von Tissaphernes Hauptmacht den Rücken nicht der leichten Truppen berauben mochte. Bei Cheirisophos angekommen, bemerkte er, daß seitwärts der von den detachirten Persern besetzten Anhöhe eine andere liege, welche diese dominirte. Nach kurzer Abrede mit Cheirisophos stellte er sich an die Spitze der Peltasten von der Front und theilweise von den Flanken und der drei Elitencompagnieen der Front, welche ihm Cheirisophos mitgab; erreichte seine Leute anfeuernd wirklich die dominirende Höhe eher als die Perser, welche seine Absicht bemerkend ihm zuvorkommen wollten, und veranlaßte dadurch das detachirte persische Corps, seine Stellung zu räumen, so daß die Griechen ihren Weg ungehindert fortsetzen konnten. Als bei der Ersteigung der Höhe Xenophon die Mannschaft zur Eile antrieb, hatte ihm der Sikyonier Soteridas, welcher in einer der Elitecompagnieen stand, geantwortet, das gehe so rasch nicht; Xenophon sei zu Pferd und habe gut reden, er aber, Soteridas, und die übrigen Hopliten seien zu Fuß und hätten außerdem ihren schweren Schild zu schleppen. Augenblicklich saß Xenophon ab, nahm dem Soteridas seinen Schild und hielt, obgleich in seiner schweren Reiterrüstung, dennoch Schritt mit den übrigen Hopliten, die er überdieß auch jetzt noch zu größerer Eile anfeuerte. Dies Beispiel wirkte mehr als alles Reden. Die übrigen Soldaten außerdem schämten sich in die Seele des Soteridas hinein und stießen und zankten ihn so lange aus, bis er gern wieder seinen Schild nahm.

Die Griechen nahmen nach glücklicher Beseitigung des Hindernisses, welches ihnen so große Schwierigkeiten schien bereiten zu wollen, ihr Nachtquartier in einem reichen Dorfe in dem Tigristhale. Indessen war ihre Lage keineswegs eine beneidenswerthe, links hatten sie den Fluß, der nicht zu durchfuhrten war, rechts und vor sich hohe Berge, außerdem zeigten sich auf allen Seiten persische Truppen und zündeten die benachbarten Dörfer an, aus denen die Griechen ihrer Rechnung nach sich weiter hatten verproviantiren wollen. Xenophon ermuthigte die Soldaten damit, daß er ihnen sagte, die Perser betrachteten offenbar dieses Gebiet schon als den Griechen gehörig, denn ihre eigenen Dörfer würden sie doch nicht in Brand stecken. Indessen war die Lage ernst genug, um die Obersten zu einer eingehenden Berathschlagung, was ferner zu thun sei, zu veranlassen. Ein Rhodier schlug vor, aus den Häuten von Schaafen, Ziegen und Ochsen Schläuche zu verfertigen und aus diesen eine Brücke über den Tigris zu schlagen. Indessen der Uebergang über den Fluß ward nicht für rathsam befunden, da jenseits ein starkes persisches Corps schon bereit stand, um jeden Versuch dieser Art zu vereiteln. Die Griechen bogen am nächsten Tage zur großen Verwunderung der Perser vom Flusse ab landeinwärts, um ihr Nachtquartier in einigen dort gelegenen Dörfern zu nehmen, welche noch unausgeplündert waren. Hier ward nun nach neuer Berathung und nach Befragung der Gefangenen über Wege und Oertlichkeiten beschlossen, auch ferner am linken Tigrisufer aufwärts und zwar zunächst durch das Land der unabhängigen Völkerschaft der Karduchen zu ziehen. Von diesem kriegerischen Gebirgsvolk hatte man möglicherweise nichts zu befürchten, da es selbst mit den Persern in Feindschaft lebte. Doch vertrauten die griechischen Obersten nicht allzusehr hierauf und trafen ihre Anstalten derart, durch ihren Einfall in deren Land die Karduchen vollständig zu überraschen

(Margin: 24.)

24) Xen. Anab. III, 5.

und soviel Terrain als möglich ohne Kampf gewinnen zu können. Demnach erhielten die Soldaten Befehl, nach der Abendmahlzeit zu packen und sich zum Abmarsch während der Nacht bereit zu halten.

Zug durch die karduchischen Gebirge.

25. Zwei Stunden vor Tagesanbruch brachen die Griechen auf, jetzt nicht mehr im Viereck, einer Formation, die sich auf den Gebirgswegen durchaus nicht anwenden ließ, überschritten einen kleinen Gebirgsfluß, welcher die Südgrenze des Karduchenlandes bildete und hatten bei Tagesanbruch mit der von Cheirisophos geführten Avantgarde den Kamm der ersten Bergkette erstiegen, von welcher sie nun in die nächsten bebauten Thäler und Mulden hinabstiegen. Die karduchische Bevölkerung der dortigen Dörfer verließ mit Weib und Kind ihre Wohnsitze und flüchtete auf die weiter nördlich gelegenen Höhen, von wo die Männer noch in der Dunkelheit des Abends einen Angriff auf den Nachtrab der Griechen, welcher jetzt erst die Quartiere erreichte, unternahmen. Alle Versuche der Griechen, mit den Karduchen in freundschaftliche Beziehungen zu treten, blieben jetzt, wie auch später, vergeblich. Die Griechen sahen auf den nächsten Höhen eine Menge Feuer brennen, welche wenigstens zum Theil sicher den Zweck hatten, die wehrhafte Mannschaft aus dem innern Lande zum Streite herbeizurufen. Am nächsten Morgen versammelten sich die Obersten der Griechen zur Berathung. Der vorige Marschtag hatte ihnen die ganze Schwierigkeit dieser Gegenden gezeigt, welche wenigstens nicht unnütz erhöht werden durfte. Sie kamen überein, daß der Troß, welcher durch Beute und Gefangene seit dem früheren Reductionswerk am Zab wieder bedeutend angeschwollen war, vermindert werden müsse, und gaben Befehl, auf dem weitern Marsche von den Packthieren

25) Xen. Anab. IV, 1.

nur die nothwendigsten und stärksten mitzunehmen, auch alle Gefangenen zurückzulassen, welche erst neuerdings gemacht waren. Beim Abmarsche nach dem Frühstücke ließen die Obersten die Truppen bei sich vorbeidefiliren, um sich zu überzeugen, ob ihrem Befehle nachgekommen sei. Dies war im Allgemeinen geschehen; nur hie und da hatte ein Soldat einen schönen Knaben oder ein schönes Mädchen zurückbehalten, von denen er sich nicht trennen mochte und die dann auch mit durchschlüpften. Unter wiederholten Gefechten mit karduchischen Abtheilungen, welche namentlich an schwierigern Stellen sich zeigten, ward der Marsch fortgesetzt. Ebenso ging es am nächsten Tage, an welchem außerdem ein kalter und heftiger Regen eintrat. Von ihrer Lokalkenntniß und dem durchschnittenen Terrain begünstigt, tauchten die Karduchen oft plötzlich in der nächsten Nähe der Griechen auf und behagelten sie mit Pfeilen, ohne daß die Griechen ihnen etwas anhaben konnten. Daß sie es dennoch versuchten, verzögerte nur ihren Marsch. Insbesondere ward der von Xenophon geführte Nachtrab sehr behelligt. Wenn Xenophon dann halt machte, that es auf sein Verlangen in der Regel auch Cheirisophos mit dem Vortrab. Zuletzt aber war dies nicht mehr der Fall. Cheirisophos bemerkte, wie vor ihm auf dem Wege eine beträchtliche Höhe sich erhob und dachte diese, getäuscht über ihre Entfernung, welche nicht bedeutend erschien, noch an diesem Tage und bevor der Feind sie besetzen könne, zu erreichen. Er eilte daher vorwärts, was auch die Mannschaft des Nachtrabs veranlaßte, rasch zu folgen. Die nachdrängenden Karduchen machten sich dies zu Nutze und Xenophon hatte ansehnlichen Verlust. Dennoch erreichte Cheirisophos seinen Zweck nicht; er hatte sein Nachtquartier diesseits der Höhe und ohne sie besetzen zu können, nehmen müssen. Er theilte seine Sorgen Xenophon mit, als dieser im Nachtquartier eintraf. Xenophon hatte während der Gefechte dieses Tages zwei Gefangene gemacht, welche nun sofort herbeigeholt und über die Beschaffenheit des vorliegenden Terrains unter Drohungen und

Versprechungen befragt wurden. Der eine von ihnen wollte durchaus keine Mittheilungen machen. Er ward niedergestoßen. Darauf ließ sich der andere zu Mittheilungen herbei: er kenne einen Weg, auf dem auch Lastthiere fortkämen; auf weiteres Befragen, ob dieser Weg an irgend einer Stelle besondere Schwierigkeiten biete, erklärte er weiter, allerdings befinde sich an ihm eine Höhe, die man nothwendig im Voraus besetzen müsse, um passiren zu können. Dazu wurden nun ohne Säumen Anstalten gemacht: den versammelten Hauptleuten sämmtlicher Compagnieen der Hopliten und Leichtbewaffneten ward eröffnet, wie die Dinge ständen, darauf gefragt, wer freiwillig mit seiner Compagnie sogleich aufbrechen wolle, um die wichtige Höhe zu besetzen. Es fehlte nicht an Freiwilligen. Dem-
26. gemäß brachen am späten Nachmittag 2000 Mann, die Hopliten unter den arkadischen Hauptleuten Aristonymos und Agasias, die Leichtbewaffneten unter dem bewährten Taxiarchen Aristeas von Chios, geführt von dem karduchischen Wegweiser, den sie am Stricke mit sich nahmen, bei strömendem Regen auf, um möglichst gedeckt jenen für Packthiere passirbaren Weg zu gewinnen und die Höhe zu besetzen. Um aber die Aufmerksamkeit der Karduchen, welche auf dem schwierigeren directen Wege die Höhe grad gegenüber den Griechen besetzt hielten, von dieser Umgehung noch gründlicher abzulenken, unternahm auf sie Xenophon mit dem Nachtrab zu gleicher Zeit einen Angriff. Dieser führte allerdings zu keinem Resultat, die Karduchen wälzten große Steine an den Abhängen der Schlucht hinab, in welcher Xenophon vordrang. Indessen war auch ein wirklicher Erfolg hier nicht beabsichtigt, und sobald es völlig dunkel geworden war, zog sich Xenophon in's Nachtquartier zurück. Viele seiner Leute hatten den ganzen Tag noch nichts genossen, da er zu seinem Scheinangriffe bereits schritt, als eben die letzte Mannschaft des Nachtrabes erst in's Nacht-

---

26) Xen. Anab. IV, 2.

quartier einrückte. Die Karduchen an der Schlucht wälzten, obgleich in Front nicht mehr bedroht, fortwährend Steine in jene hinab, was die Griechen in ihrem Quartier deutlich vernehmen konnten.

Unterdessen hatte das Detachement unter Aristonymos, Agasias und Aristeas den Seitenweg gewonnen, überfiel und überwältigte ein Detachement der Karduchen, welches an diesem Tage die rechte Flanke des Corps auf dem directen Wege decken sollte und blieb an diesem Platze stehen. Bei Anbruch des nächsten Tages rückte es unter Hörnerschall in die rechte Flanke des obenerwähnten Corps vor, zu gleicher Zeit ward dasselbe von Cheirisophos mit dem Gros der Griechen am directen Wege angegriffen, während Xenophon mit dem Nachtrab und dem Trosse denselben Weg einschlug, welchen am vorigen Nachmittag Aristonymos genommen hatte. Die Streitbaren des Nachtrabs waren in zwei Hälften getheilt, von denen die eine dem Trosse voraufzog, die andere ihm folgte.

Von zwei Seiten, von Cheirisophos und Aristonymos zugleich angegriffen, räumte das karduchische Corps am directen Wege seinen Posten und stob in verschiedenen Abtheilungen und verschiedenen Richtungen auseinander. Auf eine dieser Abtheilungen stieß Xenophon an dem Seitenwege, auf welchem er mit Arriergarde und Troß vordrang. Diese Abtheilung besetzte eine Höhe, Xenophon ließ sie von der in Compagniecolonnen formirten vordern Hälfte der Arriergarde erfolgreich angreifen und öffnete sich den Weg. Aber nahe vor sich sah er schon wieder eine Höhe, welche von Karduchen besetzt war. Er beschloß, auch sie anzugreifen, ließ aber zugleich die erstgenommene von zwei Compagnieen besetzt, um den Uebergang des Trosses, der einen langen Zug bildete, gegen etwaige neue Anfälle der sich wieder sammelnden Karduchen zu schützen. Er griff nun auch die zweite Höhe an und nahm sie. Dann gelangte er an eine dritte, gleichfalls besetzte, dieselbe, wo am vorigen Abend Aristonymos den karduchischen Posten überfallen hatte. Die

Karduchen räumten diese ohne allen Widerstand, aber all die einzelnen karduchischen Abtheilungen zogen sich auf nur ihnen bekannten Gebirgspfaden zu einem Angriff auf den Troß zusammen. Xenophon erstieg die dritte Höhe nur mit den jüngsten Jahresclassen der vorderen Hälfte der Arriergarde, den Rest ließ er langsam folgen, um die auf der ersten Höhe zurückgelassenen zwei Compagnieen aufzunehmen. Die zwei Compagnieen auf der ersten Höhe hatten noch einen heftigen Angriff der Karduchen auszuhalten, bei welchem sie ihre beiden Hauptleute und eine Anzahl anderer Mannschaft verloren. Doch zog im übrigen gedeckt durch Xenophons Aufstellung auf der dritten Höhe die Mannschaft der älteren Jahresclassen der vordern Hälfte, dann der Troß und die hintere Hälfte der Arriergarde ziemlich glücklich über den Grat der dritten Höhe hinweg, um von dort in ein angebautes Thal hinabzusteigen, wo Nachtquartier genommen werden sollte. Unterdessen hatten sich auf einem der dritten Höhe benachbarten Hügel neue karduchische Schwärme gesammelt, denen sich allmälig die sämmtlichen in dieser Gegend zerstreuten Abtheilungen anschlossen. Xenophon, der im Begriffe war, seine Stellung zu verlassen, um gleichfalls in's Nachtquartier einzurücken, aber sah, daß ihm dabei die Karduchen, wenn er abzöge, großen Schaden zufügen könnten, knüpfte Unterhandlungen über eine Waffenruhe mit ihnen an. Sie versprachen diese zu halten, auch die Todten der Griechen auszuliefern, unter der Bedingung, welche Xenophon einging, daß die Dörfer im Thale nicht in Brand gesteckt würden. Als aber nun Xenophon abzog, nahmen alsbald die Karduchen die von ihm verlassene Stellung ein und wälzten ihm von der Höhe ab Steine nach. Indessen kam er ohne Verlust in's Nachtquartier und vereinigte sich hier mit dem Rest des Nachtrabs und dem Troß, deren Marsch den Seitenweg entlang er gedeckt hatte, sowie mit dem schon früher eingetroffenen Cheirisophos, der das Detaschement des Aristonymos auf den Höhen an sich gezogen hatte und mit dem Gros auf dem nur für Infanterie

passirbaren directen Wege marschirt war. — Die Quartiere, welche die Griechen einnahmen, waren sehr gut und boten Ueberfluß an Lebensmitteln und Wein, auch lieferten in Folge neuer Unterhandlungen die Karduchen den Griechen ihre Todten aus, wogegen diese den Mann zurückgeben mußten, der ihnen den Saumweg gezeigt hatte. Die Todten wurden bestattet und am nächsten Tage der Marsch unter beständigen Gefechten in einer Colonne fortgesetzt. Bald griffen die Karduchen den Cheirisophos an, indem sie eine im Weg liegende Höhe besetzten; dann rückte Xenophon schnell mit einem Theil der Arriergarde vor und gewann eine höhere Stellung, als sie die Karduchen einnahmen; bald wendeten sich diese gegen die Arriergarde, dann kehrte Cheirisophos mit einem Theil der Avantgarde um, um in derselben Weise Xenophon loszueisen. In diesen Gefechten leisteten die kretischen Bogenschützen unter Stratokles gegen die gleichfalls mit Bogen bewaffneten Karduchen die wesentlichsten Dienste. Die Griechen erreichten nun die Thalebene des Flusses Kentrites (Bucktan Tschai), welcher die nördliche 27.
Grenze des Karduchenlandes gegen Armenien hin bildet; sie bezogen etwa 1500 Schritt südlich des Flusses gute Quartiere. Ihr ganzer Marsch durch die karduchischen Gebirge hatte 7 Tage gedauert, sie hatten dabei mehr Verluste erlitten, als Artaxerxes und Tissaphernes im Ganzen ihnen zugefügt, und unerhörte Strapatzen ausgestanden. Die Ruhe that ihnen im höchsten Maaße wohl, aber auch noth.

Marsch über den Kentrites bis zum östlichen Euphrat (Murad).

Am nächsten Tage wollten die Griechen ihren Marsch dennoch fortsetzen; kaum aufgebrochen bemerkten sie, daß das nördliche Ufer des Kentrites stark mit feindlichen Truppen besetzt

27) Xen. Anab. IV, 3.

sei. Die Perser hatten, an die südliche Grenze des Karduchenlandes gelangt, die Verfolgung der Griechen aufgegeben und
28. waren hier an's rechte Ufer des Tigris gegangen. Von da trat Tissaphernes den Marsch in seine kleinasiatische Satrapie auf dem kürzesten Wege westwärts an; Orontas aber, der Satrap des östlichen Armeniens, welcher bisher mit ihm gezogen war, eilte am rechten Ufer des Tigris aufwärts, ging nördlich des Kentrites wieder an's linke Ufer über, berief weitere Satrapen und Truppen aus Ostarmenien zusammen und stand nun
29. nördlich des Kentrites, den Griechen hier den Weg zu verlegen. Reiterei stand unmittelbar nördlich vom Flusse, hinter ihr auf den 150 Schritt vom Fluß entlegenen Höhen armenisches, mygdonisches und chaldäisches Fußvolk, letzteres mit Flechtschilden und Spießen. Die Griechen bemerkten einen einzigen Weg an dem Fluß; ihm folgend dachten sie den Kentrites durchfuhrten zu können; aber das Wasser war zu tief, die Versuche mußten aufgegeben werden und das Corps bezog am Südufer des Flusses ein Lager, in einiger Verlegenheit, die sich noch mehrte, als man bemerkte, das rückwärts in der Gegend, die man eben verlassen hatte, sich beträchtliche Haufen von Karduchen zusammenzogen. In der unruhigen Nacht, die diesem Tage folgte, träumte Xenophon, er sei gefesselt, die Fesseln sprängen aber von selbst und er ginge nun frei davon. In der Morgendämmerung ging er zu Cheirisophos, diesem den Traum zu erzählen, welcher alle Obersten ermuthigte. Die Opfer, welche man den Göttern brachte, verhießen gleichfalls den glücklichsten Erfolg. Es ward nun befohlen, zu frühstücken. Xenophon war eben bei dieser angenehmen Beschäftigung, als zwei junge Soldaten die noch angenehmere Kunde brachten, daß sie durch einen glücklichen Zufall 1000 Schritt aufwärts des gegenwärtigen Lagers eine Furth endeckt hätten, in welcher das Wasser nicht bis zum Nabel reiche. Xenophon brachte ein Dankopfer, die

28) Xen. Anab. III, 5. 29) Xen. Anab. IV, 3.

Obersten wurden versammelt, die erforderlichen Maßregeln verabredet; die Soldaten wurden zu den Waffen gerufen, der Marsch den Fluß aufwärts angetreten, Cheirisophos mit der einen Hälfte der Truppen eröffnete den Zug, ihm folgte der Troß, dann Xenophon mit der andern Hälfte der Truppen; der Feind am jenseitigen Ufer folgte dieser Bewegung, indem er sich vom Tigris entfernte. Cheirisophos, an der Furth angekommen, ordnete hier seine Truppen, in deren Centrum er sich selbst aufstellte, in einer Linie in Compagniecolonnen, bekränzte sich nach lakonischer Sitte zum Gefecht und ließ noch einmal opfern. Die feindlichen Bogner schossen während dessen von drüben, doch ohne zu treffen, obgleich der Fluß nur zweihundert Fuß breit war. Die Opfer waren wiederum glücklich und Cheirisophos befahl den Uebergang zu beginnen, welcher auch gut von Statten ging, nicht ohne daß Xenophon wesentlich dazu beigetragen hätte. Als er nämlich sah, daß dem Cheirisophos der Fluß keine Schwierigkeit bereite, nahm er die behendesten Leute der Arriergarde und eilte mit ihnen am linken Ufer des Kentrites abwärts bis gegenüber dem Punkt, wo am rechten Ufer desselben die große Straße längs dem Tigris nordwärts führte. Die Reiter des Orontes, da sie sich gerade gegenüber den Cheirisophos glücklich vorrücken sahen, fürchteten, daß auch Xenophon weiter unterhalb noch einen Uebergang finden und dann sie von dem Wege längs des Tigris abschneiden werde. Sie begannen also diesem Wege zuzufliehen; die Peltasten und die Reiter des Cheirisophos setzten ihnen, sobald sie den Kentrites überschritten hatten, in derselben Richtung nach; mit den Hopliten aber schickte sich Cheirisophos an, die grade vor ihm liegenden Höhen anzugreifen, welche noch von dem feindlichen Fußvolk besetzt waren. Dieses indessen von seiner Reiterei verlassen, wartete den Angriff nicht ab, sondern riß gleichfalls aus.

Der Abtheilung des Cheirisophos folgten nun die Frauenzimmer, welche während des Ueberganges jener in den Schlacht-

gesang (Päan) und den Kriegsruf der Soldaten jubelnd mit eingestimmt hatten, und der ganze andere Troß über den Fluß. Aber schon rückten auch die Karduchen von den südlichen Höhen herab, um die Griechen im Rücken anzugreifen. Xenophon, der bemerkte, daß am rechten Kentritesufer Alles gut stand, eilte am linken wieder aufwärts zur Furth und ließ die Arriergarde in Compagniecolonnen gegen die Karduchen aufmarschiren, und dann die Colonnen deployiren, so daß er nun in der Phalanx stand. Cheirisophos, der keinen Feind mehr gegen sich hatte, stellte dem Xenophon die Leichtbewaffneten zur Verfügung. Xenophon befahl diesen, vorerst am rechten Ufer zu bleiben und erst, sobald er den Rückzug antrete, in seinen beiden Flanken zu seiner Aufnahme über den Fluß vorzurücken. Als die Karduchen auf Schußweite herangekommen waren und ihre Schüsse schon die Schilde der Griechen erreichten, rückte Xenophon mit den Hopliten des Nachtrabs, einer verhältnißmäßig geringen Schaar, da er Viele hatte abgeben müssen, um beim Uebergang des Troßes behülflich zu sein, ihnen im Laufe entgegen. Die Karduchen nahmen den Angriff nicht an, sondern flohen; nun gab Xenophon das Signal, kehrt zu machen und führte die Hopliten über den Fluß an's rechte Ufer, während von dort zugleich die Leichtbewaffneten in seinen beiden Flanken auf das linke übergingen. Dies war allerdings nöthig. Denn sobald die Karduchen den Rückzug Xenophons bemerkten, kehrten Abtheilungen von ihnen gegen den Fluß zurück. Es kam hier noch zu einem kurzen Gefecht, worauf die griechischen Leichtbewaffneten nun auch an das rechte Ufer zurückkamen. Um Mittag war der
30. ganze Uebergang beendet; es ward noch an diesem Tage ein weiter Marsch gemacht. Im Nachtquartier fand man Lebensmittel im Ueberfluß und Lykios mit der Reiterei brachte von seiner Verfolgung reiche Beute heim. Fünf Märsche, auf denen

30) Xen. Anab. IV, 4, vgl. Grote, Vol. IX p. 158 ffg. Koch, Zug der Zehntausend p. 82 ffg.

sie nichts von einem Feinde sahen, brachten nun die Griechen an den Fluß Teleboas (wahrscheinlich den Megradek, einen unbedeutenden linken Zufluß des Murad). Hier suchte sie der Satrap des westlichen Armeniens, Teribazos, auf, um mit ihnen wegen friedlichen Durchzugs durch sein Gebiet zu unterhandeln. Man kam überein, und im Geleit des Teribazos, der ihnen in geringem Abstande folgte, machten die Griechen im Kerkurgebirge drei weitere Märsche nordwärts. Am dritten dieser Tage fiel ein tiefer Schnee, und um den Truppen bessere Unterkunft zu verschaffen, vertheilten sie die Obersten in kleineren Abtheilungen in die umliegenden Dörfer und Weiler. Während sie aber hier am nächsten Tage ruhten, erhielten sie die Nachricht, daß in der Umgegend sich höchst verdächtige Bewegungen zeigten und man auf einen Angriff des Teribazos gefaßt sein müsse. Die Truppen wurden daher sofort in ein Biwak zusammengezogen. Doch der Schneefall hörte den Tag und die folgende Nacht nicht auf; die Soldaten, an diese Kälte nicht gewöhnt, waren am nächsten Morgen äußerst niedergeschlagen. Xenophon ging mit gutem Beispiel voran, begann Holz zu spalten und Feuer zu machen, andere folgten ihm nach; man rieb sich die Glieder mit Fett ein und allmälig ermuthigte sich Alles wieder. Doch hielt man es für rathsam, wieder die alten Kantonnirungen zu beziehen. Zugleich wurde eine Abtheilung zum Rekognosciren ausgeschickt, welche am nächsten Morgen einen Gefangenen einbrachte. Von diesem erfuhr man, daß Teribazos mit seiner Streitmacht die nächsten nördlichen Höhen besetzt halte, welche die Griechen bei Fortsetzung ihres Marsches durchaus passiren müßten; nicht unwahrscheinlicher Weise dort, wo heute das Fort Kalarabsch, auf dem Wege vom Megradekflusse nach Melisgirt liegt. Sie brachen, während sie in den Kantonnirungen eine Besatzung zurückließen, sofort dahin auf und vertrieben die Truppen des Teribazos, ohne daß es auch nur zum ernsten Kampfe gekommen wäre; dann kehrten sie in die alten Quartiere zurück, brachen aber am nächsten Tage aus diesen

31. wieder auf, lagerten die Nacht auf der Höhe, von der sie den Teribazos vertrieben hatten und machten von da aus drei Märsche in der Ebene des Murad, diesen Fluß am linken Ufer aufwärts, welchen sie nun — etwa in der Gegend von Jundschali — überschritten.

Marsch vom Euphrat bis nach Gymnias (Gümisch Kaneh).

Nach dem Uebergang über den Murad wendeten sie sich westwärts; vier äußerst beschwerliche Märsche brachten sie endlich in eine angebaute Gegend, etwa um das heutige Chnis. Ein heftiger Nordwind, den nur zeitweise die ihm dargebrachten Opfer begütigten, verschärfte die an und für sich harte Kälte, der Schnee lag an einzelnen Stellen klaftertief, Lastthiere, Sclaven, Soldaten blieben erfroren am Wege liegen. Namentlich mühselig war der vierte Marsch. Xenophon, welcher auch hier die Nachhut führte, that sein Möglichstes, um die Liegengebliebenen fortzubringen; er ließ ihnen Speise geben, die sie heißhungrig verschlangen, ermunterte sie zu laufen, da dieses das beste Mittel sei, sich gegen die Kälte zu schützen, drohte ihnen, sie würden dem Feinde in die Hände fallen, wenn sie zurückblieben. Und in der That war die Gegend umher lebendig geworden und einzelne Haufen der dortigen Völkerschaften zügelten den Griechen nach, um mühelos Beute zu machen. Xenophon vergrößerte die Gefahr, so sehr er vermochte und brachte so einen großen Theil der Nachzügler bis zu einer warmen Quelle, wo er sie mit dem Versprechen zurückließ, sie am nächsten Morgen abholen zu lassen. Er selbst mit dem noch kräftigen Theile des Nachzuges marschirte weiter, traf aber auch hier überall am Wege die Soldaten in einzelnen Abtheilungen lagernd; nur Cheirisophos mit der äußersten Avantgarde

31) Xen. Anab. IV, 5.

hatte glücklich den nächsten Ort zu erreichen vermocht. Nun lagerte auch Xenophon, wo er gerade stand und richtete sich so gut möglich ein. Am nächsten Morgen ließ er die Kranken von der Quelle abholen, zugleich kam Kunde von Cheirisophos. Alles brach jetzt zu diesem auf und Xenophon erreichte das Quartier desselben nach einem Marsche von 5000 Schritten. Die Truppen wurden in die umliegenden Ortschaften einquartirt, welche meist in unterirdischen Hütten bestanden. Xenophon fand in dem ihm zugewiesenen Dorfe 20 junge Pferde, die zum Tribut für den König von Persien bestimmt waren. Er richtete sich bei dem Gemeindspräsidenten ein, den er durch Freundlichkeit gewann, aber trotzdem scharf bewachen ließ. Am nächsten Tage begab er sich mit diesem Manne zum Cheirisophos und überzeugte sich unterwegs, daß alle Soldaten in den Quartieren, durch welche er kam, gut verpflegt, wohlauf und mit ihren Wirthen im besten Vernehmen seien. Der Gemeindspräsident sagte auf Befragen aus, daß das nächste Land, welches die Griechen zu durchziehen hätten, den Chalyben gehöre und beschrieb den Weg dahin. Acht Tage blieben nun die Griechen in diesen guten Quartieren, um dann ihren Marsch nordwärts gegen das Bingölgebirge fortzusetzen.

Xenophon übergab seinen Gemeindspräsidenten dem Cheiri- 32.
sophos als Wegweiser, einen jungen Sohn desselben behielt er als Geisel für sich selbst zurück und vertraute ihn der Bewachung eines seiner Hauptleute, des Episthenes von Amphipolis, an. Auf dem dritten Marsche mißhandelte Cheirisophos seinen Wegweiser, weil dieser ihn nicht, wie er wünschte, zu Dörfern führte und sich damit entschuldigte, daß es deren hier nicht gebe. Trotz dieser Mißhandlung nicht strenger bewacht, lief der Führer mit Zurücklassung seines Sohnes davon. Xenophon war äußerst böse auf den Cheirisophos, nicht deßhalb gerade, daß er den Wegweiser geschlagen, aber darum, daß er ihn dann nicht

32) Xen. Anab. IV, 6.

besser in Acht genommen. Indessen mußte man ohne Wegweiser weiter marschiren und erreichte nach sieben Märschen den Phasis (den westlichen oder nördlichen Euphrat in der Gegend von Erzerum). Zwei weitere Märsche am rechten Euphratufer auf dem Wege nach Baiburt brachten die Griechen in die Nähe einer Höhenkette, wahrscheinlich eines südlichen Ausläufers des Giaur-Dagh, welche von feindlichen Völkerschaften, Chalyben, Taochen und Phasianen, besetzt war. 7000 Schritte diesseits der Höhe machte Cheirisophos Halt, um die Truppen aus der Marschordnung zum Gefecht aufmarschiren zu lassen; darauf versammelte er die Obersten zur Berathung, ob man heut oder morgen und wie man am besten überhaupt den Feind bekämpfen solle. Während Kleanor für sofortigen Angriff nach dem Frühstücke war, sprach sich Xenophon folgendermaßen aus: „Ist es überhaupt nöthig, daß wir fechten, um unsern Zweck zu erreichen? Der Höhenzug dehnt sich 1½ Meilen in die Länge aus, aber nur gerade gegenüber von uns sehen wir feindliche Truppen, sonst nirgend. Diese können wir also umgehen; wir können damit bis zur Nacht warten, wo der Feind uns nicht sieht; wir werden unsern Zweck um so sicherer erreichen, wenn wir durch einen Scheinangriff in Front den Feind auf die Idee bringen, wir wollten wirklich hier durchbrechen. Uns durchzustehlen, das ist keineswegs unmöglich und dir, Cheirisophos, brauche ich es wohl nicht erst weitläufig zu empfehlen; erhaltet ihr Junker von Lakedämon ja doch förmlichen Unterricht im Stehlen und Hiebe bekommt nur der ungeschickte Schüler dafür. Jetzt also kannst du deinen alten Lehrern Ehre machen; Hiebe werden wir auch hier nur bekommen, wenn wir uns ertappen lassen." „Soviel ich weiß," schmunzelte Cheirisophos, „versteht ihr Herren von Athen es auch nicht übel, trotz aller Gefahr dabei, die Staatskassen zu bestehlen und man sagt sogar, daß eure größten Kassendiebe eben eure größten Staatsmänner sind. Du kannst also hier auch zeigen, was du gelernt hast, mein lieber Politikus."

Xenophon, nicht unempfänglich für diesen etwas lakedämonisch groben Appel an seine Geschicklichkeit, erbot sich nach der Mahlzeit, mit der Arriergarde sofort den Berg besetzen zu wollen; er hatte auf dem Marsche mehrere Gefangene gemacht, deren er sich dabei als Wegweiser zu bedienen gedachte. Da aber Cheirisophos meinte, wenn die Sache, wie es schien, keine besondere Schwierigkeit habe, würde es besser sein, daß Xenophon bei der Arriergarde bliebe, so wurde die Umgehung dem Hoplitenhauptmann Aristonymos und den Gymnetenhauptleuten Aristeas und Nikomachos übertragen. Während diese mit ihren Leuten ausruhten, machte mit dem Reste der Truppen Cheirisophos eine Demonstration gegen den Feind, indem er 2500 Schritt weiter vorrückte. Erst in der Dunkelheit brach dann Aristonymos mit den Seinen auf und gewann glücklich den Kamm der Höhenkette in der Flanke des Feindes; dort lagerte er die Nacht hindurch. Der Feind hatte ihn bemerkt, begnügte sich aber, während der Nacht viele Feuer zu unterhalten. Am nächsten Morgen schritt Aristonymos, den Kamm der Höhen entlang, zum Angriff auf die Flanke des Feindes, der ihm ein Detachement entgegenstellte, während er mit seinem Gros dem Cheirisophos gegenüber stehen blieb, der, die Peltasten im ersten, die Hopliten im zweiten Treffen, gleichzeitig zum directen Angriff schritt. Der Sieg des Aristonymos über das ihm entgegengeschobene Detaschement bestimmte die ganze feindliche Macht zur Flucht. Der Weg war geöffnet und die Griechen marschirten, nachdem sie auf der Höhe Dankopfer gebracht, in die jenseitige Ebene hinab, wo sie in wohlhabenden Ortschaften gute Quartiere fanden.

Von da rückten sie in das Land der Taochen ein; aller- 33.
dings konnten sie hier fünf Märsche machen, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen; dagegen stand es sehr übel mit der Verpflegung, denn die Taochen zogen sich in feste

33) Xen. Anab. IV, 7.

Bergeplätze auf fast unzugänglichen Höhen zurück und brachten dort auch ihr Vieh und all ihre sonstige bewegliche Habe unter. Es riß Mangel ein und als Cheirisophos wiederum auf einen solchen Platz stieß, der außerdem, wie es scheint, zugleich einen Paß sperrte, beschloß er, denselben anzugreifen. Der Platz lag auf einer Anhöhe, welche mit steilem Abhange zu dem Wege niederfiel, auf welchem die Griechen sich ihm nähern konnten; allerdings standen auf 100 Fuß zunächst dem Eingange viele Fichten, welche die Griechen bei ihrer Annäherung gegen den Feind oben deckten, aber 50 Fuß mußte man völlig ungedeckt längs dem Abhange machen, um bis zu diesen Fichten zu gelangen. Cheirisophos, ohne die Ankunft der Arriergarde zu erwarten, ließ mit Ablösungen stürmen, ward aber stets vom Feinde abgewiesen, welcher Steine den Abhang hinabwälzte und eine Anzahl Griechen elend verwundete. Als Xenophon ankam, machte er sich anheischig, die Wegnahme des Platzes zu bewerkstelligen. Cheirisophos, er und der Hauptmann Kallimachos, welcher an diesem Tage die Spitze der Arriergarde hatte, mit seiner Compagnie, die etwa 70 Mann zählte, zogen sich mit der größten Vorsicht einer nach dem andern hinter die Fichten; die übrigen Compagnien der Arriergarde, wie der Rest des Corps blieben außer dem Bereich der Gefahr zurück, da mehr als 70 Mann hinter den Fichten sich nicht bergen konnten. Kallimachos hatte den Einfall, zu wiederholten Malen einige Schritte hinter seinem Baume hervor den Abhang hinan zu springen, dann aber, sobald ein Stein hinabrollte, sich wieder hinter seinen Baum zurückzuziehen. Andere machten ihm dies nach und so lockte man dem Feinde die Steine ab. Agasias, einer der Hauptleute von der Arriergarde, welche im Rückhalt geblieben waren, mochte dem Kallimachos die Ehre nicht gönnen, den feindlichen Platz zu nehmen, er lief auf die Fichten los, dem Kallimachos vorbei auf den Zugang des Platzes los, Kallimachos hielt ihn am Schild fest; unterdessen überholte Aristonymos, der dem Agasias stracks gefolgt war, beide, drang

ein; im Wetteifer folgte ihm die Mannschaft; der Feind sah keine Rettung mehr. Die Weiber warfen ihre Kinder den Abhang hinunter und sich selbst hinterdrein, die Männer machten es ihnen nach. Menschen fielen wenige lebendig in die Hände der Griechen, doch erbeuteten sie eine Menge Vieh. Sie durchzogen nun in sieben Märschen das Gebiet der kriegerischen Chalyben, welche mit leinenen Kollern bis zur Hüfte, Tascheten, aus Stricken geflochten, Helmen, Beinschienen, langen Piken und Säbeln bewehrt, tapferer als eine der Völkerschaften, die man bisher gefunden, auch das Handgemeng mit den Griechen nicht scheuten, im Nothfall aber sich in die festen Bergeplätze zurückzogen, wohin sie auch ihr Vieh geflüchtet hatten. Jenseits der Chalyben erreichten die Griechen den 400 Fuß breiten Fluß Harpasos (Tschorukssu), welchen sie in der Gegend des heutigen Närk überschritten haben mögen, von da machten sie durch ebnes Land drei Märsche im Gebiet der Skythinen, in deren Dörfern sie auch drei Tage rasteten und sich neu mit Lebensmitteln versahen, um endlich sich wiederum über das Gebirge (den Off-Dagh) westwärts schlagend, in weiteren vier Märschen zu der bedeutenden, wohlhabenden, durch ihre Silberminen berühmten Stadt Gymnias zu gelangen (Gümisch Kaneh). 34.

Marsch von Gymnias nach Trapezunt.

Der Herr von Gymnias sendete den Griechen, als sie in die Nähe dieser Stadt kamen, einen Wegweiser und begab sich darauf in Person zu ihnen; er versprach ihnen, sie binnen fünf Tagen auf einen Punkt zu führen, von wo aus man das Meer erblicken könne, nahm gefällig selbst die Führung an die Hand und forderte sie im Verlauf des Marsches auf, das Gebiet seiner Feinde, welches man durchzog, mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Am fünften Tage erreichte das Corps in der

34) Vgl. Grote Vol. IX p. 161.

That den Berg Theches (wahrscheinlich den Karakaban auf der Kette des Off-Dagh), von welchem aus die Truppen das mit lautem Jubel begrüßte Meer erschauten. Die Soldaten errichteten hier aus zusammengetragenen Steinen ein Denkmal; ihr Wegweiser aber, nachdem er ihnen noch weitere Nachweisungen über den nun einzuschlagenden Weg gegeben, verließ sie hier reichlich beschenkt.

Die Griechen nahmen ihr Nachtquartier in einem Dorfe am Nordfuße des Theches und gelangten am nächsten Tage an einen Küstenfluß des schwarzen Meeres, welcher das Gebiet der Skythinen von demjenigen der Makronen scheidet, welches letztere sie nun betreten wollten. Die Makronen stellten sich
35. am anderen Ufer ihnen feindlich gegenüber. Da trat ein Peltast, welcher, wie er sagte, in seiner Jugend als Sclave nach Athen verkauft sei, zu Xenophon und meldete ihm, daß er die Sprache dieser Leute kenne; hier müsse sein Vaterland sein. Durch seine Vermittlung ward nun alsbald eine Unterhandlung mit den Makronen angeknüpft und ein Vertrag mit ihnen abgeschlossen, worauf sie den Griechen bei der Herstellung eines Uebergangs über den Grenzfluß behülflich waren, ihnen Lebensmittel zu Kauf brachten und sie dann friedlich durch ihr Gebiet bis an die Grenze des Landes der Kolchier führten, wozu drei Märsche nothwendig waren.

An dieser Grenze hielten die Kolchier eine bedeutende aber zugängliche Höhe besetzt. Anfangs ließ Cheirisophos die Truppen in der Phalanx aufmarschiren, darauf aber versammelte er die Obersten, um über die beste Formation zum Angriff zu berathschlagen. Xenophon sprach sich hier im Gegensatz zur geschlossenen Linie für die Formation in Compagniecolonnen aus, welche, wie wir gesehen haben, zuerst nur für 6 Elitecompagnieen angewendet, da dem gleichseitigen hohlen Viereck das länglichte als Marschform vorgezogen ward, während des langen Zuges

35) Xen. Anab. IV, 8.

durch höchst durchschnittenes Terrain allmälig dem ganzen Corps geläufig geworden waren. Formirt wurden sie, indem die Pentekostyen oder auch die Enomotien einer Compagnie sich hintereinander setzten, jede Compagnie bildete nun so eine taktische Einheit, welche von den nächst benachbarten durch kleinere oder größere Intervalle getrennt handeln konnte. „Die Höhe," sagte Xenophon, „ist sicherlich nicht an allen Punkten gleich bequem zu ersteigen; nothwendig muß also die geschlossene Linie (Phalanx) während des Angriffs sich trennen. Hat man aber diese Form einmal gewählt, so muß das Einreißen von Lücken in dieselbe auf die Truppen unzweifelhaft einen üblen Eindruck machen. Freilich könnten wir die Front der Phalanx verringern und sie sehr tief anordnen und würden dann wohl einen Aufweg für sie finden, ohne daß sie sich zertrennte. Dann wären wir aber sofort vom Feinde ebenso gewiß überflügelt, als er bei großer und nicht zusammenhängender Front uns leicht auf einem Punkt durchbrechen könnte. Ganz anders stellt sich aber die Sache, wenn wir die Intervallen von vornherein als integrirenden Bestandtheil in die Formation aufnehmen, also in Compagniecolonnen anrücken; so überflügeln wir den Feind, jede Compagnie wählt sich den bequemsten Weg, jede ist von vornherein darauf gefaßt, daß der Feind sie auch in der Flanke angreifen, das heißt, zwischen ihr und der Nachbarcompagnie eindringen könne. In diesem Falle möchte ein Versuch des Feindes, sich zwischen zwei Compagnieen zu werfen, ein entschiedenes Wagstück sein, das ihm wohl übel bekäme, und hat nur erst eine unserer Compagnieen gewonnen, ich glaube schwerlich, daß dann der Feind noch Stand hält."

Da nun die übrigen Obersten Xenophons Vorschlag billigten, so hielt er an die Soldaten eine kurze Ansprache: „Soldaten," rief er, „die Bursche dort sind das einzige Hinderniß, welches uns noch von unserem Ziele trennt. Drauf und dran! sie sollen mit Kopf und Kragen zum Frühstück verspeist werden!"

Nun wurde die Ordnung gemacht; die Hopliten bildeten

80 Compagnieen, jede fast 100 Mann stark; die Leichtbewaffneten drei Haufen, jeden von fast 600 Mann; das ganze Corps also war trotz aller Verluste noch über 9000 Mann stark. Die arkadischen Peltasten unter dem Akarnanier Aeschines kamen vor's Centrum der Hopliten, der zweite Haufen der Leichten unter Cheirisophos auf die äußerste rechte, der dritte unter Xenophon auf die äußerste linke Flanke der Hopliten zu stehen, so daß die beiden letztern Haufen die Stellung der Kolchier überflügelten.

Nach Gebet und Gelübden ward unter Anstimmung des Päan angetreten. Die Kolchier, um sich nicht überflügeln zu lassen, zogen sich nach den Flanken auseinander und entblößten das Centrum, in die Lücke dort stürmten die arkadischen Peltasten, denen die arkadischen Hopliten unter Kleanor auf dem Fuße folgten, ein. Der Feind hielt nun nicht länger Stand, sondern ergriff die Flucht. Die Griechen aber hatten mit der Höhe zugleich gute Quartiere gefunden. Die Soldaten genossen hier viel von einem angenehm schmeckenden, aber bösen Honig, der Uebelkeiten und eine Art Tollheit nach sich zog. Dieß veranlaßte hier eine Rast von 4 Tagen, worauf man in zwei Märschen Trapezunt erreichte, eine Colonie von Sinope.

Aufenthalt an der Nordküste Kleinasiens.

In der Gegend von Trapezunt blieben die Griechen dreißig Tage lang stehen; die Einwohner der Stadt lieferten ihnen Lebensmittel, verwendeten sich aber zugleich für die ihnen halb und halb unterthänigen Kolchier, in deren Gebiet die griechischen Truppen noch immer Streifzüge der Verproviantirung halber unternahmen. Im Lager herrschte ein reges lustiges Treiben; Dankopfer wurden den Göttern gebracht und Spiele abgehalten, zu welchen viele Zuschauer herbeiströmten. Doch mußte man neben dem Freudenleben auch an die Heimkehr
36. in's Vaterland und die Anstalten zu ihr denken. In der

36) Xen. Anab. V, 1.

Versammlung, welche zur Berathung hierüber berufen ward, äußerte einer der Soldaten: des ewigen Marschirens sei er nun herzlich müde; er wünschte ernstlich, zu Schiffe in die Heimath zu kommen. Dies fand allgemeinen Beifall und Cheirisophos erbot sich, zu seinem Freunde, dem lakedämonischen Admiral Anaxibios, welcher die Station in der Propontis befehligte, abzureisen, um von diesem Schiffe beizutreiben. Als auch dies angenommen war, sprach Xenophon: „Nun müssen wir darauf denken, was wir bis zu des Cheirisophos Rückkehr beginnen sollen. Der Markt von Trapezunt kann uns nicht hinreichende Lebensmittel liefern, auch fehlt es Vielen von uns überhaupt an Geld, solche zu kaufen, es wird daher nothwendig sein, daß wir sie uns durch zweckmäßig angelegte Streifzüge in die benachbarten feindlichen Landschaften verschaffen. Es versteht sich von selbst, daß keine einzelne Abtheilung ohne vorherige Abrede, auf eigne Faust, auf Beute ausgehen darf, damit sie sich nicht unnütz der Gefahr aussetze, und daß wir in unserm Lager stets eine genügende Besatzung zurücklassen, um nicht dem Feinde die Gelegenheit zur Revanche zu bieten. Da wir fernerhin nicht wissen, ob Cheirisophos uns überhaupt Schiffe zurückbringen wird, sollten wir unabhängig davon auch noch auf andere Weise uns solche zu verschaffen suchen, was nicht schwer halten kann, wenn wir einen Kaper ausrüsten, der auf vorbeisegelnde Handelsschiffe Jagd macht. Billig wird es dann sein, daß wir die Mannschaft der gekaperten Fahrzeuge so lange, als sie unsertwegen hier warten muß, auf unsere Kosten verpflegen." Auch alle diese Vorschläge wurden angenommen. Aber als Xenophon nun noch auf die Möglichkeit aufmerksam machte, daß man überhaupt nicht die genügende Zahl von Schiffen auftreiben könne nnd doch am Ende zu Lande weiter reisen müsse, als er demgemäß vorschlug, von den Küstenstädten die Ausbesserung der sehr schlechten Wege längs der Küste zu verlangen, — da wollten die Soldaten von so etwas nichts hören; sie wollten weiter fahren, nicht mar-

schiren. Xenophon ließ sich dadurch nicht abhalten, für seine Person mit den Seestädten wegen Ausbesserung der Wege zu unterhandeln, wobei er ihnen vorstellte, daß die Truppen um so eher marschiren würden, mit je weniger Schwierigkeiten dies verknüpft sei. Da nun die Seestädte, in vollständiger Ungewißheit darüber, was dieses mächtige, von jeder staatlichen Gewalt unabhängige Corps möglicherweise für Pläne entwerfen und verfolgen könne, bald recht sehnlich wünschten, seiner los zu werden, wirkten diese Vorstellungen. Trapezunt stellte auch in demselben Sinne ein fünfzigrudriges Schiff, welches von den Griechen als Kaper ausgerüstet und dessen Befehl dem lakedämonischen Periöken Dexippos anvertraut ward. Dieser benutzte die Gelegenheit, ohne sich um seine Kameraden weiter zu kümmern, nach dem thrakischen Bosporus abzufahren. Ein zweites Schiff von 30 Rudern, welches man erhielt, ward dem Athener Polykrates anvertraut, welcher auch in der That eine Anzahl Kauffahrer kaperte. Unterdessen unternahm man zu Lande mehr oder minder glückliche Streifzüge in die feindlichen Gebiete. Anfangs brauchte man sich mit diesen nicht weit auszudehnen; aber als die nächste Gegend ausgeplündert war, wurden weitere Expe-
37. ditionen nothwendig. Xenophon, welcher nach Abgang des Cheirisophos den Oberbefehl führte, unternahm mit der Hälfte der Mannschaft, während die andere zur Bewachung des Lagers zurückblieb, eine solche in das Gebiet der Driler. Diese räumten die zugänglichen Theile des Landes, steckten dort die Orte in Brand, ließen nur einiges Vieh zurück und flüchteten sich und ihre Habe in einen festen Bergeplatz, den sie ihre Hauptstadt nannten.

Den Platz schützte zuerst eine tiefe Schlucht, die ihn rings umgab, dann ein ausgehobener Graben, dessen Boden zu einem Walle aufgeworfen war, auf welchem oben Pallisaden standen, endlich befand sich innerhalb dieser Umwallung noch ein festes

37) Xen. Anab. V, 2.

Reduit, so daß, wenn jene genommen war, dieses noch Widerstand leisten konnte. Die Avantgarde Xenophons machten die Peltasten, ihnen folgte unmittelbar viele Mannschaft mit Stangen, um die Beute fortschleppen zu können; die Hoplitenreserve folgte den Peltasten auf 1500 Schritt. Letztere und die Stangenträger, zusammen über 2000 Mann, überschritten die Schlucht und machten einen Angriff auf die Umwallung, doch ward dieser abgeschlagen und schon wollten sie abziehen, als der Feind ausfiel und sie im Rücken angriff. Sie mußten nun Front machen und kämpfen und sendeten zu Xenophon um Unterstützung. Dieser führte die Hopliten bis an den äußern Rand der Schlucht und ging zunächst selbst mit den Hauptleuten zum Rekognosciren hinüber. Da ein Angriff ausführbar schien, die Opferzeichen günstig waren, andererseits ein Rückzug mit Schwierigkeiten verknüpft war, ließ Xenophon die Peltasten bis an den inneren Rand der Schlucht zurückgehn, die Hopliten von ihren Hauptleuten eben dahin hinüberholen, und Alles in einzelnen Compagnieen in Gefechtsbereitschaft Stellung nehmen, die nach Beschaffenheit des Ortes den Platz des Feindes von mehreren Seiten umgab, also eine mondförmige war; so daß die einzelnen Compagnieen der ganzen Front einander sehen und dadurch zum Wetteifer angespornt werden konnten. Auf's erste Signal begannen nun Bogner, Speerschützen, Schleuderer und die Stangenträger mit Handsteinen ein heftiges Schießen und Werfen, welches für den Augenblick den Feind von seinem Walle vertrieb, worauf die Compagnieen der Hopliten unter Schlachtgesang und mit dem Kriegsruf im Laufschritte auf den Wall losgingen und ihn an einzelnen Stellen erstiegen. Xenophon ließ indessen nur die Peltasten und andern Leichten eindringen und hielt die Masse der Hopliten draußen zurück, da er auf einigen benachbarten Höhen andere feindliche Haufen bemerkte. Innen gab es indessen einen heftigen Kampf, in welchem schließlich die Driler die Sieger blieben, gestützt auf ihr Reduit. Xenophon ließ daher jetzt auch noch einen Theil der Hopliten

eindringen, welche den Wall besetzten und sich anderntheils in der zum Reduit führenden breiten Hauptstraße aufstellten. Die Driler wurden in dieses zurückgetrieben; welches sich indessen zu fest erwies, als daß man einen Angriff darauf hätte wagen können. Xenophon ordnete daher den Rückzug an, die in der Stadt gemachte Beute ward in Sicherheit gebracht, die Umwallung theilweise zerstört. Sobald aber nun die Griechen begannen, den Platz zu räumen, fielen die Driler abermals aus ihrem Reduit aus. In dem Kampfe, der sich entspann, brannte plötzlich eines der hölzernen Häuser im Orte, und Xenophon erkannte es für's gerathenste, den ganzen Ort in Brand stecken zu lassen, um dadurch die Verfolgung des wüthenden Feindes zu erschweren. Dies ward denn auch sogleich in's Werk gesetzt und wirkte. Die Griechen hatten nur noch mit denen zu thun, die ihnen in der Hauptstraße zum Reduit gegenüber standen und auch hier wendeten sie dasselbe Mittel an; trugen Holz vor ihrer Front zusammen und steckten dies in Brand. Am folgen-
38. den Tage traten sie ihren Rückmarsch in's Lager von Trapezunt an, den sie durch einen Scheinhinterhalt mit Erfolg gegen den Feind deckten.

Da aber die Lebensmittel in dieser Gegend immer knapper wurden und mit immer mehr eigner Gefahr angeschafft werden mußten, da auch Cheirisophos noch nicht zurückkam, entschlossen sich nach 30 Tagen Aufenthalts bei Trapezunt die Griechen, längs der Küste weiter zu marschiren; die durch die Kaperei des Polykrates gewonnenen Fahrzeuge reichten nur hin, um Weiber, Kinder, Kranke, die Mannschaft über 40 Jahre und die Bagage, welche nicht zum täglichen Gebrauch nöthig war, aufzunehmen. Der Befehl über das Geschwader ward den beiden an Jahren ältesten Obersten Sophänet und Philesios anvertraut. Die junge Mannschaft führte Xenophon zu Land in einem dreitägigen Marsche nach der Stadt Kerasus, wo ein

---

38) Xen. Anab. V, 3.

zehntägiger Halt gemacht wurde und auch das Geschwader einlief. Man musterte hier noch 8600 Mann unter den Waffen; auch ward daselbst das Beutegeld vertheilt, welches der Verkauf der Kriegsgefangenen eingebracht hatte.

Von Kerasus (Kiresun) setzte Xenophon mit der jungen 39.
Mannschaft den Marsch zu Lande nach Kotyora fort, einer andern sinopeischen Kolonie, wohin auch Sophänet mit dem Geschwader weiter fuhr. Xenophon hatte das Gebiet der Mosynöken zu durchziehn. Dieses kriegerische Volk zerfiel in zwei Theile, welche augenblicklich im innern Kriege miteinander waren. Die östlichen Mosynöken hatten eine Grenzburg inne, deren Besitz das Zeichen der Herrschaft war, die westlichen Mosynöken wünschten sich in den Besitz dieser Burg zu setzen. Da nun die östlichen, auf welche die Griechen zuerst stießen, sich durchaus nicht geneigt zeigten, ihnen einen friedlichen Durchmarsch zu gewähren, so knüpfte Xenophon durch Vermittlung des Trapezuntiers Timesitheos Unterhandlungen mit den westlichen Mosynöken an, welche ein erwünschtes Resultat hatten. Während die Griechen am nächsten Tage in Schlachtordnung einem schlechtbefestigten Werke gegenüberstanden, welches der streitigen Grenzburg als Vorwerk diente, kamen von den westlichen Mosynöken 300 einstämmige Kähne hinab, jeder Kahn war mit drei Mann bemannt, von denen je zwei ausstiegen, während der dritte den Kahn zurückführte. Die ausgestiegenen 600 stellten sich hinter den Griechen in Abtheilungen von 100 Mann geordnet auf, und zogen sich dann sofort unter Kriegsgesang durch deren Reihen, um zum Angriffe auf das erwähnte Vorwerk zu schreiten. Auch einige Griechen folgten ihnen ohne Befehl, lediglich um Beute zu machen. Die Vertheidiger des Werkes ließen den Feind erst in die Nähe herankommen, machten dann aber einen Ausfall, schlugen die Angreifer in die Flucht und machten eine Anzahl von den West-Mosynöken und

39) Xen. Anab. V, 4.

den ihnen gefolgten Griechen nieder. Das Vorrücken einiger griechischen Compagnieen, welches nun Xenophon anordnete, bewog die Vertheidiger zum Rückzug; auf demselben schnitten sie noch ihren gefallenen Feinden die Köpfe ab. Xenophons Soldaten waren über den ganzen Vorfall, der den Feind ermuthigt haben mußte, sehr aufgebracht. Dieser aber beruhigte sie: „Laßt euern Muth wegen dieser Kleinigkeit nicht sinken; die Sache hat auch ihre Vortheile. Ihr wißt nun wenigstens, daß diese Westmosynöken es mit dem Bund gegen die Ostmosynöken ernst meinen. Außerdem haben diejenigen von uns, welche den Mosynöken folgten, eine Lehre erhalten. Sie werden schwerlich wieder daran denken, unsere vaterländische Ordonnanz zu vernachläßigen und künftig nicht wieder aus Reih' und Glied davon gehen. Wir aber wollen nun alle unsern mosynökischen Bundesgenossen zeigen, was wir können und ihnen und den Feinden Respect vor uns beibringen."

An diesem Tage ließ Xenophon ruhen; am nächsten aber traf er Anstalt zum Angriff, er ordnete die Hopliten und Peltasten in Compagniekolonnen, ebenso auf dem linken Flügel die mosynökischen Verbündeten; die Bogenschützen nahm er in die Intervallen der Colonnen, nicht auf gleicher Front mit den Hopliten, sondern indem er sie ein wenig zurückhielt. So schritt er zum Angriff auf das Vorwerk; den Angriff der Peltasten hielt der Feind aus, als aber die Hopliten herankamen, ergriff er die Flucht; die Peltasten verfolgten ihn nun sogleich bis an die streitige Grenzburg; die Hopliten folgten in Ordnung nach. Die erste Umwallung ward erstürmt, worauf der größte Theil der Vertheidiger sie verließ. Der König mit seiner Begleitung wollte nicht aus dem hölzernen Schlosse heraus, welches im Innern der Burg lag. Xenophon ließ es daher in Brand stecken. Die Stadt ward geplündert und dann den Westmosynöken übergeben, worauf die Griechen ihren Marsch fortsetzten. Die meisten übrigen Plätze der Ostmosynöken wurden von diesen bei der Annäherung der Griechen verlassen, welche

nun durch die Landschaft ihrer Verbündeten zogen und 8 Tage nach dem Abmarsche von Kerasus das Gebiet der jenen unterworfenen Chalyber erreichten. Durch letzteres und das der 40.
Tibarenen kamen sie in zwei weiteren Tagen nach Kotyora, wo sich das Geschwader unter Sophänet wieder mit ihnen vereinigte.

Während sie hier weilten, opferten, Wettspiele anstellten und durch Streifzüge in die benachbarten Landschaften sich Lebensmittel verschafften, kam eine Gesandtschaft von Sinope, deren Sprecher Hekatonymos vor versammeltem Kriegsvolk sich folgendergestalt ausließ:

„Soldaten, der Staat Sinope hat uns aufgetragen, euch seine Freude und Bewunderung über euere Thaten auszudrücken und euch zu euerer Rückkehr Glück zu wünschen. Sicherlich hat die griechische Stadt Sinope von euch, die ihr auch Griechen seid, ein freundliches, nicht ein feindliches Verhalten zu erwarten. Indessen nach dem bisher Vorgefallenen scheint es, als wenn sie sich darin getäuscht habe. Kotyora ist, wie auch Kerasus und Trapezunt, eine unserer Kolonien, wir erhalten von ihnen, wie von ihren von Barbaren bewohnten Landschaften, Steuern. Jede Feindseligkeit, welche ihr gegen eine dieser Kolonieen oder ihre Gebiete ausübt, müssen wir demnach betrachten, als sei sie gegen uns selbst ausgeübt worden. Wie wir aber vernommen, seid ihr mit Gewalt in Kotyora eingedrungen, um dort für einen Theil euerer Leute Quartier zu nehmen und habt aus seinem Gebiete, ohne zu fragen, genommen, was ihr eben brauchtet. Das ist jedenfalls nicht in der Ordnung, und wenn ihr so fortfahrt, wird uns nichts übrig bleiben, als uns mit dem paphlagonischen Fürsten Korylas und mit wem wir sonst können, zu verbinden, um euern Ausschreitungen ein Ziel zu setzen."

Diese Ansprache konnte auf die Soldaten, welche endlich nach vielen Mühen zu griechischen Städten gekommen, am Ziele

---

40) Xen. Anab. V, 5.

ihrer Leiden zu sein und alle mögliche Unterstützung zu finden geglaubt hatten, welche sich nun aber von der vornehmsten griechischen Stadt dieser Gegenden auf ziemlich schnöde Weise bedroht sahen, nur einen üblen Eindruck machen. Xenophon antwortete:

„Männer von Sinope! wir müssen den Göttern danken, daß wir uns selbst und unsere Waffen bis hieher gebracht haben; Schätze zu sammeln und reiche Beute mitzuschleppen, war uns bei der Nothwendigkeit beständigen Kampfes unmöglich. Trapezunt nahm uns freundlich auf und wir haben ihm mit Freundschaft vergolten, seine Feinde bekämpft, seine Freunde und sein Gebiet geschont. Will uns aber ein Land oder eine Stadt, die wir erreichen, keinen Markt öffnen, keine Lebensmittel anweisen, da nehmen wir sie, nicht aus purem Spaß daran, sondern weil wir leben müssen, und ohne dann zu fragen, ob wir es mit Griechen zu thun haben oder nicht. Wir haben die Karduchen, Chaldäer, Taochen bekämpft, weil sie es so haben wollten, wir haben uns mit den Makronen, obgleich auch sie Barbaren sind, in Freundschaft abgefunden, weil sie es uns möglich machten. Kotyora hat das nicht gethan, obgleich eine griechische Stadt. Es hat uns, wie es sagt, auf Befehl eures Gouverneurs, die Thore vor der Nase zugeschlossen; wir mußten sie öffnen, um unsere Kranken in geeigneter Weise unterbringen zu können, wir mußten sie besetzt halten, der Sicherheit unserer Kranken halber. Es hat uns keinen Markt eröffnet, keine Lebensmittel angewiesen, wir mußten sie nehmen. Alles was gesund ist, lagert unter freiem Himmel, bereit zur Freundschaft gegen die Freunde, zur Feindschaft gegen die Feinde. Mit deinem Paphlagonier drohe uns nicht; wir haben uns mit andern Burschen gemessen, ganz abgesehen davon, daß er vielleicht nicht übel geneigt sein möchte, sich mit uns gegen euch zu verbinden, wenn wir ihm dafür den Besitz eurer blühenden Seestädte versprächen."

Die übrigen Gesandten von Sinope fanden es darauf für

klug, den Hekatonymos zu desavouiren und zu versichern, daß sie nur den Auftrag hätten, Xenophon und den Seinen die freundschaftlichsten Gesinnungen ihrer Stadt darzubringen. Alsbald stellte sich ein äußerlich mindestens ganz angenehmes Verhältniß her.

Am nächsten Tage wurde die Heergemeinde zu einer Bera- 41.
thung über die Fortsetzung der Heimreise berufen; auch die Gesandten von Sinope wurden beigezogen, um ihren Rath zu ertheilen. Hekatonymos gab hier zuerst eine begütigende authentische Interpretation seiner gestrigen Aeußerungen, die große Aehnlichkeit mit all dergleichen Interpretationen hatte, und trat dann, in Betreff seiner Meinung über die Wahl der Landreise oder Seereise befragt, auf die Sache ein.

„Für Sinope," sagte er, „ist es wünschenswerth, daß ihr zu Lande heimzieht, denn zur Seereise müßte euch Sinope die Schiffe stellen; für euch dagegen wäre jedenfalls die Seereise angenehmer. Ich will euch indessen doch von Paphlagonien reden, welches ich sehr wohl kenne und das ihr durchziehen müßt, falls ihr den Landweg wählt. Es ist ein gesegnetes Land, ebenso reich an fruchtbaren Thälern, als hohen Bergen. Einrücken müßtet ihr durch einen Paß, der zwischen zwei hohen Berggipfeln hindurchführt; wer diese hat, beherrscht natürlich den Paß; es würde euch ebenso schwer sein, ihn zu forciren, wenn der Feind sie hätte, als dem Feinde schwer, den Eingang zu verwehren, wenn ihr sie hättet. Manches Hinderniß würden euch im weitern Vorrücken die Flüsse des Landes bereiten, der Thermodon (Terme), der, wie jener 300 Fuß breite Iris (Kulei Hissar), endlich der 1200 Fuß breite Halys (Kisil Irmak), der ohne Fahrzeug gar nicht zu überschreiten ist; ebenso der Parthenius (Bartan). Außerdem muß ich euch darauf aufmerksam machen, daß die Paphlagonier eine ebenso zahlreiche als vortreffliche Reiterei, nach allgemeiner Ansicht

41) Xen. Anab. V, 6.

die beste im ganzen Perserreich, haben, daß ihr diese völlig frisch antrefft, da sie sich am letzten Kriege weder für Kyros, noch für Artaxerxes betheiligt hat, und daß diese Reiterei auf den zahlreichen und weiten Ebenen des Landes euch nothwendig gefährlich sein muß. Alles wohl betrachtet, halte ich es daher für euch nicht bloß für schwierig, sondern selbst für unmöglich, den Landweg durch Paphlagonien einzuschlagen. Zur See könnt ihr von hier nach Sinope, von Sinope nach Herakleia (Eregri) fahren und von dort aus hat die weitere Reise weder zu Lande noch zur See Schwierigkeiten."

Die Soldaten machten sich über diese gedrechselte Rede ihre eigenen Gedanken; einige meinten, daß Hekatonymos aus Freundschaft für Korylas, oder von diesem gut bezahlt, den Zug durch Paphlagonien so gefährlich schildere, andere, daß er lediglich für das Gebiet von Sinope fürchte; doch entschied sich die Majorität bei der Abstimmung schließlich für die Seereise.

Xenophon machte jetzt noch die Gesandten darauf aufmerksam, daß die Sinopeer für eine hinreichende Zahl von Fahrzeugen zu sorgen hätten, um das ganze Corps aufnehmen zu können, denn auf eine Trennung würde es nicht eingehen, überzeugt, daß es vereint immer stark genug wäre, für seine Sicherheit und seinen Unterhalt zu sorgen, während eine einzelne Abtheilung der Gnade des ersten besten preisgegeben bliebe. Um das Nähere in Sinope zu verhandeln, sendete das Corps drei Agenten aus seiner Mitte dorthin.

Unterdessen zog sich über Xenophons Haupte ein Sturm zusammen. Es war nicht erst jetzt, daß er auf den Gedanken gerieth, wie leicht es sei, an der Spitze einer so beträchtlichen Macht, als sie zu seiner Verfügung stand, an den Küsten des schwarzen Meeres eine neue griechische Kolonie zu gründen. Jetzt aber sann er der Sache näher nach; die von den Sinopeern zu stellende Transportflotte bot das Mittel, an einem beliebigen Küstenpunkte, — Xenophon hatte die von Nichthellenen bewohnte Stadt Phasis ganz besonders im Auge — zu landen. Man

konnte hier eine hellenische Herrschaft aufrichten; wer von dem Corps dann einen unwiderstehlichen Drang nach der Heimath hatte, konnte reich mit Beute beladen dahin zurückkehren, wer nicht, als geehrtes Mitglied einer herrschenden Freiburgerschaft bleiben. Xenophon ließ, ehe er sonst einem etwas davon mittheilte, durch den Seher Silanos die Götter befragen. Obgleich diese sich nun unzweifelhaft günstig für die Sache aussprachen, hatte doch Silanos geringe Lust, noch ferner in der Welt umherzuziehen. Kurz vor der Schlacht von Kunaxa hatte er für 42. eine eingetroffene Prophezeiung von Kyros 3000 Dareiken erhalten und es war ihm gelungen, diese bedeutende Summe, der einzige reiche Mann im Corps, bis nach Kotyora glücklich durchzubringen. Er brauchte nichts weiter und dachte nur daran, das Geld auf kürzestem Wege heimzubringen. Er plauderte deßhalb in feindseliger, aufregender Weise von Xenophons Plane, und da es diesem, wie begreiflich, an persönlichen Feinden und Neidern nicht fehlte, da überdies ein großer Theil der Führer und Soldaten, wie Silanos, schnelle Heimkehr vor Allem wünschte, machte sich schnell eine Mißstimmung gegen Xenophon bemerkbar. Timasion aus Dardanos am Hellespont und der Böotier Thorax redeten von Xenophons Plane mit einigen Kaufleuten von Herakleia und Sinope, welche sich zu Kotyora aufhielten: „Wenn die Sinopeer nur Schiffe stellten und nicht zugleich dem Corps Sold zahlten, so werde Xenophon die Soldaten aufstiften, hier zu bleiben und sich einer der griechischen Colonieen zu bemächtigen." Diese Kaufleute schrieben darüber in die Heimath und gingen selbst dahin ab', mit ihnen Thorax und noch ein Bevollmächtigter des Timasion. In Herakleia und Sinope bekam man Angst und ließ dem Timasion sagen, er solle Geld für die Truppen haben, er möge sie nur bestimmen, nicht auf die Pläne Xenophons einzugehen.

So erlangte Timasion auf einmal eine Wichtigkeit, welche

---

42) Xen. Anab. I, 7.

er bis dahin keineswegs gehabt und auf die er auch schwerlich einen begründeten Anspruch hatte. Aufgeblasen davon berief er auf eigne Faust eine Heergemeinde; versprach den Truppen, wenn sie mit dem nächsten Neumond absegeln würden, monatlich einen Kyzikener Sold und außerdem goldene Berge, an Beute in der Satrapie des Pharnabazos, dem nordwestlichen Kleinasien, wohin er sie führen wolle. Thorax bestätigte Alles. Timasion hatte nur die Andeutung einer Verläumdung Xenophons einfließen lassen; die Achäer Philesios und Lykon aber, welche nach Thorax auftraten, sprachen Xenophons Namen aus und klagten ihn an, daß er, ohne vorher die Meinung der Armee einzuholen, über seine Pläne, zu denen er sich der Soldaten als Werkzeuge bedieneu wolle, die Götter befrage.

Nun konnte Xenophon nicht länger schweigen.

„Soldaten," redete er, „ich befrage die Opfer ebensowohl in eurem als in meinem Vortheil; ich habe sie in diesem Falle befragt, zunächst um zu erfahren, ob ich überhaupt von meinen Plänen mit euch reden solle oder nicht. Die Opfer waren günstig. Zugleich allerdings sagte mir Silanos, daß sie hinterlistige Nachstellungen verkündeten, denen ich ausgesetzt sei. Und dies in der That mußte er besser wissen als die Götter, da er selbst damit umging, mich zu verläumden. Ich will mich ganz offen aussprechen: allerdings würde ich, wenn wir Hindernisse der Heimkehr fänden, euch zu überreden suchen, daß ihr mit mir euch irgend einer Stadt bemächtigtet, damit ihr wenigstens nicht gezwungen wäret, mit leeren Händen heimzukehren. Indessen, wie ihr hört, senden die Sinopeer und Herakleoten euch Schiffe, und sogar Sold wird euch versprochen. Es steht ja also vortrefflich, von meinem Plane braucht nicht mehr die Rede zu sein, ja es darf nicht mehr die Rede von ihm sein. Denn die erste Bedingung für unser Aller Wohl ist, daß wir uns nicht trennen, daß wir zusammenhalten, daß also auch jeder Keim des Zwiespaltes vermieden und ausgerottet werde. Aus demselben Grunde schlage ich jetzt vor, daß jeder, der zu ent-

weichen sucht, ehe das ganze Corps in Sicherheit ist und dabei ertappt wird, als Verbrecher behandelt werde."

Dieser Vorschlag, welcher allerdings direct gegen den Silanos und dessen Gesinnungsgenossen gerichtet war, ward bei der Abstimmung trotz lebhaften Widerspruchs des Silanos fast einstimmig angenommen.

Zugleich hatte aber Xenophon dem Timasion und Thorax ein Paroli gebogen; denn da die Herakleoten und Sinopeer vernahmen, daß sie von einem Bleiben der Zehntausend nichts mehr zu fürchten hätten, sendeten sie zwar Schiffe, aber von dem versprochenen Sold war nicht mehr die Rede. Nun stifteten Timasion und Thorax die übrigen Obersten, die immer für das Colonisationsproject gewesen waren, auf, mit ihnen zum Xenophon zu gehen und ihn zur Wiederaufnahme dieses Projectes zu bewegen. Xenophon lehnte es aber auf's Entschiedenste ab, einen Vorschlag dieser Art wieder vor die Heergemeinde zu bringen, erklärte indessen, daß er nichts dagegen habe, wenn es ein Anderer thue. Timasion meinte nun, es sei das gescheuteste, vorerst die Hauptleute zu sondiren und sie für die Sache zu gewinnen, und die Mehrzahl der Obersten verabredete, dies zu versuchen.

Neon aber, der Oberstleutnant des abwesenden Cheiriso- 43.
phos, welcher nie von der Koloniegründung hatte hören wollen, sprengte jetzt aus, daß Xenophon die Wiederaufnahme seines Planes — nur auf anderem Wege — betreibe. Darüber Murren unter den Soldaten, welche in Gruppen zusammenliefen und deren Gebahren bei der ohnehin seit dem Verschwinden der gemeinschaftlichen Gefahr beträchtlich gelockerten Disciplin, das Schlimmste befürchten ließ. Xenophon hielt es für seine Pflicht, von Neuem eine Heergemeinde zu berufen.

„Kameraden," sprach er hier, „es wird herumgetragen, ich wolle euch doch ohne euern Willen mit Betrug und List nach

43) Xen. Anab. V, 7.

Phasis führen. Ich verlange Untersuchung der Sache, Strafe für mich, wenn ich schuldig befunden werde, wenn nicht, Strafe für den Verläumder. Ihr könnt doch noch Sonnenaufgang vor Sonnenuntergang, den Nordwind vom Südwind unterscheiden, wißt, daß der Weg nach Griechenland nach Westen, gen Phasis nach Osten führt, daß wir mit Nordwind aus dem schwarzen Meer nach Griechenland, aber nicht nach Phasis gelangen. Um euch betrügerischer Weise nach Phasis zu führen, müßte ich also Sonnenaufgang in Sonnenuntergang und Südwind in Nordwind verwandeln können. Freilich könnte ich euch noch bei Windstille zur Einschiffung veranlassen; aber dann wäre ich doch immer nur des einen Schiffes sicher, auf dem eben ich mich befände, nicht der übrigen 99, die 99 Procent der ganzen Mannschaft trügen. Doch, machen wir das Unmögliche möglich! nehmen wir an, daß ich euch Alle, ohne daß ihr es ahnt, nach Phasis führe; dort werdet ihr dann doch wohl sehen, daß ihr nicht in Griechenland seid, sondern in einem barbarischen Lande, — und ich, der eine Betrüger, stehe 10000 Betrogenen gegenüber! Wie würde es mir dann wohl gehen? Ich schäme mich, auf solche Weise das Geschwätz von einfältigen Tröpfen widerlegen zu müssen, die mir die Stellung beneiden, welche ich mir unter euch errungen habe; allerdings ohne Grund: denn habe ich jemals einen verhindert zu rathen und zu reden? habe ich jemals mich vorgedrängt? Ich rufe euch Alle zu Zeugen auf. Nun noch eins! mit Bedauern müssen wir uns gestehen, daß die Disciplin erschlafft ist, ich erinnere euch nur an einen schmählichen Vorfall, der vielleicht nicht einmal Allen bekannt ist. Am Abend bevor wir von Kerasus abmarschirten, fiel es dem Hauptmann Klearatos ein, auf eigne Hand einen friedlichen, allerdings von Barbaren bewohnten, aber Kerasus befreundeten Flecken zu überfallen, um mit der hier gemachten Beute dann gleichfalls auf eigne Hand nach Hause zu segeln. Er kam übel dabei weg, die Einwohner wehrten sich, Klearat selbst und eine Anzahl seiner Leute wurden erschlagen, die übrigen flohen nach

Kerasus. Hieher kamen auch Abgeordnete des Fleckens, sich über den versuchten Angriff zu beschweren. Da wir bereits größten Theils unterwegs waren, wollten sie uns nach, um uns anzuzeigen, daß wir die Gebliebenen abholen könnten; denn daß der Ueberfall nicht auf Befehl der Obersten geschehen, hatten sie von den Kerasuntiern schon erfahren. Nun aber rotteten sich die nach Kerasus entkommenen Leute Klearats zusammen, stifteten andere auf, die noch auf Einschiffung warteten und der zügellose Haufe steinigte die Abgeordneten des Fleckens zu Tode. Die Behörden von Kerasus kamen dem Heere nach, den Obersten den Vorfall zu berichten. Während sie vor dem Lager beriethen, rottete sich abermals ein wilder Haufe Soldaten mit Steinen zusammen, die Kerasuntier flohen bestürzt, wie vor tollen Hunden, auf ihr Schiff, die Meute warf sich trotz meines Einschreitens auf den Marktmeister Zelarch. Das sind traurige Dinge! Wenn ihr dem ersten besten Aufstifter folgen wollt, wo bleibt dann Macht und Ansehen eurer selbst gewählten Obersten? wie können sie noch eine Verantwortlichkeit tragen? wo bleibt Recht und Gerechtigkeit? wer kann mit euch noch verkehren, wenn ihr Abgeordnete steinigt und angreift? Erreicht habt ihr mit eurer Wütherei nichts: Zelarch ist entflohen; war er schuldig, hattet ihr euch über ihn zu beklagen, so ist er nun der Strafe entgangen; war er unschuldig, so wollte er sich euch entziehen, weil er eurer Ehre und Einsicht nicht mehr glaubte vertrauen zu können. Mit den Kerasuntiern können wir nach der Behandlung ihrer Behörden durchaus nicht mehr verhandeln, unsere Gebliebenen gefahrlos nicht einmal durch einen Parlamentär abholen lassen. Erklärt euch, ob ihr wollt, daß dies so fortgehe. Wollt ihr es, nun wohl, dann muß jeder für sich selbst sorgen, dann ist jeder sich selbst der nächste; unser Verband hört auf. Wollt ihr aber nicht wie die wilden Bestien leben, so setzt diesen Ruchlosigkeiten ein Ziel. Wie sollen wir bei ihnen guten Muthes den Göttern opfern? wie den Feind bekämpfen, wenn wir uns unter einander auffressen? welche Stadt wird uns in

Frieden aufnehmen? wer wird es wagen, unser Lager mit Lebensmitteln zu versehen, wenn er seines Lebens nie sicher ist? welches kann der Ruhm von Räubern und Mordbrennern sein?"

Xenophons von Herzen kommende Beredtsamkeit schlug durch, die Heergemeinde beschloß, die Schuldigen zu strafen, überhaupt strenges Gericht und gute Zucht zu halten. Die Hauptleute
44. sollten den Gerichtshof bilden. Auch die Obersten sollten von ihrem bisherigen Verhalten Rechenschaft ablegen. Mancherlei Nachläßigkeiten wurden da aufgefunden und mit Geldbußen gerügt.

Gegen Xenophon traten einige Soldaten mit der Klage auf, daß er sie geschlagen und geschimpft habe. Der eine erwiederte auf Befragen, bei welcher Gelegenheit dies geschehen sei: „damals als wir im tiefen Schnee vor Kälte fast umkamen."

Xenophon mußte sich vertheidigen: „Du sagst selbst," sprach er, sich an den Ankläger wendend, „daß wir vor Kälte fast umkamen, Wein hatten wir kaum genug, um daran zu riechen, müde waren wir zum Umfallen, der Feind uns auf der Ferse. Möchtest du da wohl behaupten, daß ich sehr übermüthig war und dich aus Uebermuth schlug? Da müßt' ich an Uebermuth noch die Esel übertreffen, welche, wie man erzählt, allerdings die Müdigkeit vor ihm nicht merken. Aber sag mir doch, weßhalb ich dich schlug: forderte ich etwas, was du mir verweigertest? oder war's wegen einer Liebschaft? oder weil ich betrunken war?" Der Ankläger verneinte Alles.

Xen. Bist du Hoplit? Ankl. Nein. Xen. Peltast? Ankl. Nein; meine Kameraden hatten mir ein Maulthier zu treiben gegeben; aber ich bin darum kein Sclav, sondern ein freier Mann. Xen. Ah! nun erinnere ich mich; gab ich dir nicht einen Kranken fortzuschaffen? Ankl. So war's, und du zwangst mich, deßhalb das Gepäck meiner Kameraden abzupacken. Xen. Ganz recht, um es auf andere zu vertheilen. Gab ich es dir

44) Xen. Anab. V, 8.

nicht Alles zurück, als du den Kranken richtig ablieferteſt? Soldaten, wendete er ſich darauf an die Andern, laßt euch die Sache erzählen. Während uns der Feind auf den Ferſen ſaß, hieß ich dieſen Menſchen einen Kranken auf ſein Maulthier nehmen, welcher vor Mattigkeit nicht mehr fortkonnte. Als ich ihn ſpäter wieder einholte, fand ich den Burſchen beſchäftigt, den ihm übergebenen Kranken zu verſcharren. Zuerſt hielt ich dieſen für todt, überzeugte mich aber bald, daß er noch lebe. Auch da befahl ich dem Burſchen erſt nur, ihn wieder aufzupacken und erſt als er ſich deſſen weigerte, da hieb ich ihn durch, und gehörig."

Aber, erwiederte der Ankläger, war der Kranke nicht doch geſtorben, als ich ihn dir ablieferte.

Allerdings, ſagte Xenophon, ſterben müſſen wir alle, aber ich denke, wir ſollen darum noch nicht lebendig begraben werden.

Jetzt allgemeines Geſchrei, der Burſche habe noch lange nicht genug bekommen.

Auf weitere Anfrage Xenophons, ob noch andere Anklagen gegen ihn vorzubringen ſeien, meldete ſich Niemand, und der Redner fuhr nun fort:

„Ich läugne gar nicht, Soldaten, daß ich manche Prügel ausgetheilt habe, aber an wen? an Marodeurs, an Faulpelze, die nicht vorwärts wollten, die ſich lieber dem Tod des Erfrierens oder durch feindliche Waffen ausſetzten, oder den Marſch aufhielten. Dieſe Leute habe ich durch meine Prügel gerettet und zum Lohn dafür klagen ſie; freilich könnten ſie es nicht, wären ſie jetzt todt oder gefangen. Wollt ihr mich für dieſe Prügel ſtrafen, nun ſo ſtraft auch Eltern und Lehrer, welche ihre Kinder und Schüler züchtigen. Wäre ich geneigt, bloß aus Uebermuth zu meinem Vergnügen zu prügeln, ſo müßte es jetzt förmlich Prügel von mir regnen: denn ich bin jetzt wohl auf und trinke mehr Wein als damals. Doch ſchlage ich jetzt nie, wie ihr Alle wißt. Weßhalb? weil ihr in Sicherheit ſeid. Im Sturm haben Kapitän und Steuermann das Recht,

zu schlagen und brauchen es, weil die kleinste Versäumniß Verderben für alle sein kann. Als ich in jener Zeit meine Schläge austheilte, da wahrlich erkanntet ihr mir ein Recht darauf zu. Denn keinem von euch fiel es ein, den Geschlagenen beizustehen; freilich halft ihr auch mir nicht bei der Züchtigung, und ihr bestärktet somit die Feigen und Zügellosen; mir allein blieb die Mühe und Last. Augenscheinlich sind die größten Raufhansen von heute die größten Schlappschwänze von damals. Der Faustkämpfer Boiskos z. B., der in der Zeit der Gefahr unter dem Vorwand von Krankheit seinen Schild nicht tragen wollte, überfällt hier im sichern Lande die Bürger von Kotyora, um sie auszuplündern. Seid ihr klug, so machts mit ihm, wie mit einem Hund, nur mit Umkehr der Zeit, laßt ihn am Tage los, da beißt er nicht, aber bindet ihn Nachts an. Uebrigens möchte ich euch darauf aufmerksam machen, daß ihr wohl recht thätet, neben den Prügeln, die ich austheilte, auch der Wohlthaten zu gedenken, die ich erwies und des Lobes, mit dem ich nicht sparte, wo immer ich etwas Rühmliches sah."

Unter allgemeinem zustimmendem Rufe der Soldaten schloß Xenophon seine Rede und ging geehrter als je aus dieser Anklage hervor, deren Verhandlungen uns einen Blick in die Art, wie die Disciplin aufrecht erhalten ward, thun lassen.

Auf Xenophons Antrag brachte schließlich das Corps ein Sühnopfer, um die Götter zu versöhnen und sich von den begangenen Frevelthaten zu reinigen.

45. Die Streifzüge, welche die Griechen von Kotyora aus der Verpflegung halber unternahmen, hatten zu Feindseligkeiten mit den Paphlagoniern geführt, die indessen noch vor dem Ende des 45tägigen Aufenthaltes bei Kotyora ihr Ende fanden, da Korylas eine Gesandtschaft deßhalb schickte, die freundlich aufgenommen ward und vor der unter Anderm die Soldaten des Corps von den verschiedenen Nationalitäten ihre kriegerischen

45) Xen. Anab. VI, 1.

Fertigkeiten durch die Aufführung von Waffentänzen und andern Spielen zeigten.

Fahrt und Zug von Kotyora nach Kalpe.

Unterdessen war eine hinlängliche Anzahl von Fahrzeugen beschafft, das Corps schiffte sich zu Kotyora ein und lief 24 Stunden später in den Hafen Harmene der milesischen Kolonie Sinope ein. Die Sinopeer sendeten reiche Geschenke an Lebensmitteln; während des fünftägigen Aufenthalts hier traf auch Cheirisophos wieder bei den Truppen ein, ohne daß er vom Anaxibios etwas mitbrachte, als einige belobende Redensarten und das Versprechen, sobald sie nach Europa hinüberkämen, sollten sie von Lakedämon Sold erhalten. Da sie nun so nahe der Heimath und auf dem directen Wege dahin waren, fiel es den Soldaten schwerer als bisher auf's Herz, daß sie nach so vielen Mühen mit leeren Händen in dieselbe zurückkommen sollten. Sie gedachten im nordwestlichen Kleinasien gegen den nächsten persischen Satrapan noch ein wenig auf eigne Faust Krieg zu führen. Damit aber der Zug erfolgreich werde, wollten sie das bisher regierende Oberstencollegium durch einen einzelnen Obergeneral ersetzen und ihre Augen warfen sie für diese Stelle, wie billig, auf Xenophon. Dieser auf der einen Seite ehrgeizig genug, diese Stelle zu wünschen, verkannte doch auf der andern nicht die Verantwortlichkeit, welche er damit übernehmen würde und die Gefahr, namentlich bei der abgeschwächten Disciplin, den bereits erworbenen Ruhm schmählich wieder zu verlieren. Im Zweifel, was er thun solle, befragte er die Götter; die Opferzeichen waren nicht günstig.

Da nun die Soldaten in der Heergemeinde wirklich die Wahl eines Generalissimus beschlossen und ihre Wahl auf Xenophon fiel, lehnte er ab:

„Soldaten," sprach er, „ich freue mich zwar, zu sehen, daß ich euer Vertrauen in so hohem Maaße besitze, danke euch für dasselbe und bitte die Götter, daß sie mir vergönnen mögen

euch nützlich zu sein. Doch, da sich unter den Obersten ein Lakedämonier befindet, muß meiner Meinung nach dieser die Stelle des Generalissimus einnehmen. Meine Wahl würde weder mir selbst noch euch Nutzen bringen; sie würde euch der Unterstützung der Lakedämonier, die ihr im Nothfall wohl bedürfen könntet, berauben, und mir selbst von ihnen nie verziehen werden. Haben sie doch Athen, meine Vaterstadt, bestürmt, bis sie ihre Oberherrschaft anerkannte, und sind befriedigt gewesen, sobald sie dies that. Ich würde mich dem Verdachte schwer entziehen können, das Ansehen Lakedämons verringern zu wollen und dies würden sie auf keinen Fall dulden. Seid überzeugt, daß ich dem General, den ihr wählen werdet, mich unbedingt unterwerfen werde; daß andere in Betreff meines Generalates ebenso denken würden, davon bin ich aber nicht völlig überzeugt. Statt eines einheitlichen Oberbefehls und einer Vermehrung der Kraft würdet ihr also wahrscheinlich bei meiner Wahl nur an dieser verlieren und an Zwiespalt gewinnen."

Obgleich noch ferner in ihn gedrungen ward, anzunehmen, beharrte Xenophon doch bei seiner Ablehnung und berief sich schließlich auf die ungünstigen Opferzeichen. Nun erst bequemten sich die Soldaten zur Wahl des Cheirisophos; dieser nahm an, indem er allerdings zugleich versicherte, er würde sich willig jedem andern erwählten Generalissimus untergeordnet haben. Daß Xenophon abgelehnt habe, sei vernünftig von diesem, ohnehin habe ihn der von Trapezunt ausgerissene Dexippos beim Anaxibios schon hinreichend verläumdet; ihm, Cheirisophos, habe es viele Mühe gekostet, diese Verläumdungen auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Er glaube freilich, daß Xenophon die Wahl des Dardaniers Timasion zum Oberbefehlshaber lieber gewesen wäre, indessen auch er werde versuchen, das Seinige zum Nutzen der Truppe zu thun.

46. Am nächsten Tage fuhr das Corps zur See nach Hera-

---

46) Xen. Anab. VI, 2.

kleia, einer Colonie von Megara, wo es freundlich aufgenommen und reichlich verpflegt ward. Im Lager auf der Halbinsel Acherusias ward eine Heergemeinde abgehalten, in der mehrere Schreier verlangten, man müsse den Bürgern von Herakleia eine tüchtige Wegzehrung — 3000 Kyzikener nach der Meinung der Bescheidensten, 10,000 nach derjenigen der minder Bescheidenen — abpressen. Cheirisophos sowohl als Xenophon weigerten sich, eine solche Strolchenforderung nach Herakleia zu überbringen; drei andere Parlamentäre übernahmen es. Die Herakleoten antworteten, sie müßten darüber berathen; beeilten sich aber alsbald, alle bewegliche Habe vom Lande in die Stadt zu flüchten, die Thore zu schließen und die Mauern zu besetzen. Dieser Strich durch die Rechnung ward von den Truppen den Obersten und namentlich Xenophon in die Schuhe geschoben. Die Arkader und Achäer, welche über die Hälfte des ganzen Corps ausmachten, rotteten sich zusammen, schimpften weidlich auf den einzigen Athener, der keine Maus zum Regimente gebracht und doch Alles nach seinem Kopfe regiere, und beschlossen endlich, sich von den andern zu trennen und auf eigene Faust ihr Heil zu versuchen. Sie wählten sogleich 10 Obersten aus ihrer Mitte; das Generalat des Cheirisophos fand so am sechsten Tage seiner Geburt ein Ende. Die Arkader und Achäer, 4500 Mann stark, lauter Hopliten, schifften sich bei Herakleia ein und segelten nach Kalpe (Kirpe) ab. 47.
Cheirisophos, krank und abgespannt, zog mit dem 1400 Hopliten und 700 thrakischen Peltasten von Klearchs ehemaligem Corps, welche ihm blieben, zu Lande eben dahin. Xenophon aber, zu dem sich 1700 Hopliten, 300 Peltasten und die etwa 40 Mann starke Reiterei des Corps hielten, folgte nach einigem Schwanken den Arkadern und Achäern zu Schiffe.

Diese letzteren, bei Kalpe angekommen, mußten zunächst daran denken, sich Lebensmittel zu verschaffen. Sie verfuhren

---

47) Xen. Anab. VI, 3.

dabei so ungeschickt als möglich, indem sie zu den Streifzügen in's Innere des von Thrakern bewohnten Landes sich in zehn Kolonnen, soviele als Obersten waren, theilten. Zwei dieser Kolonnen wurden von den Eingebornen völlig aufgerieben, die übrigen acht fanden sich glücklich auf einem Hügel zusammen, wo sie von den in Massen sich zusammenziehenden Thrakern eingeschlossen wurden.

Xenophon sollte ihr Retter werden. Er segelte von Herakleia nicht bis Kalpe, sondern landete westlich der Mündung des Sangarios (Sakaria); von da wollte er nach Kalpe marschiren; seine Reiterei brachte einige Leute ein, von denen er erfuhr, was den Arkadern und Achäern zugestoßen sei. Immer darauf bedacht, das Corps zusammenzuhalten oder wieder zusammenzubringen und wenn es nicht ganz zu vereinigen sei, so viel als möglich von ihm zu vereinigen, faßte er den Entschluß, zum Entsatze jener Eingeschlossenen zu marschiren, gewann seine Soldaten dafür und führte ihn sogleich aus.

Die Reiterei, deren Befehl er dem Timasion, seit dessen verunglücktem Versuch, den Oberbefehl für sich selbst zu erobern, Xenophons entschiedenstem Anhänger und Freund, übergeben hatte, mußte sich vertheilen und voraufziehend alle bewohnten Orte, auf welche sie traf, in Brand stecken; die Haufen der Peltasten, welche ihm folgten, und endlich das Gros der Hopliten vervollständigten das Werk. Die ganze Landschaft stand in Feuer und Flammen; gegen Abend hatte sich Xenophon bis auf eine deutsche Meile dem Blokadekorps der Thraker genähert; er bezog hier ein Lager, ließ abkochen und essen, ordnete dann den Sicherheitsdienst für die Nacht, ließ endlich die Feuer auslöschen und Alles zur Ruhe gehn. Am nächsten Morgen ward frühzeitig aufgebrochen. Als aber Xenophon jene Höhe erreichte, fand er dort weder die Arkader und Achäer, noch die Thraker, sondern nur alte Weiber und Männer, von denen er erfuhr, daß die Thraker durch die vielen Feuer, welche sie gesehen, erschreckt, schon am vorigen Abend abgezogen seien, die Griechen

aber diesen Morgen; — wohin, konnte man nicht in Erfahrung bringen. Xenophon brach nun nach Kalpe auf, wo Cheirisophos mit seiner Abtheilung unzweifelhaft schon eingetroffen sein mußte. Auf dem Wege aber fand man auch die Spuren des Marsches der Achäer und Arkader, welche gleichfalls nach Kalpe zeigten.

Aufenthalt auf der Landzunge von Kalpe.

Die Landzunge oder Halbinsel von Kalpe, auf welcher nun 48.
das ganze griechische Corps sich lagerte, war wie geschaffen zur Anlage einer Soldatenkolonie, die in diesen Gegenden zur herrschenden Stadt werden konnte; leicht abzusperren durch Befestigungen gegen das innere Land, bot sie für eine Bevölkerung von 1000 Menschen hinreichenden Raum; an süßem Wasser fehlte es so wenig als an Holz; das von bithynischen Thrakern bewohnte Binnenland war reich und fruchtbar, bequeme Häfen ließen sich anlegen. Eine Stadt hier konnte ein wichtiger Zwischenpunkt zwischen Byzantion und Herakleia werden. Da nun der Argwohn der Soldaten von neuem wach wurde, daß man sie zur Gründung einer Niederlassung hieher geführt habe und da die Wenigsten Lust hatten, hier zu bleiben, so lagerten sie sich dicht am Meere, nicht auf der nur 400 Fuß breiten Enge, durch welche die Landzunge mit dem Binnenland zusammenhängt, damit sie jeden Anlaß zum Beginne einer Befestigung und Festsetzung vermieden.

Am nächsten Tage rückte Xenophon wieder von Kalpe aus nach dem Hügel, auf dem die Achäer und Arkader eingeschlossen gewesen waren, um die hier noch unbegraben liegenden Griechen zu bestatten. Am folgenden Tag ward auf Veranlassung namentlich arkadischer Hauptleute eine Heergemeinde versammelt und in dieser beschlossen, wer wieder einmal eine Trennung des Corps

48) Xen. Anab. VI, 4.

in Vorschlag brächte, solle mit dem Leben büßen, es solle Alles wieder auf den ursprünglichen Stand gesetzt, auch das alte Oberstencollegium wieder hergestellt werden. An die Stelle des Cheirisophos, der unmittelbar nach der Ankunft bei Kalpe gestorben war, ward sein Oberstlieutenant Neon gewählt.

Als nun die Götter befragt wurden, ob sie dem Weitermarsch zu Lande günstig seien, antworteten sie verneinend und dies wiederholte sich mehrere Tage. Es fing an, an Lebensmitteln zu fehlen; man mußte also wenigstens diese sich durch Streifzüge zu verschaffen suchen; aber auch den Streifzügen waren die Opferzeichen nicht günstig. Da sich nun Xenophon entschieden weigerte, gegen den Willen der Götter etwas zu unternehmen, so sehr die Soldaten auch in ihn drangen, wollte der neugebackene Oberst Neon sich beliebt machen und zog an der Spitze von 2000 Mann, die obenein mehr auf das Einbringen von Lebensmitteln als auf den Kampf gerüstet waren, in's Binnenland. Seine Mannschaft vertheilte sich auf die einzelnen Dörfer, ward hier aber unversehens von einem persischen Reitercorps angegriffen, welches Pharnabazos, der Satrap in diesen Gegenden, den Thrakern zu Hülfe gesendet hatte, und verlor viele Leute. Xenophon rückte nun zur Aufnahme der Geschlagenen aus und führte sie in das Lager am Meere zurück.

Während dieser ganzen Zeit hatte Xenophon mit dem Argwohn der Soldaten wegen seiner Niederlassungspläne zu kämpfen gehabt. Als zuerst die von dem Xenophon ergebnen Seher Arexion — dem Silanos war es wirklich geglückt, mit seinem Geldsack von Herakleia aus zu entkommen — geleiteten Opfer gegen den Abmarsch sprachen, da hieß es, Xenophon wolle die Soldaten hier zur Anlegung einer Colonie festhalten. Als die Götter sich auch gegen die Streifzüge aussprachen und Xenophon nun vorschlug, man solle sie befragen, ob nicht das Gepäck in einem befestigten Lager zurückzulassen sei, während die Hauptmacht auf Fouragirung ausrücke, — sie würden dann vielleicht günstiger antworten, — da schrie Alles, das solle

der Anfang zu einer Stadt werden, und Niemand wollte davon hören.

Endlich aber erreichte Xenophon doch seine Absicht, die Soldaten zur Aufgebung des gar nicht geschützten Lagers an der Meeresküste zu bewegen. Am Abend desselben Tages nämlich, da er die geschlagenen Soldaten Neons in's Lager zurückgeführt hatte, wurden die griechischen Vorposten von den Thrakern überfallen, zum Theil niedergemacht, und die Thraker drangen bis in's Lager. Nun ließen die Griechen sich bestimmen, das- 49.
selbe am nächsten Tage in die viel festere Oertlichkeit auf der Erdenge zu verlegen, welche außerdem durch einen Graben und eine mit Pallisaden besetzte Brustwehr, in welcher drei Thore blieben, abgeschnitten ward.

Auf einmal gestaltete sich Alles glücklicher: ein Schiff von Herakleia lief mit Lebensmitteln Kalpe an und auch die Opferzeichen versprachen von einem Ausmarsche jetzt guten Erfolg. Die Obersten ließen am andern Morgen ausrücken und nach dem Frühstück ward in der Richtung auf dieselben Dörfer abmarschirt, wohin Neon seinen Zug gerichtet hatte. Nur Neon mit den Soldaten seines Corps, welche über 45 Jahre alt waren, blieb zur Lagerwache zurück. Eine halbe Stunde vom Lager schon traf man auf griechische Todte von jenem unglücklichen Streifzug, welche immer dichter lagen, je mehr man sich den Dörfern näherte. Alle wurden von der Arriergarde begraben, während Avantgarde und Gros weiter zogen. Am Nachmittag kamen die Griechen über die Dörfer hinaus, aus denen alle Lebensmittel unter dem Schutze einer guten Aufstellung zusammengebracht wurden. Plötzlich erblickten sie ein starkes feindliches Corps von Reiterei und Fußvolk im Abstand einer halben Stunde Weges vor sich. Es waren Truppen des Pharnabazos, unter dem Befehl des Spithridates und Rathines, welche ihrerseits am Fuße von Höhen halt machten und in zu-

49) Xen. Anab. VI, 5.

sammenhängender Linie aufmarschirten, sobald sie der Griechen ansichtig wurden. Diese ließen opfern und die Opfer erwiesen sich günstig für ein Gefecht.

Xenophon machte nun den Vorschlag, man solle nicht das ganze Corps in einer Linie entwickeln, sondern eine Reserve anordnen, und da dies gebilligt ward, behielt er es sich selbst vor, die Reserve aus den unterdessen herangekommenen Abtheilungen der Arriergarde zu formiren. Er bildete drei Haufen, jeden zu 200 Mann unter dem Achäer Samolas, dem Athener Phrasias, dem Arkader Pyrias, die sich bei aufmarschirter Phalanx je 100 Fuß hinter dem rechten und linken Flügel und dem Centrum derselben aufstellen sollten. Alles war unterdessen aus der Flanke weiter marschirt. Bald stieß die Spitze auf eine bedeutende Waldschlucht und machte Halt, ungewiß, ob sie hinüber rücken solle. Die Obersten wurden gerufen und kamen an die Schlucht; Sophänetos hielt es für gefährlich, sie zu überschreiten und dann beim Gefecht im Rücken zu haben.

Aber Xenophon rief, sich zu den Soldaten wendend: „Ich denke, ihr wißt, daß ich euch nicht absichtlich in Gefahr bringe; Ruhm haben wir genug, wir wollen jetzt uns soweit möglich erhalten. Hier aber können wir ohne Kampf einmal nicht davon kommen; greifen wir nicht an, sondern gehen zurück, so folgt uns der Feind, und ihn im Rücken zu haben, wäre wohl auch nicht angenehm; bei der Verfolgung bekommt auch der Feigste Muth, aber daß die Bursche uns stehen, wenn wir sie angreifen, das ist nicht sehr wahrscheinlich. Des Sieges gewiß, brauchen wir uns nicht zu scheuen, diese Schlucht hinter uns zu nehmen; möge der Feind das ganze Land hinter sich wegsam genug finden, um auszureißen; er wird so etwas brauchen, wir nicht. Wie kann man von dieser Schlucht so viel Aufhebens machen? In der Ebene, von der zahlreichen Reiterei des Feindes verfolgt, werden wir auch nicht auf Rosen gebettet sein, und über die Höhen zurückzukommen, die wir im Hermarsch

überstiegen, ist ebenso wenig leicht, wenn uns zahlreiche leichte Truppen nachjagen. Kämen wir aber auch glücklich ohne ernstes Gefecht nach Kalpe und ließen uns dort angreifen, so haben wir erst recht eine ganz andere Schlucht in unserm Rücken, und kein Schiff da, um uns zu retten, keine Speise, um uns zu sättigen. Jetzt sind wir satt, die Opfer sind günstig. Wohlan denn, gebt dem Feinde keine Zeit, auszuruhen und sich zu stärken!"

Nach dieser mit Beifall aufgenommenen Anrede übernahm Xenophon den Oberbefehl und ließ die Truppen in einzelnen Kolonnen an verschiedenen Punkten über die Schlucht gehen; drüben formirten sich die Hopliten des Haupttreffens in geschlossener Linie, die Peltasten setzten sich auf die Flügel, die Reservehaufen und die Reiterei unter Timasion hinter die Linie. Während dessen ritt Xenophon ermunternd die Front entlang: „Erinnert euch, Soldaten, an eure Siege, gedenkt, daß der Fliehende erst recht verloren ist. Schon stehen wir an den Thoren der Heimath, folgt Herakles als Führer. Einer treibe den andern; ein gutes Wort, das Muth macht, jetzt gesprochen, wird euch ewig im Andenken eurer Kameraden erhalten."

Er gab drauf die Losung: Zeus Retter, Herakles Führer! und ließ antreten, die Hopliten die Spieße auf der rechten Schulter, um sie erst auf's Signal zu fällen. Als man sich dem Feinde näherte, stürmten die Peltasten auf den Flanken, ohne Befehl zu erwarten, vorauf. Von den feindlichen Reitern und einem Haufen bithynischen Fußvolks zurückgeworfen, wurden sie von den Hopliten aufgenommen, die jetzt im Sturmschritte unter Schlachtgesang vorrückten und dann auf's Signal mit dem Schlachtruf die Piken fällten. Ihrem Angriffe hielt der Feind nicht Stand, er floh, verfolgt von Timasions Reitern, die so viele niederhieben, als sie bei ihrer geringen Zahl nur konnten. Die Reiterei Timasions hatte hinter dem rechten Flügel der Griechen, also dem feindlichen linken gegenüber, gestanden; dieser daher konnte sich nicht wieder setzen und sammeln, wohl aber gelang

es dem nicht von Reiterei verfolgten feindlichen rechten auf den nächsten Anhöhen. Sogleich ließ ihn Xenophon zum zweiten Mal angreifen. Aber der Feind erwartete den Angriff gar nicht; Xenophon ließ ihn von den Peltasten verfolgen. Diese konnten ihm bei seiner zahlreichen Reiterei aber nur wenig anhaben. Bald bemerkten die Griechen, daß ein persisches Reitercorps noch beisammen sei und die geworfenen bithynischen Reiter unter dessen Schutze sich sammelten. Trotzdem seine Truppen bereits sehr ermüdet waren, ordnete sie Xenophon doch alsbald zu einem dritten Angriff, den aber der Feind auch dieß Mal nicht abwartete. Xenophon sammelte jetzt die Seinen, ließ auf dem Platze, wo der erste Zusammenstoß erfolgt war, ein Siegeszeichen (Tropäon) errichten und kehrte dann in's Lager von Kalpe zurück, welches $1\frac{1}{2}$ Meilen von der Wahlstatt entfernt, doch mit Sonnenuntergang erreicht wurde.

50. Der eingeschüchterte Feind räumte die benachbarten Dörfer, ließ aber viele Lebensmittel zurück, welche die Griechen nun ohne Gefahr und Kampf in den folgenden Tagen einsammeln konnten. An Ruhetagen durfte jeder Soldat für seine Rechnung Beute machen, während diejenige, welche auf geordneten Streifzügen eingebracht wurde, Eigenthum des Corps war. An Lebensmitteln war Ueberfluß, da allmälig auch eine große Anzahl griechischer Handelsschiffe bei Kalpe anlegte. Auch die benachbarten Thraker begannen Unterhandlungen anzuknüpfen.

In dieser Zeit kam der lakedämonische Gouverneur von Byzantion, Kleandros, mit zwei dreirudrigen Kriegsschiffen, aber ohne Transportfahrzeuge, nach Kalpe; in seiner Begleitung auch jener Dexippos, welcher, das ihm bewiesene Vertrauen täuschend, bei Trapezunt das Corps verlassen hatte. Die meisten Truppen waren gerade auf einem Streifzuge abwesend; eine Abtheilung war in die Berge gegangen, um dort auf eigne Faust Beute zu machen; sie brachte eine Menge Schaafe zurück,

---

50) Xen. Anab. VI, 6.

die nach den von der Heergemeinde gefaßten Beschlüssen, da kein Ruhetag war, dem Corps gehört hätten. Diese Soldaten aber hatten Lust, den Raub für sich zu behalten und wendeten sich deßhalb an den Dexippos, dem sie einen Antheil versprachen, wenn er ihnen den Rest der Schaafe sicher stelle. Dexippos legte sich wirklich in's Mittel und wollte die Leute auseinandertreiben, welche den Raub als Gemeingut des Corps in Anspruch nahmen; er lief zum Kleandros und klagte diesem, man wolle ihn bestehlen. Kleandros befahl, ihm die Schuldigen vorzuführen. Dexippos ergriff darauf einen Soldaten von der Compagnie des Agasias; Agasias kam herbei und nahm ihm den Soldaten weg; andere Leute rotteten sich zusammen, warfen Dexippos mit Steinen und schimpften ihn Verräther. Die Mannschaft von Kleanders Schiffen und dieser selbst, bestürzt über den Aufruhr, flohen an's Meer. Xenophon beruhigte den Tumult und erklärte Kleandros den Zusammenhang der Sache. Dieser aber, von Dexippos aufgestiftet, außerdem ärgerlich über sich selbst, daß er so ohne alle rechte Veranlassung schon das Hasenpanier ergriffen, wollte von nichts hören; drohte, er werde absegeln und überall bekannt machen, daß jede griechische Stadt das Corps als Feinde behandeln und abweisen solle.

Xenophon unterschätzte den Einfluß Lakedämons und der von ihm eingesetzten Behörden nicht, er gab sich alle Mühe, den Gouverneur zu begütigen. Dieser verlangte nun, daß ihm der zuerst verhaftete Soldat und außerdem Agasias, dem Dexippos als einem Freund Xenophons besonders gram war, ausgeliefert würden.

Xenophon suchte in der Heergemeinde die Soldaten zu bestimmen, diesem Verlangen zu willfahren. Er machte sie auf den Einfluß Lakedämons, des Gouverneurs Kleandros, des Admirals Anaxibios aufmerksam, welcher wohl vermöchte, die Drohung wahr zu machen und sie von Griechenland auszuschließen, was man doch nicht wünschen könne. Man müsse sich also fügen.

„Da Dexippos," fuhr er fort, „wie ich hörte, geäußert hat, Agasias werde nicht ohne meinen Befehl gehandelt haben, so biete ich selbst mich zur Auslieferung an, falls Agasias erklärt, daß es sich wirklich so verhalte, und meiner Meinung nach sollten auch andere, die Kleandros sonst für schuldig hält, sich freiwillig dessen Urtheil unterwerfen, um dadurch die drohendsten Nachtheile von dem ganzen Corps abzuwenden. Es wäre doch traurig, wenn dieses, welches Lob und Ehre bei der Rückkehr in die Heimath erwartet hat, nun noch an ihrer Schwelle im Gegentheil zur Verbannung verdammt werden sollte."

Agasias versicherte darauf, daß Xenophon nicht die mindeste Schuld an dem Vorfall trage; erklärte sich bereit, sich freiwillig dem Kleandros zu stellen und bat nur um einige Begleiter, die als Zeugen und Fürsprecher mit ihm gehen sollten. Da ihm deren Wahl freigestellt ward, wählte er die Obersten. Diese nun begaben sich mit ihm und dem anfangs verhafteten Soldaten zum Kleandros. Obgleich dieser nun begütigt ward und versicherte, daß er gegen das ganze Corps nichts mehr habe, behielt er doch den Agasias und dessen Soldaten zurück.

Xenophon aber versammelte sogleich die Heergemeinde und brachte eine Deputation an Kleandros in Vorschlag, um Fürbitte für die Verhafteten einzulegen. Dies ward angenommen; die Deputation, aus den Obersten, den Hauptleuten und einer Anzahl geeigneter Soldaten zusammengesetzt, begab sich zum Kleandros, den Xenophon, als ihr Sprecher, vollständig umstimmte. Die Verhafteten wurden sofort zurückgegeben. Xenophon hatte dem Kleander den Oberbefehl über das Corps angetragen, was diesem so schmeichelte, daß er von da ab sich auf's Freundlichste gegen jenen betrug. Er hatte auch große Lust, den Oberbefehl anzunehmen; die Opferzeichen waren ihm aber so ungünstig, daß er diesen Gedanken aufgab und nach kurzem Verweilen, doch im besten Vernehmen mit Obersten und Soldaten nach Byzantion zurücksegelte.

Zug nach Byzantion und Aufenthalt daselbst.

Das griechische Corps, nachdem noch die Beute vertheilt war, zog von Kalpe ab, um quer durch Bithynien nach Chrysopolis am Bosporus, gegenüber Byzantion zu marschiren. Unterwegs ward noch ein glücklicher Streifzug gemacht und sechs Tage nach dem Abmarsche von Kalpe traf man in Chrysopolis ein. Hier ward die gewonnene Beute zu Geld gemacht.

Der persische Satrap Pharnabazos, welchem der fortdauernde Aufenthalt der Zehntausend in Asien Sorge machte, 51.
ließ den lakedämonischen Admiral Anaxibios bitten, sie doch nach Byzantion hinüberzuholen, indem er sich zu allen Gegendiensten bereit erklärte. Anaxibios beschied nun die Obersten und Hauptleute nach Byzantion, wo er sich gerade aufhielt, hinüber und bot ihnen an, sie in lakedämonischen Sold zu nehmen, wenn sie nach Europa hinüber kommen wollten. Nach Chrysopolis zurückgekehrt, trugen die Obersten die Sache der Heergemeinde vor und, da diese einverstanden war, setzte Alles nach Byzantion über.

Anaxibios hatte indessen durchaus nicht Neigung, sein Versprechen zu halten. Da das Corps glücklich nach Europa hinüber war, dachte er nur darauf, wie er desselben baldmöglichst wieder los werden könne. Er ließ ausrufen: die Truppen sollten mit Waffen und Gepäck vor die Stadt rücken, um dort gemustert zu werden und dann sogleich weiter zu marschiren. Die Soldaten, argwöhnisch, wie sie waren, murrten: sie hätten noch kein Geld; wovon sie auf dem Marsche leben sollten? und beeilten sich nicht, zu packen.

Xenophon hatte unterdessen schon längst daran gedacht, sich von dem Corps, sobald es in Sicherheit wäre, zu trennen und nach Athen, in die Vaterstadt, zu segeln. Schon als er

51) Xen. Anab. VII, 1.

mit den Obersten von Chrysopolis aus nach Byzantion hinübergegangen war, hatte er von hier aus sogleich nach Haus reisen wollen, ohne erst noch einmal dorthin und zum Corps zurückzukehren, aber das Zureden des Anaxibios vermochte ihn zur Aenderung dieses Entschlusses. Jetzt nun, da er die üble Stimmung der Soldaten bemerkte und noch manche Verwicklung voraussah, bei welcher wenig Ruhm zu holen sei, wollte er wenigstens abreisen und ging noch zu seinem nunmehrigen Freunde Kleandros, von diesem Abschied zu nehmen. Kleandros redete ihm zu, doch wenigstens erst mit dem Corps auszumarschiren und seine Abreise bis dahin zu verschieben; er lüde anders eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, schon jetzt werde davon geredet, er sei Schuld daran, daß die Soldaten keine Lust bezeigten, auszurücken. Obgleich Xenophon diese Schuld durchaus ablehnen mußte, ließ er sich dennoch umstimmen und ging mit Kleandros zum Anaxibios, diesen davon in Kenntniß zu setzen.

Nun begann der Ausmarsch wirklich. Der Lakedämonier Eteonikos hatte die Thorwache und vom Anaxibios den Befehl, sobald die Truppen hinaus wären, das Thor unverzüglich zu schließen. Noch waren nicht alle Truppen hinaus, als Anaxibios die Obersten und Hauptleute zu sich berufen ließ und ihnen sagte: sie hätten nach dem thrakischen Chersones (Halbinsel von Gallipoli) zu marschiren; verproviantiren könnten sie sich unterwegs aus den thrakischen Dörfern, im Chersones würden sie von dem dortigen Commandanten Kyniskos Löhnung erhalten.

Von Musterung und Auszahlung der Löhnung hier am Platze war also nicht mehr die Rede. Obgleich die Obersten sich betrogen sahen, schienen sie es doch für klug zu halten, sich zu fügen; sie erkundigten sich, ob sie auf dem nächsten Wege längs der Küste in den Chersones marschiren sollten oder durchs Binnenland, ob der nächst benachbarte thrakische König Seuthes Freund oder Feind der Lakedämonier, so oder so zu behandeln sei.

Aber während sie darüber noch verhandelten, hatte sich die Nachricht in der Kolonne der Soldaten wie ein Lauffeuer verbreitet und hier ward sie nicht mit derselben Ruhe, wie von den Obersten aufgenommen. Alle, welche schon ausmarschirt waren, kehrten gegen das Thor um. Eteonikos ließ es eiligst schließen; die Hopliten drohten, es zu stürmen; ein Haufe lief 52.
nach dem Kai am Meere und erstieg hier die unbesetzten Mauern; die Mannschaft, welche noch in der Stadt war, hieb von innen das Thor auf und die ganze Masse der Söldner drängte sich nun wüthend in die Stadt. Allgemeiner Schrecken; die Einwohner flüchteten theils auf die Schiffe, theils schlossen sie sich in ihre Wohnungen ein. Anaxibios rettete sich in die Citadelle und ließ zur Verstärkung ihrer schwachen Besatzung die Garnison von Chalcedon (Skutari) von der andern Seite des Bosporus hinüber kommen.

Xenophon befand sich mitten in dem Getümmel, die Soldaten drängten sich um ihn und schrieen ihm zu: „Jetzt, Xenophon, ergreife den Augenblick! eine Stadt, Galeeren, Geld, Soldaten sind dein; uns kannst du reich machen, mit uns dir Macht und Ruhm verschaffen!"

Xenophon drauf: „Ganz recht! aber vor allen Dingen jetzt in Reih und Glied, mit einer wilden Bande würde ich wenig ausrichten."

In wenigen Augenblicken hatten die Hopliten sich auf dem geräumigen thrakischen Platze acht Mann tief geordnet und die Peltasten setzten sich im Laufschritt auf beide Flügel.

Nun kündigte Xenophon an, daß er eine Heergemeinde zu halten gedenke und eröffnete sie selbst:

„Soldaten," redete er, „ich begreife es vollkommen, daß ihr wüthend seid. Aber, was soll daraus werden, wenn wir an den anwesenden Lakedämoniern für den uns gespielten Be-

---

52) Vgl. auch den Brief Chions, de conservato a Xenophonte Byzantio. Edit. Thieme; Vol. I, p. 12 ffg.

trug Rache nehmen und die Stadt plündern, die mit diesem Betruge nichts zu schaffen hat. Bedenkt wohl, daß wir damit Lakedämon den Krieg erklären. Wenn aber das blühende Athen mit seiner mächtigen Flotte, seinem reichen Staatsschatz, seinen weiten Besitzungen Lakedämon nicht zu widerstehen vermochte, wie es der Ausgang des peloponnesischen Krieges bewiesen, was hätten wir wohl zu hoffen? Zumal da Lakedämon jetzt ganz Griechenland beherrscht und, die damals ihm noch gegenüberstanden, jetzt seine Verbündeten sind! Wir sind in solchem Fall auf allen Seiten von Feinden umgeben, denn im Osten haben wir Persiens König, dem wir die Krone für Kyros vom Haupte zu reißen gedachten, doch sicherlich auch nicht zum Freunde. Fort mit dem Gedanken an einen Krieg, der unsere Väter und unsere Freunde gegen uns in's Feld rufen würde und den wir verschuldet hätten, wenn wir die erste hellenische Stadt, in die wir kamen, verwüsten wollten. Ich wenigstens möchte lieber zehntausend Klafter tief unter der Erde liegen, als die Schuld an einem solchen Kampfe auf mein Haupt laden. Was ich rathe ist, daß ihr als Griechen euer Recht suchet, aber euch nicht auflehnet gegen eine Herrschaft, welche ganz Griechenland anerkennt, daß ihr euch aber selbst dann füget, wenn ihr kein Recht finden solltet. Ich schlage also vor: dem Anaxibios sagen zu lassen, daß wir nicht in die Stadt zurückgekehrt sind, um Gewaltthätigkeiten zu verüben, sondern um eine billige Beihülfe zur Fortsetzung unseres Marsches zu erlangen, daß, sollten wir diese auch nicht erlangen, wir wenigstens durch unsere Rückkehr Gelegenheit erhalten wollten, zu zeigen, daß wir uns fügen können, aber uns nicht überlisten lassen."

Die vernünftigen Vorstellungen Xenophons erwiesen auch in dieser schwierigen Stunde sich siegreich; die Heergemeinde nahm den Antrag an und sendete drei Abgeordnete zum Anaxibios. Während das Corps auf deren Rückkunft wartete, fand sich bei ihm der abenteuernde Condottiere Köratades von Theben ein, ein General, der ein Heer suchte, bot seine Befehlshaberschaft

an und versprach goldne Berge, die er an dem Hebros (Marizza) suchen wollte. Da die Deputation von Anaxibios zwar mit Versprechungen, aber nur sehr allgemeiner Natur und weitabliegender Erfüllung zurückkehrte, da auf Xenophons Bleiben nicht mehr zu rechnen war, nahmen die Söldner die Anträge des Köratades an und traten unter seinen Oberbefehl, den er aber schon nach wenigen Tagen niederlegen mußte, da sich bald erwies, daß er nicht leisten würde, was er versprochen. Die noch beim Corps befindlichen Obersten — Xenophon war abgereist — waren untereinander nicht darüber einig, was sie vornehmen sollten und es zeigten sich schnell entschiedene Symptome der 53.
Auflösung; einzelne Soldaten fingen an, ihre Waffen zu verkaufen und segelten mit dem Erlöse heim oder ließen sich auch in den thrakischen Städten nieder.

Xenophon hatte, sobald Köratades den Oberbefehl übernommen, von dem Corps Abschied genommen und sich durch Vermittlung des Kleandros auf der Flotte des Anaxibios zur Heimreise eingeschifft. Unterwegs, schon bei Kyzikos, erfuhr Anaxibios von dem Aristarchos, dem Nachfolger Kleandros im Gouvernement von Byzantion, daß auch er von der Admiralschaft in diesen Gewässern abberufen sei und sein Nachfolger im Kommando, Polos, bald im Hellespont eintreffen werde. Anaxibios segelte nun nach Parion am Hellespont und mahnte von dort den Pharnabazos an die Erfüllung seiner Versprechungen, da er das Corps der Zehntausend glücklich nach Europa hinüber gelockt und das Möglichste für dessen Auflösung gethan habe. Indessen Pharnabazos, der auch schon wußte, daß Anaxibios abberufen sei und ihm vorläufig weder nützen noch schaden könne, wollte sich an gar nichts mehr erinnern. Anaxibios, wüthend darüber, trug dem Xenophon auf, zu dem Corps der Zehntausend zurückzukehren, dessen Auflösung zu verhindern und es nach Asien in's Gebiet des Pharnabazos überzuführen.

53) Xen. Anab. VII, 2.

Xenophon ging wirklich zum Corps ab und wurde von seinen alten Waffengefährten mit Jubel aufgenommen.

Xenophon im Dienste des thrakischen Königs Seuthes.

54. Schon als Xenophon sich zum erstenmal von Chrysopolis aus in Byzantion befand, hatte der thrakische König Seuthes ihn durch einen Gesandten, den Medosates, bitten lassen, mit den Zehntausend in seinen Dienst zu treten. Jetzt erneuerte er diese Aufforderung; Xenophon trat aber nicht auf diese Anträge ein, sondern führte das Corps nach Perinthos (Erekli) an der Propontis, um von da aus nach Asien überzusetzen. Aber hier traf er auf unverhoffte Hindernisse. Der neue Gouverneur von Byzantion erschien in Person, verbot dem Xenophon formell den Uebergang nach Asien, den Schiffsbesitzern die Lieferung von Fahrzeugen und erwiederte dem Xenophon auf dessen Bemerkung, daß er nur dem Befehle des Anaxibios nachkommen wolle: Anaxibios habe nichts mehr zu befehlen. — Es ist hiebei zu bemerken, daß Pharnabazos sich gegenwärtig mit dieser neuen Sonne, wie früher mit Anaxibios in Verbindung gesetzt hatte.

Am folgenden Tage ließ Aristarchos die Obersten und Hauptleute aus dem Lager in die Stadt Perinth zu sich bescheiden. Kurz vor der Stadt ward Xenophon gewarnt: er möge nicht hineingehen, man beabsichtige, ihn zu verhaften. Er kehrte um und benutzte seine freie Zeit, den Göttern zu opfern und sie zu fragen, was sie von dem Dienste bei Seuthes meinten. Da sie sich nun durchaus günstig darüber aussprachen, ging Xenophon, nachdem die übrigen Obersten und Hauptleute von Aristarchos zurückgekommen waren, mit einigen derselben am Abend in das Lager des Seuthes hinüber, welches etwa $1\frac{1}{2}$

---

54) Vgl. Xen. Anab. VII, 1.

deutsche Meilen von dem seinigen entfernt war. Seuthes hatte sein Hauptquartier in einem Thurme aufgeschlagen und empfing den Xenophon äußerst freundlich. Auf dessen Frage, wozu er das griechische Corps zu gebrauchen denke, antwortete Seuthes: er sei der Sohn des Königs Mäsades, welcher mehrere Völkerschaften unter der Oberherrlichkeit des Reiches der Odryser beherrscht habe. Sein Vater sei indessen von den Unterthanen vertrieben, er selbst am Hofe des Odryserkönigs Medokos — wahrscheinlich eines Verwandten — erzogen worden; seit seinem Eintritt in die Jünglingsjahre habe er nur auf Rache an den Verdrängern seines Vaters, auf Befreiung aus dem drückenden Verhältnisse seiner eigenen Abhängigkeit von der Freundschaft Fremder gedacht, zu dem Zweck den Medokos gebeten, ihm eine Abtheilung Truppen auf seine Rechnung anzuvertrauen. Medokos habe dem Gesuch auch gewillfahrt und mit den von ihm erhaltenen Truppen führe Seuthes nun ein einträgliches Räuberleben auf dem väterlichen Gebiete. Schließe aber Xenophon mit den Zehntausend sich ihm an, so hoffe er bestimmt, den Besitz desselben förmlich zurückzuerobern. An Sold versprach der Thraker dem Gemeinen einen, dem Hauptmann zwei, dem Obersten vier Kyzikener monatlich, Land außerdem Jedem so viel er wolle, Gespanne zur Bearbeitung, endlich der Gesammtheit einen befestigten Ort an der Küste.

Xenophon stellte jetzt noch die Frage: wenn er nicht vermöchte, das ganze Corps herüberzuführen, da manche vielleicht sich vor dem Einschreiten der Lakedämonier fürchten würden, ob Seuthes dann diejenigen aufnehmen würde, welche wirklich kämen? „Sie sollen wie meine Brüder mir willkommen sein, erwiederte Seuthes, sie sollen an meinem Tische sitzen und ich werde Alles mit Ihnen theilen; dir aber, Xenophon, will ich meine Tochter zur Frau geben und hast du eine Tochter, so will ich sie nach thrakischer Sitte von dir kaufen, und ich will dir den schönsten Ort an der Küste, den ich besitze, Bisanthe, geben."

55. Xenophon kehrte hierauf mit seinen Begleitern in das griechische Lager zurück, wo er noch vor Tage eintraf. Am Morgen ließ Aristarch die Obersten und Hauptleute wiederum zu sich nach Perinth bescheiden, doch sie hielten es nicht für klug zu gehen, sondern zogen vor, eine Heergemeinde zu berufen, in welcher Xenophon auseinandersetzte, daß Aristarch den Uebergang nach Asien hindere, daß nun für das Corps zwei Wege sich öffneten, entweder nach dem thrakischen Chersones zu ziehen, wie Aristarch es wünsche, und zu sehen, ob man dort wirklich den von den Lakedämoniern versprochenen Sold erhalten würde, oder in die Dienste des Seuthes zu treten, wo gute Aussichten sich zu eröffnen schienen. Für jetzt schlug er vor, in die nächsten Ortschaften im Binnenland abzurücken, wo man sich verproviantiren könne, und dann erst einen definitiven Entschluß zu fassen. Die Heergemeinde stimmte dem bei und Xenophon brach mit den ihm gebliebenen Truppen auf.

56. Das Corps des Neon, früher des Cheirisophos, welches von jeher direkt unter lakedämonischem Einflusse stand, etwa 800 Mann stark, hatte sich bei der Ankunft unter den Mauern Perinths schon von der Hauptmasse getrennt und 2500 Schritte von ihr ein abgesondertes Lager bezogen. Es folgte auch jetzt dem Xenophon nicht, und Neon, sowie andere Agenten des Aristarch, versuchten es, jenen auf andere Gedanken zu bringen; aber vergebens. Auch insofern hatte Xenophon seinen Entschluß schon gefaßt, als er so viel als möglich und wo möglich alle seine Truppen dem Seuthes zuführen wollte. Der letztere begegnete den Griechen schon, als sie $1\frac{1}{2}$ Stunden von Perinth entfernt waren. Xenophon sagte ihm nun so, daß möglichst viele von den Soldaten es hören mußten: das Corps sei im Marsche nach guten Quartieren, wo es sich dann über die Wahl seines künftigen Heern: Lakedämon oder Seuthes, entscheiden wolle. Seuthes bot sich zum Führer nach vortrefflichen

---

55) Xen. Anab. VII, 3. 56) Vgl. Xen. Anab. VII, 2.

und nahen Quartieren an. Als man hier am Nachmittag eintraf, theilte er selbst dem versammelten Kriegsvolk seine Bedingungen mit, wie früher schon dem Xenophon, er fügte hinzu, daß er die Beute, welche die Griechen machen würden, sich ausbedinge, um sie eben aus deren Ertrag zu besolden; daß die Griechen nur dort gebraucht werden sollten, wo es zum stehenden Gefecht käme, während der ganze Dienst der leichten Truppen von seinen Thrakern verrichtet werden würde, und daß er die Griechen nirgend weiter als sieben Tagmärsche vom Meere führen würde.

Den Söldnern schienen diese Bedingungen gut und sie nahmen dieselben an; sie wurden darauf in Zelten untergebracht, die Obersten und Hauptleute aber von Seuthes im nächsten Dorfe zur Tafel gezogen.

Es war ein ächt germanisches Gastmahl, bei dem stark getrunken und toastirt ward und welches zeitweise zu einer unbändigen Lustigkeit führte. Ein gewisser Herakleides von Maronea ging daneben bei den Gästen herum und weibelte um Geschenke für Seuthes. Auch den Xenophon sprach er an, der dadurch in eine ernste Verlegenheit kam, da er den Anaxibios bei Parion mit nur einem Knecht und dem nothwendigsten Bedarf zur Ueberfahrt verlassen hatte. Indessen zog sich der feine Athener, nachdem er, neben Seuthes an der Tafel sitzend, der ihm beständig zutrank, etwas mehr als recht war, von der guten flüßigen Gabe Gottes genossen und dabei sehr mäßig gegessen hatte, mit Manier aus der Schlinge. Als nacheinander verschiedene Geschenke für den König in den Trinksaal gebracht wurden, erhob sich Xenophon, das Trinkhorn in der Rechten und sprach: „Was mich betrifft, Seuthes, ich bringe dir mich selbst und meine lieben Kameraden zu treuer herzlicher Freundschaft. Sie wollen für dich schaffen und wagen; sie wollen mit der Götter Hülfe dein väterliches Erbe dir wieder erobern und anderes Land dazu; Pferde in Menge, Mannen und schöne Weiber, die mit reichen Geschenken dich willkommen heißen werden."

Darauf stieß er mit dem Thrakerkönig an, der sich erhob, ihm Bescheid zu geben.

Bei Sonnenuntergang wurden von den Griechen die Nachtwachen ausgestellt und Xenophon zu Ehren ward die Parole: Athener! gegeben; mit Seuthes ward verabredet, daß kein Thraker während der Nacht in's griechische Lager komme, um jedes Mißverständniß zu vermeiden, da sowohl die Verbündeten als die Gegner der Griechen Thraker waren. Als Obersten und Hauptleute sich behufs Bestellung des Dienstes erhoben, stand auch Seuthes vom Tische auf, welcher, obwohl er am meisten getrunken, doch keine Spur von einem Rausche zeigte, bat die Obersten noch einen Augenblick zu warten und theilte ihnen mit, daß er beabsichtige, noch in dieser Nacht aufzubrechen, um seine Operationen zu beginnen, da der Feind noch keine Ahnung von seiner Verbindung mit den Griechen habe.

Demgemäß wurde wirklich um Mitternacht aus den Quartieren aufgebrochen; auf Xenophons Rath ward beim Nachtmarsch nach griechischer Ordonnanz die schwerste Waffe, die Hopliten, an die Spitze genommen, welchen dann die Peltasten und endlich unter Seuthes selbst die Reiterei folgten; eine Anordnung, durch welche man bezweckte, das Auseinanderkommen der Abtheilungen in der Dunkelheit zu vermeiden. Diesen Zweck erfüllte sie auch hier, was Seuthes, als er bei Tagesanbruch mit der Reiterei an die Spitze vorkam, rühmend anerkannte. Während die übrigen Truppen ruhten, ritt er mit einer Reiterabtheilung zum Rekognosciren voraus. Er überzeugte sich, daß er wirklich den Feind überraschen könne und traf dazu, zurückgekehrt, die Anstalten. Trotz Xenophons Gegenvorstellungen eilte er mit der ganzen Reiterei über die mit Schnee bedeckten Höhen, — denn man war jetzt im Monat November oder Anfangs Dezember — zu den Dörfern im jenseitigen Thale, wahrscheinlich demjenigen des Flusses Agrianes (Ergina), voraus; begleitet auch von Timasions griechischen Reitern. Xenophon, um wenigstens nicht ganz ohne Fußvolk und nicht zu weit ohne

dieses ihn vorrücken zu lassen, eilte, indem er selbst absaß, mit den Hopliten der jüngsten Jahresklassen bis zum 30. Jahre ihm nach, während Kleanor mit den übrigen langsamer folgte. Allerdings hatte nun Seuthes die Feinde in ihren Wohnungen überrascht, doch hatten diese zum größten Theil in dem durchschnittenen Terrain sich der Reiterei entziehen können. Die thrakischen Reiter hatten sich auf der Verfolgung zerstreut; Xenophon nahm auf den nächsten Höhen eine passende Stellung, für den Fall, daß der Feind auf einem Punkte eine größere Macht zusammenzöge und selbst zum Angriffe überginge; während Kleanor mit den ältern Hopliten die Dörfer besetzte und die Plünderung derselben leitete, welche eine reiche Beute von Vieh und Sclaven eintrug.

Am nächsten Tag ließ Seuthes die genommenen Dörfer 57.
niederbrennen, um den Einwohnern der benachbarten Gebiete eine heilsame Furcht einzuflößen, und sendete seinen Agenten Herakleides nach Perinth, um die Beute zu Geld zu machen. Er selbst setzte darauf seine Operationen nordwärts gegen das Strandscheagebirge fort, in welches die Einwohner aus den nächsten Ortschaften sich flüchteten und von wo nur die Alten, Weiber und Kinder auf Seuthes Aufforderung zurückkamen. Seuthes folgte der jungen Mannschaft des Feindes auf den westlichen Abhang des Strandscheagebirgs, sprengte sie auseinander, ließ die Gebirgsdörfer von den Griechen besetzen und schlug mit seiner Reiterei das Lager weiter rückwärts nach dem Thale zu auf.

Bald darauf kamen Parlamentäre von den Gebirgsleuten (Thyniern) hinab, unter dem Vorwand, mit Seuthes zu unterhandeln, in der That aber, um die Gelegenheit zu einem Ueberfalle zu erkunden, den sie in einer der nächsten Nächte auf die Griechen in ihren Dörfern unternahmen, welche sich der großen Kälte halber in deren Häusern einquartiert und vereinzelt hatten.

57) Xen. Anab. VII, 4.

Einzelne dieser Häuser wurden vom Feinde in Brand gesteckt und der Kampf spann sich hartnäckig auf verschiedenen Punkten fort, bis Seuthes, aufmerksam gemacht durch die Feuer auf den Bergen, mit einer kleinen Abtheilung Reiter, die er im Augenblick hatte sammeln können, aus dem Thale herauf kam; den Trompeter, den er bei sich hatte, ließ er dabei beständig zur Charge blasen. Dies trug dazu bei, die feindlichen Thraker zu vertreiben.

Am Tage nachher sollte nun ein ernster Angriff auf das Gebirge mit vereinter Macht unternommen werden, indessen als die Gebirgsthraker die beträchtliche Truppenmacht des Seuthes sahen, welche sich auf das Gerücht von seinen glücklichen Unternehmungen auch durch Zulauf aus dem Odrysenlande ansehnlich verstärkt hatte, knüpften sie Unterhandlungen an und erklärten ihre Unterwerfung.

58. Seuthes rückte hierauf in die Strandebene am östlichen Abhange des Strandscheagebirges hinüber, welche nicht mehr zu dem einst von seinem Vater besessenen Gebiete gehörte. Hier kam Herakleides mit dem aus der Beute gelösten Gelde von Perinth wieder zum Heere. Seuthes vertheilte nun Maulthiere und anderes Packvieh an die Obersten und Hauptleute, wobei Xenophon vorerst auf Alles verzichtete; den Soldaten aber ward nur auf 20 Tage Sold verabreicht, obgleich sie bereits auf einen Monat Anspruch hatten. Herakleides behauptete, nicht mehr Geld gelöst zu haben. Xenophon nahm sich nun entschieden der Soldaten an; darüber zog er sich die Feindschaft des Herakleides zu und auch Seuthes ward ärgerlich über sein Drängen und hielt fortan mit seinen schönen Versprechungen gegen Xenophon sehr zurück. Xenophon war unter solchen Umständen wenig geneigt, das griechische Corps noch weiter im Dienst des Seuthes zu führen. Darüber spann Herakleides eine Intrigue mit den übrigen Obersten an, um sie von Xenophon zu trennen. Der

58) Xen. Anab. VII, 5.

Anschlag ward aber vereitelt und nun marschirte nach gütlichem Uebereinkommen die ganze Armee des Seuthes nordwärts die Strandebene entlang durch das Gebiet der Melinophagen (Grützefresser) nach Salmidessos, in welcher Gegend man längere Zeit im Lager stehen blieb.

Uebertritt des griechischen Corps in den Dienst der Lakedämonier, Abgang und baldige Rückkehr Xenophons.

Tissaphernes hatte unterdessen, in seine Satrapie zurückgekehrt, sogleich den Kampf gegen die griechischen Städte der ionischen Küste wieder aufgenommen. Ihres früheren Schützers Kyros beraubt, wendeten diese sich um Hülfe an die Lakedämonier als die damaligen Beherrscher des ganzen Griechenlands und die stillen Verbündeten des Kyros. Die Lakedämonier erklärten darauf wirklich den persischen Satrapen Tissaphernes und Pharnabazos den Krieg; sicherlich nicht ohne weitergehende Pläne auf eine vollständige Erschütterung der Perserherrschaft im westlichen Asien. Denn der Zug der Zehntausend, von dem nach und nach die Soldaten, welche das Corps schon verlassen hatten, alle Einzelnheiten in weiteren Kreisen bekannt machten, hatte einen ungeheuern Eindruck in Griechenland gemacht. Ueberall ward von dem Koloß auf thönernen Füßen gesprochen, von dem Reichthum der asiatischen Landschaften, in deren Besitz ein einigermaßen ansehnliches griechisches Heer bei der bewiesenen Ueberlegenheit der griechischen Waffen über die barbarischen sich fast ohne Widerstand setzen könne; von der billigen Rache, welche man jetzt für die dereinstige Ueberschwemmung Griechenlands durch die Perser, damals nur vertheidigungsweise abgewehrt, durch Einfall in ihre Lande nehmen müsse. 59.

Die Lakedämonier sendeten also den Thimbron mit einem

59) Xen. Hell. III, 1. Xen. Anab. VII, 6.

Corps von 1000 Neubürgern und 4000 andern Peloponnesiern, dem sich auch 300 athenische Reiter aus der Zahl derjenigen, welche unter den dreißig Tyrannen gedient hatten und welcher die Athener sich jetzt gerne entledigten, anschlossen, den ionischen Städten zu Hülfe nach Asien hinüber. Aber sehr wünschenswerth mußte es ihnen erscheinen, dieses Corps noch angemessen zu verstärken und eine werthvollere Verstärkung konnte man wohl schwerlich finden, als die Reste der Zehntausend, welche die Kriegführung gegen die Barbaren aus dem Fundamente kannten und sich ihrer erprobten Ueberlegenheit über diese stolz bewußt waren.

Thimbron sendete daher den Lakedämonier Charminos und den Polyneikos in das Lager des Seuthes hinüber mit dem Auftrag, wo möglich einen Dienstvertrag mit den Resten der Zehntausend abzuschließen. Als Monatssold ward ein Dareike für den Gemeinen, das Doppelte für den Hauptmann, das Vierfache für den Obersten versprochen.

Seuthes, dessen thrakische Streitmacht sich durch Zulauf aus dem Odrysenlande bereits so verstärkt hatte, daß die Griechen nur noch ihren kleineren Theil bildeten, und der ihrer nun nicht mehr zu bedürfen glaubte, war es ganz zufrieden, sie in den lakedämonischen Dienst übertreten zu lassen, zumal, wenn er dabei auch noch von der Pflicht zur Auszahlung des rückständigen Soldes loskommen konnte. Herakleides bestärkte ihn darin und führte ihm auch die lakedämonischen Gesandten zu. Bei einem Mahle, welches Seuthes ihnen gab, zu welchem aber keiner der Führer der Zehntausend geladen war, erkundigten sich die Gesandten auch nach Xenophon. Er sei gar nicht so dumm, meinte Seuthes, sein Hauptfehler sei, daß er es zu stark mit den Soldaten halte und sich dadurch selbst schade. Auf die Frage der Gesandten, ob Xenophon nicht einen großen Einfluß auf das Corps ausübe und nicht dessen Uebertritt in lakedämonischen Dienst verhindern werde, antwortete Herakleides: man müsse und könne ohne Xenophon handeln; er selbst werde

das Corps bewegen, sich zu versammeln und ihm die Gesandten vorstellen.

Die Versammlung ward auch zu Stande gebracht und die Soldaten nahmen die Anträge der Lakedämonier mit Beifall auf. Ein arkadischer Soldat trat bei dieser Gelegenheit auch auf, um Xenophon anzuklagen, weil er überhaupt das Corps in den Dienst des Seuthes geführt habe, wo es einen harten Winterfeldzug bestanden und nun nicht einmal dafür bezahlt werde, woran gleichfalls Xenophon, der sich auf Unkosten der Soldaten bereichere, die Schuld trage.

Nun ward es aber Xenophon, der von anderer Seite ganz entgegengesetzte Beschuldigungen zu erfahren hatte und am besten wußte, wie es mit seinem Reichthum stand, denn doch zu arg, er bat um's Wort und sprach:

„Jetzt, Soldaten, begreife ich, daß nichts so verrückt ist, daß man es nicht für möglich halten sollte. Also, was ich *für euch* that, das soll mir nun zum *Vorwurf* gemacht werden! Schon war ich, wie ihr wißt, auf dem Heimweg, da kehrte ich um, nicht etwa, weil ich erfahren hatte, daß es euch lustig ging, sondern im Gegentheil, weil ich hörte, daß ihr euch in einer traurigen Lage befändet. Und so verhielt es sich auch; ich wollte euch so viel möglich nützlich werden. Auf die Vorschläge des Herrn Seuthes ging ich, obgleich sie schon alten Datums waren, erst ein, als Aristarch uns den Uebergang nach Asien auf's entschiedenste verwehrte. *Da* theilte ich sie euch mit, ihr konntet frei wählen und ihr selbst entschiedet euch für den Dienst bei Seuthes. Hätte ich den Menschen damals gekannt, wie ich ihn jetzt kenne, so möchtet ihr freilich noch ein Recht haben, mich anzuklagen. Aber wie *konnte* ich ihn kennen? Albern ist es, zu behaupten, ich stecke mit diesem Menschen unter einer Decke. Ihr wißt ja selbst, daß er mich früher hinten und vorn cajolirte, während er mir jetzt aus dem Wege geht, wo er nur kann, *mir* mehr, als jedem andern von euch. Vielleicht ist aber die Spannung zwischen ihm und mir nur eine Comödie,

die wir spielen. Davon könnt ihr euch leicht überzeugen. Hat er mich bestochen, nun, so that er es doch gewiß, damit ich euch um eure rechtmäßigen Forderungen betrüge. Ihr braucht ihm also nur auf den Hals zu rücken und euer Geld von ihm zu verlangen. Sicher wird er dann das, mit welchem er mich bestach, von mir zurückfordern, und zwar mit Recht, weil ich nicht dafür leistete, was ich versprochen. Ihr werdet dann sehen, womit er mich bestach; ich aber schwöre euch bei allen Göttern, daß ich nichts, nicht einmal das, was mir zustand, von ihm bekommen habe. Dort hinten steht er selbst und horcht: er mag es sagen, wenn ich falsch schwöre. Wenn ich euch sage, daß ich nicht einmal soviel bekommen habe, als die andern Obersten und selbst die Hauptleute, so wird euch das wahrscheinlich sehr in Erstaunen setzen. Und doch ist es die reine Wahrheit; ich selbst lehnte seine Geschenke ab, ich wollte ihn nicht drängen, als er selbst nicht viel hatte, und meinte, daß er dann, wenn er Alles besäße, was sein Herz sich wünscht, desto anständiger sein würde. Darin habe ich mich nun allerdings gewaltig geirrt; und ich schäme mich dessen nicht: ich würde mich schämen, wäre ich von einem Feinde so auf's Glatteis geführt, — aber von einem Freunde, das ist eine andere Sache. Ich habe ihm keinen Anlaß zu seinem schmutzigen Verfahren gegeben, keiner von uns hat es gethan. Zum Vorwurf könnte mir allenfalls noch gemacht werden, daß ich mir bei unserm Eintritt in seinen Dienst keine Unterpfänder für uns ausliefern ließ. Nun, — ich würde in Gegenwart jenes Menschen dies nie gesagt haben, wenn ihr mich nicht durch eure Undankbarkeit dazu gezwungen hättet — wir mußten aber wirklich damals froh sein, mit dem Seuthes in Verbindung zu treten und konnten ihm keine großen Bedingungen vorschreiben. An dem Uebergang nach Asien durch Aristarch gehindert, mußten wir in Thrakien bleiben; wir mußten uns hier auf feindlichem Gebiet aber auch nähren, und die nothwendige Menge von Lebensmitteln anzuschaffen würde uns schwer gewesen sein, da wir fast keine Rei-

terei und leichte Truppen hatten. Gerade diese aber brachte uns Seuthes zu; sie nahmen uns den ganzen ermüdenden Dienst der Sicherung und Verfolgung ab. Wir zogen also aus der Verbindung mit Seuthes ebenso gut Vortheil, als er aus der Verbindung mit uns. Wenn ich daher auch weit entfernt davon bin, seine Aufführung zu billigen, so muß ich doch fragen: ob ich euch denn wirklich, indem ich euch diesem Thraker zuführte, in eine so gar traurige Lage gebracht habe, daß ich deßhalb Vorwürfe verdienen sollte? Habt ihr nicht den Winter hindurch wenigstens immer vollauf zu essen gehabt, so daß ihr das baare Geld, welches ihr empfingt, wie wenig es auch war, voll zurücklegen konntet? Habt ihr nicht einen verhältnißmäßig leichten Dienst gehabt und dabei doch Gelegenheit, den in Asien erfochtenen Ruhm nicht bloß zu behaupten, sondern auch durch neue Siege über die europäischen Thraker zu vermehren? Ist das Alles so traurig? Nein; ihr seid verhältnißmäßig in einer glücklichen Lage. Werft dagegen gefälligst einen Blick auf die meinige; da sieht es viel weniger rosig aus. Als ich euch bei Byzantion verließ, da stand ich bei euch im höchsten Ansehen; auf dem Gipfel des Ruhmes, den ich durch euch in Asien mir errungen, geachtet von den Lakedämoniern war ich, die sonst gewiß mich nicht zu euch zurückgesendet hätten. Jetzt aber, wie steht es? Verkleinert und verläumdet von euch, verfeindet um euretwillen mit Seuthes, von der Verbindung mit welchem ich für mich und die Meinen wenigstens ein ruhiges Asyl für künftige Tage gehofft hatte, verdächtig den Lakedämoniern müßte ich ich euch jetzt verlassen. Noch bin ich hier, noch können die Lumpen, welche vorher drohten, mich tödten zu wollen, ihre Drohung wahr machen; ich bin nicht feige vor der Gefahr geflohen. Tödtet mich doch, wenn es euch Spaß macht; aber laßt mich noch wenigstens vorher sagen, daß ich für euch die Nächte durchwachte, mit euch Mühen und Gefahren theilte, zu denen nicht immer meine Stellung mich verpflichtete, daß ihr die Siegesdenkmäler, die ihr im Land der Barbaren aufrichtetet,

mir verdanktet, daß ihr es mir verdankt, wenn ihr heute nicht für vogelfrei von euern eignen Landsleuten erklärt, sicher und ohne Vorwurf in die Heimat zurückkehren könnt. — Aber es ist jetzt Zeit über mich herzufallen: denn die Lakedämonier, die Herren Griechenlands, bitten euch um eure Dienste, bieten euch Sold, geben euch Obersten, kurz ihr seid vortrefflich versorgt. Wozu da noch des Mannes gedenken, den ihr in den Tagen der Noth euern Vater, euern Wohlthäter nanntet? Ich habe nur noch den Trost, daß die Männer, welche jetzt zu euch gekommen sind, um euch zu werben, billiger denken als ihr und daß ihr euch durch die Undankbarkeit gegen mich kein günstiges Zeugniß bei ihnen ausstellt."

Obgleich diese Rede ihres Eindruckes nicht ganz verfehlte und der Lakedämonier Charminos selbst sich des Xenophon gegen die Soldaten glaubte annehmen zu müssen, blieb doch die Stimmung im Ganzen lau, die Bitterkeit des Redners hatte die Leute, da sie gut begründet war, allerdings wohl beschämt, aber die ganze Situation bot keinen Haken, um einen gewissen Enthusiasmus hervorzurufen. Der Hauptgedanke der Soldaten, welchem der Arkader Eurylochos Worte gab, war doch, dem Seuthes den rückständigen Sold abzupressen, bevor man nach Asien hinüberginge; und der Athener Polykrates machte darauf aufmerksam, daß eben Herakleides, welcher alle Geldgeschäfte für den Seuthes gemacht hatte, mit diesem zugegen sei. Herakleides hielt es nicht für gerathen, eine weitere Entwicklung des Prozesses an Ort und Stelle zu erwarten und ritt schleunigst mit dem Seuthes davon.

Letzterer sendete bald darauf eine Aufforderung an Xenophon, wenigstens mit 1000 Hopliten bei ihm zu bleiben, er werde dann alle diesem gemachten Versprechungen gewissenhaft erfüllen; er wisse dagegen bestimmt, daß Thimbron, wenn Xenophon mit zu diesem hinüberzöge, ihn aus der Welt zu schaffen beabsichtige. Xenophon entschloß sich trotzdem auf die Antwort hin,

welche die befragten Götter ihm ertheilten, mit nach Asien hinüberzugehen.

Die Griechen trennten sich nun vom Seuthes und nahmen 60.
vorerst Quartier in den Dörfern, welche sie im Beginn ihres Zuges für den Thrakerkönig erobert und die dieser dem Medosades zu Lehen gegeben hatte. Letzterem war es natürlich nicht angenehm, daß sein Lehensgebiet ausgefressen werden sollte, und er kam in Begleitung eines odrysischen Magnaten und von 50 Reitern in die Quartiere der Griechen, um diese wo möglich durch Drohungen zu verscheuchen. Xenophon gab ihm eine derbe Antwort; er halte es eigentlich unter seiner Würde, auf diese Sprache zu antworten und thue es lediglich um des odrysischen Begleiters willen. Medosades möge sich erinnern, daß die Griechen ihm diese Landschaft erobert hätten, in welcher vor ihrem Erscheinen Seuthes mit den Seinen ein unstätes Räuberleben geführt, nicht geherrscht, ja nicht einmal gewagt hätte, Nachts die Pferde absatteln zu lassen; Medosades solle sich schämen, den Leuten, die für ihn gearbeitet hätten, wo möglich jetzt noch die Wegzehrung verweigern zu wollen; übrigens führten die Lakedämonier den Oberbefehl und Xenophon habe einstweilen nichts zu bestimmen.

Der Odryse, welcher mit Medosades gekommen war, ohne den wahren Stand der Dinge zu kennen, verließ ihn mit der Mehrzahl der Reiter voll Unwillen; Medosades aber bat nun viel höflicher den Xenophon, ihn den lakedämonischen Führern Charminos und Polyneikos vorstellen zu wollen. Diese letztern erwiederten auf Xenophons Vorschlag, das Corps würde abziehen, sobald es den zuständigen Sold von Seuthes empfangen haben würde. Medosades war jetzt äußerst kleinlaut und bescheiden und sagte nur, daß er dazu nichts thun könne, die Lakedämonier müßten sich wegen der Soldzahlung schon direct an den Seuthes wenden.

---

60) Xen. Anab. VII, 7.

Nun wurde Xenophon mit einer Deputation an den Thrakerkönig abgesendet und benutzte die Gelegenheit, ihm eine Strafpredigt zu halten, die sich, hinter den Spiegel gesteckt, übel ausgenommen hätte.

„Ich komme zu dir, Seuthes, — begann er — nicht etwa, um etwas von dir zu erbitten, sondern um, so weit es in meinen Kräften steht, dich zu überzeugen, daß du wenig Grund hattest, böse auf mich zu sein, weil ich für meine Waffengefährten den ihnen gebührenden Sold verlangte. Sie haben dich durch ihre Siege an einen Platz gestellt, auf welchem man unbemerkt weder eine Schändlichkeit, noch eine Großthat verübt. Dem Könige kann es nicht mehr gleichgültig sein, ob 6000 Männer — (so stark also war jetzt noch das griechische Corps) — ihn vortheilhaft oder unvortheilhaft beurtheilen, ob sie ihn für einen Mann von Wort halten oder für einen wortbrüchigen Hallunken. Nur im Vertrauen auf dein Wort, ohne jede weitere Sicherheit kamen wir zu dir, um dir ein Gebiet erobern zu helfen, das doch wahrlich mehr werth ist, als die Summe von 50 Talenten (300,000 Drachmen), welche du meinen Kameraden schuldig bist und wegen deren du jetzt so erbärmliche Winkelzüge machst. Dein eigner Vortheil erfordert es, sie ohne weiteres zu zahlen. Daß deine jetzigen Unterthanen nicht bezaubert von dir waren, sondern sich lediglich aus Furcht dir unterwarfen, weißt du sehr wohl. Zahlst du uns unsern Sold und scheidest folglich in Freundschaft von uns, so wird die Furcht dieser neuerworbenen Unterthanen Bestand haben, sie werden sehen, daß du uns entweder behalten könntest oder daß du uns doch bald wieder in deinem Dienst haben könntest, wenn du uns brauchen solltest. Zahlst du nicht, so wird Jedermann, werden wir vor allen Dingen uns hüten, mit dir wieder in Verbindung zu treten; deine Unterthanen werden das begreifen und kommen vielleicht sogar auf den gescheuten Gedanken, mit uns oder mit einem Theile von uns, der sie vernünftig leitet, gegen dich in Verbindung zu treten, um ihre Freiheit zurückzuerobern; ja die La-

kedämonier selbst möchten unser Corps, da sie dasselbe jetzt nöthig haben, bei einem solchen Unternehmen unterstützen. Aber selbst abgesehen von jeder derartigen Besorgniß deinerseits, unzweifelhaft ist es deine Königspflicht, für deine nunmehrigen Unterthanen auf's beste zu sorgen und sie vor Drangsalen zu behüten; und das thust du sicherer, wenn du uns bezahlst, als wenn du durch Nichtbezahlung dich in die Nothwendigkeit versetzest, auf alle Fälle eine bedeutende Streitmacht auf den Beinen zu halten, die weit mehr kosten würde, als die Summe, welche du uns schuldig bist. Freilich, dein lieber Herakleides hält diese Summe für außerordentlich hoch; doch muß es dir jetzt leichter werden, sie aufzubringen, als vor unserer Ankunft auch nur den zehnten Theil von ihr; du hast ja jetzt in einem Jahre mehr Einnahmen, als früher dein ganzes Vermögen betrug. Ich habe von Anfang an in dieser Sache zweierlei im Auge gehabt, daß du dich der Wohlthaten, welche die Götter dir erwiesen, würdig zeigtest und daß ich bei meinen Kameraden nicht in Mißkredit käme. Wie jetzt die Stimmung der Truppen gegen mich ist, könnte ich mit ihnen weder einen Feind züchtigen, noch dir helfen, wenn ich auch wollte. Du weißt, daß ich nie etwas von dir erhalten, jeder Bestechung zu geschweigen, auch nicht einmal, was du mir versprochen; ja ich würde auch nie etwas für mich angenommen haben, wenn nicht zugleich alle Forderungen des Corps befriedigt wurden; weil mir meine Ehre über Alles geht und weil es ihr zuwider wäre, wenn ich eher für mich, als für meine Kameraden sorgen wollte. Bursche, wie Herakleides, verstehen freilich dergleichen Rücksichten nicht; doch ein Mann und ein Fürst zumal sollte sie begreifen, er sollte erkennen, daß Mannhaftigkeit, Gerechtigkeit, Großmuth höher stehen, als der Gewinn lumpigen Geldes. Wer sich ihrer rühmen kann, muß ja auch Freunde haben, die nicht bloß im Glücke sich mit ihm freuen, die auch im Unglück ihn nicht verlassen. Ich rathe dir als Freund; siehst du es nicht ohnedies ein, so hast du doch das Gerede der Soldaten gehört, welche behaupteten, ich sei von dir bestochen

und thue zu deinen Gunsten ihnen Unrecht. Zahle, aus Gefälligkeit für mich! Als ich zu dir kam, wußtest du vor Freude dich kaum zu lassen und die Versicherungen deiner Freundschaft hatten kein Ende. Soll das nun Alles nicht wahr sein, nachdem du deinen Zweck erreicht hast? Zahlst du und zwar durch mich, so gewinnst du mir, deinem wahren Freunde, die Achtung bei den Soldaten wieder zurück, die ich besaß, als ich sie dir zuführte."

Seuthes versicherte darauf, daß es ihm nie eingefallen sei, den Griechen ihren Sold vorenthalten zu wollen; an der Verzögerung sei rein Herakleides schuld; er erneute seine Aufforderung an Xenophon, wenigstens mit 1000 Hopliten bei ihm zu bleiben, was dieser indessen ablehnte. Er betheuerte aber schließlich, daß er baares Geld nur ein einziges Talent besitze (6000 Drachmen); für den Rest der Zahlung gab er dem Xenophon 600 Ochsen, 4000 Schaafe und 120 Sclaven, welche Charminos und Polyneikos zum Nutzen der Armee verkaufen ließen, nicht ohne daß auch sie bei den Soldaten in Verdacht kamen, sich dabei widerrechtlich bereichert zu haben.

Xenophon traf darauf alle Anstalten, das Corps zu verlassen und nach Athen zu segeln; auf die Bitten seiner Freunde aber ließ er sich bestimmen, dasselbe wenigstens noch nach Asien hinüberzuführen. Bei Perinthos erfolgte die Einschiffung in den ersten Monaten des Jahres 399, bei Lampsakos die Ausschiffung.

61. Hier traf Xenophon mit einem alten Bekannten, dem Seher Eukleides aus Phlius zusammen, welcher unter Anderm sich auch angelegentlich nach seinen gegenwärtigen Vermögensumständen erkundigte. Xenophon sagte ihm darauf ehrlich, daß er nicht einmal soviel habe, um heim reisen zu können und sich gezwungen sehe, um dies zu erschwingen, sein getreues Streitroß zu verkaufen, — was er auch wirklich that. Eukleides schüt-

61) Xen. Anab. VII, 8.

telte ungläubig den Kopf; als er aber mit Xenophon geopfert hatte, sagte er diesem, daß er ihm jetzt allerdings völlig glaube, — „und," fügte er hinzu, „für den Fall, daß du einmal zu etwas kommen könntest, steht dir immer ein gewisser Jemand im Wege, und der bist du selbst. Zeus Meilichios (der Gnädige) ist dir nicht günstig. Hast du ihm seit unserer Trennung schon einmal auf die Art geopfert, wie ich es sonst zu thun pflegte? hast du ihm Schweine verbrannt, damit du Schwein habest?" Xenophon hatte dieß versäumt, machte aber schon am nächsten Tage auf dem weiteren Marsche zu Ophrynion seine Versäumniß gut, und die Wirkung seines Opfers war eine wunderbar schnelle.

An demselben Tage brachten ihm die Lakedämonier sein Streitroß zurück, welches er gestern in Lampsakos um 30 Dareiken verkauft und welches sie wieder eingehandelt hatten, ohne nun von ihm Geld für dasselbe nehmen zu wollen.

Der weitere Marsch ging nun über den Ida, Antandros und an der lydischen Küste entlang nach Pergamos, von wo Xenophon noch einen glücklichen Streifzug in's Innere unternahm. Bald darauf traf Thimbron bei Pergamos ein und übernahm das Corps. Xenophon aber schiffte sich bald darauf ein, um nach Athen zurückzukehren.

Während uns vom Beginne der Expedition des Kyros bis hieher Xenophon selbst als Führer gedient hat, verläßt er uns nun wieder und wir sind darauf angewiesen, aus einzelnen zerstreuten Notizen die Geschichte seiner äußeren Lebensverhältnisse bis zu seinem Tode zu ergänzen.

In Athen angekommen, traf Xenophon seinen Freund und 62.
Lehrer Sokrates nicht mehr am Leben; das regierende Philisterium hatte ihn kurz vorher den Giftbecher trinken lassen. Es ist wohl anzunehmen, daß Xenophon schon im Thrakerland und in Asien Kenntniß von dem Prozesse und der Gefahr gehabt

62) Grote, history of Greece, IX. p. 240.

habe, welche dem Sokrates drohte und diese Kenntniß würde es bei seinem hingebenden Charakter am besten erklären, weßhalb er schon so lange darauf dachte, seine alten Kriegsgefährten zu verlassen, da sonstige äußere Gründe dazu nicht entdeckt werden können. Obwohl einigermaßen mit seinen Kameraden ausgesöhnt, hatte er sie doch gegenwärtig keineswegs auf jener Stufe des Ansehens verlassen, wie es der Fall gewesen wäre, wenn er von Byzantion direct heimkehrte. Daß ihn Bitterkeit über den Undank erfüllte, ist an sich verständlich. Dazu kam nun noch das Unglück, welches er in Athen fand, der Tod des Sokrates. Vielleicht gesellte sich hiezu noch häusliches Unglück. Xenophon war nämlich, bevor er zum Kyros abging, bereits verheirathet gewesen und eine einzelne Nachricht deutet darauf hin, daß er
63. von seiner Frau sich durch Scheidung trennte. Möglicherweise hatte sein Weib in seiner Abwesenheit in Asien sich mit einem Anderen zu entschädigen versucht, und so sehr Xenophon ein Freund lakedämonischer Sitten war, nach denen sich ein solches Verhalten wohl unter eine anständige Kategorie hätte bringen lassen, mochte er doch bei seiner gegenwärtigen Stimmung zu diesem Lakonismus am wenigsten aufgelegt sein. Es ist daher sehr möglich, daß die Scheidung eben jetzt eintrat.

Alle solche Verhältnisse machten Athen keineswegs zu einem angenehmen Aufenthalt für Xenophon. Wahrscheinlich suchte er sich die Zeit zu vertreiben und die traurigen Gedanken zu verscheuchen, theils indem er begann, seine Erlebnisse auf dem Zug durch Asien aufzuzeichnen, theils indem er sich mit der Erinnerung an den verstorbenen Freund beschäftigte und schon jetzt mindestens den Rahmen zu seinen Denkwürdigkeiten des Sokrates entwarf, manches daraus auch ebenso wie die Apologie veröffentlichte; was indessen nicht dazu dienen konnte, ihm die Freundschaft des regierenden Philisteriums zu erwerben, also den Aufenthalt zu Athen ihm noch mehr vergiften mußte.

---

63) Vgl. Krüger, de Xenophontis vita, p. 20.

So sehnte er sich denn sehr bald aus der Heimathsstadt wieder hinaus und das Natürlichste war für ihn, zu seinen alten Waffengefährten nach Asien zurückzukehren, sobald eine günstige Gelegenheit dazu sich böte. Diese sollte aber nicht ausbleiben.

Thimbron hatte in Asien absolut nichts gethan, bevor die Reste der Zehntausend zu ihm stießen; dann wagte er sich allerdings in's Feld hinaüs, zeigte aber eine entschiedene Unfähigkeit, sowohl die Truppen zu Erfolgen zu führen, als sie in Zucht und Ordnung zu halten. Wenn die Reste der Zehntausend in der Indisziplin den andern Truppen nicht mit gutem oder vielmehr mit bösem Beispiel vorangingen, so blieben sie wenigstens nicht hinter ihnen zurück. Es lag nun nahe, daß jetzt Xenophons militärische Kenntnisse und Fähigkeiten, sein großer Einfluß auf die Soldaten vermißt und folglich erkannt wurden und daß die Lakedämonier selbst ebenso ihm Anträge machten, nach Asien hinüberzukommen, als seine alten Freunde, Obersten und Hauptleute ihn darum baten. Mit Thimbron hatte Xenophon jedenfalls in keinem freundlichen Verhältniß gestanden, war ihm doch selbst erzählt, daß jener ihn mit guter Gelegenheit aus der Welt schaffen wolle; außerdem hatte er bei Pergamos selbst wohl sich von der Unfähigkeit des Mannes überzeugen können und Alles, was er späterhin von demselben hörte, bestätigte ihn in dieser Ansicht. Er konnte also nicht wünschen, unter diesem Manne zu dienen. Und so mögen seine Antworten auf die ihm gemachten Anträge mit dazu beigetragen haben, daß die Lakedämonier beschlossen, den Thimbron abzusetzen und an seiner Statt den Derkyllidas nach Asien zu senden, einen Mann, 64.
welcher sich durch seine Schlauheit und Gewandtheit den Kriegsnamen Sysiphos verdient hatte. Dieser Beschluß kam nun noch im Herbste 399 zur Ausführung und mit dem Derkyllidas ging aller Wahrscheinlichkeit nach auch Xenophon wieder nach Asien.

64) Xen. Hell. III, 1. vgl. Hell. III, 2, 7 u. Grote History of Greece IX, p. 241.

In seiner griechischen Geschichte stellt dieser den Derkyllidas sehr hoch, er erzählt außerdem eine Menge Einzelheiten aus dessen asiatischen Feldzügen, welche verrathen, daß er als Augenzeuge spreche und es wird mit Recht vermuthet, daß der Führer der Zehntausend, welcher in den hellenischen Geschichten einmal ohne Hinzusetzung des Namens genannt wird, eben Xenophon selbst sei.

Dienst Xenophons unter Derkyllidas und Agesilaos; Verbannung und Exil.

Derkyllidas trieb in Asien die Perser dermaßen in die Enge, daß diese darauf sannen, den Lakedämoniern eine Diversion zu machen und sie durch einen nach größtem Maßstabe geführten Seekrieg zu beschäftigen. Als die Nachricht von den Rüstungen
65. zu diesem nach Sparta kam, erbot sich der König Agesilaos, angeregt von Lysander, erfüllt aber auch von den Ideen, welche immer mehr an Tiefe und Breite in Griechenland gewannen, die Perserherrschaft an ihrer Wurzel anzugreifen, mit 30 Spartiaten, 2000 Neuburgern und 6000 Hopliten der verbündeten peloponnesischen Städte nach Asien überzusetzen. Agesilaos kam im Jahre 396 nach Asien und übernahm hier an des Derkyllidas Statt den Oberbefehl. Sobald er sich, da er es durch Waffenstillstand nicht konnte, durch einen glücklichen Ausschlag gegen Tissaphernes und Pharnabazos Ruhe verschafft hatte, ging der Spartiatenkönig daran, auf dem Waffenplatz Ephesos ein mächtiges Heer für einen weitergehenden Kriegszug zu organisiren, namentlich sich auch ein beträchtliches Reiterkorps zu bilden. Glücklich führte er den Krieg gegen die persischen Satrapen bis zum Jahre 394 und machte ansehnliche Fortschritte in Kleinasien. In welcher Stellung Xenophon unter Agesilaos gedient habe, ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen; man weiß

65) Xen. Hell. III, 4. Xen. Ages. I, 7.

nur, daß der König im Jahre 395 dem Spartiaten Herippidas den Befehl über die Reste der Zehntausend übertrug. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß Xenophon der nicht genannte Oberst sei, welcher neben dem Spartiaten Xenokles das Kommando der Reiterei erhielt, da Xenophon für diese Waffe eine große Vorliebe, da er außerdem eine genaue Kenntniß der persischen Reiterei und ihrer Fechtweise hatte und wohl mehr als irgend einer im Stande war, diese für den Beginn der weiteren Operationen so wichtige neue Organisation zu leiten. Es ist aber nicht nothwendig, daß er dieses Kommando beständig behalten habe, er mag, als die Organisation weit genug vorgeschritten war, in die Stellung eines Generaladjutanten des Agesilaos zurückgetreten sein.

Da nichts Näheres darüber bekannt ist, wo und wie im Einzelnen Xenophon an den asiatischen Kriegen des Derkyllidas und Agesilaos theilnahm, also aus denselben auch nichts für die Charakteristik unseres Helden gewonnen werden kann, so unterlassen wir es, sie hier zu erzählen, und gehen zu der Katastrophe über, welche Xenophon seines Vaterlandes beraubte.

In dem ganzen europäischen Griechenland hatte sich die Mißstimmung gegen die übermüthige Herrschaft Lakedämons von 66.
Jahr zu Jahr gesteigert und das Geld des bedrängten Persiens wirkte mit, sie zum offenen Ausbruch zu bringen. In einem Streite, der im Jahre 395 zwischen den Phokeern und Lokrern ausbrach, nahmen die Lakedämonier die Partei der ersteren, die Böoter aber die der letzteren. Die Böoter verbündeten sich mit Athen, Argos und Korinth gegen Lakedämon; dieses stellte zwei Heere gegen die Böoter in's Feld, das eine unter Lysandros, das andere unter Pausanias. Jenes ward bei Haliartos von den Böotern und ihren Verbündeten entschieden geschlagen, Lysander selbst blieb auf der Wahlstatt, und Pausanias wagte es nicht, allein etwas zu unternehmen; er trat

66) Xen. Hell. III, 5.

den Rückzug an. Diese Ereignisse verbreiteten in Sparta solche
67. Bestürzung, daß man dem Agesilaos Befehl zusendete, nur soviel Truppen in Asien zurückzulassen, als zur Fortführung der Defensive unerläßlich nothwendig wären, mit allen verfügbaren Truppen aber schleunigst nach Europa überzugehen und sie nach Hellas zu führen. In seinen siegreichen Unternehmungen so aufgehalten, ging Agesilaos nach Europa über und rückte durch Thrakien, Makedonien und Thessalien. Während dessen gewann der flüchtige Athener Konon mit einer phönikisch-persischen Flotte den Seesieg von Knidos über die Lakedämonier, wogegen die Landmacht der letztern bei Korinth die Armee der Böoter und ihrer Verbündeten schlug und sie zum Rückzuge über den Isthmos zwang. Die Verbündeten nahmen nun Stellung in Böotien, und hier griff der unterdessen herangerückte Agesi-
68. laos sie im August 394 bei Koroneia an. Auf dem Schlachtfelde siegreich, verfolgte doch Agesilaos, selbst verwundet, seinen Sieg nicht und der fortdauernde Krieg nahm überhaupt einen ziemlich schläfrigen Charakter an.

Mit dem Heere des Agesilaos war aber auch unser Xenophon nach Europa hinübergekommen und hatte an der Seite des königlichen Freundes bei Koroneia mit gegen seine Landsleute gefochten. Bei seinen Ansichten von der Freundschaft und den Verpflichtungen, welche sie auferlegt, wie wir sie aus der bisherigen Erzählung mehrfach kennen gelernt haben und bei seiner Verehrung für den Agesilaos, die aus den hellenischen Geschichten ebenso klar hervorgeht als aus der Apologie des Königs, können wir es leicht erklärlich finden, daß er die Treue gegen den persönlichen Freund über die Anhänglichkeit an das Vaterland setzte, in welchem er überdieß manches Bittere erfahren hatte, und dessen gegenwärtige politische Institutionen ihm zuwider waren.

---

67) Xen. Hell. IV, 1. Xen. Ages. I, 36. 68) Xen. Hell. IV, 3. Xen. Ages. II, 9 ffg.

Anders aber mußten die Athener die Sache ansehen und 69.
wahrscheinlich schon vor der Schlacht von Koroneia, als er nur überhaupt mit Agesilaos nach Europa hinüberkam, um gegen das mit Böotien verbündete Athen zu fechten, erließen sie auf den Antrag des Eubulos ein Verbannungsurtheil gegen ihn, als einen Freund Lakedämons und weil er gegen den jetzt mit Athen verbündeten Perserkönig gefochten habe.

Xenophon war somit nach der Schlacht von Koroneia heimathlos; aber die Lakedämonier, um derentwillen er dieses Unglück sich zugezogen, gaben ihm auf Betreiben des Agesilaos eine neue Heimath. Sie schenkten ihm auf dem Gebiete, welches sie im 70.
Jahre 400 den Eleern entrissen hatten, zu Skillus, am Fuße des Berges Pholoe und unweit Olympia, ein schönes Landgut und reiche Freunde versahen ihn hier mit Sclaven, Vieh und dem ganzen Inventar zur Bewirthschaftung des Gutes.

Als die Zehntausend auf der Rückkehr aus Innerasien zu 71.
Kerasus die Gefangenen zu Gelde gemacht hatten, erhielt auch Xenophon seinen Theil; gemäß seinem Gelübde am großen Zab weihte er davon eine Gabe dem delphischen Apoll in seinem eignen und dem Namen des Proxenos; eine andere aber für die Artemis behielt er zurück, wahrscheinlich weil er das Geld für sich selbst sehr nothwendig brauchte. Erst als er bei besseren Vermögensumständen mit Agesilaos von Kleinasien nach Europa zog, legte er das der Artemis bestimmte Weihegeschenk in deren Tempel zu Ephesos unter der Hut des Priesters Megabyzos nieder mit der näheren Bestimmung, wenn er in dem bevorstehenden Kampfe fiele, möge Megabyzos das Geld zur Herstellung eines Tempelschmuckes verwenden, wenn er aber davonkomme, solle Megabyzos ihm das Geld zurückstellen.

69) Grote, history of Greece, IX. p. 242, vgl. Xen. Anab. V, 3, 7; vgl. Diog. Laert. Edit. Thieme cap. 7, und Krüger, de Xenoph. vita p. 20 ffg. 70) Diog. Laert. Edit. Thieme c. 9. vgl. Grote IX. p. 243. Xen. Anab. V, 3; Krüger p. 23 ffg. 71) Xen. Anab. V, 3.

Als Xenophon nun, dem Tode bei Koroneia entgangen, bereits auf Skillus saß, kam Megabyzos zum Besuche herüber, und brachte zugleich das Geld. Xenophon aber verwendete es, um davon der Artemis ein Stück Land zu kaufen, welches von einem fisch- und muschelreichen Bache, gleichen Namens mit demjenigen, welcher das ephesische Tempelland bewässert, Sellenus, durchflossen, zum Theil mit dichtem wildreichem Holze bedeckt ist. Hier baute er der Göttin einen Tempel und weihte den Zehnten vom Ertrage des Landes zu Opfern; seinen Nachbarn ringsum gab er völlige Jagdfreiheit in dem Tempelholz, welche zur Veranstaltung von Festlichkeiten Anlaß und zu ihrer Erhöhung die Materialien lieferte. Der Tempel selbst wurde im Kleinen nach dem Muster des ephesischen erbaut, neben ihm ward eine Säule errichtet mit der Inschrift: „Heiliger Grund der Artemis; sein Eigenthümer oder Besitzer, wer er auch sei in alle Zukunft, weihe jährlich der Gottheit den Zehnten und erhalte von dem Uebrigen den Tempel. Wer es versäumt, fürchte die Rache der Göttin."

In Kleinasien hatte Xenophon zum zweiten Mal geheirathet
72. und die schöne Jonierin Philesia heimgeführt, mit dieser auch schon zwei Söhne, den Gryllos und Diodoros, späterhin die Dioskuren zubenannt, erzeugt. Diese kleine Familie ließ er nun nach Europa herüberkommen, die Söhne aber sendete er vorerst nach Sparta, um sie dort erziehen zu lassen und rief sie erst, als sie herangewachsen waren, zu sich, damit sie die Freuden des Landlebens und der Jagd, denen er sich neben der Beschäftigung mit den Wissenschaften mit Vorliebe hingab, mit ihm theilten.

Aussöhnung mit Athen; Ende.

Es waren glückliche Verhältnisse, in denen Xenophon zu Skillus lange Jahre lebte; das Einzige, was ihm zu wünschen

72) Diog. Laert. cap. 9, vgl. Krüger p. 19. 20.

blieb, war die Aussöhnung mit der Vaterstadt, wenn er sie auch
nicht zu benutzen gedachte, um dort zu wohnen. Auch diese Aus-
söhnung sollte ihm kommen, aber erst nach anderen Unglücks-
fällen und in deren Gefolge.

Nachdem von 394 ab bis 371 der Kampf zwischen den
feindlichen Mächten Griechenlands mit kurzer Unterbrechung,
aber mit geringem Feuer und ohne wesentliche Erfolge auf der
einen oder der andern Seite geglimmt hatte, flackerte er plötzlich
im letztern Jahre mit heller Flamme auf. Der große Thebäer
Epaminondas gewann den entscheidenden Sieg von Leuktra 73.
über die Lakedämonier und er verfolgte ihn; schon im Winter
nach der Schlacht brach er in den Peloponnes ein und ward
hier von vielen Städten und Staaten, auf denen der Druck des
herrschenden Sparta immer schwerer lastete, als ein Retter mit
Jubel begrüßt. Auch die Eleer erhoben sich gegen Lakedämon, 74.
um diesem zu entreißen, was es vor 30 Jahren genommen.
Da mußte der Freund Lakedämons von seinem friedlichen Land-
sitze fliehen. Seine Söhne begaben sich nach Lepreon, Xeno-
phon zuerst nach Elis, dann von dort aus gleichfalls nach Le-
preon; vereint mit ihnen aber nach Korinth, wo er nun
seinen Wohnsitz nahm.

Aber dieselben Ereignisse, welche so störend in sein Privat-
leben eingriffen, näherten Sparta und Athen einander, wel-
ches von einem übermächtigen Wachsen Thebens keine Vortheile
für sich erwarten konnte. Obgleich die Verbindung der beiden
griechischen Großmächte, welche sich im peloponnesischen Kriege
auf Tod und Leben bekämpft hatten, anfangs nur eine laue
war, knüpfte sie sich doch allmälig inniger, und Xenophon konnte
jetzt gar keinen Anstand mehr nehmen, wenn er selbst auch nicht
dorthin zurückkehren durfte, wenigstens seine Söhne nach der
Vaterstadt zurückzusenden. Dies that er denn auch. Gryllos 75.

73) Xen. Hell. VI, 4. 74) Hell. VI, 5 vgl. III, 2. Diog.
Laert. cap. 11. Krüger p. 26 ffg. 75) Diog. Laert. cap. 12.

und Diodoros traten darauf in die athenische Reiterei ein, in welcher auch ihr Vater seine militärische Laufbahn begonnen hatte.

Diese Annäherung, zusammengenommen mit den ganz veränderten politischen Verhältnissen hatte zur Folge, daß die Athe-
76. ner das Verbannungsurtheil gegen Xenophon, wahrscheinlich im Jahre 369, zurücknahmen. Er konnte also frei nach Athen zurückkehren und machte auch von dieser Freiheit Gebrauch, obgleich er, um möglichst wenig Anlaß zu neuen Verdächtigungen und Anfeindungen zu geben, sich nur zeitweise in der Vaterstadt
77. aufhielt und seinen eigentlichen Wohnsitz in Korinth behielt, wo er auch starb.

78. Er überlebte seinen ältesten Sohn Gryllos, welcher sich nebst dem Bruder Diodoros bei der Reiterei befand, die Athen unter dem Hipparchen Kephisodoros 362 den Lakedämoniern zu Hülfe sendete. In dem Reitergefecht, welches der Schlacht von Mantineia voraufging, fiel Gryllos mit dem Ruhme eines tapfern, seines Vaters würdigen Streiters.

Als Xenophon die Nachricht vom Tode seines Sohnes erhielt, brachte er eben ein Opfer; er nahm den Kranz, mit dem er sich zu Ehren der Gottheit geschmückt hatte, vom Haupte, setzte ihn aber alsbald wieder auf, da der Bote hinzufügte, daß der Sohn als wackerer Soldat gefallen sei. Ohne Thränen sprach er gefaßt: ich wußte, daß er sterblich sei. Vielfach wurde der Tod des Gryllos zum Trost und zur Freude des Vaters gefeiert.

Dieser erreichte das hohe Alter von etwa neunzig Jahren; er starb um 355.

79. Xenophon war ein Mann von imponirendem Aeußern, groß gewachsen, von feinem Anstand, von regelmäßigen Zügen, mit

---

76) Krüger p. 27. 77) Diog. Laert. c. 17. 78) Diog. Laert. c. 13 ffg. Xen. Hell. VII, 5. 79) Vgl. hiezu auch besonders: Chionis de conservato a Xenophonte Byzantio, Edit. Thiem. Vol. I. p. 12 ffg.

durchdringendem und doch freundlichem Auge. Er liebte den kriegerischen Schmuck, um den Eindruck seiner Persönlichkeit zu heben und beherrschte durch dieses äußere Auftreten, wie nicht minder durch die militärische Beredtsamkeit, die ihm zu Gebote stand und von welcher wir in der vorigen Erzählung manche Probe gegeben haben, die Geister seiner Soldaten. Für metaphysische Speculationen ebensowenig organisirt als für die richtige Schätzung der ungebundenen Entwicklung eines freien Volkslebens, wußte er doch mit scharfem Blicke praktische und materielle Verhältnisse zu erkennen und in dringenden und gefährlichen Lagen stets das Rechte zu wählen, in schwierigen mehr für andere, als für sich selbst einen Ausweg zu finden. Ohne Eigennutz, wenn auch ohne Verachtung für Glücksgüter, war er ein so treuer Freund und von solcher Anhänglichkeit gegen Dasjenige, was er einmal für gut erkannt hatte, daß er darüber sogar ein schlechter Bürger oder wenigstens ein schlechter Patriot zu werden vermochte und sich dadurch vielfach über die Wahrheit verblenden ließ. Alle seine Eigenschaften waren geeignet, ihm treue Freunde und Anhänger zu erwerben, und er hat deren bis an das Ende seines Lebens gehabt. Seine Frömmigkeit gab ihm einen festen Halt in den schwierigsten Lagen, verhinderte ihn aber freilich nicht, die Wahrheit zu verkennen oder zu verbergen, wo dieselbe mit seinen Sympathieen in Widerspruch gerieth.

Xenophon als Schriftsteller.

Wenn wir von Xenophon weiter nichts wüßten, als daß er den Rückzug der Zehntausend aus Innerasien geleitet, und wie er ihn geleitet, so würde er dadurch schon sich einen Anspruch darauf erworben haben, unter die Zahl der großen Soldaten gerechnet zu werden, welche, wenn sie nicht die erste Stelle bekleideten, doch würdig waren, dieselbe einzunehmen, weil fähig, sie auszufüllen. Aber seine zahlreichen Schriften haben ihm außerdem eine unvergängliche Erinnerung gesichert. Die meisten

derselben hat er, wie man vermuthen darf, erst nach seiner Vertreibung aus dem glücklichen Skillus, wenn nicht ausgearbeitet, doch vollendet.

Seine Schriften sind: die Anabasis oder die Geschichte der Schicksale der Zehntausend, welche uns für die wichtigste Periode seines Lebens in der vorhergehenden Erzählung zum Führer gedient hat und deren Abfassung er selbst in seinen hellenischen
80. Geschichten dem Themistogenes zuschreibt, obgleich nach vielen übereinstimmenden Zeugnissen kein Zweifel darüber sein kann, daß er selbst ihr Verfasser sei, — ferner die Lehr- und Meisterjahre des Kyros (Kyrupädie), die Denkwürdigkeiten des Sokrates, dessen Vertheidigung, die Apologie des Agesilaos, die hellenischen Geschichten, die einzige gleichzeitige Quelle über den Zeitraum von 411 bis 362, welche bis auf uns gekommen ist, die Tractate über die Reitkunst, das Amt des Reiterobersten, die Haushaltung, die Jagd, die Zölle, die Herrschaft des Tyrannen, den Staat der Lakedämonier und der Athenienser, endlich das Gastmahl (Symposion).

Militärisch wichtig sind vorzugsweise neben der rein erzählenden Anabasis die Kyrupädie und die Tractate über die Reitkunst und das Amt des Reiterobersten, alle drei didaktische Schriften.

Die Kyrupädie, welche schwerlich früher als im Jahre 361 abgeschlossen sein kann, ist ein Tractat über die Politik in Form eines Romans. Vielleicht das letzte Werk Xenophons und zugleich die Essenz der Ansichten, zu welchen er im Laufe seines langen Lebens gekommen war. Wenn man auch heute noch bisweilen auf Schriftsteller und namentlich auf militärische trifft, welche die Kyrupädie als wirkliche Geschichte und die Thaten des xenophontischen Kyros als die wirklichen Thaten des ältern Kyros betrachten, so sind doch die Kundigen längst darüber

80) Xen. Hell. III, 1.

einverstanden, daß man es hier lediglich mit einem Roman zu thun habe, und um ein Kundiger in dieser Beziehung zu sein, bedarf es in der That keines Weiteren, als einer nur oberflächlichen Kenntniß der wirklichen Geschichte und einer aufmerksamen Lectüre der Kyrupädie. Wir haben sie oben eine militärisch wichtige Schrift und gleich darauf einen Tractat über die Politik genannt. Den Leuten von heute wird es fast wie ein Widerspruch vorkommen, denn sie verwundern sich halb todt, wenn ein tüchtiger General zum Gesandten ernannt wird, finden es dagegen ganz in der Ordnung, wenn diese Stelle einem Menschen anvertraut wird, der eine sogenannte diplomatische Carrière gemacht, das heißt als Gesandtschaftsattaché oder Legationssecretär Jahre lang Glacéhandschuhe getragen hat, in den verschiedenen Hauptstädten Europa's auf dem Strich umhergezogen ist, in den Salons auf Albernheiten gehorcht und über Albernheiten alberne Berichte abgestattet hat, oder auch einem Käsekrämer, der in legislativen Versammlungen den Verhältnissen Rechnung getragen, bei Schützenfesten schöne Reden gehalten und sich bescheiden gerühmt hat, daß er von militärischen Verhältnissen gar nichts verstehe. Aber nach den Begriffen der Alten war der Krieg der Grundpfeiler der Politik, weil er immer und in allen politischen Fragen das letzte Wort zu reden hat, weil durch ihn allein den Staaten die unentbehrlichen Lebensbasen verschafft und erhalten werden können; nach den Begriffen der Alten daher, welche wohl die richtigen sein werden, weil auch die Neueren, wie jeder es weiß, von Zeit zu Zeit wieder mit der Nase darauf gestoßen werden, ist ein politischer Tractat, wesentlich ein militärischer Tractat, und so hebt sich der anscheinende Widerspruch in unsern Behauptungen auf die einfachste Weise.

Xenophons Buch ist ein Lehrbuch der Feldherrnkunst; daß dieses in Form eines Romanes abgefaßt sei, wird denjenigen wenig verwundern können, welcher da weiß, daß noch in heutiger Zeit viele Leute existiren, welche da behaupten, daß

eine Lehre der Feldherrnkunst absolut unmöglich sei, welcher da weiß, wie sehr der geistreiche Clausewitz sich gequält hat, die moralischen Elemente in die Lehre einzuzwängen, zu welchen Weitläufigkeiten und nichtssagenden Wiederholungen er dadurch gezwungen ward, und daß noch 1665, n. Chr., also 2000 Jahre nach Xenophon der Spanier Santa Cruz de Marzenado in seinen „reflexiones militares" ganz denselben Weg glaubte einschlagen zu müssen, um eine Lehre der Feldherrnkunst zu geben, welchen Xenophon gewählt hatte.

Der Held des Romanes heißt Kyros und ist ein persischer Prinz; wenn es nun auch nicht schadet, daß man dabei an den älteren Kyros denke, so ist doch diese Persönlichkeit, welche hier als Modell aufgestellt wird, in der That aus allen möglichen einzelnen Zügen zusammengesetzt, welche Xenophon an seinen Freunden und Vorbildern, wie Sokrates, Klearchos, Agesilaos, zu bewundern liebte und welche er in sich selbst zu vereinigen strebte. Xenophon läßt seinen Roman in Asien und von Asiaten abspielen; er that dies offenbar nur, um Musterverhältnisse desto unbefangener vorführen zu können und den Leser nicht beständig dadurch zu stören, daß er Verhältnisse auf einem andern Schauplatz, der diesem genau bekannt war, ganz anders darstellte, als sie in Wirklichkeit waren. Daß man sich aus der Kyrupädie keine historische Vorstellung von persischer Bewaffnung und so weiter darf holen wollen, ist also an sich klar. Das Wesen der Einrichtungen, welche Xenophon hier als Modelle vorführt, ist durchweg das lakedämonische, nur mit der Freiheit behandelt, welche die Form des Romanes gestaltet.

Nach diesen Vorbemerkungen möge es uns nun gestattet sein, hier eine kurze Uebersicht des Inhaltes der Kyrupädie zu geben, welche beweisen wird, mit wie großem Rechte wir sie ein Lehrbuch der Feldherrnkunst genannt haben.

Der Xenophontische Kyros ist der Sohn des Kambyses und Enkel des Astyages; in der Entwicklung seiner Jugendgeschichte werden uns die Grundsätze für die Erziehung zum Krieger

und Staatsmann, zum Feldherrn und Herrscher vorgeführt. Als die Erziehung vollendet ist, schickt Kambyses den Kyros an der Spitze eines Corps von 31000 Persern dem medischen König Kyaxares zu Hülfe, dabei kommt die Organisation des Heeres und es kommen die nothwendigen Eigenschaften eines Soldaten zur Sprache. Darauf reist Kyros dem Corps vorauf mit seinem Vater Kambyses nach Medien, um sich im Voraus über die allgemeinen Verhältnisse aufzuklären. Die Gespräche, welche Vater und Sohn unterwegs mit einander führen, geben eine allgemeine Einleitung in das System der Feldherrnkunst.

Donner und Blitz, von den Göttern bei Beginn der Reise als ein günstiges Zeichen gesendet, geben dem Vater Gelegenheit, den Sohn daran zu erinnern, daß er selbst die Götterzeichen zu deuten verstehe und in dieser Beziehung nicht von den Zeichendeutern abhängig sei. Im weitern Verlaufe ruft sich dann Kyros in's Gedächtniß zurück, daß ihm gelehrt sei, man dürfe die Götter nur um das bitten, was man gelernt habe, um Rettung aus schwierigen Lagen nur, wenn man Vorsicht gelernt, um den Sieg im Reitergefecht, nur wenn man reiten könne. Hier wird also von vornherein gesagt, daß zum kriegerischen Erfolge zweierlei gehöre: der Beistand der Götter, das Glück, die Zusage von oben und die persönliche Tüchtigkeit und Kenntniß; weder das eine noch das andere genügen allein. Kambyses führt nun das Gespräch auf die Bedürftigkeit eines Heeres; der Feldherr habe nicht blos mit Menschen, sondern auch mit einer Menge todter Gegenstände zu thun. Und da Kyros hierauf erwiedert: Kyaxares der Mederkönig habe ja versprochen, alle Bedürfnisse für das Heer zu liefern, wirft der Vater ein, Kyros verlasse sich mit Unrecht darauf, er rechne hier mit einer unbekannten Größe, wo das gar nicht nothwendig sei; indessen gebe die kriegerische Macht selbst die Mittel zur Beschaffung der Heeresbedürfnisse, der Sieg auch die Mittel zu leben. Kyros solle aber nie

mit deren Beschaffung bis auf den Augenblick warten, wo er sie brauche, sondern im größten Ueberfluß stets an die Tage der Noth denken. Man erlange am leichtesten etwas, wenn man nichts brauche, erwerbe sich durch stete Fürsorge die Anhänglichkeit der Soldaten und könne sicherer in jeder Lage auftreten. Hier werden also die Grundprincipien für die Heeresverpflegung entwickelt. Als Kyros einst von seinem Vater Geld verlangte, um seinen Lehrer in der Feldherrnkunst zu bezahlen, hatte Kambyses gefragt, ob ihm dieser Lehrer auch die nothwendige Kenntniß von der Verwaltung eines Heeres, vom Gesundheitsdienst, von der Ausbildung der Soldaten zu Kraft, Geschick und Zucht beigebracht habe. Kyros mußte darauf antworten, er habe lediglich die Taktik gelernt, suchte sich aber auf die Bemerkung des Vaters, daß diese nur einen kleinen Theil der Feldherrnkunst ausmache, auch in den übrigen Zweigen der letzteren zu unterrichten und glaubte nun, auch davon etwas zu verstehen. So habe er berechnet, daß Alles, was Kyaxares für die Armee zu liefern versprochen, für deren Bedürfnisse reichen werde; auch für Aerzte habe er gesorgt. Darauf Kambyses: Vor allen Dingen müsse man sorgen, daß die Soldaten nicht krank würden, daher für gesunde Lagerplätze und Quartiere, für ein mäßiges Leben, für beständige Beschäftigung der Truppen, auch in den Ruhepausen des Krieges durch Leibesübungen aller Art. Kyros äußerte hiebei seine Absicht, für diejenigen, welche sich bei den Uebungen auszeichnen würden, Preise auszusetzen (gerade wie es Agesilaos zu Ephesos gethan), und Kambyses billigt diese Idee, indem er hinzufügt, Kyros werde in Folge des hiedurch angeregten Wettstreites seine Schaaren ihre Pflicht, wie die Chöre in der Tragödie thun sehen. Die Unterhaltung geht nun auf die Mittel über, sich den Gehorsam der Soldaten zu erhalten. Allerdings würde man die Soldaten bereitwilliger zur Thätigkeit machen, wenn man ihnen Hoffnungen erwecke, aber man müsse hiebei stets mit Vorsicht verfahren und sich wohl hüten,

öfters Hoffnungen zu erwecken, welche späterhin nicht erfüllt würden. Strafe und Tadel für die Ungehorsamen genüge nicht, die Disciplin zu erhalten. Der freie Gehorsam sei unter allen Umständen dem Zwangsgehorsam vorzuziehen und jenen erstern würden die Soldaten nur leisten, wenn sie ihren Führer für klüger und geschickter hielten, als sich selbst. Um aber dafür gehalten zu werden, müsse der Führer es auch sein und namentlich auch auszuführen verstehen, was er für zweckmäßig erkannt habe; außerdem fesselt der Führer die Truppen an sich und leitet sie zum freien Gehorsam, wenn er sich ihre Liebe erwirbt, indem er ihnen Gutes thut, so viel er kann und wo er nicht mit der That zu helfen vermag, doch mit dem Soldaten Freude und Leid herzlich theilt, sich keiner Strapatze entzieht, die zu ertragen dem Führer leichter sein muß, als dem gemeinen Soldaten, da auf jenen alle Ehre tapferer Thaten kommt und da er weiß, daß nichts, was er thut, verborgen und unbekannt bleibt.

Wenn nun, fragt Kyros, das Heer mit Allem wohl versehen und in jeder Beziehung tüchtig ausgebildet ist, soll man dann nicht so bald als möglich zum Gefecht zu kommen suchen? — Nein! nur wenn ein Vortheil dabei zu erhalten ist, in jedem anderen Fall soll man das Heer, je besser es ist, desto sorgsamer schonen. — Wie ist aber ein Vortheil zu erhalten? — Wer das will, der muß hinterlistig, versteckt, schlau, ein Betrüger, ein Dieb, ein Räuber, in allen Dingen ein Uebervortheiler des Feindes sein; jede List, welche Kyros auf der Jagd geübt und gelernt, soll er auch gegen seine jetzigen Feinde in größerem Maßstabe versuchen. Er soll mit geordneten Schaaren noch nicht geordnete, mit gerüsteten ungerüstete, mit wachen schlafende, mit unsichtbaren sichtbare, in vortheilhafter Lage solche angreifen, die sich in ungünstiger Stellung befinden. Der Feind muß schlafen, essen, Bedürfnisse beitreiben, alle vorhandenen Wege benutzen; er ist also nicht immer, nicht überall, nicht zu jeder Stunde in Verfassung zu kämpfen und man kann

diese Momente der Nichtbereitschaft benutzen. Aber freilich nimmt sich der Feind in der Regel gerade während ihrer in Acht und ordnet seinen Sicherheitsdienst darnach. Es wird daher darauf ankommen, um ihn zu übervortheilen, ihn in Sicherheit einzuwiegen, ihn durch verstellten Rückzug in ungünstige Stellungen zu locken u. s. w. Oft gebrauchte Kriegslisten verlieren aber nothwendig allen Werth und man muß beständig auf Neues sinnen, um aus der Kraft, welche in der Ueberraschung liegt, allen möglichen Vortheil zu ziehen. Gilt es endlich in offener Feldschlacht unter ungefähr gleichen Verhältnissen dem Feind zu begegnen, so wird eine gute Vorbereitung des Heeres sich tausendfältig verwerthen. Kambyses gibt hierauf noch eine kurze Uebersicht der einzelnen kriegerischen Aufgaben, mit denen der Feldherr es in der Ausführung zu thun hat: die Aufstellung der Truppen zum Gefecht; der Marsch bei Tag und bei Nacht, auf engen Wegen, auf offenem Feld, durchs Gebirge oder die Ebene, die Lagerung, der Vorpostendienst bei Tag und Nacht, der Vormarsch gegen den Feind und der Rückzug, Vorbeimarsch bei einem vom Feinde besetzten Ort, Vorrücken gegen diesen und Rückzug, Uebergang über Flüsse und Schluchten, Deckung gegen feindliche Reiterei und Schützen, Aufmarsch aus der Kolonne nach vorwärts oder Entwicklung einer Front nach der Flanke, Erkennen der Absicht des Feindes und Verbergen der eignen. Auf alle diese einzelnen Gegenstände tritt hier Kambyses nicht näher ein, mit dem Vorgeben, daß Kyros dieß Alles schon früher gehört habe, in der That, weil Xenophon sich vorbehalten hat, diese Dinge im Fortgange seines Romans oder seiner Lehre, jedes für sich näher abzuhandeln. Mit dem Rathe des Kambyses, nichts gegen den Willen der Götter und ihre Zeichen zu unternehmen, schließt das erste Buch der Kyrupädie, welches als eine allgemeine Einleitung in die Feldherrnkunst betrachtet werden kann.

Im zweiten Buche finden wir nun den Kyros mit dem persischen Hülfscorps beim Kyaxares. Die verbündeten Meder

und Perser können im günstigsten Falle etwa 130,000 Mann in's Feld stellen, während der zu bekämpfende Feind, die Assyrer, über die doppelte Zahl verfügt. Um das Gleichgewicht herzustellen, kommt Kyros, der nur tausend Edle mit Schutz- und Handwaffen und 30,000 leichtbewaffnete Schützen mitgebracht hat, auf die Idee, auch diese letzteren mit Nahwaffen auszurüsten und führt dies alsbald aus. Es tritt hier der Gedanke in aller Klarheit hervor, welchen Xenophon so oft wiederholt, daß ein tapferes Draufgehen einer Minderzahl nothwendig die Uebermacht unwirksam machen muß, wo diese sich nur auf den Fernkampf legen will. In Erwartung des Feindes ordnet Kyros das Verpflegungswesen und stellt in seinem Lager taktische Uebungen an, bei denen er den Wetteifer zu spornen und richtige Ansichten über den Werth der Waffen und die Erkenntniß der Ueberlegenheit der Handwaffen zu verbreiten sucht. Unterdessen erscheint am Hofe des Kyaxares eine Gesandtschaft des Königs der Inder, welcher nach der Ursache des Streites fragen läßt, um sich danach für die Wahl seiner Partei entscheiden zu können. Kyaxares läßt den Kyros rufen, welcher eben beim Exerciren begriffen, in aller Geschwindigkeit mit dem ganzen Hülfsheer vor dem Palaste erscheint, um den Indern zu imponiren, und sich vor diesen nun auch ferner als einen gewiegten Staatsmann zeigt. Denn während Kyaxares den Gesandten nur sagt, daß er die Assyrer in nichts beleidigt habe, fügt Kyros sogleich hinzu, daß man bereit sei, den Inderkönig als Schiedsrichter im Streite anzuerkennen, offenbar in der Absicht, dessen Neutralität unmöglich zu machen, und in der sichern Erwartung, ihn für die Parteinahme zu Gunsten der Meder und Perser zu bestimmen.

Die Armenier, ein Vasallenstaat Mediens, haben weder Tribut, noch ihr Contingent zur Armee gesendet; da nun der Angriff der Assyrer noch nicht zu erwarten ist, wird vorerst gegen die Armenier eine Expedition beschlossen, um sie zu Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten. Die Erzählung des Feldzuges gegen

die Armenier füllt das Ende des zweiten und den Anfang des dritten Buches.

Die Armenier sollen überrascht und ihre Aufmerksamkeit durch eine großartige Demonstration abgelenkt werden. Der Feldzugsplan ist folgender: Kyaxares soll mit einem medischen Corps und einem starken Proviantttrain an die syrische Grenze ziehen, wobei ausgesprengt werde, daß er seine dortigen festen Plätze verstärken und versorgen wolle; unterdessen marschirt Kyros mit persischem Fußvolk und einer kleinen Abtheilung medischer Reiter, die er sich ohne alle Heimlichkeit von Kyaxares erbittet, angeblich um an der armenischen Grenze eine große Jagd zu halten, nach dieser ab. Die Jagd soll dort wirklich beginnen, Kyaxares aber nun von seinen Truppen eine Abtheilung zur Verstärkung des Kyros detaschiren und, sobald diese bei ihm eingetroffen ist, will Kyros zu den Operationen gegen Armenien schreiten. Nach diesem Plane wird wirklich gehandelt.

Sobald die Meder beim Kyros eintreffen, detachirt dieser ein Corps unter Chrysanthas auf die Berge, wohin, wie er vermuthet, der armenische König sich mit seiner Habe zurückziehen wird, wenn die Perser angesichts seiner Hauptstadt erscheinen; also auf die Rückzugsstraße des Feindes, um diese zu verlegen. Am nächsten Morgen bricht er selbst dann gegen die Hauptstadt auf. Der ganze Plan gelingt vollkommen, der armenische König flüchtet mit Allem, was er Kostbares hat, wird richtig abgefangen und unterwirft sich; Kyros behandelt ihn milde. In einem Gespräche, welches er mit dem armenischen Kronprinzen Tigranes führt und welches bestimmt ist, das Verfahren des Kyros zu motiviren, wird besonderer Nachdruck auf das Verbergen der Absicht und die Schnelligkeit des Handelns gelegt. Kyros erhält nun Tribut und die Hälfte der armenischen Heeresmacht zu seiner Verfügung. Um die wiederunterworfenen Armenier auch durch Vortheile, die er ihnen zuwendet, zu verpflichten, beschließt er auf dem Schlüssel des Landes, auf den Höhen, von denen die benachbarten Chaldäer

ihre Einfälle in das armenische Land zu machen pflegten, einen festen Platz anzulegen. Er beschließt zu dem Ende, die Chaldäer von dort zu vertreiben, und greift sie mit den verbündeten Armeniern vereint an. Dabei wird Gelegenheit genommen, die Grundsätze für den Angriff auf eine Höhe zu entwickeln; wir werden lebhaft an den Kampf der Zehntausend gegen die Kolchier erinnert; der Angriff erfolgt in Compagniecolonnen und die eine Hälfte der Armenier ist in's erste Treffen genommen, weil Kyros vermuthet, daß sie nicht Stand halten und dadurch die Chaldäer sicher machen und aus ihrem Vortheile locken werden; die Reiterei ist in Reserve.

Nach Wegnahme der Höhe und dem Siege über die Chaldäer söhnt Kyros diese mit den Armeniern aus und legt dann auf dem gewonnenen Punkte eine Feste an, die er weder den Chaldäern noch den Armeniern übergibt, sondern mit einer persischen Garnison belegt, angeblich um jeden Grund zu Hader zwischen jenen zu entfernen, in Wirklichkeit, um selbst dieser Lande sicher zu sein. Er kehrt darauf nach Medien zurück, wo er durch eine noble Freigebigkeit sich die Herzen seiner Soldaten gewinnt.

Wenn Xenophon es nicht versäumt, bei passenden Gelegenheiten auch Einzelheiten einzuflechten, wie z. B. den Höhenangriff, so ist doch der Abschnitt, dessen Inhalt wir eben abgehandelt haben, wie man sich leicht überzeugt, vorzugsweise bestimmt, die Beziehungen zwischen Politik und Strategie und die allgemeine Lehre von den Operationen in's Licht zu setzen.

Unterdessen ist es Zeit geworden, die Operationen gegen die Assyrer zu beginnen. Es fragt sich, ob man ihren Angriff erwarten oder selbst zum Angriffe auf sie schreiten solle. Hier setzt Kyros dem Kyaxares die Vortheile der Offensive auseinander, namentlich die bequemere Ernährung des eignen Heeres im fremden Lande und die Erhebung des Muthes der eignen Truppen. Die Offensive wird dann auch beschlossen, der Marsch

der verbündeten Meder und Perser über die assyrische Grenze angetreten. Die feindlichen Heere nähern sich endlich einander so weit, daß ein Zusammenstoß unvermeidlich erscheint. Die Assyrer lagern im offenen Felde, aber in einem verschanzten Lager, Meder und Perser dagegen in einer verdeckten Stellung hinter Ortschaften und Höhen. Kyaxares will den Feind sofort angreifen, Kyros erklärt sich aber dagegen und weist auf den Vortheil hin, welchen man durch die verdeckte Aufstellung habe, da der Feind nichts von ihrem Heere wisse und sich mit allerlei unwahren Vorstellungen von demselben plagen könne. Da indessen am nächsten Tage die Opferzeichen einen günstigen Erfolg versprechen und die Assyrer vor ihr Lager rücken, wird auch auf Seiten der Verbündeten die Schlacht beschlossen. Kyros macht sowohl die Rottführer als die Rottschließer auf ihre besonderen Pflichten aufmerksam. Kyaxares dringt auf schleunigen Angriff, ehe der Feind noch seinen Aufmarsch ganz vollendet habe; Kyros aber meint, man müsse warten, um das Uebergewicht tüchtiger Bewaffnung und des höheren Muthes über die Mehrzahl klar beweisen zu können; er hört indessen ankommende assyrische Ueberläufer und fertigt die Mahnung des Chrysantas, die persischen Truppen durch Anreden zu ermuntern, mit der Antwort ab, er verspreche sich nicht viel von der augenblicklichen Wirkung einer Rede, wenn die Truppen nicht ohnehin gut seien.

Als es nun zur Schlacht kommt, geht Kyros alsbald mit den Seinen zum Handgemenge über; der guten Disziplin der Perser wird hier die schlechte Zucht bei den Assyrern entgegengestellt, deren Bogner viel zu früh zu schießen beginnen. Nach kurzem Kampfe werden die Assyrer in ihr Lager geworfen, welches sie in der Nacht muthlos räumen.

Kyros stellt seinen Persern vor, daß er aus Mangel an Reiterei den Feind nicht habe verfolgen können; er erhält auf seine Bitte vom Kyaxares freiwillige medische Reiter. Nun kommen Boten von den Hyrkaniern, welche einen Theil des assyrischen

Heeres bilden, um zu unterhandeln: die Hyrkanier hätten bei den Gegnern die Nachhut und wären geneigt, zu den Persern überzugehen. Wie dies am besten bewerkstelligt werde, darüber trifft man ein Uebereinkommen, welches denn auch, als Kyros die Verfolgung beginnt, richtig eingehalten wird. Er beweist dabei den Hyrkaniern ein großes Vertrauen, welches jedoch nur auf der Grundlage vollen Selbstvertrauens beruht, folglich nichts mit Unvorsichtigkeit gemein hat.

Nach der Ankunft der Hyrkanier nimmt die Verfolgung einen entschiedenen Character an. Diese ziehen vorauf, um die Perser zu maskiren, die Reiterschwärmlinien werden durch geschlossene Reitertrupps unterstützt. Kyros selbst mit dem Fußvolk und einiger bei diesem zurückgelassenen Reiterei macht bei dem verlassenen Lager der Assyrer, als er dies erreicht, Halt, läßt dasselbe rings von Kavallerie umstellen, dann von den zurückgebliebenen Verwaltungsbeamten und Troßknechten des Feindes eine vortreffliche Mahlzeit bereiten, aber dieselbe nicht eher anrühren, als bis die Reiter von der Verfolgung zurückkehren, von welcher sie reiche Beute und viele Gefangene einbringen. Die Ueberlegung, daß an dem einträglichsten Theil des Kriegsgeschäftes auf diese Weise die Perser gar keinen Antheil nähmen, bringt Kyros auf die Idee, sich ein eigenes persisches Reitercorps zu bilden, indem er einen Theil seiner Mannschaft zu Pferde setzt. Diese persischen Reiter sollen aber Dragoner sein, ebenso geschickt, zu Fuß als zu Pferde zu kämpfen. Es wird sofort zu dieser neuen Organisation geschritten, und Xenophon läßt hier die Gelegenheit nicht vorbeigehen, über die Nothwendigkeit verschiedener Waffengattungen in einem Heere und über den Nutzen der Reiterei zu reden. Sämmtliche assyrische Gefangene, welche die streifende Reiterei einbringt, gibt Kyros frei, damit sie fortfahren, das Land zu bebauen, weil in einem unbebauten Lande ein Heer nicht leben kann; entwaffnet sie aber. Die Mahlzeit nimmt die zurückgekehrte Reiterei innerhalb des Lagers ein, die Perser thun es vor dem-

selben, um es so zugleich zu bewachen. Für die Nacht wird dann ein gehöriger Sicherheitsdienst angeordnet.

In diesem Abschnitte haben wir einen ziemlich regelmäßigen Verlauf eines gewöhnlichen Feldzuges. Es tritt nun der Zeitpunkt ein, wo Kyros sich vom Kyaxares zu emanzipiren und auf eigne Faust Unternehmungen zu machen gedenkt. Kyaxares, welcher im alten Lager zurückgeblieben war, während Kyros an die Verfolgung ging, ist am nächsten Morgen verstimmt darüber, daß dieser ihm seine ganze medische Reiterei mitgenommen hat, und läßt sie durch einen Abgesandten zurückfordern. Kyros hat die medischen Reiter indessen bereits so für sich eingenommen, daß sie gern bei ihm bleiben. Er gewinnt auch den Boten und beschließt, seinen Vater Kambyses um weiteren persischen Zuzug anzugehen, da die Gelegenheit zur Eroberung Asiens die schönste sei; beim Kyaxares sucht er sich zu entschuldigen und zu rechtfertigen und verspricht, ihm den persischen Zuzug, den er vom Kambyses erwartet, vorläufig wenn erforderlich statt der ihm entführten medischen Reiter überlassen zu wollen. Die Vertheilung der gesammten Beute überläßt Kyros den Bundesgenossen, um sie desto inniger an sich zu fesseln. Dann vollendet er die Bildung seiner persischen Reiterei und gibt ihr ein gleich starkes Corps von Fußgängern bei, welches ihr die Schilde für den Fall nachtragen soll, daß sie zu Fuß kämpfen will.

Endlich erscheint der assyrische Satrape Gobryas, um seinen Uebertritt zu Kyros zu erklären und wird in Gnaden angenommen. Hier schließt das vierte Buch; das fünfte ist insbesondere der Lehre von den Märschen gewidmet.

Nachdem Kyros die Meder und andern Bundestruppen überredet hat, auch ferner seine Unternehmungen zu theilen und ihm die bisherigen glücklichen Erfolge ausbeuten zu helfen, wird der Marsch nach einem festen Platze angetreten, welchen Gobryas versprochen hat zu übergeben. Der Marsch ist ein gewöhnlicher am Tage. Der erreichte Platz wird mit allen Vorsichtsmaßregeln in Besitz genommen. Kyros setzt nun den Marsch

fort und beräth unterwegs mit dem Gobryas und dem Fürsten der Hyrkanier, was weiter zu thun sei. Er erfährt von diesen, daß der Assyrerkönig noch mehr Feinde habe, wie die Kadusier und Saker, welche sich gern mit den Persern verbinden würden, wenn sie nicht durch das assyrische Gebiet von ihnen noch getrennt wären. Ein assyrischer Satrap, der zum Abfall vom Reiche geneigt wäre, sei auch ein gewisser Gadatas. Um aber dessen Gebiet zu erreichen, müsse man grad bei der feindlichen Hauptstadt Babylon vorbeimarschiren. Gobryas erörtert hier die Schwierigkeiten eines Flankenmarsches. Kyros ist der Meinung, man solle direct auf Babylon losrücken, durch Kühnheit auf solche Weise die eigne Schwäche verdecken; überdies mache aber auch die Ueberlegenheit der Zahl wenig aus und die Verbündeten seien jedenfalls jetzt stärker, die Assyrer schwächer als bei dem ersten Zusammenstoß, bei welchem sie dennoch geschlagen wurden. Man marschirt nun auf Babylon los und bietet den Assyrern die Schlacht, welche diese aber nicht annehmen. Kyros zieht sich darauf von der Stadt zurück und durch Verabredungen mit dem Gadatas setzt er sich in den Besitz einer Grenzfestung, welche er den Hyrkaniern, Kadusiern und Sakern zu gemeinschaftlicher Besetzung übergibt. Er gewinnt dadurch auch diese Völkerschaften für sich und sie stellen ihm beträchtliche Kontingente.

Der assyrische König bedroht indessen, aufgebracht über den Verrath des Gadatas, dessen Land; Gadatas eilt dahin voraus, um vorerst seine festen Plätze sicher zu stellen und in Verfassung zu setzen. Kyros folgt mit dem ganzen Heere, und da keine Zeit zu verlieren ist, so wird ein Nachtmarsch gemacht und es werden die Regeln für die Anordnung eines solchen hiebei erörtert, einschließlich des Sicherheitsdienstes dabei; am Tage wird die gewöhnliche Marschordnung wieder hergestellt. Da man mit dem assyrischen Heere zusammentrifft, muß nun auch der Aufmarsch in Schlachtordnung aus der Marschordnung zur Anwendung kommen; aus welcher aber wieder in

die Marschordnung übergegangen wird, als die Assyrer den Kampf nicht annehmen.

Die assyrische Hauptmacht wirft sich in eine große Stadt. Kyros' kadusische Reiter unternehmen auf eigne Faust einen Streifzug in das Gebiet von Babylon, sie zerstreuen sich dabei, die Assyrer nehmen dies wahr, um aus Babylon auszufallen und bringen den Kadusiern eine tüchtige Niederlage bei, welche am Abend flüchtig in das Lager des Kyros zurückkehren. Dieser versammelt am nächsten Morgen die Kadusier, um ihnen das Mißliche solcher abgesonderten Operationen, von denen der Obergeneral nicht unterrichtet ist, vorzustellen. Er erklärt sich nicht überhaupt gegen Detachirungen, verlangt aber, daß die Detachements in beständigem Verkehrszusammenhange mit der Hauptmacht bleiben sollen.

Ein Vertrag, welchen er darauf mit dem assyrischen König schließt, soll die friedlichen Landesbewohner vor allen Plünderungen und Verwüstungen ihres Besitzes sicher stellen.

Durch ein Geschenk an Pferden, welches ihm Gadatas macht, wird Kyros in den Stand gesetzt, seine persische Reiterei auf 10000 Mann zu verstärken. Willens nach der Grenze von Medien und Syrien abzuziehen, bleibt er doch noch einige Zeit im Gebiete des Gadatas stehen, damit dieser erst seine festen Plätze im Gebiete Babylons armiren und besetzen könne. Dann erfolgt der Aufbruch des Heeres, und es wird jetzt ein wirklicher Flankenmarsch an Babylon vorbei gemacht. An der syrisch-medischen Grenze bemächtigt sich Kyros dreier festen Plätze; hier besucht ihn auch Kyaxares, der ihn nicht in Medien zu haben wünscht, da ohnehin schon 40000 Perser dorthin nachgekommen seien, deren Verpflegung das Land belästige. Diese Perser ziehen auch alsbald dem Kyros zu.

Das sechste Buch behandelt die Vorbereitungen zum Feldzuge und zur Schlacht. Der Winter ist vor der Thüre, nach den Erklärungen des Kyaxares kann man nicht darauf rechnen, in Medien Winterquartiere zu nehmen, muß sich also auf

eigne Faust einzurichten suchen; um nicht wie ein Schiff auf dem Meere zu treiben, muß die Armee sich basiren. Feste Plätze werden theils dem Feinde abgenommen, theils neu angelegt; sie werden so stark gemacht, daß auch schwache Besatzungen sich geraume Zeit in ihnen gegen feindliche Angriffe halten können, die Hauptmacht des Heeres sich also ohne Gefahr für weitere Operationen von ihnen entfernen darf. Magazine von Proviant und Fourrage werden eingerichtet.

Da nun die Nachricht einläuft, daß der Assyrerkönig nach Lydien ziehe, um dort ein starkes Heer zu sammeln, trifft Kyros die Anstalten für den nächsten Feldzug, er folgt dabei dem Rathe des Kambyses, daß man stets dem Feinde durch neue Mittel Ueberraschungen bereiten müsse: er verstärkt seine Reiterei, schafft sich Sichelwagen und Kameele an, und transportable Thürme, von je acht Paaren Ochsen gezogen, mit je 20 Mann besetzt, die der Schlachtordnung im Gefechte folgen sollen.

Er sucht sich außerdem Kunde von den Anstalten der Feinde zu verschaffen. Er sendet den Araspes zu diesen, mit dem Auftrage, vorzugeben, er sei vom Kyros entflohen, dann zu rekognosciren und zugleich durch falsche und unbestimmte Nachrichten den Feind irre zu führen. Er soll z. B. sagen, Kyros rüste zu einem Einfall in das feindliche Land. Die verbündeten Feinde würden nun zunächst jeder daran denken, das Seine zu decken und es darüber versäumen, eine anständige Hauptmacht zu concentriren. Araspes soll möglichst lange beim Feinde bleiben, so spät möglich zurückkehren, da die letzten Nachrichten, die er von dort bringe, jedenfalls die wichtigsten sein würden.

Indische Gesandte, welche zum Kyros kommen, beredet er gleichfalls, ihm als Kundschafter zu dienen. In ihrer Eigenschaft und als Leute von hervorragender Stellung vom Feinde aufgenommen, würden sie die meiste Gelegenheit haben, etwas zu sehen und zu erfahren.

Die Inder bringen bei ihrer Rückkehr die Nachricht, Krösos

sei der Oberfeldherr des feindlichen Heeres, Thraker mit Schwertern seien für dasselbe geworben, auch 120000 Aegypter mit großen Spießen, Schilden und Streitäxten zögen herbei; Kyprer, Kilikier, Phryger und viele andere Völkerschaften seien schon versammelt, die Armee wolle nach Thymbrara vorrücken, wo große Magazine angelegt seien. Gefangene bestätigen diese Nachrichten.

Da die Truppen des Kyros von der großen Menge des Feindes hören, zeigt sich bei ihnen Niedergeschlagenheit und er hält es für nöthig, sie zu ermuthigen; er erinnert sie an den frühern Sieg, an ihre jetzt viel bedeutendere Stärke, an die neuen Kriegsmittel, mit denen sie ausgerüstet seien; nur weil der Assyrer allein sich ihnen gar nicht gewachsen fühle, werbe er überall neue Bundesgenossen. Seine Rede erfüllt ihren Zweck, und er hält es nun für das beste, da der Winter vorüber, so schnell als möglich aufzubrechen, ehe der Feind seine Rüstungen vollendet habe und ihm wo möglich bei seinen eigenen Magazinen zuvorzukommen. Da der Marsch theilweise durch nicht angebautes Land geht, muß das Heer Vorräthe aller Art, Proviant, Handmühlen, Lazarethutensilien, Handwerkszeug, Lederwerk, Nutzholz mit sich führen. Es wird aber dabei empfohlen, das Gepäck auf das Nothwendigste zu beschränken und namentlich durch Mäßigkeit des Lebens diese Beschränkung möglich zu machen. Aus Bognern und Speerschützen wird ein Pioniercorps gebildet, welches dem Troße voraufzieht, um die Wege zu bessern; Handwerker begleiten das Heer. Bei Erzählung der nächsten Märsche wird Gelegenheit genommen, die zweckmäßige Marschordnung des Gepäcks an sich und im Verhältniß zu den Combattanten in verschiedenen Lagen zu erörtern.

Da man sich dem Feinde soweit genähert hat, daß ein Zusammenstoß nun alsbald zu erwarten steht, sendet Kyros Reiterei vorauf, um Gefangene einzubringen, die Hauptmacht läßt er unterdessen frühstücken, dann aber bald wieder unter's Gewehr

treten; vor den versammelten Führern befragt er die eingebrachten Gefangenen, welche aussagen, das feindliche Heer sei drei Stunden entfernt, es sei von der Annäherung des Kyros unterrichtet und ziemlich niedergeschlagen. Jetzt werde es eben, wie schon die beiden vorigen Tage, in Schlachtordnung gestellt. Krösos selbst sei dabei beschäftigt unter dem Beistande eines Griechen und eines übergelaufenen Meders, des Araspes nämlich.

Von den Vorposten wird gemeldet, daß feindliche Reiter sich nahen, Kyros trifft seine Anstalten dagegen; es ist indessen nur Araspes, der eine bequeme Gelegenheit benutzt hat, um das feindliche Heer zu verlassen und wieder zu Kyros zurückzukehren. Er kann die genaueste Auskunft über die Verhältnisse beim Feinde geben: das feindliche Heer nehme in Schlachtordnung eine Front von 10000 Schritt ein, die Aegypter ständen in dicken Haufen von 100 Mann Front und 100 Mann Tiefe, Alles übrige 30 Mann tief. Krösos sei allerdings gegen die zu tiefe Aufstellung gewesen, da er die Perser zu überflügeln gedächte. Kyros meint dazu, der Feind könne leicht von ihnen selbst überflügelt und eingeschlossen werden. Er ertheilt die Befehle zur morgenden Schlacht; das Fußvolk soll sich in einer 12 Mann tiefen Linie aufstellen; den Einwand eines der Obersten, diese Tiefe scheine im Verhältniß zu der des Feindes zu gering, fertigt er damit ab, sie genüge, und bei ihr würden alle Theile der Phalanx zur Wirkung kommen, während das beim Feinde durchaus nicht der Fall sein werde; die ersten Glieder der Phalanx sollen die mit guten Schutz- und Nahwaffen ausgerüsteten Männer bilden, dann folgen die Speerschützen, diesen die Bogner, endlich noch ein Glied besonders tüchtiger auserwählter Leute, um das Ganze zusammenzuhalten. Hinter der Phalanx werden die Wandelthürme unter dem Befehle des Euphratas geordnet, hinter diesen folgt die Bagage und der Troß sammt den Weibern, um den Feind auf die Meinung zu bringen, man sei viel stärker, als es in der That der Fall ist. Hinter den Weiberwagen stehen noch zwei erlesene Abtheilungen

Fußvolk zu 1000 Mann unter dem Artabazos und Artagerses. Von der Reiterei steht eine Abtheilung unter Chrysantas auf dem rechten, eine zweite unter Hystaspes auf dem linken Flügel der Phalanx, zwei erlesene Abtheilungen Reiterei zu 1000 Mann stehen rückwärts von dem Fußvolk des Artabazos und Artagerses, hinter dem rechten Flügel der Phalanx unter Asidates, hinter dem linken Flügel unter Pharnuchos, zwischen ihnen sind die Kameele aufgestellt. 100 Streitwagen unter Abradates kommen vor die Front der Phalanx, die übrigen auf deren Flügel zu stehen. Die Reiter des Asidates und Pharnuchos, obgleich verdeckt und zurückgehalten aufgestellt, sollen doch bereit sein, zuerst in's Gefecht zu gehen. In dieser Aufstellung liegt die Disposition zur Schlacht.

Am nächsten Tage nun opfert Kyros und die Zeichen sind günstig, die Aufstellung erfolgt, Kyros beruft die Führer, macht sie auf die Vortheile aufmerksam, die man vor dem Feinde voraus habe und erklärt ihnen den Nutzen einiger Theile der Schlachtordnung. Dann wird in dieser vorgerückt und mehrmals Halt gemacht, um die Ordnung nicht in Verwirrung kommen zu lassen. Als das Heer eine Stunde vorgerückt ist, wird es des gleichfalls in Schlachtordnung heranziehenden feindlichen ansichtig. Auch dieses bemerkt die Perser, und Krösos, obwohl noch entfernt, beginnt nun sofort seine Manöver zur Einschließung des Feindes.

Hiemit sind wir bereits in das siebente Buch eingetreten, welches die Gefechtslehre im weitesten Sinne, d. h. die Lehre von der offenen Feldschlacht und von der Belagerung behandelt.

Krösos läßt seine beiden Flügel sich von dem Centrum trennen und gegen die beiden Flanken des Kyros einschwenken; wenn nun diese drei Corps sich dem Heere des Kyros völlig genähert haben, so wird letzteres allerdings eingeschlossen sein; damit ist immer noch nicht der Sieg errungen. Aber für jetzt ist es auch noch nicht einmal zur Einschließung gekommen und das einzige bisher erreichte Resultat ist die völlige Zertrennung

in drei ganz isolirte Corps. Kyros gibt seine letzten Befehle: wenn er selbst angreift, soll auch Abradates mit den Streitwagen geradezu auf das feindliche Zentrum losgehen, ihm aber die Phalanx auf dem Fuße folgen. Er gibt die Parole: Zeus, Retter und Führer, und reitet ermunternd zwischen den Streitwagen und der Phalanx hindurch, allen Führern ertheilt er noch nähere Aufklärungen und verscheucht ihre Besorgnisse. Abradates äußert solche betreffs der drohenden Bewegung der feindlichen Flügel. Kyros verspricht ihm aber, damit wolle er schon fertig werden; Abradates werde gar nicht zum Angriff kommen, ehe er diese Flügel auf der Flucht sehe. Dem Hystaspes, welcher die persischen Reiter auf dem linken Flügel der Phalanx commandirt, und dem gleichfalls die Einschließungsbewegungen des Krösos Sorge machen, gibt er den Rath, sich darum gar nicht zu kümmern, er solle sich nur erinnern, daß, wenn er auf dem Punkte, wo er zuerst mit dem Feinde zusammenstoße, gesiegt habe, er sich immer dorthin wenden müsse, wo der Kampf n o c h n i c h t entschieden sei. Kyros weist darauf die Streitwagen vom linken Flügel an, sich auf die Front des feindlichen abgesonderten rechten Flügels zu werfen, sobald sie bemerken, daß die freie rechte Flanke desselben von den erwählten Abtheilungen des Artagerses und Pharnuchos angepackt wird; diese letztern aber sollen zum Angriff schreiten, sobald sie sehen, daß Kyros selbst sich gegen den abgesonderten linken feindlichen Flügel wendet. Die Kameele sollen den Artagerses und Pharnuchos unterstützen. Hinter der Front begibt sich Kyros endlich zu den Abtheilungen des Artabazos und Asidates, mit welchen und den Streitwagen er selbst den abgesonderten linken Flügel des Feindes anfallen will.

Krösos glaubt unterdessen, daß seine beiden Flügel auf der richtigen Höhe angekommen sind, läßt sie gegen die Flanken der Perser Front machen und gibt das Signal zum gleichzeitigen Angriff von allen Seiten. Nun aber bricht auch Kyros gegen den linken und gleichzeitig Artagerses gegen den rechten abge-

sonderten Flügel vor; hier wie dort wird ein leichter Sieg gewonnen.

Anders im Centrum, hier ist Abradates mit den Streitwagen in die dicken Haufen der Aegypter eingedrungen und die Phalanx, welche ihm auf dem Fuße folgt, wühlt sich in die Lücken ein; doch der Kampf wird sehr hartnäckig, Abradates fällt, die Aegypter schließen ihre Haufen immer schnell wieder, die persische Phalanx wird gezwungen, gegen ihre Wandelthürme zurückzuweichen, die Aegypter folgen. Doch an den Wandelthürmen kommt der Kampf zum Stehen; die Bogner, welche diese besetzt haben, schießen mit Erfolg in die dicken feindlichen Haufen, zugleich werden diese vom Kyros, der nach dem ersten Theilsieg über den feindlichen linken Flügel sich zur Unterstützung seines Centrums wendet, im Rücken und von den persischen Reitern, welche auf dem rechten und linken Flügel der Phalanx standen, in beiden Flanken angegriffen. Von allen Seiten eingeschlossen und beschossen, müssen die Aegypter kapituliren. Kyros behandelt sie nicht als Kriegsgefangene, sondern gibt ihnen Städte in Oberasien.

Nach diesem entscheidenden Siege rückt er nach Sardes, der Hauptstadt des Krösos, vor, wohin dieser sich geflüchtet hat; er trifft zuerst Anstalten zu einer Belagerung oder einem gewaltsamen Angriff; da er aber Kunde von einer schwachen Stelle des Platzes erhält, ersteigt er diesen hier und nimmt ihn so durch Ueberrumpelung.

Er pacifizirt nun die verschiedenen Provinzen Kleinasiens, alle besiegten Völkerschaften, die sich ihm nicht freiwillig anschließen, entwaffnet er und macht sie zu Schleuderern; die Schleuder sei die Knechtswaffe, da Schleuderer für sich allein auch in der größten Ueberzahl gegen wenige wohlgerüstete Männer mit Nahwaffen nichts auszurichten vermöchten.

Darauf zieht Kyros vor Babylon, die assyrische Hauptstadt, um nun, nachdem alle Glieder schon vom Reiche getrennt sind, auch diese noch in seine Gewalt zu bringen. Der ursprüngliche

Plan, Babylon durch Blokade und Aushungerung zu nehmen, muß aufgegeben werden, da die Stadt auf 20 Jahre verproviantirt ist; dagegen gelingt es durch das Bett des trocken gelegten Euphrat mit Sturm in die Stadt einzudringen.

Kyros ist jetzt Herr von Asien, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Macht; und das Ende des siebenten und der größte Theil des achten Buches beschäftigen sich nun mit der inneren Organisation der xenophontischen Mustermonarchie. Kyros umgibt sich mit einer Leibwache von Verschnittenen, bildet eine feste Garnison für die Hauptstadt, schafft einen persischen Dienstadel, richtet einen Hofstaat ein, eine geheime Polizei, und entwickelt jenen Eifer für die materiellen Interessen, der auch unserm Xenophon, wie so vielen Anderen vor und nach ihm, neben einem herablassenden Benehmen, Freigebigkeit gegen die hohen Würdenträger u. s. w. als die festeste Stütze der Monarchie erscheint Die Provinzialverfassung wird durch Einsetzung von Civilgouverneuren neben den Militärgouverneuren geordnet, Posten verbinden alle Provinzen des Reichs mit seiner Hauptstadt, befördern Befehle und Nachrichten und königliche Sendboten üben in allen Theilen des Reiches eine wohlthätige Kontrolle aus. Mit dieser inneren Organisation, mit dem Verhalten und dem Glücke des Kyros, wie seiner Unterthanen, beschäftigt sich das achte Buch vorzugsweise, während es von speziell militärischen Dingen nur die Lagerordnung behandelt. Es kommt hier dem Xenophon darauf an, alle die Vortheile, welche die Ausübung der richtigen Grundsätze der Feldherrnkunst schafft, den Lohn für sie im glänzendsten Lichte zu zeigen und so sein Lehrgebäude zu krönen, indem er zugleich die innere Politik, wie sich gebührt, an die Waffenthaten und Waffenerfolge anknüpft.

Wenn vielleicht für Manche unter uns die Einrichtungen in diesem Persien des Romans durchaus nichts so Verlockendes haben, so sind sie doch für Xenophon ein vollkommenes Ideal; für ihn ist diese straffe Monarchie das Schönste, was denkbarer

Weise in politischen Einrichtungen zu erzielen ist. Mit dem glückseligen Tode seines Helden schließt aber Xenophon die Erzählung nicht ab. Als wollte er uns schließlich noch aufs deutlichste daran erinnern, daß er keine Geschichte geschrieben, sondern nur ein Lehrgebäude in Form eines Romanes entwickelt hat, läßt er einen Epilog dem Ganzen folgen, in welchem er auseinandersetzt, daß das wirkliche Persien seiner Zeit sich sehr weit von dem Ideale entfernt hat; und wenn seine Anabasis die ganze Schwäche des persischen Kolosses in jeder Zeile aufzeigt, so leitet er nun auch durch den Schluß der Kyrupädie wieder auf jenen Gedanken hin, welcher die Griechen so mächtig in Betrachtung der Thaten der Zehntausend packte, daß nichts leichter sei, als ganz Persien zu erobern und das Lehrgebäude der Kyrupädie gibt den Griechen den militärischen Weg dazu an. Dieser Gedanke schlief von nun ab in Griechenland nicht mehr ein, bis ihn, vielleicht nicht ein volles Menschenalter nach dem Erscheinen der Kyrupädie, Alexander der Große verwirklichte.

Von dem Tractate über das Amt des Reiterobersten vermuthet man, daß ihn Xenophon im Jahre 362 vor der Schlacht
81. von Mantineia geschrieben und an den Kephisodoros gerichtet habe, unter welchem seine Söhne, Gryllos und Diodoros, dienten. Soviel ist sicher, daß dieser Tractat sich ganz speziell auf athenische Verhältnisse und auf die athenische Reiterei bezieht.

Das erste Capitel desselben verbreitet sich nach einer allgemeinen Einleitung, welche die einzelnen Gegenstände, die hier zur Sprache kommen sollen, aufzählt, näher über die Aufbringung, Ergänzung, Ausrüstung und Uebung der Reiter und über die Mittel, gute Pferde zu bekommen; im zweiten wird von der Gliederung, der Auswahl der Rottführer (Dekadarchen), Rottschließer (Teleutäen) und der Flügelleute gesprochen, im

81) Diog. Laert. cap. 3.

dritten von der Rolle, welche die athenische Reiterei und die Hipparchen bei Festen und feierlichen Aufzügen zu spielen haben; hier werden sehr spezielle Anweisungen mit genauem Bezug auf die verschiedenen Lokalitäten Athens, welche dergleichen feierliche Umzüge berührten, gegeben. Das vierte Capitel handelt vom Marsche, von der Nothwendigkeit der Terrainkenntniß und der Kenntniß der Verhältnisse beim Feinde, von den Mitteln, sich diese zu verschaffen, durch Recognoscirungen und durch Kundschaften, endlich von dem Sicherheitsdienst. Der Reiteroberst wird dann vorzugsweise darauf aufmerksam gemacht, beständig nach Gelegenheiten zu spähen, in denen ein Erfolg zu erzielen ist, und diese Gelegenheiten auszubeuten. Im fünften Capitel wird er ermahnt, sich genau mit den möglichen Leistungen seiner Pferde und Reiter schon bei den Uebungen bekannt zu machen, namentlich auch gegenüber der Infanterie; er wird über die Mittel belehrt, den Feind über die eigene Stärke zu täuschen und endlich daran erinnert, daß, wenn ihm Infanterie beigegeben ist, er deren Gebrauch und Verwendung wenigstens so weit kennen muß, um aus ihr den möglichsten Nutzen zur Verstärkung der Reiterei zu ziehen. Das sechste Capitel empfiehlt dem Obersten Sorge für seine Mannschaft und das stete Streben nach eigener Vollkommenheit in allen Diensten und allen Fertigkeiten des Reiters im Allgemeinen und seines Amtes im besondern, damit er seine Reiter an sich feßle durch den Vortheil, welchen ihnen selbst der Gehorsam bringt, und durch seine innere, von Allen anerkannte Ueberlegenheit. Das siebente Capitel behandelt die verschiedenen Umstände, unter denen, im Großen genommen, die athenische Reiterei verwendet werden kann. Als der wichtigste Fall wird hier derjenige hervorgehoben, welcher im peloponnesischen Kriege wirklich eintrat, daß nämlich die Athener, während der Feind mit überlegener Kraft in ihr Landgebiet einfalle, sich ihrerseits mit aller Macht auf den Seekrieg werfen. Dann bleibt der Reiterei der Schutz des Landgebietes, soweit er überhaupt möglich ist und so lange es nicht zu einer

Belagerung der Stadt Athen kommt, allein oder fast allein überlassen. Der Reiteroberst muß hier alle Hülfsquellen seines Geistes zu Rathe halten. Es wird ihm empfohlen, von seiner Reiterei so wenig als möglich zum Vorpostendienst, zur Bergung der beweglichen Güter vom Lande, und zu allem Aehnlichen zu verwenden; dagegen so viel als möglich zu seiner Verfügung zurückzuhalten. Die so ersparte Kraft werde indessen immer nicht ausreichen, den Feind im offenen Felde zu bekämpfen und müsse benutzt werden, um durch einen beständigen kleinen Krieg mit zweckmäßiger Wahl günstiger Zeitpunkte, unter gewandter Ausbeutung der Terrainverhältnisse den Feind zu quälen und zu ermüden. Im achten Capitel folgen nun Regeln für das Reitergefecht. Es wird zum Eingange daran erinnert, welche Ueberlegenheit eine Reiterei, die aus wirklich ausgebildeten, mit ihrem Pferde wie zusammengewachsenen, in jedem Terrain brauchbaren Reitern besteht, über eine andere von schlechterer Zusammensetzung hat; eine gute und zweckmäßige Pferdausrüstung ist ein höchst wichtiger Gegenstand und der Oberst wird eindringlich daran gemahnt, für eine solche Sorge zu tragen. Wer einen stärkeren Feind angreifen will, soll ein Terrain hinter sich lassen, auf welchem er einen leichten und sicheren Rückzug hat. Wer des Sieges ziemlich sicher ist, beim Angriff, soll alle seine Kraft zu demselben zusammennehmen; wer dagegen desselben nicht sicher ist, soll stets eine starke Reserve zurückhalten und zum Angriffe nur eine schwache Abtheilung, aber von vorzüglicher Zusammensetzung an Pferden und Reitern verwenden, um den Rückzug ohne Verwirrung bewerkstelligen zu können, er soll die Reserve so aufstellen, daß sie den Feind bedroht, ohne selbst der Gefahr ausgesetzt zu sein. Auch wenn man mit gleichen Chancen und bei gleicher Zahlstärke ein Gefecht zu liefern hat, hält es Xenophon für zweckmäßig, die eigne Reiterschaar immer in zwei Abtheilungen zu zerlegen, deren eine der andern als Reserve folgt, bereit den Sieg jener auszubeuten, die Niederlage derselben ungefährlich

zu machen. Auch Infanterie mag man in ähnlicher Weise als Reserve der Kavallerie gebrauchen. Wendungen aller Art gehen langsamer von Statten, als alle Bewegungen geradeaus. Xenophon macht den Reiterobersten darauf aufmerksam, daß er aus diesem Umstande, wenn er seine Reiter gehörig darüber instruirt hat, großen Nutzen ziehen könne, z. B. soll er, während er von dem verfolgten Feinde abläßt und diesen dadurch ermuthigt, seinerseits Front zu machen, eine Anzahl der tüchtigsten Reiter verdeckt zurückzulassen suchen, die nun den Feind mitten in der Wendung oder Schwenkung anfallen. Das neunte Capitel enthält den Schluß des Tractates; Xenophon bemerkt hier, daß die Hauptsache sei, dasjenige, was man für recht und gut erkannt hat, auch wirklich auszuführen. Die damals etwas in Verfall gerathene athenische Reiterei, meint er, ließe sich leicht auf 1000 Pferde bringen und wieder heben, wenn man etwa 200 Fremde anwürbe, welche neue Einrichtungen mitbrächten, dadurch aber den Wetteifer belebten. Bei den Lakedämoniern wenigstens habe dieses Mittel sich erprobt und die Kosten würden leicht zu decken sein, wenn man diejenigen Mitglieder des athenischen Ritterstandes, welche überhaupt keine Lust zum Reiterdienst hätten, oder auch gar nicht im Stande wären, ihn zu leisten, wie z. B. Unmündige, von demselben gegen Erlegung einer Steuer dispensirte. Daß er übrigens in dieser Abhandlung so häufig an die göttliche Hülfe in letzter Instanz appellirt habe, werde Niemanden Wunder nehmen, der von der Ungewißheit aller Dinge im Kriege einen Begriff habe.

Die Hippike des Xenophon, gewöhnlich das Buch von 82.
der Reitkunst, richtiger aber das Buch vom Pferde genannt, ergänzt in vielen Beziehungen die ebenbesprochene Abhandlung; sie wird auch heute dem Reiter nicht bloß Vergnügen

---

82) Vgl. hiezu: Commentatio de verbis, quibus Graeci incessum equorum indicant, ad Xenophontem de re equestri cap. VII. In Godofredi Hermanni Opuscula Vol. I p. 63.

machen, sondern mindestens insofern Belehrung verschaffen, als sie bei ihrer Gedrängtheit im Gegensatz zu dickleibigen Werken der Art, an welche wir gewöhnt sind, uns unmittelbar auf die Hauptsachen zurückführt und dabei durch ihre theilweisen Abweichungen von der heutigen Methode Manches zu denken gibt. Dieses Buch zerfällt in eine kurze Einleitung, aus welcher wir erfahren, daß Xenophon in einem gewissen Simon als Schriftsteller über die Pferdekenntniß bereits einen Vorgänger hatte, den er aus langjährigen Erfahrungen theilweise zu ergänzen gedenkt, und in zwölf Capitel. In deren erstem entwickelt Xenophon die Regeln, welche beim Kaufe junger noch ungerittener Pferde zu beobachten sind, er geht alle einzelnen Theile des Pferdekörpers durch und bemerkt bei einem jeden die Mängel, welche vom Kaufe abrathen sollen oder die Vorzüge, welche man suchen soll; er verwirft, um nur Einiges zu erwähnen, platt- und vollhufige Pferde, verlangt Fesseln von einem richtigen Verhältnisse, weder zu kurz noch zu lang, starkknochige, aber nicht besonders fleischige Schienbeine. Im zweiten Capitel empfiehlt er dem Reiter, das Pferd zur Dressur einem Bereiter zu übergeben und sich nicht selbst damit zu quälen, weil er seine Zeit wohl besser benutzen könne; doch soll er diesem Bereiter allerdings eine Instruktion einhändigen, ganz so als wenn er seinen Sohn einem Lehrer übergäbe, in welcher auseinandergesetzt sei, wie das Pferd dressirt werden soll. Auf die Hauptpunkte dieser Instruktion wird kurz aufmerksam gemacht. Im dritten Capitel wird das erste ergänzt, jenes handelt nämlich von dem Kaufe von Pferden, die schon geritten, überhaupt schon gebraucht worden sind: nachdem man sich bei diesen überzeugt hat, ob sie nicht schon durch das Alter unbrauchbar sind, wobei die Zähne als Wegweiser dienen, soll man weiter zusehen, ob sie sich leicht zäumen und aufsitzen lassen, ob sie weder scheu noch boshaft sind, ob sie keine üblen Angewohnheiten haben und außerdem das leisten, was sie in ihrem Dienste zu leisten haben. Xenophon geht Alles im einzelnen

durch und gibt für die verschiedenen Proben einfache Vorschriften. Das vierte, fünfte und sechste Capitel handeln von der Beschaffenheit des Stalles und von dem Stalldienst, der Wartung und Behandlung des Pferdes. Sie können, namentlich die zwei letzten, als eine kurzgefaßte Instruktion für den Pferdeknecht dienen, dem hier auch Regeln für das Zäumen, für die Führung des Pferdes zu Fuß, für die Hülfe, die er seinem Herrn beim Aufsitzen leisten kann, ertheilt und dem insonderheit eine vernünftige gute Behandlung des Thieres, die Vermeidung jeder Brutalität gegen dasselbe empfohlen wird. Das siebente Capitel enthält die elementare Reitschule. Die Gegenstände, welche hier gelehrt werden, sind: das Aufsitzen, der Sitz, das Abpassen der Zügel, die Haltung der Waffen zu Pferd, nun die drei Gangarten: Schritt (*βάδην*), Trab (*διατροχάζειν* oder *τὸν αὐτοφυῆ διαροχάζειν*) und Galop (*ἐπιραβδοφορεῖν*), Volte (*πέδη*) und im Viereck (*πέδη ἑτερομήκης*) reiten, Changiren (*μεταβάλλεσδαι τὴν ἱππα–σίαν*), Wendungen, Paraden (*ὑπολαμβάνειν*). Um dieses Capitel völlig und leicht zu verstehen, muß man sich in eine Reitbahn, ganz wie wir sie gegenwärtig auch haben, hineindenken. Nachdem der Schüler alle Elementarkünste erlernt und die Gangarten allmälig von der langsamern zur nächst rascheren übergehend, erlernt hat, soll er auch unterwiesen werden, von der Stelle aus in schärferen Gangarten anzusprengen und zu pariren. Das achte Capitel behandelt die Uebungen im Campagnereiten auf dem Terrain, bergauf, bergab, im Springen, über Gräben setzen, den Sitz des Reiters unter diesen verschiedenen Umständen, den Gebrauch der Waffen zu Pferd. Da das Pferd nicht wie ein Mensch durch Worte belehrt werden kann, muß ein richtiges System des Wechsels wohl und im rechten Moment angewendeter Strafe und Belehrung hier befolgt werden. Xenophon bemerkt, daß man nicht zu besorgen habe, durch scharfes Bergabreiten die vordern Gliedmaßen des Thieres zu ruiniren. Perser und Odryser fürchteten

sich davor durchaus nicht und hätten ebenso gesunde Pferde als die Griechen. Das neunte Capitel spricht von der Behandlung und dem Gebrauch solcher Pferde, welche entweder beträchtlich lebhafter oder träger sind, als es normaler Weise verlangt wird. Beim lebhaften Pferde soll man im Wesentlichen Alles vermeiden, was dasselbe irritiren kann, viele Wendungen, lange Wettläufe mit anderen und dergleichen. Das zehnte und elfte Capitel kann man als eine Ergänzung des dritten Capitels des Hipparchikos ansehen; es werden hier nämlich die Mittel entwickelt, dem Pferde, namentlich mit Rücksicht auf feierliche Aufzüge eine schöne, ansehnliche Haltung zu geben. Jede Mißhandlung wird als dem Zwecke durchaus widersprechend verworfen, finde sie übrigens durch Spornen, Schlagen oder Zerren an den Zügeln statt. Richtiger Sitz und Zügelführung, dann eine richtige Wahl der Gebisse, welche sämmtlich mit beweglicher Zungenfreiheit waren und deren Eigenschaften sich hier erörtert finden, je nach dem Temperament des Pferdes und dem Stande seiner Dressur werden als die rechten Mittel empfohlen; man soll durch sie darauf hinwirken, dem Hengst die Haltung beizubringen, welche er in der Freiheit selbst, namentlich beim Zusammentreffen mit Stuten, denen er sich schön präsentiren will, annimmt und die er dann leicht behalten wird. Das elfte Capitel behandelt namentlich ganz speziell den Weg, einem Pferde, welches überhaupt passend für denselben gebaut ist, einen guten Paradegallop beizubringen. Im zwölften Capitel endlich finden wir Vorschriften für zweckmäßige Ausrüstung des Reiters mit Schutz- und Trutzwaffen und des Kavalleriepferdes mit ersteren.

Wenn diese nun als die eigentlich militärischen Werke Xenophons bezeichnet werden können, so ist doch auch unter den anderen fast keines, welches nicht einzelne Stellen enthielte, die militärisch wichtig sind. Von den historischen, wie dem Agesilaos und den hellenischen Geschichten, versteht sich das von selbst. Was die letzteren betrifft, so wird erzählt, daß Xenophon

in jener entscheidenden Zeit seines Lebens, da er 394 mit Agesilaos aus Asien zurückkam, zu Skaptesula in Thrakien das unvollendet gebliebene Geschichtswerk des Thukydides über den peloponnesischen Krieg gefunden und — wahrscheinlich — auch die Materialien, welche Thukydides für die Darstellung der letzten $6^1/_2$ Jahre jenes Krieges schon gesammelt hatte. Dieser Fund veranlaßte Xenophon zu dem Entschluß einer Fortführung der griechischen Geschichte von dem Punkte ab, auf welchem Thukydides sie gelassen hatte. Und so entstanden die 7 Bücher hellenischer Geschichten, welche für die Zeit von 411 bis 362 eine unschätzbare, weil die einzige gleichzeitige, Quelle bleiben, obgleich sie sehr beträchtlich hinter dem Muster des Thukydides zurückstehen und mit gutem Rechte das schwächste Werk Xenophons genannt werden dürfen. Sie sind im Ganzen von beschränkt lakedämonischem Standpunkt aus geschrieben; obgleich er die militärischen Ereignisse der Zeit in ihnen vorzugsweise behandelt, läßt doch seine Darstellung selbst hier Vieles zu wünschen übrig, und die große Revolution, welche in jener Zeit in der griechischen Kriegführung durch die Ausbreitung des Söldnerthums und die hieraus entsprossenen militärischen Reformen des Iphikrates vor sich ging, wird selbst nicht einmal erwähnt, sei es nun absichtlich, weil Xenophon den Iphikrates als einen Rivalen auf dem von ihm betretenen Wege betrachtete, sei es unabsichtlich, weil er nicht zu erkennen vermochte, daß es ein großer Unterschied sei, ob griechische Söldner in Asien fochten, oder ob die griechischen Staaten selbst ihre Kriege vorzugsweise mit Söldnern führten.

Im Staate der Lakedämonier, einem Buche, dessen Verfasser Xenophon nach Stoff, Form, Ton, Auswahl der mit Vorliebe behandelten Gegenstände mindestens mit großer Wahrscheinlichkeit ist, erhalten wir eine deutliche Nachricht über die normalen Formen der lakedämonischen Taktik des vierten Jahrhunderts und, wie anzunehmen steht, der nächstvorhergehenden

Jahrhunderte; die älteste dieser Art, welche überhaupt auf uns gekommen ist und darum von hoher Wichtigkeit, weil sich aus ihr Schlüsse darauf ziehen lassen, was aus der späteren griechisch-makedonischen Taktik, wie die Schriften des Aelianos oder Arrianos sie geben, in der älteren hellenischen Zeit im Gebrauch gewesen ist.

In den Denkwürdigkeiten des Sokrates behandeln die ersten fünf Capitel des dritten Buches allgemeine militärische Fragen; die Vorbildung zum Kriegsführer, die Pflichten desselben, die Eigenschaften und Pflichten eines guten Reiterobersten, die Verwandtschaft zwischen den Eigenschaften eines tüchtigen Feldherrn und eines guten Haushalters, die Eigenschaften eines athenischen Feldherrn. Wir finden hier dieselben Ansichten, bisweilen fast mit denselben Worten entwickelt, welche Xenophon eingehender auch in der Kyrupädie abhandelt.

Wenn die Schriften des Xenophon, abgesehen davon, daß sie vielleicht heute vor allen andern bei dem loyalen zur Unterordnung geneigten Sinne Xenophons Gnade bei den Meistern der Schulen und deren Meistern finden können, für uns insofern von Wichtigkeit sind, als sie uns in die Geschichte seiner Zeit und deren Einzelheiten, namentlich militärische, einführen und diese bei ihrer Ungeschminktheit richtig auffassen lassen, so ist es auch fast nicht anders möglich, als daß sie zu ihrer Zeit eine praktische Einwirkung auf die Menschen gehabt haben, und in dieser Beziehung möchten wir mehr noch als die eigentlichen Lehrschriften, wie Hippike, Hipparch und Kyrupädie die Anabasis hervorheben, welche gewiß keinem der Männer unbekannt blieb, welche den Gedanken verfolgten, die persische Macht auf ihrem eignen Boden anzupacken und welche dann unmöglich verfehlen konnte, diesem Gedanken Nahrung zu geben. Das Maaß seiner Redeweise, — welches äußerlich wenigstens in allen seinen Werken hervortritt, gewann dem Schriftsteller Xenophon den Beinamen der attischen Muse und die Menge

und Verschiedenartigkeit der Gegenstände, die er seiner Behand- 83.
lung unterwarf, so daß er aus allen Blumen Honig zu ziehen schien, den andern Beinamen der attischen Biene. Grade die praktische Seite der Wirkung seiner Schriften scheint uns weder durch diese Beinamen, noch sonstwie genügend gewürdigt zu sein und gegenwärtig sind wir schon seit lange gewöhnt, diese Schriften vorherrschend als Lehrmittel zu betrachten und darüber zu vergessen, was sie ihrer Zeit wohl gewesen sein mögen.

---

83) Edit. Thieme. Vol. I. Testimonia: Diog. Laert. c. 19. p. 9; — Xenophontis Vita ex Suida p. 11.

und Verschiedenartigkeit der Gegenstände, die er seiner Behandlung unterwarf, so daß er aus allen Blumen Honig zu ziehen schien, den andern Beinamen der attischen Biene. 83. Grade die praktische Seite der Wirkung seiner Schriften scheint uns weder durch diese Beinamen, noch sonstwie genügend gewürdigt zu sein und gegenwärtig sind wir schon seit lange gewöhnt, diese Schriften vorherrschend als Lehrmittel zu betrachten und darüber zu vergessen, was sie ihrer Zeit wohl gewesen sein mögen.

---

83) Edit. Thieme. Vol. I. Testimonia: Diog. Laert. c. 19. p. 9; — Xenophontis Vita ex Suida p. 11.

Montluc.

Montlucs Jugend und erste Feldzüge.

Blasius (Blaise) von Montluc stammte aus einer alten, 1.
aber heruntergekommenen Familie der Gascogne. Sein Vater hatte selbst zehn Kinder und mußte außerdem von den traurigen Resten eines einst bedeutenden Vermögens für fünf Halbgeschwister sorgen. Blasius ward im Jahr 1503 geboren, bei den finanziellen Verhältnissen seiner Familie suchte ihn diese, wie es bei dem armen Adel gebräuchlich war, in frühster Jugend an einem kleinen Hofe unterzubringen. Unser Montluc trat demnach als Page bei dem Herzoge Anton von Lothringen, dem Sohn und Nachfolger jenes Renat, welcher bei Nancy sich und sein Herzogthum von den Ansprüchen und Nachstellungen Karls des Kühnen befreit hatte, ein. Wahrscheinlich mit 15 Jahren, 1518 oder 1519 ward er waffenfähig gemacht und sein Herzog gab ihm eine Stelle als Bogner in seiner Ordonnanzcompagnie.

Diese Ordonnanzcompagnieen waren im Jahre 1445 in der Zahl von 15 von Karl VII. als eine stehende Reiterei mit festen Garnisonen errichtet. Damals sollte jede Compagnie 100 Lanzen haben, deren jede aus einem vollgerüsteten Reiter (**Homme d'armes**) und mehreren leichter bewaffneten (im All-

1) Da die Commentarien Montlucs trotz ihres großen Umfanges nur in sieben Bücher eingetheilt sind, ziehen wir es vor, die Citate aus denselben nach der Ausgabe in der Collection complète des Mémoires relatifs à l'histoire de France. Par M. Pektot (C. P.) mit Angabe des Bandes dieser Sammlung in römischen und der Pagina in arabischen Ziffern zu geben, werden dieses Verfahren auch sonst anwenden, wo wir Werke der betreffenden Sammlung zitiren. Vgl. C. P. XX. p. 336; 384.

gemeinen **Archers**, Bogner genannt) bestand. Die Organisation dieser Reiterei erlitt manche Veränderungen.

2. Zu der Zeit, da Montluc in sie eintrat, zählte sie weit mehr als 15 Compagnieen. Diese Compagnieen aber waren von sehr verschiedener Stärke, von 100, 60, 50, 40, 30, 25 Lanzen. Jeder der Prinzen des königlichen Hauses, der Großwürdenträger der Krone, der großen Kronvasallen hatte eine solche Compagnie, welche er mit oder ohne Zuschuß der Krone unterhielt, welche ihm in gewöhnlicher Friedenszeit als Leibwache diente, die er im Kriege selbst ins Feld führte oder von seinem Lieutenant in's Feld führen ließ. Stehend waren die Compagnieen in dieser Zeit im eigentlichen Sinne des Wortes nicht mehr, die Gensdarmes, mindestens die älteren, lebten im Frieden meistentheils auf ihren Gütern, auch von den Archers war ein großer Theil beurlaubt. Nur zum Kriegszuge fand Alles sich ein und oft schwollen die Compagnieen dann durch Zulauf junger Edelleute auf eine beträchtliche Stärke an. Die Archers waren einst wirkliche Bogner gewesen, sie hatten zu Fuß oder zu Pferde kämpfend den Angriff der schweren Reiter vorbereitet und die Verfolgung nach erkämpftem Siege über sich genommen; auch dies war bereits zu Montlucs Zeit anders geworden; viele Archers führten bereits den Bogen oder die Armbrust nicht mehr, sondern die Lanze, wie die schweren Reiter (Gensdarmes), so daß endlich, da das Feuergewehr bei der Infanterie immer mehr in Aufnahme kam, 1530 Franz **I.** bestimmte, sie sollten sich als Chevauxlegers equipiren, d. h. zur Regel und Ordonnanz machte, daß sie wie die Gensdarmes die Lanze als Hauptwaffe führte.

In eine solche Compagnie also und zwar diejenige des Herzogs von Lothringen, welche unter diesem der berühmte

---

2) Histoire de la Milice française et des changemens, qui s'y sont faits etc. par le R. P. Daniel de la Compagnie de Jesus; I. p. 207 — 225. Vgl. a. II. p. 438 ffg.

Bayard commandirte, trat Montluc als Bogner ein. Als 1521 der Krieg zwischen Karl V. und Franz I. in Folge der 3. verunglückten Kaiseraspiration des letztern ausbrach, nahm Montluc Urlaub, um nach Italien zu gehen. Dieser Kriegsschauplatz hatte damals mit Recht denselben Ruf, wie zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts der flandrische, eine wahre Kriegsschule zu sein. Die Compagnie, in welcher Montluc stand, war aber zur Deckung der Champagne bestimmt. Montluc wollte sehen, lernen, sich ein Renommée machen; er zog also Italien vor. Er reiste zuerst heim nach der Gascogne, erhielt von seinem Vater einen magern Geldbeutel und ein spanisches Pferd und machte sich nun auf den Weg nach Piemont; unterwegs traf er einen alten Edelmann, der die früheren italienischen Kriege mitgemacht hatte und ihm so viel Schönes von diesen erzählte, daß sein Eifer, bald am Ziele anzukommen, nur noch mehr angestachelt ward.

In Piemont angekommen, erhielt Montluc durch Verwendung eines seiner Oheime, d'Estillac, eine Stellung als Bogner in der Ordonnanzcompagnie des Marschalls von Foix, Thomas, Herrn von Lescun. In dieser machte er die Feldzüge von 1521 und 1522, auch die Schlacht an der Bicocca mit und hatte mannigfache Gelegenheit, sich auszuzeichnen. In den zweiundzwanzig Monaten, die er in Italien kämpfte, wurden ihm 5 Pferde unter dem Leibe erschossen, davon 2 im Laufe von zehn Tagen. Die Gönner und Freunde, welche er sich durch sein mannhaftes Benehmen bald erworben, machten ihn immer schnell wieder beritten, zahlten auch das Lösegeld für ihn, als er in einem Gefechte in Kriegsgefangenschaft gerathen war.

Als die Franzosen Italien räumen mußten, kehrte auch 4. Montluc, welcher unterdessen zum **Homme d'armes** befördert war, und außerdem den Sold für einen Bogner bezog, mit seiner Compagnie nach Frankreich zurück. Diese Compagnie

3) C. P. XX. p. 334 ffg. 4) C. P. XX. p. 438 ffg.

ward alsbald nach der Guyenne beordert, welche von den Spaniern bedroht war, die an der Grenze ein Heer zusammenzogen, um Fuentarabia zu belagern. In der Guyenne commandirte Odet de Foix, Herr von Lautrec, Bruder des Thomas de Foix. Er versah Fuentarabia mit hinreichender Garnison und gab das Kommando des Platzes dem Kapitän Frauget; sein Gros aber concentrirte er zu Bayonne, wohin alle erst im Anzug befindlichen Truppen beschieden wurden. Die Spanier, indem sie Fuentarabia vorbeigingen, griffen Bayonne an, wurden aber hier abgewiesen und kehrten nun um, um den Angriff auf Fuentarabia zu unternehmen.

Montluc befand sich nicht bei der Vertheidigung von Bayonne. Von Anfang an hatte er Lust gehabt, in die Infanterie einzutreten. Die Infanterie war damals eine neue Truppe, besonders für die Franzosen, und wie vor 12 oder 15 Jahren viele preußische Offiziere, die sich irgendwie auszuzeichnen gedachten, sich für den Dienst der jungen Marine meldeten, so damals französische Offiziere für den Dienst der Infanterie. Italien war die große Bühne, auf welcher die neue europäische Infanterie sich bildete; die Feldzüge dort hatten die Neigung Montluc's nur verstärken können. Auf dem Marsche nach Guyenne bat er um einen dreimonatlichen Urlaub von seiner Ordonnanzcompagnie, um eine Fähnrichsstelle bei der gascognischen Infanteriecompagnie des Hauptmanns la Clotte annehmen zu können, welche dieser ihm anbot. Er erhielt den Urlaub, obwohl nicht ohne Schwierigkeiten.

Kaum war die Compagnie la Clotte in Bayonne angekommen, von dem die Spanier eben abgelassen hatten, als sie den Befehl erhielt, mit noch einer andern Compagnie Fußvolk und zwei Compagnieen Ordonnanzkavallerie zur Verfolgung des Feindes aufzubrechen. Das Commando der ganzen Abtheilung führte der Capitän Carbon, Lieutenant der Ordonnanzcompagnie Thomas' de Foix. Eine Viertelstunde von St. Jean de Luz, wo der Feind lagerte, ließ auf einer Höhe, an deren Fuß nach St.

Jean de Luz zu ein Bach floß, Carbon die beiden Cornetten (Standarten) der Ordonnanzcompagnieen unter Bedeckung von je 20 Pferden und das gesammte Fußvolk — die beiden Compagnieen desselben zählten zusammen etwa 1000 Mann — zurück, und ging mit dem Gros der beiden Kavalleriecompagnieen, deren eine unter ihm der Capitän Sayas, die andere der Capitän d'Andouins befehligte, über den Bach vor, um das feindliche Lager zu allarmiren. Bald war dieß insgesammt in Bewegung. Feindliche überlegene Reiterei griff die französische Ordonnanzkavallerie an und brachte sie arg in's Gedränge.

Hier bot sich Montluc in seinem Leben die erste Gelegenheit, ein selbstständiges Commando zu führen und er ergriff sie mit Eifer. Er befand sich mit den Cornetten der Ordonnanzcompagnieen und den beiden Hauptleuten des Fußvolks, la Clotte und Megrin, 15 bis 20 Schritt vor deren Compagnieen am Rande der Höhe; er bat die Hauptleute, welche bereits verzweifelten, um 80 bis 100 Mann Fußvolk, um mit diesen die in's Gefecht verwickelte Kavallerie loszueisen, lief zu den Soldaten zurück, rief ihnen zu: Vorwärts, liebe Leute, zu Hülfe unsern Gensdarmes! nahm 100 Armbrustschützen heraus und ging mit ihnen über den Bach vor.

Obwohl die Arkebuse mit Luntenschloß zur Zeit Montluc's schon bedeutend verbreitet war, hatte doch die gascognische Infanterie, wie die französische überhaupt, neben den Pikeniren und Armbrustschützen noch gar keine Arkebusiere. Bei den Spaniern dagegen waren bereits alle Schützen Arkebusiere; 6 von diesen, geborene Gascogner, waren einige Tage vorher vom spanischen Heere desertirt, in die Compagnie la Clotte eingetreten und Montluc hatte sie jetzt mit sich genommen. Ueber den Bach gegangen, theilte Montluc von seiner Truppe 20 Mann unter dem Bastard Dauzan ab, mit dem Befehl, nie schießen, sondern nur anschlagen zu lassen, um dadurch dem Gros Montluc's die Zeit zum Wiederspannen zu verschaffen. Die französische Ordonnanzkavallerie wurde wirklich losgeeist, Montluc

ließ den verfolgenden Spaniern eine Bolzensalve auf 12 Schritt Abstand geben, die jener Zeit verschaffte, über den Bach zurückzukommen. Carbon verlor darauf keine Zeit, mit dem Gros des Fußvolks sowohl, als der gesammten Ordonnanzkavallerie den Rückweg nach Bayonne anzutreten.

Nun hatte aber auch Montluc an seinen Rückzug zu denken. Er wich zuerst seitwärts, hinter einen breiten Abzugsgraben in durchwässertem Terrain aus, wobei er nur drei Mann durch Schüsse spanischer Arkebusiere verlor, und ging dann an das rechte Ufer des Baches zurück, den er vorher überschritten hatte. Von hier zog er sich, begünstigt durch eingehegte Obstgärten über die Höhe gegen die große Straße von St. Jean de Luz nach Bayonne hin, welche er in der Gegend einer Kirche erreichte, aber schon von feindlicher Kavallerie, die ihm auf dem geraden Wege zuvorgekommen war, besetzt fand. Er war noch durch einen Graben von ziemlicher Breite von der Kavallerie des Feindes getrennt, so daß diese ihm augenblicklich nichts anhaben konnte. Dieser Graben hing mit einem neuen Bache zusammen, welcher die große Straße quer durchschneidet und über den hier eine hölzerne Brücke führt. Diese Brücke hatte Carbon mit dem Gros seiner Truppe im Rückzug bereits überschritten, aber zur Aufnahme Montlucs, den er übrigens so gut wie aufgegeben hatte, den Capitän Compain mit 25 Pferden und 30 Armbrustschützen zu Fuß von der Compagnie Megrin an ihr zurückgelassen, während er selbst mit dem Rest den Rückzug fortsetzte, da er, was Montluc von seiner Stellung aus nicht bemerken konnte, bereits das Herankommen spanischen Fußvolks wahrnahm. Montluc verweilte sich ziemlich lange in der Gegend der Kirche, trat dann aber, da auch endlich er die spanische Uebermacht erkannte, welche sich allmälig sammelte, und fürchten mußte, abgeschnitten zu werden, seinen Rückzug, nicht nach der Brücke, wohin ihm der Weg schon entschieden verlegt war, sondern nach einer Stelle des Baches weiter oberhalb an, überschritt den Bach, nicht ohne dabei von der spanischen Reiterei

behelligt zu werden und vereinigte sich mit Compain, welcher unterdessen die Belagbohlen von der Brücke hatte abnehmen lassen. Compain bot ihm die Croupe seines Pferdes an, um ihn zu retten, Montluc wollte aber bei seinen Leuten bleiben; schon näherten sich die spanischen Arkebusiere zu Fuß mit Uebermacht der Brücke, die spanische Kavallerie suchte nach Furthen über den Bach. Compain zog ab und Montluc deckte auch dessen Rückzug. Seine Armbrustschützen hatten sich völlig verschossen, nur seine sechs Arkebusiere waren noch mit Pulver und Blei versehen. Montluc stellte sich hinter einem Wiesengraben auf, seine Arkebusiere mußten beständig auf die spanischen Infanteristen feuern, die einer nach dem andern am Geländer entlang über die Brücke kamen, die Armbrustschützen aber den blanken Degen in die Rechte, die Armbrust wie einen Schild in die Linke nehmen. So zog Montluc sich von Graben zu Graben, immer den Feind von neuem bedrohend etwa 1000 Schritt zurück und machte dann halt, da seine Leute, die seit dem Morgen nur ein wenig Wasser und Apfelwein und ein Stück Brod, wie sie es gerade in den Hütten an der Straße gefunden, genossen hatten, sehr ermüdet waren. Hier trafen ihn einige Reiter, welche Compain zurückgeschickt hatte, um zu sehen, was aus ihm geworden sei: der Feind hatte seine Verfolgung eingestellt und Montluc kam nun unbehelligt zu dem Gros der Besatzung von Bayonne zurück, welche Lautrec (Odet de Foix) hatte ausrücken lassen, als er die ersten Nachrichten von dem Ausfalle der Sendung Carbons erhielt. Montluc erntete das größte Lob für sein Benehmen bei dieser ersten Gelegenheit, die er zu einem selbstständigen Commando gehabt hatte.

Bald darauf gingen die Spanier nach Navarra zurück. Nach der sonderbaren Auffassung von Kriegführung, welche das Ritterwesen in Schwang gebracht hatte und welcher die Franzosen länger als eine andere Nation huldigten, entließ nun Lautrec die Mehrzahl der Compagnieen (Banden) zu Fuß und reducirte die übrigen auf 300 Mann; bisher waren sie sämmtlich

500 bis 1000 Mann stark gewesen. Montluc erhielt die reducirte Compagnie, in welcher er bis jetzt Fähnrich gewesen war. Indessen wurden die zurückbehaltenen Fußvölker lediglich verwendet, um die Garnisonen zu bilden, und da Montluc zu diesem Dienst keine Lust hatte, so gab er seine Compagnie auf, um wieder als gemeiner **homme d'armes** in die Ordonnanzcompagnie des Marschalls (Thomas) von Foix zurückzutreten.

5. Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich, gereizt von Franz I., hatte unterdessen gegen diesen eine Verschwörung angestiftet und war, als sie entdeckt ward, zu Kaiser Karl V. übergegangen. An der Seite des Marquis von Pescara und an der Spitze der kaiserlichen Heere kämpfend vertrieb er die Franzosen aus Italien und drang 1524 in Südfrankreich ein. Franz I. sammelte ein Heer, um die Rhone zu decken, welches sich in und um Marseille vereinigte und an dessen Spitze der König sich selbst stellen wollte. Auch die Ordonnanzcompagnie des Marschalls von Foix ward zu demselben berufen; sie sollte aber nur 20 Gensdarmes stark erscheinen und Montluc war nicht unter den erlesenen. Mit fünf andern Edelleuten, die sich auf seinen schon erworbenen Ruf hin ihm anschlossen, ging er nun auf eigne Faust nach Marseille, um in einer oder der andern Weise dabei zu sein, wenn es zur Schlacht käme. Indessen sahen die Kaiserlichen sich gezwungen, die Belagerung von Marseille aufzugeben und nach Italien zurückzugehen. Franz I. folgte ihnen über die Alpen und belagerte Pavia. Auch Montluc folgte dahin. Während Antonio de Leyva und Kaspar von Frundsberg den Platz heldenmüthig vertheidigten, verstärkte der Haß Karls von Bourbon und die väterliche Liebe des alten Georg von Frundsberg das kaiserliche Heer, welches endlich zum Entsatze Pavias anfangs 1525 vorrückte und nach mannigfaltigem klugem Temporisiren zur Schlacht schritt. In dieser für die Franzosen unglücklichen Schlacht gerieth Franz I. in

5) C. P. XX. p. 354.

Gefangenschaft, ebenso schwer verwundet der Marschall von Foix, der Compagniechef Montlucs, welcher kurz darauf an seinen Wunden starb, und endlich Montluc selbst.

Die französischen Kriegsgefangenen, welche Lösegeld gezahlt hatten und diejenigen, von welchen wegen Mangels am Nöthigsten ein Lösegeld nicht zu erwarten war, — zu letzterer halb beneidens-, halb bemitleidenswerther Classe gehörte auch Montluc — wurden kurz darauf unter Escorte, aber ohne daß für ihre Verpflegung irgend eine Fürsorge getroffen wäre, nach Frankreich zurücktransportirt. Montluc und seine Genossen bezüglich des Geldpunktes lebten unterwegs von Rüben und Kohlstrünken, welche sie auf Kohlen rösteten.

Montluc ging heim nach Guyenne und hier verlegte er sich, 6. vermuthlich, weil er nichts Besseres zu thun hatte, auf die Liebe, ein Geschäft, das er sonst wenig betrieb, und heirathete im Juli 1526 Antoinette Ysalguier.

Indessen hatte Franz I. durch die Unterzeichnung des Madrider Friedens seine Freiheit zurückerkauft; sein erster Gedanke war natürlich, den Krieg gegen Karl V. von Neuem zu beginnen und dieser gab ihm Veranlassung genug dazu.

Der neapolitanische Feldzug.

Die französischen Könige, Kaiser und Präsidenten haben es immer geliebt, mit dem Papste zu liebäugeln, um sich den Namen des Allerchristlichsten zu verdienen, so wenig sie es andererseits verschmähten, mit dem Türken, mochte sein Reich blühend oder ein übertünchtes Grab sein, gemeinschaftliche Sache zu machen, wenn dies sonst in ihren Kram paßte und ohne daß es deßhalb Jemand eingefallen wäre, sie die Allerunchristlichsten zu nennen. Franz I. rüstete 1527 ein Heer aus, um 7. aus Italien die Kaiserlichen zu vertreiben, welche, seit Karl von

6) C. P. XX p. 285. 7) C. P. XX p. 361 ffg.

17

Bourbon bei der Plünderung von Rom gefallen war, jenem glorreichen „Sacco", von dem alle Zeiten erzählen werden und dem leider der alte ehrliche Georg von Frundsberg, welcher, wie ihm die Franzosen nacherzählen, eine eigens gefertigte goldene Kette in der Tasche trug, um den Pabst damit zu erdrosseln, nicht beiwohnen konnte, — welche also, seit Karl von Bourbon gefallen war, Philibert von Oranien befehligte. Den Befehl dieses Heeres erhielt Lautrec (Odet de Foix), Bruder von Montlucs ehemaligem Compagniechef, 1523 Gouverneur in Guyenne und Oberbefehlshaber gegen die Spanier. Von jener Zeit her war ihm Montluc bekannt und er sendete nun an diesen jungen Ehemann eine Commission zur Aufrichtung einer Compagnie Fußvolk.

Montluc glaubte seinen ehelichen Pflichten vorerst hinreichend Genüge gethan zu haben; er begann sofort zu werben und hatte binnen wenigen Tagen 700 bis 800 kriegslustige Gascogner zusammen, worunter 400 bis 500 Arkebusiere. So schnell hatten sich die Dinge in diesem Lande geändert: wie erzählt, war bei den Compagnieen des gascognischen Fußvolks 1523 noch kein einziger Arkebusier und die Armbrust die einzige Fernwaffe. Montluc führte seine Leute nach Alessandria, wo er die Hälfte der Arkebusiere an den Herrn von Aussun abtrat, der gleichfalls eine Commission auf eine Compagnie hatte. Alessandria wurde an Lautrec übergeben; Montluc mußte darauf mit seiner Compagnie vor Vigevano rücken, wo er eine Arkebusenkugel in's rechte Bein erhielt, die ihn hinderte, beim Sturm auf Pavia zugegen zu sein.

Er ließ sich in einer Sänfte dem Heere nachtragen, welches über Piacenza und Bologna zwischen den Apenninen und dem Meere auf Ascoli marschirte. Bei Piacenza angekommen konnte er bereits wieder gehen. In der Nähe von Ascoli hatte er Hoffnung, einen längst gehegten Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen; nämlich den, bei einem Sturm zu sein und der Erste auf den Mauern oder zu sterben. Man traf auf ein kleines

Felsennest, Campistrano, dessen Mauern in natürlicher Fortsetzung im Felsboden steil zu den Grabensohlen abstürzen; nur zu den Thoren führten sanfter ansteigende Rampen auf. Einige Compagnieen erhielten den Befehl zu stürmen und zwar auf beide Thore zugleich, die ungefähr 60 Schritt von einander entfernt waren. Unter diesen Compagnieen war auch diejenige Montlucs. Entzückt von der Aussicht, die sich ihm bot und vielleicht in einer entfernten Erinnerung an sein junges Weib, gelobte er „Unserer Frau von Loretto“, soviele Frauen und Jungfrauen, als ihm möglich wäre, vor der Stupration bewahren zu wollen, wenn es ihm gelänge, hineinzukommen, womit diesen Frauen und Jungfrauen — nach manchen Exempeln zu urtheilen — vielleicht nicht einmal ein Gefallen geschah.

Mit einem Kettenpanzer, wie ihn die deutschen Doppelsöldner zu jener Zeit trugen, gerüstet, eine Sturmhaube auf dem Haupt, einen Schild am linken Arm, den Degen in der rechten Faust, schritt Montluc seiner Compagnie voran, welche unter dem Schutze eines Deckschirmes sich dem Thore näherte und in dasselbe ein Loch brach, daß ein Mann eben hindurch konnte. Montluc hatte kaum die Geduld zu warten, bis das Loch groß genug war; er kroch hindurch. Er befand sich nun in der untern Etage eines Thorthurmes, vor sich sah er eine Thüre, welche in die Gasse der kleinen Stadt führte, aber vom Feinde stark besetzt war, über sich eine Decke, aus welcher die in der obern Etage befindlichen Feinde mehrere Bohlen herausgenommen hatten, um hinab schießen und Steine hinab werfen zu können. Seine Soldaten, sobald sie ihm folgen wollten, wurden von einem Steinhagel von oben her überschüttet, das Loch selbst durch diese Ladung fast versperrt. Er sah sich verlassen, allein; wüthend ging er auf die Thüre los, welche in die Gasse führte; zwei Arkebusenschüsse aus der obern Etage trafen ihn, der eine riß ihm die Tartsche fort und verwundete ihn am linken Arm dicht an der Hand, der andere am linken Schulterblatt; nun drangen die Feinde durch die Thüre vor und dräng-

ten ihn gegen das Loch in der Mauer zurück, an dessen Aufräumung seine Soldaten unterdessen gearbeitet hatten. Sie waren damit so weit gekommen, daß sie ihn an den Beinen aus dem Loche herausziehen konnten; verfuhren aber im Eifer so fein dabei, daß er am Abhang der Rampe bis auf die Sohle des Grabens hinabrollte und sich auf den Steintrümmern dort noch zweimal den Arm brach. Die Stadt ward nachher dennoch gestürmt, wobei Montlucs Compagnie unter dessen Lieutenant La Bastide sich vortheilhaft auszeichnete, zugleich aber auch in Wuth über die Verwundung ihres Hauptmanns Alles niedermachte, was ihr unter die Hände kam, so daß Montluc, der seinen Leuten die Erfüllung seines Gelübdes auf die Seele gebunden hatte, nur 15 bis 20 Frauen und Jungfrauen — angeblich — unversehrt erhielt..

Am nächsten Tag ward Montluc nach Ascoli gebracht; nach der Meinung der Aerzte sollte der verwundete Arm ihm abgenommen werden; ein junger Feldscheer, den seine Soldaten kurz vorher gefangen genommen hatten, machte ihm Gegenvorstellungen und trieb ihn so unabläßig an, sich der Amputation zu widersetzen, daß diese wirklich unterblieb. Montluc behielt seinen Arm, kam in ein gutes Quartier, wurde tüchtig geschient und von seinem treuen jungen Feldscheer nach bestem Vermögen gepflegt, so daß er bald auf ein Maulthier gesetzt und der Armee nachgeführt werden konnte, welche unterdessen über Melfi vor Neapel gerückt war.

Obgleich noch leidend hatte Montluc vor Neapel mannig-
8. fache Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Neben Lautrec gewann auch der vielgerühmte Pedro von Navarra ihn lieb, welcher mit Pescara an der Ausbildung der spanischen Infanterie im Feuergefecht gearbeitet hatte, bei Ravenna 1512 in französische Gefangenschaft gerathen und von seinem Könige nicht ausgewechselt, in den französischen Dienst übergetreten war, wo er

8) C. P. XX p. 367 ffg.

seitdem die gascognische Infanterie kommandirte. Navarra gab Montluc ein confiscirtes Gut bei Neapel, welches 1200 Dukaten Rente werth war, welches indessen der Beschenkte nimmer genießen sollte. Denn vor Neapel ging Alles schief.

Philibert von Oranien, der sich mit den Kaiserlichen nach Neapel hineingeworfen hatte, war ein Gegner, welchem Lautrec nicht werth war, die Schuhbänder aufzulösen; mit der Vertheidigung verband er in zahlreichen Ausfällen bei jeder passenden Gelegenheit den Angriff; Philippino Doria, der mit einer französischen Galeerenflotte Neapel von der Seeseite blokirte, ward plötzlich von seinem Oheim Andreas Doria, welcher von der französischen zur kaiserlichen Partei übergetreten war, abgerufen. Die Blokade hörte somit von der Seeseite auf und die Eingeschlossenen waren vor jedem Mangel sicher, hatten mehr und besser zu leben als das Blokadeheer. Im September 1528 erschien nun allerdings eine neue französische Galeerenflotte unter Karl d'Albret, Prinz von Navarra, vor Neapel, bei welcher Gelegenheit Philibert von Oranien einen glücklichen Ausfall machte, der auch Montluc wieder in's Gefecht brachte; aber diese Flotte war schwach, Landtruppen brachte sie gar nicht mit, im französischen Heere rissen ansteckende Krankheiten ein, welchen das Herbstwetter einen sehr bösen Charakter gab; Lautrec selbst starb. Das französische Heer, auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen, mußte endlich die Belagerung Neapels aufgeben, und Montluc marschirte mit seinen Leidensgenossen, den Arm in der Binde, mehr als dreißig Ellen Taft am Leibe, sich oft den Tod wünschend, da er all seine geliebten Führer und Kameraden verloren, nach Frankreich zurück und in die gascognische Heimath, wo er drei Jahre, um sich völlig wieder herstellen zu lassen, ruhig bei seinem Vater blieb, diesem beträchtlich zur Last, der ohnehin in beschränkten Verhältnissen lebte.

Theilnahme Montlucs an dem dritten Kriege zwischen Karl V. und Franz I.

Aus der Gefangenschaft befreit dachte Franz I. lebhaft auf Genugthuung und Rache an seinem großen Gegner. Er konnte sich nicht verhehlen, daß ihm bisher die Mittel gefehlt hatten, diesem mit Erfolg die Stirne zu bieten.

Namentlich stand Frankreich in Bezug auf die Infanterie, welche sich im Anfang des 16. Jahrhunderts siegreich als die Hauptwaffe der europäischen Heere entwickelte, hinter allen andern Nationen zurück. Stets mußte es den besten Theil seiner Fußvölker aus der Fremde, vorzugsweise aus der Schweiz nehmen, und die schweizerischen Fußregimenter, gestützt auf alte Privilegien aus der Zeit Ludwig XI., ließen sich nicht zu jedem Dienste bereit finden; sie machten darauf Anspruch, eine bloße Schlachtentruppe zu sein, und ließen die Franzosen oft im entscheidendsten Augenblicke im Stich, wenn sie den Sold nicht rechtzeitig erhielten, oder drängten zu Operationen, welche durchaus nicht in den allgemeinen Kriegsplan paßten, wenn sie meinten, durch diese am kürzesten zu ihrem Gelde zu kommen.

Franz I. verfiel daher auf die Idee, eine nationalfranzösische Infanterie zu organisiren und befahl die Aufstellung der soge-
9. nannten Legionen. Es sollten deren sieben errichtet werden, die erste von Normandie, die zweite von Bretagne, die dritte von Picardie, die vierte von Languedoc, die fünfte von Guyenne, die sechste von Burgund, Champagne und Nivernois, die siebente von Dauphiné, Provence, Lyonnais und Auvergne.

Jede Legion sollte 6000 Mann zählen und in sechs Banden zu 1000 Mann unter einem Kapitän eingetheilt werden.

9) C. P. XX p. 385. Vrgl. Père Daniel I. p. 257 ffg.; du Bellay C. P. XVIII p. 268 ffg. 307. 401. W. Rüstow, Geschichte der Infanterie I. p. 208.

Der Oberst, welcher die ganze Legion befehligte, war zugleich[10] Commandant der einen Bande; jede Bande sollte zwei Lieutenants, 10 Centeniers, 40 Caps d'Escadre, 4 Fouriere, 6 Sergeanten, 4 Tamboure und 2 Pfeifer haben; in jeder Bande sollten ein Drittel der Mannschaft mit Arkebusen, zwei Drittel mit Piken und Hellebarden bewaffnet sein. Die gemeinen Soldaten waren von Steuern bis zum Betrage von 20 Sols befreit; ein Edelmann, der in eine Legion eintrat, ward dadurch vom Lehnsdienst frei; Legionäre, die Invaliden im Dienste wurden, waren fortan von allen Steuern befreit und konnten, wenn sie dazu noch tauglich waren, vom Garnisonsdienst befreit werden. Als Ehrenzeichen für Auszeichnung im Felde wurde ein goldener Ring gestiftet. Der König behielt sich die Ernennung der Obersten und Kapitäne vor, denen er Commissionen zur Anwerbung ausstellte, die Kapitäns wählten sich ihre Lieutenants, und entweder direkt oder durch deren Vermittlung die untern Offiziere.

Die leitende Idee war also, eine Miliz zu stiften, die in jedem Augenblick im Nothfall aufgeboten werden könne. Aber diese Idee ward allerdings durchaus nicht realisirt und in der

---

10) Der Titel Oberst (Colonel) für den Chef eines Regiments d. h. einer Anzahl von Banden oder Compagnieen (enseignes) Fußvolk war damals bei den Franzosen noch nicht ganz fest in Gebrauch; erst seit 1661 soll er normal geworden sein. War ein Oberst vorhanden, so stand ihm ein Mestre de camp (Regimentsquartiermeister) zur Seite, welcher indessen auch bisweilen das Regiment commandirte und insofern als gleichbedeutend mit dem Oberstlieutenant bei den Deutschen zu betrachten ist, während der Sergeant de bataille, dessen Funktion einer der Capitäns zu versehen pflegte, der den innern Dienst überwachte und die Schlachtordnung machte, dem Oberstwachtmeister der Deutschen entspricht. Den Titel Capitän gebraucht Montluc durchaus nicht blos für einen Hauptmann, der eine Compagnie führt, sondern eigentlich für alle Offiziere; er sagt z. B.: „der Capitän N. N., welcher mein Lieutenant oder welcher mein Fähnrich war."

Praxis lief die Aufzeichnung der Mannschaft für die Legionen auf eine gewöhnliche Anwerbung für den Dienst auf Zeit hinaus; von einer beabsichtigten regelmäßigen Uebung war durchaus nicht die Rede, auch wurden die Legionen keineswegs in den Provinzen ausgehoben, von denen sie eigentlich gestellt werden sollten; vollzählig wurden sie niemals und einige wurden schleunigst wegen Indisciplin kassirt.

Indessen als die Errichtung der Legionen im Jahre 1534 befohlen ward, knüpften viele Leute große Hoffnungen an diese neue Institution und versprachen sich die größesten Erfolge von ihr.

Anton von Rochechouart-Faudoas ward von Franz **I.** zum Kapitän einer Bande in der Legion von Languedoc ernannt und wählte sich Montluc zu seinem Lieutenant, den er zugleich mit der Werbung der Bande beauftragte. Montluc warb sie vollständig in Guyenne, also nicht in der Provinz, wo sie hätte geworben werden sollen, und in kurzer Frist.

Unterdessen war 1535 der Krieg von Neuem entbrannt; Franz **I.**, verbündet mit denselben Protestanten in Deutschland, welche er in Frankreich verfolgte, außerdem mit dem Sultan, dem Erzfeind der Christenheit, hatte die Abwesenheit Karls **V.** von europäischer Erde, da dieser gegen Tunis gezogen war, benutzt, um in Italien einzufallen. Die Franzosen wurden über die Alpen zurückgeworfen, und sie verfolgend brachen die Kaiserlichen, an deren Spitze nun Karl **V.** sich selbst gestellt, 1536 in Südfrankreich ein. Franz **I.** versammelte zum Schutz seiner Lande ein Heer in und um Marseille und dorthin führte auch Montluc die Bande des Herrn von Rochechouart.

Bei Aix machte Karl Halt, um zuerst seine schwere Artillerie zu erwarten, bevor er zur Belagerung von Marseille schritte. Ehe die Artillerie aber herankam, verging viele Zeit und es riß Mangel beim kaiserlichen Heere ein, namentlich fehlte es an Mehl, und Karl ließ in der Richtung nach Arles hin mehrere Mühlen durch Detachements besetzen, um diesem

Uebelstande abhelfen zu können. Franz I., der unterdessen bei Avignon angekommen war, ließ von dort aus einige der Mühlen überfallen und zerstören; eine aber vor dem Städtchen Auriole, nur vier Stunden von Aix, aus welcher gerade Karl alles Mehl für sein Hauptquartier und die 6000 alten spanischen Soldaten zog, die dasselbe deckten, blieb immer noch übrig. Franz I. legte großen Werth darauf, daß sie zerstört werde; mehreren Führern ward das Commando dieses Unternehmens angetragen, aber alle hielten es für zu gewagt und suchten mit mehr oder minder guter Manier davon loszukommen.

Montluc zu Marseille erfuhr alles dieses; er hatte mit Schrecken bemerkt, daß von dem Rufe eines tüchtigen Führers, den er sich in den italienischen Kriegen erworben, eigentlich nichts mehr übrig war; man hatte ihn während seines langen, stillen Aufenthaltes in der Heimath vergessen. Er hoffte nun, wenn er den Versuch auf die Mühle von Auriole machte, sein Andenken wieder aufzufrischen und dem Könige persönlich bekannt zu werden. Er sprach mit seinem Wirthe zu Marseille, der von Auriole war, viel über die dortigen örtlichen Verhältnisse, unterrichtete sich von Allem und kam endlich zu dem Schlusse, daß, wer die Sache überhaupt versuchen wollte, sie mit wenigen Leuten unternehmen müsse, da diese sich leichter in Sicherheit bringen könnten, als viele, da Karl in dem nur 4 Stunden von Auriole entfernten Aix alsbald von der Sache Nachricht erhalten und dann wahrscheinlich zur Vereitelung des Unternehmens oder zur Verfolgung der kühnen Parteigänger würde ausrücken lassen.

Montluc erhielt die Erlaubniß, mit 120 Mann von der Bande von Rochechouart nach Auriole abzurücken, obgleich er auch manche Spöttereien auf sein Erbieten anhören mußte. Er suchte sich seine Leute aus. Das Ausrücken aus dem Thore war in der Dunkelheit mit manchen Schwierigkeiten verknüpft; das Gerücht von dem bevorstehenden Unternehmen hatte sich verbreitet und die Straßen am Thore füllten sich mit Soldaten,

die sämmtlich mit Montluc ziehen wollten. So kam es, daß ihm wirklich 15 bis 20 Leute von seiner ausgesuchten Mannschaft abgesperrt wurden, wogegen aber etwa ebenso viele Edelleute von der Ordonnanzcompagnie des Großstallmeisters Galiot unter dem spätern Marschall Tavannes, damals Guidon bei dieser Compagnie, mit ihm zogen, so daß er eben nichts verlor. Diese gingen zu Fuß mit. Außerdem folgten aber auch noch etwa 20 Mann gutberittener Leute von der Ordonnanzcompagnie Montpezat zu Pferde, welche einen andern Weg einschlagen mußten, als denjenigen, welche Montluc nach den eingezogenen Nachrichten für seine Truppe gewählt hatte, da letzterer für Pferde nicht gut practicabel war.

Von terrainkundigen Führern geleitet, gelangte Montluc noch in der Dunkelheit des Morgens nach Auriole; er selbst mit der Hälfte der Mannschaft griff die Wassermühle in der Vorstadt an, welcher er, obgleich die spanische Besatzung überrascht wurde, doch nur nach lebhaftem Kampfe Herr werden konnte; die andere Hälfte seiner Mannschaft unter dem Centenier Belsoleil mußte das Stadtthor angreifen, damit die Besatzung der Stadt der Mühle nicht zu Hülfe kommen könne. Die Mühle ward niedergebrannt, alles Utensil zu ihrem Betrieb gründlich zerstört. Gegen Tagesanbruch, als dies Geschäft ziemlich beendet war, kam auf dem weitern Wege auch das berittene Detachement Ordonnanzkavallerie heran; durch seine Aufstellung angesichts der Stadt wurden die Spanier noch mehr eingeschüchtert und von dem ernsten Versuch eines Ausfalls abgehalten.

Als Montluc den Rückzug auf Marseille antrat und nun bei hellem Tage die Besatzung von Auriole die geringe Stärke seiner Truppe erkannte, folgte sie ihm zwar eine Strecke, indessen kam er endlich wohlbehalten nach Marseille zurück, obgleich grade an diesem Tage Karl V. auch mit seiner ganzen Macht vor die Mauern der Stadt gerückt war und sie mehrere Stunden kanonirt hatte.

Der Mangel an Proviant, welcher im kaiserlichen Heere

mmer mehr einriß und wozu die Zerstörung der Mühlen Vieles beigetragen hatte, bewog endlich Karl V. zum Rückzuge nach Italien. Aber die Hoffnung Montlucs, daß er durch seinen kühn gewagten Parteigängerstreich dem König bekannt werden werde, ging nicht in Erfüllung, vielmehr schrieb sich in seinen Berichten der Gouverneur von Marseille das ganze Verdienst der Sache zu. Montluc erhielt folglich auch die Bande Rochechouarts, die ihm dieser gern abgetreten hätte und auf die er sich Rechnung gemacht, nicht; länger als Lieutenant in derselben zu dienen, hatte er keine Lust, aber zur Reiterei mochte er auch nicht wieder zurücktreten, da er die Infanterie mit Recht für die Hauptwaffe der Zeit hielt. Er schlug daher die Guidonstelle in der Ordonnanzcompagnie Boutières, welche dieser ihm anbot, aus und reiste zunächst heim. Indessen lange konnte er es hier nicht aushalten; bald machte er sich auf den Weg nach Italien, wo Boutières jetzt commandirte, in der Hoffnung, dort in der einen oder anderen passenden Weise Verwendung zu finden. Er kam indessen nicht über Marseille hinaus, wo er durch verschiedene militärische Arbeiten, die ihm der neue Gouverneur übertrug, festgehalten wurde.

Im Jahre 1537 entbrannte der Krieg auch an der niederländischen Grenze. Der König stellte eine Armee zur Unter- 11.
stützung von Therouanne auf. Montluc eilte nach Paris, erhielt dort von Montmorency eine Commission zur Werbung einer Compagnie, die er wie gewöhnlich schnell auf die Beine brachte und die der Garde des Dauphin, des nachherigen Königs Heinrich II., zugewiesen ward. Mit dieser Compagnie wohnte Montluc der Wegnahme mehrerer kleinen Plätze an der Nordgrenze bei; nach dem Rückzuge der Kaiserlichen von Therouanne aber verzweifelte er daran, daß hier noch irgend etwas von Bedeutung vorgehen werde und beschloß, wieder nach Piemont zu gehen.

---

11) C. P. XX. p. 403.

Er erhielt von Montmorency eine neue Commission für
12. zwei Compagnieen Fußvolk, die er binnen acht Tagen in der Gascogne warb und dann bei Toulouse seinem Lieutenant übergab, um vorläufig voraufzureisen. Als er unterwegs vernahm, daß Montmorency bereits im eiligen Marsche auf Susa sei, wollte er bei den Ereignissen, die bevorstanden und zu denen, wie es schien, seine Compagnieen nicht mehr rechtzeitig eintreffen konnten, wenigstens für seine Person sein; er setzte die Reise fort; das Unglück wollte aber, daß er dem Könige begegnete, welcher ihm befahl, seine beiden Compagnieen, welche nebst noch zwei anderen unter den Oberbefehl des Herrn von Chavigny treten sollten, zur Belagerung von Barcellonnette zu führen.

Montluc reiste zurück und mußte in Marseille erfahren, daß seine beiden Compagnien eine Anzahl Unbotmäßigkeiten begangen und sich schließlich aufgelöst hatten; woraus er sich die Lehre zog, daß ein Chef seine Truppe nicht verlassen solle. Der unverdrossene Gascogner warb sogleich zwei neue Compagnieen in der Provence und erreichte mit diesen Miolan an der Ubaye, noch ehe die zwei anderen Compagnieen Chavignys herangekommen waren. Diese wurden bei la Lauzet an der Ubaye von einem kaiserlichen Detachement aufgehalten. Montluc, der Miolan im Rücken des letztern wegnahm, zwang das Detachement zum Rückzug; die vier vereinigten Compagnieen rückten nun vor Barcellonnette, wo sie drei Wochen lagen und Montluc eine Arkebusenkugel in den linken Arm erhielt. Die Wunde war aber eine bloße Fleischwunde und ward bald geheilt.

Unterdessen hatte Franz Turin unterstützt, der Krieg in Piemont war eingeschlafen, die dort stehenden Truppen wurden

12) Die öfter vorkommenden Commissionen für zwei Compagnieen sind die einzige Erinnerung an die Legionen, welche bald von diesen übrig blieb. Eine Legionsbande war auch eigentlich eine Doppelcompagnie.

reducirt und alle, welche es noch nicht erreicht hatten, entlassen. Zu diesen gehörten auch die Compagnieen Montlucs, welcher somit wieder einmal in die Heimath reisen konnte.

Im Jahre 1538 kam der zehnjährige Waffenstillstand von Nizza zu Stande, nach dessen Bestimmungen jede der kriegführenden Parteien behielt, was sie besaß. Mailand blieb demgemäß ganz in den Händen Karls des V., während Savoyen zwischen ihm und Franz getheilt wurde.

Beginn des vierten Krieges zwischen Karl V. und Franz I.

In den Friedensjahren von 1538 bis 1542 versuchte Mont- 13.
luc, ob er nicht einiges Geschick für den Hofdienst habe, fand aber, daß sein Rücken zu steif und seine Zunge zu lose für denselben sei. Ganz vergaß er in dieser Zeit seine militärische Bestimmung nicht; so ward er unter anderem dem Gefolge des Connetable Anne von Montmorency beigegeben, als dieser zu 14.
Verhandlungen mit Abgeordneten Karls V. über einen definitiven Frieden, wie sie mehrmals vorkamen, sich nach Leucate, — im gegenwärtigen Departement Aude, — begab und bei dieser Gelegenheit in Begleitung des Generals Bayard und des Präsidenten Poyet als angeblicher Koch des letzteren in die damals von den Spaniern besetzte Festung Perpignan eingeschmuggelt, welche er unter seiner Maske gründlich recognoscirte. Allerdings wäre es ihm dabei fast schlimm ergangen, als er von einem spanischen Hauptmann erkannt ward; doch gelang es ihm, diesem die Meinung beizubringen, daß er in der That die Spicknadel besser zu handhaben wisse als den Degen.

Während des unglücklichen Zuges Karls V. nach Algier schärfte nun Franz I. von Neuem seine Waffen. Eine Armee unter dem Dauphin, dem der Marschall Annebaut beigegeben

13) C. P. XX. p. 407 ffg. 14) C. P. XX. p. 408.

ward, wurde aufgestellt, um das Roussillon wieder zu unterwerfen. Montluc hörte, daß es dabei zunächst auf die Eroberung Perpignans abgesehen wäre, daß außerdem bei dieser Armee sich der italienische Ingenieur Hieronimo Marino befinde, der die Belagerungskunst aus dem Grunde verstehe. Montluc glaubte von dieser am besten profitiren zu können, wenn er sie unter der Leitung eines Meisters von anerkanntem Ruf zugleich gegen einen Platz erlerne, von dessen Beschaffenheit er genau unterrichtet war. Indessen wurden seine Hoffnungen getäuscht; sein einfacher Verstand sagte ihm bald, daß die Kunststücke „des berühmten Ingenieurs", eben weil sie dem einfachen Verstande zuwider liefen, zu keinem Resultate führen könnten. Und so verhielt es sich, die französische Armee mußte unverrichteter Dinge von Perpignan abziehen. Montluc erhielt nach der Belagerung auf Verwendung seines Bruders eine Compagnie, an deren Spitze er sich bei der allerdings schlaffen Fortsetzung des Krieges in diesen Gegenden dennoch einmal auszuzeichnen Gelegenheit fand.

Bald darauf mußte das Corps, welches vor Perpignan gelegen, unter Annebaut nach Piemont abmarschiren, wo es Coni mit gleich schlechtem Erfolge als früher Perpignan belagerte. Als der Winter herankam, ging Annebaut nach Frankreich zurück und ließ den Herrn von Boutières als Lieutenant des Königs in Piemont. Die Truppen wurden in Garnisonen verlegt; Montluc mit seiner Compagnie kam nach Savigliano.

15. Als die türkische Hülfe von Soliman **II.**, unter Chaireddin Barbarossa den Franzosen gesendet, auf welche Franz **I.** so hohe Rechnung gemacht, nachdem sie bei der Eroberung Nizzas mitgewirkt hatte, wieder abgezogen war, schritten der Herzog von Savoyen und der Marschall Guasto, Statthalter des Kaisers im Mailändischen, im Frühling 1543 zur Belagerung des von den Franzosen besetzten Mondovi. Die Besatzung bestand zum

15) C. P. XX. p. 436 ffg.

Theil aus Schweizern, welche meuterten und den Gouverneur zu einer Kapitulation zwangen. Die Kapitulation ward auf freien Abzug geschlossen, aber nicht gehalten. Montluc hatte es versucht, sich mit 25 Mann seiner Compagnie von Savigliano aus nach Modovi hineinzuwerfen. Nachdem er auf seinem Marsche ein Rencontre mit einem Detachement der kaiserlichen Garnison von Fossano bestanden, erfuhr er in der Gegend von Carrù, daß Mondovi bereits übergegangen sei. Er kehrte um und hatte unterwegs noch ein kleines Gefecht mit einer feindlichen Reiterabtheilung, die von Alba herkam. Auch dies Gefecht fiel glücklich für ihn aus.

Als Montluc die Nachricht vom Falle Mondovi's nach Savigliano brachte, ging der Gouverneur dieser Stadt, Herr von Termes nach Bene, dessen Belagerung von Seite der Kaiserlichen nun vorauszusehen war: Er fand hier nur drei schwache Compagnieen in Besatzung und sendete einen Reiter nach Savigliano mit der Bitte an Montluc, wo möglich zu ihm zu stoßen. Montluc brach sogleich auf — es war an einem Sonntag — und kam am Montag früh Morgens nach Bene. Bald erwies sich, daß die Kaiserlichen nicht an eine Belagerung von Bene dachten; sie marschirten von Carrù aus vorbei auf Fossano. Termes fürchtete nun für Savigliano und reiste für seine Person dahin ab. Am anderen Tage ward von Bene aus eine Streifpatrouille gegen den Rücken der Kaiserlichen hin gemacht und dabei ein Zeughauptmann derselben gefangen genommen, von dem Montluc erfuhr, daß die Kaiserlichen wirklich einen Angriff auf Savigliano beabsichtigten. Nun brach dieser, begleitet von dem Zeugcommissär Caillac, welchen Termes bei seiner Abreise in Bene zurückgelassen hatte und 25 Mann seiner Compagnie, welche er zu Pferde setzte, sogleich nach Savigliano auf, langte zur großen Freude Termes glücklich dort an und ließ auch den Rest seiner Compagnie unter seinem Lieutenant Favas nachkommen.

Bald erfuhr man, daß der Feind Savigliano vorbei und

wahrscheinlich auf Carignano marschire. Montluc bat nun den Gouverneur Termes um die Erlaubniß, eine Recognoscirung unternehmen zu dürfen. Da er sie erhielt, so wählte er 145 Mann Infanterie von drei Compagnieen, von seiner eigenen unter dem Lieutenant Favas, von der Compagnie Gabaret unter deren Lieutenant Lienard und von der Compagnie Nicolas unter dem Fähnrich Breil, denen Termes noch 50 Pferde von seiner Chevauxlegerscompagnie unter seinem Fähnrich Mons hinzufügte. Mit dieser kleinen Streitmacht rückte Montluc die Mellea abwärts auf Cavalmaggiore. Sein Marsch wurde einigermaßen dadurch aufgehalten, daß ihm der Kapitän Gabaret sagen ließ, er wünsche auch mitzuziehen, man möge auf ihn warten, und dann etwas lange auf sich warten ließ. Ohne diesen Umstand wäre es Montluc vielleicht gelungen, den Herzog von Savoyen gefangen zu machen, der auf dem Marsche, von nur 25 Pferden begleitet, vor Cavalmaggiore in einer kleinen Kapelle kurz vorher die Messe gehört hatte. Nachdem Gabaret eingetroffen war, wurde der Marsch fortgesetzt, in Cavalmaggiore aber gehalten. Nach den Nachrichten, welche er hier erhielt, fand Montluc nicht gerathen, dem Gros der Kaiserlichen zu folgen, da er aber von Einwohnern der Umgegend wußte, daß die Bagage des Feindes noch zurücksein müsse, schlug er von Cavalmaggiore den Weg in der Richtung auf Cherasco ein. Bald wurden einige verlaufene Troßknechte von den Chevauxlegers eingebracht und sagten aus, daß von Fossano her zwei Compagnieen Fußvolk unter dem Kapitän Ascanio, Lieutenant des Gouverneurs von Fossano, Pietro de Porto, eine Cornette Kavallerie unter la Trinita, 90 Bagagewagen und über 400 Trainpferde unter Escorte von 100 spanischen und deutschen Infanteristen noch unterwegs seien. Mons ging in der Richtung, in welcher man nach der Angabe auf den Feind treffen mußte, vor, um zu recognosciren und kehrte bald mit verwundetem Pferde und der Meinung zurück, daß man dort angreifen müsse. Trotz der Ueberlegenheit des Feindes beschloß Montluc, den

Angriff zu wagen; er redete seine Soldaten an und sagte ihnen, daß er die Ueberzeugung habe, den Sieg davonzutragen, und muthig von ihnen gefolgt, machte er seine Ahnung wahr. Der Feind wurde trotz seiner Ueberlegenheit und der guten Anstalten und des Eifers Ascanios geworfen und eine reiche Beute gemacht. Montluc überraschte mit dieser freudigen Kunde den Gouverneur von Savigliano, dem einige Landleute bereits die Nachricht von einer vollständigen Niederlage des Detachements gebracht hatten, höchst angenehm.

Unterdessen hatte freilich Guasto mit dem Gros seinen Marsch fortgesetzt, die französische Besatzung von Carignan unter d'Aussun übel mißhandelt und sich in den Besitz dieses Platzes gesetzt, dessen Befestigungen er sofort vervollständigen ließ. Damit hielt bei herannahendem Winter Guasto den Feldzug für beendet; er legte außer nach Carignano Garnisonen nach Carmagnola, Racconigi, Vignone, Virle, Chieri, Vercelli und begab sich für seine Person nach Mailand.

Wenige Tage darauf ward der kaiserliche Gouverneur von Fossano, Pietro de Porto, durch eine kühn eingefädelte und kühn und geschickt durchgeführte Intrigue nach dem den Franzosen gehörigen Schloß Barge nördlich von Paësana gelockt und fiel hier tödtlich verwundet in die Hände der Franzosen. Montluc hatte unmittelbar keinen Antheil an der Durchführung dieses Streiches, aber wohl ein Theil seiner Compagnie, den er unter Favas heimlich aus Savigliano nach Barge sendete.

Als Cäsar von Neapel, Commandant zu Carmagnola, die Gefangenschaft und den Tod Pietro's de Porto erfuhr, ward er besorgt für den wichtigen Posten Fossano und befahl, daß drei italienische Compagnieen von Carmagnola dahin abmarschiren sollten, um die Besatzung zu verstärken. Da sie aber diesen Marsch mitten zwischen französischen Garnisonen hindurch bewerkstelligen mußten, sollten sie nicht ohne Escorte, wenigstens bis in die Gegend der Stura ziehen. Die deutsche Infanterie zu Carmagnola weigerte sich aber, die Escorte zu stellen. Cäsar

gab daher den Spaniern, die zu Racconigi lagen, Befehl, sie zu liefern. Darüber waren einige Tage vergangen, und Gerüchte von dem beabsichtigten Marsch der Italiener nach Fossano, aber freilich nicht von der starken Escorte, die ihnen beigegeben werden sollte, drangen nach Savigliano; nur zwei Cornetten Kavallerie, hatte der Spion berichtet, würden mit ihnen ziehen.

Termes, welcher eben erst von einer längeren Krankheit genesen war, theilte Montluc die Sache mit und man kam überein, daß letzterer mit einem Detachement der Garnison von Savigliano ausrücken und die italienischen Compagnieen auf dem Marsche angreifen solle. Das Detachement ward aus 200 Arkebusieren und 200 Pikeniren aus sämmtlichen Compagnieen der Garnison und 80 Pferden von der Chevauxlegerscompagnie Termes unter deren Fähnrich Mons zusammengesetzt. Diesen schloß sich noch Herr von Cental mit 15 Chevauxlegers und 20 Arkebusieren zu Pferd, welcher eben zu Savigliano eintraf, an. Montluc marschirte in der Richtung auf Cherasco ab. Nach dem ersten Halt wurde die Ordnung gemacht. Montluc zog mit den 200 Arkebusieren zu Fuß voraus, die Pikenire unter den Hauptleuten Gabaret und Nicolas folgten, die Kavallerie vertheilte sich in drei Trupps auf die Flanken. Als auf dem weiteren Marsche die Spitze sich dem Wege näherte, welchem der Feind von Carmagnola nach Fossano folgen mußte, ließ Montluc halt machen und ritt mit einem Edelmann ein wenig voraus, um zu recognosciren.

Er entdeckte alsbald die italienischen Compagnieen und die 16. Reitercornetten, welche nach dem Spionenbericht sie begleiten sollten. Diese Truppen waren aber schon an der Stura im directen Marsch auf Fossano so weit voraus, daß man sich keine

16) Cornette ist bei der Kavallerie dieser Zeit soviel als Compagnie oder Fähnlein bei der Infanterie; die französischen Ordonnanzcompagnieen wurden in der gleichen Zeit in zwei Cornetten getheilt, von denen die eine die Gensdarmes, die andere die Archers enthielt.

Hoffnung machen durfte, sie einzuholen, wenigstens mit dem Fußvolke nicht. Montluc war äußerst ärgerlich, er wollte schon zu seinen Soldaten zurück, um ihnen zu sagen, daß das Unternehmen mißlungen sei, als er in einer andern Richtung mehr nordwärts blickend, andere Infanterie sah, welche eben in einem Ruhehalt begriffen war. Er schloß, daß es Spanier sein müßten, sie hatten gelbe Kamaschen und man sah Kürasse glänzen; es mußten also Pikenire dabei sein; die italienischen Compagnieen hatten zu dieser Zeit zwar auch Pikenire, aber wenige, und diese belasteten sich nicht mit dem Küraß und der Pickelhaube, wogegen bei den Spaniern jeder Pikenir ohne Unterschied Schutzwaffen trug.

In der That hatte sich Montluc nicht getäuscht, es waren drei ganze Compagnieen, Guevara, Mendoza, Aguilart und eine halbe, Quexada, der Garnison von Racconigi, welche bis zu dem Punkte, wo sie jetzt ruhten, den Italienern gefolgt waren und nun auf die Rückkehr der beiden Reitercornetten warteten, welche jenen noch ein Stück weiter auf dem Weg nach Fossano das Geleit gaben.

Montluc war, da ihm die Italiener entgangen, entschlossen, nun die Spanier anzugreifen; meinte aber, daß es damit noch keine Eile habe, vielmehr klug sei, zu warten, bis die Italiener weiter weg seien, damit sie beim Beginn eines Gefechtes, nicht rechtzeitig umkehren könnten. Die $3\frac{1}{2}$ spanischen Compagnieen wurden auf 400 bis 500 Mann geschätzt. Als Montluc seinen Offizieren und Leuten die nothwendigsten vorläufigen Befehle gegeben, kehrte er auf den Höhenpunkt zurück, von dem aus er zuerst die Italiener entdeckt hatte. Hier sah er, daß die beiden Reiterkornetten, die vorher noch mit den Italienern gezogen, jetzt umkehrten, um sich den Spaniern anzuschließen und mit diesen vereint auf Racconigi zu marschiren.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren. Montluc sendete einen Reiter, den er bei sich hatte, zu seiner Truppe, sie möge antreten. Bald waren die Reitercornetten mit dem Fußvolk der

Spanier vereint und die ganze feindliche Abtheilung setzte sich in Marsch. Wie Montluc später erfuhr, hatte ihn ein Sergeant der Compagnie Mendoza erkannt, und sein Ruf war in diesen Gegenden ein so bedeutender, daß man hinter seiner Person nichts Gutes vermuthete. Die Ordnung, in welcher die Spanier auf Racconigi abmarschirten, war folgende: 25 Arkebusiere zu Fuß und die beiden Reitercornetten machten den Vortrab, dann folgte die Hälfte der übrigen Arkebusiere, dann die sämmtlichen Pikenire, endlich die andere Hälfte der Arkebusiere.

Montluc folgte ihnen an der Spitze seiner Arkebusiere, die er in zwei Trupps unter Lienard und Lapalu und eine Reserve unter seinem eigenen Befehl vertheilte. Die Spanier blieben beständig im Marsch, nur die Arkebusiere des Nachtrabs blieben dabei in beständigem Feuern; bald wurden diese von der Arkebusierabtheilung verstärkt, welche vor den Pikeniren einherzog. Nun sammelte auch Montluc alle seine Arkebusiere in eine einzige Abtheilung, auch er ließ beständig feuern. An einem Graben, den die Feinde passiren mußten, hätte er sie beinahe eingeholt, indessen sie überschritten auch diesen und nur 25 Mann von ihnen, die sich in ein Gehöft geworfen hatten, wurden zusammengehauen. Montluc war ungeduldig; seine Pikenire mit ihren schweren Rüstungen konnten ihm nicht folgen; die französische Reiterei hätte allerdings einen Choc machen können, hatte aber wenig Lust dazu, sie hatte von den spanischen Schützen schon viele Pferde verloren. Montluc ritt zu den einzelnen Führern der Reitertrupps und bestimmte sie durch Spott und Zureden zur Unterstützung eines Angriffs, den er mit seinen Arkebusieren, den Degen in der Faust, versuchen wollte, um endlich zur Entscheidung zu kommen. Montluc stieg selbst ab und ergriff eine Hellebarde. Der gemeinschaftliche Angriff der Arkebusiere und der Reiterei gelang vollkommen, gegen 100 Spanier wurden niedergemacht und der Rest in die Flucht geschlagen.

17. Nach diesen verschiedenen für die Franzosen glücklichen Unter-

---

17) C. P. XX. p. 484 ffg.

nehmungen beschloß Boutières, eine fliegende Colonne zu bilden, mit welcher er kleinere Expeditionen gegen die einzelnen Besatzungen der Kaiserlichen unternehmen könnte; auch die Garnison von Savigliano bis auf zwei Compagnien sollte zu dieser Colonne stoßen, der ihr Sammelplatz bei Pignerolo angewiesen ward. Montluc's Compagnie war unter den zum Ausmarsch bestimmten. Termes beschloß, diese Truppen zuerst selbst nach Costigliole zu führen, um diesen von den Spaniern besetzten Platz wegzunehmen und dann für seine Person nach Savigliano umzukehren, während Montluc mit dem Detachement weiter nach Pignerolo zöge. Montluc war gegen dieses Unternehmen, weil in der ganzen Gegend, nur acht Stunden entfernt, kaiserliche Garnisonen lagen, die Costigliole leicht zu Hülfe kommen konnten, wenn man dort nur auf einigermaßen erheblichen Widerstand stieß. Indessen Termes ließ sich durch keine Vorstellungen von seiner Ansicht abbringen; er nahm auch zwei Geschütze von Savigliano mit.

Am Abend von Savigliano ausmarschirt, trafen am Morgen vor Tagesanbruch die vier französischen Compagnieen vor Costigliole ein und drei, worunter auch diejenige Montluc's, schritten alsbald zum Angriff, während die vierte die Geschütze bedeckte, die gegen ein befestigtes Gebäude in Batterie gestellt wurden. Indessen hatte man bis drei Uhr Nachmittags das gewünschte Resultat nicht erreicht; der Marsch nach Pignerolo konnte nicht länger aufgeschoben werden und ward unter Montluc's Commando angetreten, während Termes nach Savigliano zurückkehrte. Montluc's Marsch ging zuerst auf Barge, wo man am nächsten Morgen nach einem Nachtmarsche eintraf, und von da über Cavour auf Pignerolo. Er war 48 Stunden ohne zu schlafen auf den Beinen gewesen, als er hier eintraf, nur bei Cavour hatten seine Leute drei oder vier Stunden geruht. Einer Gefahr war er dabei durch kluge Voraussicht entgangen. Er berechnete nämlich, daß bei dem Umwege über Costigliole und dem Aufenthalt vor diesem Neste die kaiserlichen

Garnisonen der Gegend allarmirt sein und einen Angriff auf ihn während des Marsches ausführen könnten. Da es nicht darauf ankam, unterwegs zu schlagen, sondern Pignerolo zu erreichen, da überdieß seine Leute ermüdet waren, machte er lieber einen Umweg durchs Gebirge und vermied die Ebene. In der That aber hatte der kaiserliche Gouverneur von Carmagnola, Cäsar Maggi, gewöhnlich Cäsar von Neapel, von welcher letzteren Stadt er stammte, genannt, seine Reiterei aus Carmagnola genommen, die Reiterei der nächsten Garnisonen an sich gezogen, war auf Cavour marschirt und hatte in dessen Nähe am Weg durch die Ebene, den Montluc, wenn er nicht durch das Gebirge ging, einschlagen mußte, mehrere Hinterhalte gelegt.

Montluc kam glücklich nach Pignerolo, von dort marschirte Boutières mit seiner versammelten fliegenden Colonne über Vignone und Virle, von wo die kaiserlichen Garnisonen sich ungeschädigt auf Carmagnola zurückzogen, an den Po, den seine Infanterie auf einer Wagenbrücke überschritt, die Reiterei durchfuhrtete; die Colonne rückte vor Carmagnola. Cäsar Maggi räumte auch dieses und konnte es ungeschädigt, weil Boutières ein sehr vorsichtiger Führer war, der um keinen Preis etwas wagen wollte.

18. Boutières machte bald darauf einen Angriff auf die Pobrücke von Carignano, welche von den Kaiserlichen stark besetzt war, um sie zu zerstören und so die Verbindung der Besatzung von Carignan mit Chieri zu unterbrechen. Die Zerstörung ward auch ausgeführt, aber Boutières durfte sich geringes Verdienst daran zuschreiben. Beim Beginn des Angriffs kam im Nebel ein panischer Schrecken über die Franzosen und nur Montluc's Entschlossenheit, der mit geringer Mannschaft, welche er sammeln konnte, ohne Besinnen auf den Feind losging, gab Zeit, die Ordnung herzustellen. Auf Boutières wirkte dieser

---

18) C. P. XX. p. 493.

üble Beginn so nach, daß er die Zerstörungsarbeit noch einzustellen Befehl gab, als sie längst im besten Gange war. Nur die bessere Einsicht und Beharrlichkeit seiner Unterbefehlshaber wendete diesen Fehler ab.

Die Belagerung von Ivrea, welche die Franzosen nun 19.
unternahmen, führte zu durchaus keinem Resultat; während derselben erhielt Boutières die Nachricht, daß er vom Commando abberufen sei, — Franz I. war nicht mit Unrecht mit seiner Kriegführung unzufrieden, — und kurz darauf traf sein Nachfolger, der junge Graf Enghien in Piemont ein, welcher zugleich beträchtliche Verstärkungen herbeiführte.

Die Schlacht von Cerisolles.

Das Jahr 1544 sollte nach Karls V. Absicht ein entschei- 20.
dendes werden; durch seine Verbindung mit Heinrich VIII. von England im Norden verstärkt, wollte er zugleich von den Niederlanden und von Piemont her zum Angriffe auf Frankreich schreiten. In Italien ward zu diesem Behufe Guasto eine bedeutende Heeresmacht zur Verfügung gestellt. Alles deutete darauf hin, daß die Franzosen Italien aufgeben müßten, wenn sie es nicht auf eine offene Feldschlacht ankommen lassen wollten. Nach seinen Instructionen durfte aber Enghien nicht ohne besondere Erlaubniß des Königs schlagen. Um diese für alle Fälle zu erhalten, sendete er Montluc, der mit allen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes wohl vertraut und außerdem für das Schlagen gestimmt war, an Franz I. Montluc ward bei dieser Gelegenheit zugleich dem Könige angelegentlich empfohlen. Er erhielt in der That bald nach seiner Ankunft am Hofe eine
Kammerherrnstelle. Schließlich ward er in einen Ministerrath 21.
des Königs beschieden, an welchem der Admiral Annebaut, der

19) C. P. XX. p. 505. 20) C. P. XXI. p. 1. 21) C. P. XXI. p. 2 ffg.

Herr von St. Paul, der Großstallmeister Galiot und der erste Kammerherr Marquis von Boisi, der Dauphin und mehrere andern Herren Theil nahmen. Der König eröffnete hier Montluc, daß er diesem seinen Entschluß betreff der Kriegführung in Piemont mittheilen wolle und Montluc denselben an Enghien überbringen solle. Auf den Befehl des Königs nahm nun St. Paul das Wort, um sich gegen eine Schlacht auszusprechen, da man bei den drohenden Anstalten eines überlegenen Feindes nicht Alles auf einen Wurf setzen dürfe; alle übrigen Räthe sprachen sich in demselben Sinne aus. Montluc mußte ihre langen und langweiligen Reden anhören, aber ruhig konnte er es nicht, er zitterte vor Ungeduld und schnitt fürchterliche Grimassen, die den alten König zum Lachen zwangen. Endlich fragte dieser Montluc, ob er nun wohl begriffen habe, aus welchen Gründen in Piemont nichts gewagt werden solle. Montluc bat jetzt um die Erlaubniß, auch seine Meinung sagen zu dürfen und erhielt sie. Er drückte sich folgendermaßen aus:

„Euer Majestät, ich schätze mich glücklich, einerseits deßwegen, daß ich überhaupt meine Meinung sagen darf, andererseits, daß ich sie vor einem Könige aussprechen darf, der Soldat ist und den Krieg kennt. Bevor Sie den Thron bestiegen, wie nachher, haben Sie stets den Krieg geliebt und Ihre Person so wenig, als die des geringsten Edelmanns geschont. So habe ich nichts zu besorgen, wenn ich frei von der Leber weg rede."

Hier nickte der Dauphin, welcher hinter dem Stuhle seines Vaters stand, Montluc ermuthigend zu, und dieser fuhr fort:

„Majestät; wir sind unser 5000 bis 6000 Gascogner wohlgezählt; daß die Compagnieen niemals ganz vollzählig sind, wissen Sie ja; auch geht nicht Alles mit in's Gefecht; doch schätze ich, wir bringen wohl 5500 bis 5600 hinein. Und dafür stehe ich mit meiner Ehre und wir Alle, Offiziere und Soldaten, setzen unsere Namen, unsere Güter, unsern Kopf zum Pfande, daß es an uns nicht fehlen soll, wenn es zum Schlagen kommt und Sie die Erlaubniß dazu ertheilen. Wir brennen

darauf und sind keine Hasen; glauben das Euer Majestät! Außerdem sind 13 Fähnlein Schweizer da; ich kenne die, welche St. Julien commandirt besser als die von Fröhlich, aber mustern habe ich sie alle sehen und im Ganzen mögen sie wohl so stark sein an Zahl, als wir Gascogner. Sie versprechen Ihnen dasselbe, wie wir, Ihre Unterthanen; ihre Hauptleute werden Ihnen namentliche Listen der Compagnieen zusenden, damit Sie den Kantonen diejenigen, welche ihre Pflicht nicht thun sollten, zu gebührender Infamirung empfehlen können. So können Euer Majestät also auf 9000 Mann oder mehr rechnen, mit denen Staat zu machen ist, und die bis zum letzten Athemzug kämpfen werden. Was die Italiener, Provenzalen und Greierzer, die vor Ivrea zu uns gestoßen sind, betrifft, mag ich mich für die grade nicht verschwören, aber ihre Pflicht, denk' ich, werden sie auch thun, besonders, wenn sie uns die Hände rühren sehen."

Hiebei machte Montluc so lebhaft die Pantomine des Zuhauens, daß der König abermals lachen mußte.

„Euer Majestät sollten in Piemont auch 400 Gensdarmes haben, von denen mindestens 300 wirklich vorhanden sein werden, und ebenso viele zu ihnen gehörige Bogner, sämmtlich vom besten Geiste beseelt; ferner sind da 4 Compagnieen Chevauxlegers, jede soll 200 Pferde stark sein; man wird 22.
sie doch zusammen wenigstens auf 500 bis 600 Pferde anschlagen dürfen. Und daß sie etwas werth sind, dafür kann ich stehen."

Hier verwunderte sich der König ein wenig über die Schwäche seiner Reitercompagnieen; Montluc setzte ihm auseinander, daß eine Anzahl Reiter auf Urlaub sei, um sich zu erholen, ganz

---

22) Besondere Chevauxlegerscompagnieen hatten die Franzosen erst seit dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts; sie traten in die Stelle der geworbenen Albanesen oder Stradioten. Zu Montluc's Zeit waren diese Chevauxlegers, welche die Lanze führten, fast so schwer gerüstet als die Gensdarmes; nur ihre Pferde waren nicht gepanzert.

wie die englischen Offiziere während des Krimfeldzugs nach England auf Urlaub gingen, — daß eine weitere Anzahl krank sei, daß aber der König dem Schaden leicht abhelfen könne, wenn er allen Edelleuten, die ihn darum bäten, die Erlaubniß geben würde, der erwarteten Schlacht beizuwohnen.

„Majestät," fuhr er dann wieder fort, „ich bin so glücklich, zu einem König zu reden, welcher Soldat ist; sagen Sie selbst, wer soll 9 oder 10000 Mann und 1000 oder 1200 Reiter umbringen, die alle entschlossen sind, zu siegen oder zu sterben? Leute, die wahrhaftig keine Lehrburschen sind. Damit wird so leicht Niemand fertig. Wir haben oft genug in der Minderzahl einen überlegenen Feind angegriffen und ihn meist geschlagen. Ja ich möchte behaupten, wenn wir Alle einen Arm in der Binde hätten, sollte der Feind in einer ganzen Tagesarbeit uns noch nicht todtschlagen können, ohne den größten Theil seiner eigenen Mannschaft dabei zu verlieren. Nun denken Sie, Majestät, wenn wir beide Arme frei und das Eisen in der Faust haben, ob es leicht sein wird, uns zu schlagen. Ich habe von Offizieren, die ihre Sache verstanden, oft beweisen hören, daß 12000 bis 15000 Mann es getrost mit 30000 aufnehmen können; denn nicht die Ueberzahl gibt den Sieg, sondern das Herz auf dem rechten Fleck. An einem Schlachttag kommt die Hälfte nicht in's Gefecht. Lassen Sie uns machen, Majestät, mehr verlangen wir nicht."

Montluc begleitete diesen Theil seiner Rede mit so lebhaften Gesten und Grimassen, hieb um sich mit den Armen, schnitt Gesichter, als verzehre er einige Spanier zum Frühstück, daß es den Dauphin hinter dem Stuhle seines Vaters königlich amüsirte und er beständig dem Sprechenden zunickte, um ihn immer mehr in's Feuer zu bringen, damit er wo möglich noch bessere Dinge sehe und höre. Auf Montluc verfehlte dies seine Wirkung nicht.

„Nein, Majestät, mit uns wird man so bald nicht fertig; wenn die Herren, die große Reden darüber halten, uns bei

der Arbeit gesehen hätten, sie würden ihre Meinung über die Schlacht ändern, und, Majestät, Sie desgleichen. Unsere Leute sind keine Garnisonssoldaten; sie wollen den Feind vor sich sehen und sich Maaß nehmen lassen, sie bitten inständig um die Erlaubniß, schlagen zu dürfen. Wenn Euer Majestät sie verweigern, nehmen Sie unserer Mannschaft den Muth, derjenige des Feindes wird wachsen und Stück für Stück wird unsere Armee abgethan werden. Die Herren, die vorher ihre Meinung gesagt haben, denken immer nur an unsere Niederlage, immer schreien sie: aber, wenn wir verlieren, verlieren, verlieren! keinen habe ich sagen hören: aber, wenn wir gewinnen, gewinnen, welcher Vortheil dann! Bei Gott, Herr, fürchten Sie nicht, uns Ihre Bewilligung zu ertheilen; lassen Sie mich nicht mit dem Bescheid zurückgehen, daß Sie sich fürchten, das Schicksal einer Schlacht in unsere Hand zu geben; wir Alle, die wir willig Ihnen unser Leben anbieten, würden das für einen Schimpf halten."

Der König hatte nicht bloß ruhig, sondern mit steigendem Vergnügen zugehört. Als er jetzt St. Paul ansah, sprach dieser:

„Majestät, wollten Sie wirklich um das Gerede dieses Narren Ihre Meinung wechseln, der an nichts weiter denkt, als an's Zuhauen und sich nicht darum kümmert, was im Fall einer Niederlage aus dem Staate wird? Die Sache scheint mir von zu großer Bedeutung für das Gehirn eines solchen Gascogner Burschen."

Montluc darauf zu St. Paul gewendet:

„Ich will hier weder den Haudegen machen, Herr, noch bin ich so verrückt, wie Sie meinen. Ich schneide nicht im mindesten auf; wenn Sie sich gefälligst an alle die Berichte erinnern wollen, die der König erhalten hat, seit wir von Perpignan nach Piemont zurückgekehrt sind, so werden Sie entdecken, daß wir den Feind, wo wir ihn fanden, zu Pferd und zu Fuß, immer geschlagen haben, mit einziger Ausnahme der Niederlage

d'Aussuns bei Carignan, der einen offenbaren Fehler beging. Es sind noch nicht drei Monate, Sie werden es auch wissen, was alle Welt weiß, — daß wir auf den Ebenen zwischen Savigliano und Fossano zwei glänzende Gefechte gewannen. Wir, die Sieger, sind jetzt voller Muth, der Feind, der Besiegte, ist voller Furcht. Der Unterschied ist nicht klein. Wann soll uns denn der König zur Schlacht loslassen, wenn nicht jetzt bei den Verhältnissen, wie sie derzeit in Piemont bestehen? jetzt, da wir an den Sieg ebensosehr, wie die Feinde an Niederlagen gewöhnt sind? Soll er warten, bis wir einzeln abgeklopft sind? Alles, worauf es ankommt, ist, daß wir uns hüten, den Feind in einer festen Stellung anzugreifen, wie es an der Bicocca geschah; aber Graf Enghien hat zu viele gute und alte Offiziere um sich, als daß ein solcher Fehler vorkommen könnte; — wir werden den Feind im offenen Felde zu finden wissen, wo er nicht Hecke, noch Graben vor sich hat und dann, Euer Majestät, — wendete sich Montluc an den König, — werden Sie von einem der wüthendsten Kämpfe aller Zeiten hören. Und ich bitte Sie unterthänigst, keine andere als eine Siegesnachricht zu erwarten. Und gibt uns Gott den Sieg, wie es nicht anders sein kann, so werden Kaiser Karl und der englische König artig auf den Hintern gesetzt sein, daß sie es fühlen."

Der Dauphin nickte und lachte hinter seinem Stuhl hervor beständig, Annebaut mußte gleichfalls lächeln; alle Andern waren durchaus mit Montlucs Beredtsamkeit nicht zufrieden, schüttelten mit den Köpfen und suchten jetzt seine Meinung zu widerlegen. St. Paul sagte zum König: „Es scheint wirklich, daß Euer Majestät Ihre Meinung ändern und diesem verrückten Narren Ihre Zustimmung ertheilen wollen." Der König erwiderte darauf: „Auf Ehre, Vetter, der Mann hat mir so gute Gründe vorgebracht und mir die Stimmung der Truppen so vortrefflich geschildert, daß ich nicht weiß, was beginnen." St. Paul dagegen: „Ich sehe, Sie sind gänzlich herumgebracht." Der König fragte nun Annebaut um seine Meinung. Dieser sagte lächelnd: „Maje-

stät, wenn Sie die Wahrheit reden wollen, Sie sind schon Willens, Ihre Erlaubniß zum Schlagen zu ertheilen. Ich mag mein Wort weder für den Sieg noch für die Niederlage verpfänden; diese Dinge stehen in Gottes Hand. Das aber weiß ich wohl, daß Alle, welche Montluc genannt hat, ihre Pflicht thun werden; ich kenne sie, denn ich habe sie selbst commandirt. Thun Sie eins, Majestät, bitten Sie den Herrn der Heerschaaren, Sie zu erleuchten, und entscheiden Sie danach." Hierauf warf der König sein Barret auf die Tafel, faltete die Hände, schlug die Augen zum Himmel auf und betete: „Mein Gott, ich bitte dich, lasse mir heut deinen Rath nicht fehlen; was soll ich thun für die Erhaltung dieses Reiches, daß die Ehre und der Ruhm dein sei in Ewigkeit?" Und als er so gebetet hatte, rief Annebaut plötzlich: „Und wofür sind Euer Majestät nun gestimmt?" „Daß sie schlagen, schlagen!" rief Franz. „So braucht es nicht längerer Redensarten. Mag Sieg, mag Niederlage herauskommen, Euer Majestät werden allein die Verantwortlichkeit dafür haben."

Der König und alle übrigen erhoben sich nun; Montluc war unzweifelhaft der zufriedenste Mensch in der ganzen Versammlung. St. Paul kam zu ihm, während Franz mit Annebaut noch über die auszufertigenden Depeschen an Enghien und die Leistung einer Soldzahlung an die Truppen in Piemont verhandelte, und sagte ihm lachend: „Toller Narr, Du wirst dem König entweder das größte Glück oder das größte Unglück bereitet haben, welches ihn treffen konnte." Montluc, den sein Erfolg ein wenig aufgeblasen hatte, antwortete darauf: „Machen Sie sich durchaus nicht die mindeste Sorge; die erste Nachricht, die Sie von uns erhalten werden, wird sein, daß wir Alles zum schönsten Fricassée verklopft haben und davon essen können, so viel uns beliebt." Nun kam auch der König noch zu Montluc heran: „Montluc, sagte er, empfiehl mich meinem Vetter Enghien bestens und bestell allen Obersten und Hauptleuten dort oben, von welcher Nation sie immer sein mögen, daß mich nur das hohe Vertrauen, welches ich in sie setze, bestimmt hat, die

Erlaubniß zum Schlagen zu ertheilen, daß ich sie bitte, wenigstens diesmal mich nicht im Stiche zu lassen; denn niemals war ein Sieg mir nöthiger als eben jetzt; jetzt, wenn jemals, können sie ihre Ergebenheit mir beweisen; sag ihnen auch, daß sie die nothwendigen Gelder bekommen werden.

Montluc antwortete: „Majestät, ich werde Alles bestellen und der angenehme Rippenstoß, den ich ihnen auf diese Weise geben kann, wird nicht verloren sein. Ich bitte Euer Majestät nur inständigst, sich durchaus keine Sorge machen zu wollen. Bald werden Sie die besten Nachrichten haben, welche Sie sich wünschen können; meine Ahnungen haben mich nie getäuscht."

23. Am andern Tag reiste Montluc nach Piemont ab; Martin du Bellay folgte ihm mit den Geldern zur Zahlung des Soldes, allerdings nicht mit ausreichenden. Montluc traf den Grafen Enghien in der Belagerung von Carignan begriffen, das französische Hauptheer stand bei Carmagnola.

Bald darauf, Anfangs April, eröffnete von Asti aus Guasto seine Operationen; am Ostersonntag den 10. April 1544 marschirte er auf Cerisola, in der Richtung von S. Damiano auf Sommariva del bosco. Das französische Lager ward allarmirt und alle Truppen traten unter die Waffen. Die Franzosen hätten zum Angriff schreiten müssen und es unter den günstigsten Umständen thun können; indessen der junge Graf Enghien litt an dem gewöhnlichen Uebel der Unentschlossenheit und weise Ohrenbläser, wie sie im Augenblick der Entscheidung wohl in keinem Hauptquartier fehlen, nährten dieselbe dermaßen, daß an diesem Tage Alles bei einer Recognoscirung gegen Cerisola hin blieb.

Montluc war wüthend, mit großer Mühe hatte er von König Franz die Erlaubniß zum Schlagen erpreßt; dann war er im ganzen Lager herumgelaufen, hatte mit Offizieren und

23) C. P. XXI. p. 14 vgl. a. W. Rüstow, Geschichte der Infanterie I. p. 287 ffg.

Soldaten gesprochen, hatte ihnen erzählt, was der König gesagt, wie er auf jeden einzelnen Mann rechnete; hatte dazu gelogen, was in seinen Kräften stand und was er für angemessen hielt, — und dies war viel; — nun bot sich die günstigste Gelegenheit zum Schlagen, und sie wurde versäumt! Als das dazu bestimmte Corps am Abend des 10. April von der Recognoscirung heimkehrte, machte Montluc, der dabei die Arkebusiere commandirt hatte, seinem Aerger Luft. „Herr, Herr, sprach er im Vorbeireiten zu Enghien, — als Sie heut morgen aufstanden, konnten Sie den lieben Gott um nichts Besseres bitten, als was er Ihnen am Tage reichlich geschenkt. Konnten Sie mehr verlangen, als den Feind im offenen Feld, ohne Graben und Hecke vor sich zu finden? Aber ich sehe wohl, die Klugscheißer, die gern der Schlacht aus dem Wege gehen möchten, haben es bei Ihnen gewonnen. Wenn Sie doch endlich einmal Ihrer eigenen Meinung folgen wollten; wir wissen ja recht wohl, daß Sie schlagen wollen."

Solche und ähnliche Worte brachten dann auch den jungen Grafen in eine gelinde Wuth, und er beschloß am nächsten Tage, um jeden Preis zu schlagen. Ein weiterer bestimmender Grund dafür war, daß Martin du Bellay keineswegs Geld genug mitgebracht hatte, um den ganzen rückständigen Sold auszahlen zu können, und daß man berechnete, wenn der Sieg gewonnen würde, würde auch nothwendig eine anständige Ergänzung erbeutet, und folge eine Niederlage, so bleibe wenigstens ein guter Theil des französischen Heeres auf dem Platze und ein anderer verliefe sich in alle Winde. Auf jeden Fall also war bei der Schlacht auf eine Ersparniß zu rechnen; und so ward sie beschlossen.

Am nächsten Tage, eine Stunde vor Tagesanbruch stand das französische Heer, welches 14000 Mann und 1420 Pferde zählte, unter den Waffen und brach auf, den Feind bei Cerisola zu suchen. Montluc erhielt den Befehl über die Arkebusiere, welche das Gefecht eröffnen sollten und von denen

anfangs etwa 1200 aus allen Compagnieen ausgezogen waren. Er traf zuerst mit dem Feinde am Rande eines Thalgrundes zusammen; denn Guasto, aufmerksam geworden durch die Recognoscirung vom vorigen Tage, hatte seine ganze Streitmacht bei Cerisola versammelt und rückte am Ostermontag von dort auf Carmagnola vor, auch seinerseits Willens zu schlagen.

In dem Thalgrunde und an seinen Rändern entwickelte sich nun ein äußerst lebhaftes Schützengefecht zwischen den Arkebusieren Montlucs und den Schützen der Deutschen und Spanier, die ihm Guasto entgegenwarf. Unter dem Schutze dieses Schützengefechtes marschirten die Pikenirbataillone beider Theile, drei auf jeder Seite nach herkömmlicher Sitte, durch Intervallen von einander geschieden, welche, so wie die äußersten Flanken die Reiterei deckte, auf. Das Schützengefecht, zu welchem Montluc seine Arkebusiere in fünf Trupps zerlegt hatte, mit deren einem er selbst die Reserve der Andern bildete, trug ganz den Charakter eines Tirailleurgefechts unserer Tage. Hin und her wogte der Kampf ohne Entscheidung fünf Stunden fort, mit wechselndem Erfolge, drehte sich um Büsche und Hecken, Gärten und Häuser und Montluc kam mehr als einmal dadurch in erheblichen Nachtheil gegen den Feind, daß dessen Schützen gehörig von Reiterei gedeckt waren, während er selbst trotz wiederholten Verlangens lange Zeit gar keine Reiterei zu seiner Unterstützung erhielt. Gedrängt mußte er die Schützentruppen seines linken Flügels mit denjenigen des Centrums vereinigen und wichtige Terrainstücke aufgeben.

Guasto hatte unterdessen erkannt, daß er stärker sei als der Feind und beschlossen, die Entscheidung zu geben. Er ließ die Bataillone des rechten Flügels und des Centrums, welche wesentlich aus Pikeniren bestanden, vorrücken; das letztere 10000 Mann stark, aus den Regimentern der Gebrüder Scaliger und Alisprands von Madruzz bestehend, kam gerade auf den Punkt los, auf welchem Montluc noch mit den Schützentrupps seines Centrums und linken Flügels gegen die feindlichen Arkebusiere

focht. Unmittelbar hinter sich hatte Montluc das Pikenirbataillon der Gascogner, welches den rechten Flügel der französischen Infanterie bildete und unter dem Befehle des Herrn von Taïs, Obersten des gascognischen Fähnlein, stand; rechts von Taïs standen französische Chevauxlegers unter Termes, links von Taïs zwei schwache Ordonnanzcompagnieen unter Boutières, dem früheren Gouverneur von Piemont, welcher auf die Nachricht von der bevorstehenden Schlacht von seinem Landsitze herbeigeeilt war, um dem jungen Enghien seine Dienste anzubieten. Links von Boutières kaum 200 Schritt von dem Gascognerbataillon stand ein Schweizer Bataillon unter Fröhlich.

In der gleichen Zeit, da Montluc das Vorrücken des deutschen Bataillons von Madruzz bemerkte, sah er, als er sich umkehrte, daß Taïs mit den Gascognern rechts abmarschirte, in der Richtung auf ein italienisches Bataillon los, welches den linken Flügel der Aufstellung Guastos bildete. Dazu hatte ihn einestheils der Umstand bestimmt, daß die Schützentrupps auf Montlucs rechtem Flügel von den Schützen des italienischen Bataillons entschieden zurückgedrängt wurden; andrerseits der weitere, daß seine Leute beträchtlich von dem Feuer einer Batterie Guastos litten, welche vorwärts des Bataillons von Madruzz aufgefahren war. Montluc erkannte die ganze Gefahr, welche in diesem Rechtsziehen der Gascogner lag, er eilte zu Taïs, machte ihn darauf aufmerksam, daß er den vorrückenden Deutschen seine Flanke biete, sagte ihm, er möchte, um sich gegen die feindliche Artillerie zu sichern, seine Leute sich nur niederlegen lassen, wie Fröhlichs Schweizerbataillon es that, von dem man fast nichts sah, und sich auf seinem alten Posten fertig halten. Gleichzeitig erhielt Taïs dieselbe Aufforderung von anderer Seite und befolgte sie.

Montluc eilte nun zu seinen Schützen zurück und befahl seinen Lieutenants, ihre Trupps allmälig zurückzunehmen und zugleich für das Vorrücken der Pikenire von Taïs Platz zu machen.

Er selbst ritt wieder zu diesen und redete sie an: „Kameraden, haltet euch brav; gewinnen wir die Schlacht, so können wir sagen, daß wir mehr gethan als einer der Unsern vor uns. In allen Geschichten steht es zu lesen, daß wo immer Gallier und Germane Pike an Pike zusammenstieß, der erstere den Kürzeren zog. Machen wir alle diese alten Geschichten zu Schanden und zeigen wir dem Feind, was wir werth sind. Denkt an den König, an den Ruhm, als Sieger vor ihn zu treten!"

Schon war der Feind nahe. „Oberst, wendete Montluc sich an Taïs, jetzt ist es Zeit aufzustehen." Alles erhob sich. „Kameraden, rief der eifrige Montluc von Neuem, vielleicht sind unter euch nicht allzuviele, die schon eine wirkliche Schlacht mitgemacht. Ich rathe euch, packt eure Piken in der Mitte an, nicht am Ende; diese Pikenführung am Ende ist die Meisterschaft der Deutschen; damit kommen wir nicht gegen sie auf; macht es wie die Schweizer, packt in der Mitte an und dann drauf wie die Stiere! glaubt mir, ihr werdet dann den Feind ziemlich verdutzt sehen."

Aus Auftrag von Taïs lief nun Montluc längs dem gevierten Haufen hin, dafür zu sorgen, daß Jedermann seine Pike diesem Rathe gemäß fasse. Als dies in Ordnung war, saß er ab und stellte sich, eine Pike in der Hand, die er von einem Trabanten sich fürs Gefecht hatte nachführen lassen, ins erste Glied des Bataillons.

Als Taïs und die andern Hauptleute dies sahen, riefen sie ihm wie aus einer Kehle zu: „Sitzt wieder auf, Montluc, sitzt wieder auf und führt Ihr uns ins Gefecht!"

Dagegen Montluc: „Nein, wenn ich heut fallen soll, wo könnte ichs auf anständigere Art, als mit Euch in der Front und die Pike in der Faust!" Dem Hauptmann la Burthe, der
24. als Oberstwachtmeister (sergeant major) des Gascogner Bataillons fungirte, rieth er darauf, selbst während des Vorrückens

24) Vgl. oben Anm. 10.

beständig um das Bataillon zu laufen und sammt seinen Sergeanten zu gutem Aufschließen und Vorwärtsdrängen anzutreiben.

Die Spitze des deutschen Bataillons führte unterdessen Madruzz im Laufschritt heran, so daß die hinteren Glieder nicht folgen konnten und man überall Fenster und Thüren in dem Haufen sah. Während die Gascogner mit der Front des deutschen Bataillons zusammenstießen, warfen sich Boutières Reiter in dessen rechte Flanke und brachen hier ein und ihnen folgten die Schweizer und mordeten rechts und links. Das deutsche Bataillon ward auf diese Weise von den zusammenwirkenden Gascognern und Schweizern in völlige Flucht geschlagen und bis Cericolles verfolgt. Pardon ward nicht gegeben; die Schweizer dürsteten nach Rache wegen des Bruches der Kapitulation von Mondovi und
stießen unter dem Rufe Mondovi! Mondovi! alles ohne Gnade 25.
und Unterschied nieder. Der Kampf in der Front, den die Gascogner zu bestehen hatten, war trotz der Auflockerung des deutschen Haufens immerhin ein hartnäckiger gewesen und Montluc selbst war mehrere male zu Boden gestoßen worden. Als auf diesem Punkte der Sieg gewonnen war, ließ Montluc von der Verfolgung ab; er hatte einem seiner Diener befohlen, mit einem türkischen Pferde, einem Geschenk seines Bruders, beständig dem gascognischen Bataillon zu folgen; er wollte nun diesen Diener aufsuchen, sich zu Pferd setzen und suchen, Guasto gefangen zu machen. Indessen sein Diener war verschwunden; während nämlich die vereinigten Gascogner und Schweizer einen vollständigen Sieg über das Centrum Guastos davon trugen und der linke Flügel des letzteren in einer einfältigen Unthätigkeit blieb, hatte sein rechter Flügel den linken französischen, und mit ihm den jungen Feldherrn Enghien selbst, in eine allereiligste Flucht geschlagen und Montlucs Diener hatte dieser bis gegen Carmagnola sich angeschlossen.

Montluc erhielt zum Glück noch einen Klepper vom Kapitän

25) Vgl. oben p. 271.

Mons, auf welchem er nun dem Gascognerbataillon bis Cerisola folgte. Hier traf die Nachricht von der Niederlage des französischen linken Flügels und ein Hülferuf Enghiens ein. Die siegreichen Schweizer und Gascogner wendeten sich nun sogleich gegen das ebenfalls siegreiche rechte Flügelbataillon Guasto's, welches aus Deutschen und Spaniern zusammengesetzt war, und zwangen auch dieses zum Rückzug. Da traf auch Montlucs Diener mit dem türkischen Hengste wieder ein. Montluc wollte ihn weidlich auszanken, aber der Mann erwiderte, es hätten viel größere Leute als er und Leute in allem Kriegesstaat das Hasenpanier ergriffen, da habe er es allerdings auch gethan, aber lediglich, um in so vornehmer Gesellschaft zu sein.

Dieser Spaß beruhigte Montluc vollkommen, der selbst zu nichts besser aufgelegt war, als über die Angst seiner hohen Generale zu lachen; er schloß sich etwa 25 Ordonnanzreitern an, welche Jagd auf Guasto machen wollten.

Obgleich es nun ihm so wenig, als einem seiner Begleiter gelang, den kaiserlichen Generalissimus zu fangen, so war er doch bei der Rückkehr voller Siegesfreude. Nicht Alle im französischen Lager theilten dieselbe. Schon als Montluc von der Verfolgung nach Carmagnola zurückritt, sagte ihm einer der Edelleute, welche vom Hofe gekommen waren, um die Schlacht mitzumachen: „Herr Jesus, Kapitän Montluc, wie nahe waren wir daran, tüchtig ausgeklopft zu werden.“ Montluc, der sich bisher stets auf Punkten befunden hatte, wo der Sieg entschieden auf französischer Seite gewesen, der unter anderm der festen Meinung war, daß nur eine Demonstration der Garnison von Carignan Enghien zu seinem übereilten Rückzug veranlaßt habe, erfuhr jetzt erst den wahren Zusammenhang der Dinge. Er träumte noch drei Nächte hintereinander, daß die Franzosen geschlagen seien.

Indessen dieser Eindruck trat in aller seiner Schärfe doch nicht sogleich hervor. Als Montluc am Abend nach der Schlacht zuerst den Grafen Enghien antraf, war er ganz voll des Be-

wußtseins eines Sieges, welcher Frankreich in der That beträchtliche Vortheile gebracht hatte und noch größere hätte bringen können, wenn er verfolgt wurde; er war voll des Bewußtseins, daß er zu diesem Siege wesentlich beigetragen, und er 26.
durfte es sein. Als ihn nun Enghien beim ersten Zusammentreffen zum Ritter schlug, da bat er den jungen General, wenn dieser ihm eine Gunst erzeigen wolle, möge er ihn mit der Siegesnachricht zu König Franz schicken. Enghien versprach es ihm, — dennoch ging ein Anderer statt des ehrlichen Montluc ab, ein unbedeutendes Subjekt, wie es eben der Lauf der Welt ist.

Montluc, einer von den Menschen, welche sich Vieles gefallen lassen, nur um in Thätigkeit bleiben zu können, fühlte sich doch von dieser Beleidigung schwer verletzt. Er bat Enghien um seine Entlassung; er verzichtete in diesem Augenblicke, wo er sich am Ziele seiner Wünsche geglaubt hatte und sich nun so schmählich hintangesetzt sah von Leuten, die, wie er wohl fühlte, tief unter ihm standen, auf die Erfüllung irgend einer seiner Hoffnungen. Enghien und Termes wußten aber die natürliche Neigung des Gascogners wohl zu benutzen, indem Enghien ihm Urlaub ertheilte, drang er ihm zugleich eine Commission zur Anwerbung von 1000 bis 1200 Mann auf, welche er aus der Heimath nach Piemont zur Verstärkung der dortigen Armee führen sollte.

Theilnahme Montlucs an dem Feldzuge im Norden gegen die Engländer 1544 und 1545.

Montluc, wenn er auch mit dem besten Willen nach der Gascogne heimgegangen sein mochte, einstweilen aller Thätigkeit und folglich aller Undankbarkeit glänzender und doch lumpiger Unbedeutendheiten aus dem Wege zu gehen, haßte doch,

26) C. P. XXI p. 38 ffg.

wie er selbst sagt, nichts so sehr, als das Leben zu Hause. Kaum hier eingetroffen, machte er von seiner Commission Gebrauch, warb die 1200 Mann und marschirte mit ihnen nach Piemont. Er kam in diesen Gegenden indessen nur an, um sie alsbald wieder zu verlassen. Franz I. hatte von einer wahrhaft kühnen und deßhalb planmäßigen Kriegführung gar keine Idee; während der Erfolg von Cerisola in Italien gar nicht ausgebeutet ward, wenn man die auf ihn folgende Einnahme von Carignan nicht über Gebühr in Anschlag bringen will, veranlaßte der Einfall der verbündeten Engländer und Kaiserlichen in die Nordgrenzen Frankreichs, alle Truppen, welche nicht äußerst nothwendig für die Behauptung der Besatzungen in Piemont waren, von dort fortzuziehen, um sie an die Nordgrenze zu werfen. Franz fürchtete für seine Hauptstadt Paris: alle despotischen, d. h. centralisirenden Regierungen fürchten für ihre Hauptstädte. Montluc dagegen, der doch gewiß nichts weniger als ein rother Demokrat war, äußert bei dieser Gelegenheit, er sei gar nicht der Meinung, daß mit Paris Frankreich verloren sei. Mit solchem montluc'schen Glauben kann man Vieles wagen, weil man Vieles opfern darf, — und muß schließlich dabei gewinnen. Es ist der Glaube an die selbstständige Kraftentwicklung eines angegriffenen Volkes und die allmälige Abschwächung der Kraft des Angriffs. Wo er fehlt, da hat man auch in neuester Zeit noch Heere auf dem Kriegstheater umherjagen sehen, wie — nur ein sehr ordinärer und allgemein bekannter Ausdruck würde die Sache eben so kurz als erschöpfend bezeichnen.

27. Mit den Fähnlein der Armee von Piemont, welche an die Nordgrenze marschiren sollten, zog nun auch Montluc. Unterwegs ward er krank; er mußte in Troyes liegen bleiben. Als er wieder aufstehen konnte, reiste er sofort der Armee nach und traf dieselbe vor Boulogne, dessen sich die Eng-

27) C. P. XXI p. 46 ffg.

länder bemächtigt hatten. Er erhielt hier aus den Händen des Obersten Taïs das königliche Patent als **Mestre de camp** (Quartiermeister) der französischen Infanterie der Belagerungs- 28.
armee. Vor Boulogne ging es ähnlich her, wie in unseren Tagen vor Sebastopol; die Engländer verschanzten sich daselbst auch erst, wie 1854 die Russen in Sebastopol. Wie es bei den Engländern immer der Fall gewesen ist, wo sie nicht Truppen anderer Nation in ihren Diensten hatten, ward auch zu Boulogne der Sicherheitsdienst von ihnen auf die elendeste Weise betrieben. Dies ward denn doch von den Franzosen bemerkt und darauf endlich der Plan eines nächtlichen oder morgendlichen Ueberfalls begründet. 29.

Dieser ward von französischer und italienischer Infanterie unternommen; die deutsche Infanterie in französischem Dienst, welche gern daran theilgenommen hätte, ward aus irgendwelchen nichtigen persönlichen Gründen, wie sie bis auf den heutigen Tag in den wichtigsten Dingen und oft zum größten Schaden der Sache den Ausschlag gegeben haben, in den Hintergrund geschoben.

Montluc drang mit seiner Colonne bis mitten in die Stadt; auch die übrigen Colonnen drangen ein, traten aber alsbald den Rückzug an, auf die Nachricht, daß die Engländer einen Ausfall gemacht und ihnen den Rückzug abgeschnitten hätten. Montluc benahm sich brav, wie immer, indessen allein konnte er sich am Ende nicht halten; auch er mußte schließlich umkehren und sich dabei durch die Engländer durchschlagen, deren Hauptwaffe damals noch der sonst ziemlich überall gründlich verbannte Bogen war.

Taïs, der Oberst der Gascogner Infanterie, war bei dem

---

28) Vgl. oben Anmerk. 10. 29) Einer sogenannten Camisade, bei welcher alle Soldaten, die an ihr theilnahmen, Hemden über die Rüstung oder den Rock anzogen, um sich daran während der Nacht leichter zu erkennen.

Ueberfall gleich im Anfang verwundet worden; daher mußte am Abend Montluc als Regimentsquartiermeister beim Dauphin, welcher das Belagerungscorps befehligte, die Parole holen. Er traf den Dauphin in großer Gesellschaft, auch der seines Bruders, des Herzogs von Orleans. Diese Herren behandelten den Krieg durchaus als eine Schnurre, — eine Sache, die ihre vollkommene Berechtigung hat, aber doch nur dann, wenn man das Seinige dazu thut, mit Einsatz der eignen Person und der eignen Arbeit die Schnurre zum Besten seiner Partei durchzuführen, was eben diesen Herren gar nicht einfiel. Der Herzog von Orleans spottete auf die lustigste Weise über den Ausfall des heutigen Ueberfalls, über die „alten Soldaten" von Piemont und über Montluc, auf welchen er mit Fingern wies.

Montluc war ein Royalist vom reinsten Wasser, aber freilich nicht von der Art des Freiheitskriegers und Sängers Fouqué, der mit lieblich flötender Stimme sich selbst anheischig machte, die Excremente seines Herrn und Königs verzehren zu wollen, wenn dieser geruhen würde, es zu befehlen. Montluc begnügte sich zuerst, Gesichter zu schneiden, und dabei mochte er allerdings bisweilen ein wenig possierlich aussehen, wie wir aus seinen eignen und den Mittheilungen seiner Zeitgenossen schließen können. Wir dürfen es daher auch dem Dauphin nicht allzu übel nehmen, wenn er herzlich lachte; obgleich es immerhin einem so alten, versuchten und verdienstvollen Soldaten gegenüber nicht anständig war. Der Dauphin bemerkte, daß seine und seines Bruders Späße den Gascogner wurmten, und um diesen in seiner Art zu beschwichtigen, sagte er: „Montluc, Montluc, Ihr und die andern Offiziere werdet doch nicht behaupten wollen, daß ihr heute einen ausgezeichnet klugen Streich gemacht habt?" — „Wie? Herr, erwiederte der aufgebrachte Montluc — belieben Sie etwa zu behaupten, daß ich einen Fehler gemacht habe? Wenn ich das voraussetzen müßte, würde ich den Augenblick wieder in die Stadt zurückkehren, um mich

da todtschlagen zu lassen. Wahrhaftig, wir sind rechte Esel, daß wir für Euch unsere Haut zu Markte tragen."

Diese unverblümte Sprache blieb auf den Dauphin ebensowenig ohne Wirkung, als sie ohne Wirkung auf andere Fürsten bleiben würde, welche sie niemals hören, weil sie meistentheils mit bloßen Pot-de-chambre-trägern umgeben sind. Der Dauphin begütigte nun ernstlich und verständig den alten braven Quartiermeister: „Um Gottes willen, Montluc, ich rede nicht von Euch: ich weiß ja recht wohl, daß Ihr der Letzte in der Stadt waret und eine Stunde später herauskamet, als alle andern." Als Heinrich den Thron von Frankreich bestiegen, hatte Montluc sich niemals über ihn zu beklagen.

Drei Monate nach dem Ueberfalle verließ Montluc das Lager, ohne daß bis dahin etwas Weiteres unternommen oder errungen worden wäre und kehrte in die Heimath zurück, wo er einen Prozeß wegen eines ererbten Gutes zu führen hatte.

Indessen hatte der Friede von Crespy noch 1544 Franz I. 30.
von einem seiner Feinde befreit, dem Kaiser, und er behielt es nur noch mit Heinrich von England zu thun, gegen welchen er demgemäß alle seine Kräfte vereinigen konnte. Er bereitete eine Landung in England vor, um Heinrich auf seinem eigenen Boden zu bekämpfen. Zum Commandanten der Infanterie des Landungscorps, welches sich in Havre de Grace sammelte und aus 50 bis 60 Fähnlein bestehen sollte, ward Taïs und zu dessen **Mestre de Camp** Montluc ernannt. Die Landung an der englischen Küste erfolgte zwar, indessen bald wurden die Franzosen zur Wiedereinschiffung gezwungen und nach einem kurzen Seekriege kehrte die Expedition nach Havre zurück, von wo die Infanterie wiederum vor Boulogne marschirte.

Hier hatte man sich auf eine bloße Blokade der Engländer 31.
beschränkt; die Franzosen befestigten mehrere kleine Plätze und

30) C. P. XXI p. 59 ffg. 31) C. P. XXI p. 60.

Forts rings um Boulogne, um sich jener als Stützpunkte gegen dasselbe zu bedienen. Indessen selbst diese Arbeit wurde sehr lahm betrieben. Die Schanzarbeiter, welche man dazu angeworben und zusammengebracht hatte, liefen davon, entweder weil die Arbeit gefährlich war, oder weil sie nicht bezahlt wurden; die Soldaten weigerten sich zu schanzen, sie hielten es unter ihrer Würde. Montluc gelang es indessen doch, durch sein Beispiel und lustige Einrichtung der Arbeit die Soldaten dazu zu bestimmen. Uebrigens ward die Zeit vor Boulogne mit ziemlich unnützen Scharmützeln verbracht; die Engländer zur Schlacht in's freie Feld hinaus zu locken gelang nicht; ein Fort auf der Seite nach Calais hin ließen sie sich von den Franzosen abnehmen, wozu Montlucs rasches Zugreifen das Beste that; verfolgt wurde dieser Vortheil nicht. Der Marschall Biez, welcher gegen Boulogne kommandirte, war ein sehr vorsichtiger und methodischer Herr, welcher überall erst Kanonen haben wollte, bevor er die Infanterie drauf gehen ließ. Die französische Infanterie war übrigens auch nicht sehr geneigt, zu schlagen; es scheint bei ihr ziemlich allgemein die Ansicht geherrscht zu haben, daß ein Engländer zwei Franzosen schlage. Montluc ärgerte sich sehr darüber, er behauptete, das sei nur so lange der Fall gewesen, als die Engländer noch Guyenne besaßen und ihre Heere halb aus Gascognern bestanden, außerdem aber käme diese Ansicht daher, weil die Engländer, welche neben den blanken Waffen noch den Bogen führten, um etwas zu wirken, nothwendig dem Feinde nahe auf den Leib gehen müßten, während die Franzosen bei ihren Arkebusieren sich daran gewöhnt hätten, immer hübsch fern vom Feinde zu bleiben und nun jedesmal höchst erstaunt wären, wenn dieser ihnen zu nahe komme. Er strebte um jeden Preis den Soldaten diese unglückliche Meinung von der Ueberlegenheit der Engländer zu benehmen und es gelang ihm auch durch eine Probe zu beweisen, daß wenn man ihnen auf den Leib gehe, sie ebenso gut ausreißen, als die Franzosen. Indessen

ward ihm die Belagerung von Boulogne langweilig; da er nicht als **Mestre de Camp** für diese Belagerung bestellt war, so nahm er Urlaub und ging an den Hof, wo er Kammerherrndienste bei dem alternden König Franz that. Nach einem Monat kehrte er darauf in die Heimath zurück, wo er nicht in den angenehmsten Verhältnissen, von Prozessen und Krankheiten geärgert und gelangweilt, man kann also nicht sagen, in Ruhe drei Jahre lang verweilte.

Erste Feldzüge des fünften Krieges Frankreichs gegen den Kaiser in Piemont 1551 bis 1553.

Im Jahre 1546 nahmen die Franzosen Boulogne, Heinrich bequemte sich darauf zum Frieden, aber nur gegen die Wiederabtretung dieser ihm eben genommenen Festung. Im folgenden Jahre starb, wie sein Gegner Heinrich von England, auch Franz I., und Heinrich II. bestieg des letztern Thron. Er erinnerte sich Montlucs freundlich und ernannte ihn 1549 zum **Mestre de Camp** und Gouverneur des Schlosses Montcalieri bei Turin. 32.

Schon während des schmalkaldischen Krieges hatte Franz I. wiederum angefangen, gegen den Kaiser zu rüsten; als nach der für letzteren glücklichen Beendigung dieses Krieges sich doch die Verhältnisse bald wieder ungünstig für Karl V. stellten, als namentlich Kurfürst Moritz von Sachsen sich vorbereitete, gegen den Kaiser aufzutreten und zu dem Ende hin auch mit Heinrich II. ein geheimes Bündniß schloß, griff dieser 1551 von Neuem zu den Waffen.

In Piemont eröffnete der französische Gouverneur Marschall Brissac die Feindseligkeiten mit der Wegnahme von S. Damiano am Borbore und Chieri und dem Angriff auf Cherasco, welch letzterer mißglückte. Montluc befand sich bei

32) C. P. XXI p. 76 ffg.

dem Angriffe auf Chieri, er führte die Artillerie unter dem Schutze von zwei Fähnlein. Nach dem ursprünglichen Plane sollte Chieri escaladirt werden, aber es fand sich, daß die Leitern zu kurz waren; unterdessen hatte Montluc die Stücke in Batterie gebracht und schoß Bresche, welche Morgens um 11 Uhr die Breite von 8 bis 10 Schritt hatte. Die Bürger von Chieri, den Franzosen geneigt, fragten jetzt den Commandanten, ob er sich ohne ihre Hülfe für stark genug halte, den Platz zu behaupten. Da er es nicht für möglich hielt, so ließ er Cha-
33. made schlagen, es ward alsbald eine Kapitulation geschlossen und Montluc, den sich die Einwohner ausdrücklich erbeten hatten, da er den Ruf hatte, Disciplin und Ordnung besonders gut aufrecht zu erhalten, rückte noch am gleichen Tage in die Stadt ein. Als am folgenden Morgen die kaiserliche Besatzung, welche freien Abzug erhalten hatte, ausgerückt war, erhob sich ein Lärmen an der Bresche, Gesindel aus den Vorstädten wollte durch diese eindringen, um in der Stadt zu plündern. Als Montluc in seinem Eifer sich an den Ort des Tumultes begeben, hatte er das Unglück, die Bresche hinabzufallen und sich die linke Hüfte einzurenken. Er litt an den Folgen dieses Falles sein Leben lang, konnte nie mehr aufrecht gehen und mußte zehn Wochen theils zu Chieri, theils zu Montcalieri das Bett hüten.

34. Unterdessen ging der kleine Krieg in einer Weise in Piemont fort, welche mit unsern heutigen Begriffen von planmäßiger Kriegführung im entschiedensten Widerspruch steht. Die Kaiserlichen unter Fernand Gonzaga sammelten allmälig Kräfte bei Asti; sie besaßen noch das Schloß Lanzo an der Stura, — nicht zu verwechseln mit Lans am Paße des Mont Cenis, — und beunruhigten von dort beständig über Val della Torre

33) Chamade (Chiamata, Einladung), Signal mit der Trommel, durch welches der Belagerte dem Angreifer kund thut, daß er zu kapituliren wünscht. 34) C. P. XXI p. 89 ffg.

die Straße von Susa nach Turin, die Verbindungslinie der Franzosen mit der Heimath. Brissac beschloß dieses Schloß zu nehmen, als Montluc ebensoweit war, daß er allenfalls wieder gehen konnte.

Von Chieri aus ward der Zug unternommen; Montluc, der die Artillerie unter Bedeckung von fünf Fähnlein Fußvolk führte, traf am zweiten Tage des Marsches gegen Abend in dem Städtchen Lanzo unter dem Schloße ein. Dieses war fast von allen Seiten schwer mit Artillerie anzugreifen, nur auf der dem Städtchen abgekehrten Seite befand sich ein kleines Plateau, auf welchem man Artillerie aufstellen konnte; indessen sie war auf dasselbe so schwierig hinaufzuschaffen, daß Brissac und die Offiziere, welche mit ihm schon 6 oder 7 Stunden vor dem Eintreffen Montlucs im Städtchen angekommen waren, es rein für unmöglich erklärten und Brissac bei Montlucs Eintreffen eigentlich schon entschlossen war, das ganze Unternehmen aufzugeben. Am Tage nach seiner Ankunft recognoscirte Montluc, dem die ihm höchst ärgerlichen Absichten des Marschalls Brissac bekannt geworden waren, in Gesellschaft einiger Offiziere auch seinerseits; und er fand die Hinaufschaffung von Geschütz auf das Plateau keineswegs unmöglich, er bemerkte nämlich, daß man den Weg vom Fuße bis auf die Höhe in drei Abtheilungen zerlegen konnte, welche durch Terrassen von einander geschieden waren, die natürliche Ruhepunkte darboten. Mit dieser Ausbeute seiner Recognoscirung begab sich Montluc zu Brissac: er theilte ihm mit, daß es möglich sei, Artillerie auf das Plateau zu bringen. Brissac darauf: „ja, vielleicht in zehn Tagen mittelst allerlei krauser Maschinen; unterdessen werde aber Fernand Gonzaga kommen und das Belagerungscorps angreifen; auf eine Schlacht seien indessen die Franzosen nicht eingerichtet, da sie weder Schweizer noch Deutsche hätten." Nun wurde Montluc wild; es ärgerte ihn jedesmal, wenn man auf solche Weise seinen Gascognern zu nahe trat, und doch war die Meinung von der Ueberlegenheit des schweizerischen und deutschen

Fußvolkes über das französische und italienische damals so verbreitet, daß im Innern er sie selbst theilte. Hier aber remonstirte er aufs eifrigste gegen das Aufgeben der Unternehmung aus solchen Gründen; er fand Unterstützung bei den Prinzen und Herren, die dem Kriegsrathe beiwohnten und sich wie gewöhnlich auf die Schnurre freuten, ohne weiter zu sehen als eben ihre Nase reichte, und brachte es endlich so weit, daß Brissac ausrief: „Nun, wenn ihr alle Narren sein wollt, so will ich euch zeigen, daß ich auch einer sein kann," und seine Zustimmung zu dem Versuche gab.

Montluc recognoscirte nun noch einmal genauer; zuerst mußte die Artillerie durch das Städtchen gebracht werden, zu welchem Behuf es nöthig ward, einige Häuser oder Häuserecken wegzubrechen. Dazu wurde ohne Verweilen geschritten. Dann kam das Hinaufschaffen der Geschütze auf das Plateau. Die Schwierigkeiten des Weges glaubte Montluc theils durch die Vorarbeit einiger Schanzbauern, theils durch das gute Beispiel der Prinzen und Herren überwinden zu können, die sich selbst vor die Geschütze spannen sollten. Außerdem sahen fünf Schießscharten des Schlosses Lanzo den Weg, welcher auf die Höhe zu machen war, seiner ganzen Länge nach ein; um diese zu beschäftigen, bestellte Montluc für jede Scharte zehn erlesene Arkebusiere, welche nach denselben ein Zielschießen halten sollten, bei dem einer nach dem andern an die Reihe käme. Endlich war in dem Städtchen ein Haus, von dessen Dache man die gefährlichste Courtine des Schlosses der Länge nach einsah; allerdings hatten die Truppen der Besatzung den ausspringenden Winkel an dieser Courtine, welcher dem Städtchen zugekehrt war, durch starke Planken erhöht, doch auch dafür wußte Montluc ein Mittel.

35. Die Gabelarkebusen, die später sogenannten Musketen,

35) Bei Montluc kommt der Ausdruck Muskete noch vielfach in der Bedeutung eines Geschützes kleinsten Kalibers vor. 1553 ließ nach

von größerem Kaliber und größerer Tragweite als die gewöhn-
lichen Arkebusen, waren bei den Spaniern schon seit 1521 in
Gebrauch. Auf Montlucs Vorschlag hatte nun Brissac vor Aus-
bruch dieses Krieges zu Pignerol gleichfalls 400 dieser
Musketen anfertigen lassen, von denen jede Compagnie Infan-
terie 20 erhielt; die Musketiere bekamen einen erhöhten Sold
von 12 Francs monatlich. Von denselben wurden nun 20 Mann 36.
auf das Dach des erwähnten Hauses gebracht.

Am Tage nach dem Kriegsrath wurde Morgens um 8 Uhr die Arbeit an dem Wege unter dem Schutze der Arkebusiere, welche gegen die Schießscharten arbeiteten, und der Musketiere, deren Kugeln die Planken wie Papier durchschlugen, begonnen. Am Abend wurden dann die Kanonen auf die Höhe gebracht und standen hier drei Stunden nach Mitternacht in Batterie.

Kaum hatten sie am nächsten Morgen drei Salven gegeben, welche bei der schlechten Befestigung des Schlosses auf dieser Seite gehörige Wirkung thaten, als der Commandant Chamade schlagen ließ und kapitulirte. Das Schloß besetzte Brissac mit einem Fähnlein; er selbst mit seiner ganzen Macht aber zog in die Ebene von Caluso hinab, um zu sehen, ob der Feind sich nicht blicken lasse; da er aber vernahm, daß Gonzaga zu Vercelli stehe, kehrte er nach Chieri zurück; Montluc ging nach Moncalieri, wo er wiederum vierzehn Tage im Bette zubringen mußte.

Als er wieder aufstehen konnte, machte er einen Zug in 37.
die Gegend von Ivrea mit, wo Brissac S. Martino am

---

de Marchi Heinrich II. von Frankreich zu Parma solche Musketen von 0,656 Kilogramm Kaliber gießen. Vgl. Etudes sur le passé et l'avenir de l'artillerie par le Prince Napoléon Louis Bonaparte. Paris 1846. I. p. 202. Ueber die Einführung der Muskete als Handrohr vgl. Rüstow, Geschichte der Infanterie I. p. 222 ffg. 36) Der gewöhnliche Monatssold des französischen Infanteristen war zu dieser Zeit 6 Francs, vgl. C. P. XX. p. 324 37) C. P. XXI. p. 101 ffg.

Eingange in's Aostathal und mehrere andere Orte eroberte, um sich mehr freie Verbindungen mit Frankreich über die Alpen zu schaffen. Er blieb eine Zeit lang in S. Martino, welcher Ort von den Franzosen befestigt wurde. Unterdessen hatte ein anderes Detachement den Kaiserlichen Ceva abgenommen; diese aber rüsteten sich unter dem Befehle des Alvaro de Sandi, des Lieutenants Gonzagas, von Alessandria aus den Platz zurückzuerobern. Brissac warf sich selbst nach Ceva hinein und beorderte Montluc von S. Martino gleichfalls dahin, während nur eine schwache Abtheilung dort zurückbleiben sollte. Als Montluc über Mondovi in der Gegend von Ceva ankam, lag Sandi bereits vor diesem Platze, gab aber beim Erscheinen des Succurses die Blokade auf und zog sich zurück.

Bald darauf erfuhr Brissac, daß Gonzaga sich anschicke, mit überlegenen Kräften die Rückeroberung Martinos und der übrigen kürzlich von den Franzosen um Ivrea gewonnenen Punkte zu versuchen; und zugleich Caselle anzu-
38. greifen. Caselle war miserabel befestigt und Brissac nach Anhörung des Kriegsrathes war entschlossen, es aufzugeben. Montluc, der sich eben zu Moncalieri befand, erfuhr dies und begab sich sogleich nach Turin, um den Marschall wo möglich von dieser Idee abzubringen, er erbot sich, selbst Caselle in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen. Brissac wollte anfangs nichts davon hören. Indessen Montluc ließ nicht ab: „Der König, sagte er, bezahlt uns für drei Dinge: eine Schlacht gewinnen, eine Stadt behaupten, oder eine Stadt nehmen; alle andern Geschichten sind reine Schnurren, die höchstens uns Kriegsleuten dazu dienen, uns bekannt zu machen und Ruf und Ehre zu erwerben, von denen aber der König durchaus

---

38) C. P. XXI p. 106 ffg. Montluc nennt den Ort beständig Casale; aus den sonstigen Verhältnissen ergibt sich aber, daß er nicht Casale am Po, südlich Vercelli, sondern Caselle an der Straße von Turin nach dem früher eroberten Schloß Lanzo meint.

nichts hat. Ich erkläre ihnen deshalb, Herr Marschall, daß ich lieber in Caselle sterben, als es aufgeben will.

Brissac ließ sich schließlich bestimmen, er gab ihm fünf Compagnieen Infanterie, ließ 500 Schanzbauern aus den Bergen requiriren und schaffte ihm das nothwendige Handwerkszeug zu den Befestigungsarbeiten an. Als Montluc in Caselle ankam, fand er dort den Herrn d'Ygié mit der Ordonnanzcompagnie seines Vaters Guy de Maugiron und brachte diesem den Befehl Brissacs, seine Compagnie nach Moncalieri zu führen. Bei diesen Ordonnanzcompagnieen herrschte aber eine saubere Disciplin; d'Ygié weigerte sich, Caselle zu verlassen; er hoffte, daß der Feind es angreifen werde und wollte gern bei der Vertheidigung sein; seine Compagnie ließ er endlich marschiren, als Brissac persönlich nach Caselle kam, um es ihm zu befehlen; aber kaum war diese in Montcalieri eingetroffen, als ihr einfiel, doch auch lieber wieder nach Moncalieri zurückzukehren, was die Herren denn auch richtig ausführten, bis auf den Lieutenant und wenige Gensdarmen und Bogner. Ihre Schutzwaffen bis auf Helm und Küraß, ihre Streitrosse und ihre Reiterlanzen ließen sie in Moncalieri, jeder nahm aber einen Klepper und einen Knecht mit, der ihm eine Pike nachtrug. So kamen sie wieder nach Caselle und blieben dort auch ruhig, als ob Alles in der schönsten Ordnung wäre.

Montluc arbeitete an der Befestigung von Caselle mit dem gewohnten Eifer; durch sein Beispiel ermunterte er Ordonnanzreiter, Fußvolk, Schanzbauern und Einwohner, daß sie ihn aufs beste unterstützten. Angegriffen sollte er indessen in den Befestigungen nicht werden, die er mit so großer Mühe geschaffen hatte. Die Kaiserlichen verloren mehr als drei Wochen damit, St. Martino und einige andere Punkte in der Gegend von Ivrea zurückzuerobern; dann beriethen sie allerdings zu Rivarolo mehrere Tage darüber, ob sie nun auch Caselle angreifen sollten. Aber während sie hier über des Kaisers Bart stritten, hatte ein französisches Detachement sich der Stadt Alba am

Tanaro bemächtigt. Montluc erhielt von Brissac Nachricht darüber noch am gleichen Tage; er sendete einen Tambour von einer seiner Infanteriecompagnieen nach dem von den Kaiserlichen besetzten Volpiano, dem er Brissacs Brief mitgab. In Folge dieser Nachricht, die bald von anderer Seite bestätigt ward, gaben die Kaiserlichen den Angriff auf Caselle gänzlich auf, um sich gegen Alba zu wenden.

39. Montluc, der dies schnell erfuhr, sendete sofort drei seiner Infanteriecompagnieen und seine sämmtlichen Schanzbauern nach Alba, seine eigene Compagnie nach Moncalieri zurück; nur eine Infanteriecompagnie und die Ordonnanzreiter von Ygié ließ er in Caselle, er selbst ging nach Turin zu Brissac.

Als Fernando Gonzaga in Asti angekommen war, erfuhr er von der bedeutenden Verstärkung, welche die französische Besatzung von Alba erhalten hatte, und eben so wie zu Rivarolo über den Angriff auf Caselle, hielt er nun lange Berathungen über den Angriff auf Alba, welche, wie in all' solchen Fällen gewöhnlich, mit dem Beschlusse endeten, den Angriff zu unterlassen.

Er rückte vor S. Damiano am Borbore, welches er glaubte leicht in seine Gewalt bringen zu können. Brissac hatte nämlich fast alle Munition aus diesem kleinen Platze nach Alba gezogen, um letzteres, als es bedroht war, damit zu versehen, übrigens den Befehl ertheilt, neue Munition nach S. Damiano zu senden.

Von Alba ging Brissac nach Carmagnola, für welches er fürchtete, er übertrug dessen Vertheidigung Bassé, dem Gouverneur von Saluzzo, und Montluc; er selbst begab sich dann nach Carignan. Kaum dort eingetroffen, erhielt er vom Gouverneur von Damiano die Meldung, daß der für letzteres bestimmte neue Munitionsvorrath noch nicht angekommen sei. Er setzt deßhalb sogleich einen Transport von Pulver, Blei und Lunte von Carignan über Carmagnola nach dem kleinen Fort

39) C. P. XXI p. 117 ffg.

la Cisterne in Bewegung, welches nur zwei italienische Meilen von Damiano entfernt ist. Die Garnison von la Cisterne sollte diese Munition auf eine oder die andere Weise nach Damiano hineinschaffen.

Der Führer des Pulvertransportes machte, als dieser Carmagnola passirte, auf Montluc so wenig den Eindruck eines entschlossenen Mannes, daß er, begleitet von 10 Gensdarmes, sich selbst nach la Cisterne begab. Hier fand er, daß Damiano allerdings vom Feinde völlig eingeschlossen sei; die Hauptleute der italienischen Compagnieen in la Cisterne erklärten es für vollkommen unmöglich, daß auch nur eine Katze durch das Blokadecorps nach Damiano hineinkäme, und als Montluc trotzdem in der Nacht einen Transport von 30 Bauern und 6 Schweizer-Soldaten, welche die Munition trugen, unter kleiner Escorte entsendete, um den Versuch zu machen, kam der Transport richtig wieder zurück. Nun ließ sich Montluc 30 Arkebusiere und 20 Pikeniere von den besten Soldaten seiner Compagnie unter seinem Fähnrich Charry von Moncalieri nach la Cisterne kommen. In der Nacht nach deren Ankunft ward der Versuch wiederholt: Charry mit den 50 Mann zog vorauf, griff wüthend ein paar Feldwachen des Feindes an und sprengte sie auseinander, ihm folgten die Bauern, welche die Munition trugen, begleitet von 50 italienischen Soldaten, die ein entschlossener Fähnrich führte, ein Mensch, der aber etwas unbändig und kein besonderer Freund der Disciplin war. Montluc kannte ihn von Moncalieri her, wo er ihn oft hatte in Arrest stecken müssen. Er versprach ihm jetzt, ihm eine Compagnie verschaffen zu wollen, wenn er seine Sache gut mache. Und der Italiener that das. Die Munition ward richtig abgeliefert und alle Mannschaft kam glücklich wieder zurück.

Der Gouverneur von S. Damiano hatte aber um noch mehr Pulver und um einen Ingenieur gebeten, zugleich darum, daß Montluc ihm Charry mit seinen 50 Mann für die Vertheidigung lassen möge. Es ward daher ein zweiter Transport

gemacht. Dießmal ging Charry aber ohne Bauern und sonstige Escorte, seine Pikenire trugen das Pulver am Leibgurt und er kam glücklich nach S. Damiano hinein. Die Vertheidigung war so hartnäckig, daß der Feind nach etwa drei Wochen die Belagerung aufhob. In der Freude über dieses Resultat machte Montluc einen Fähnrichsstreich, er eilte sogleich mit geringer Begleitung nach S. Damiano; plötzlich ward er von noch zurückgebliebenen feindlichen Trupps angegriffen, zu seiner Unterstützung fiel Charry aus Damiano aus; und unglücklicherweise wurde dieser in dem sich entspinnenden Scharmützel verwundet und gefangen.

Einige Zeit nach diesen Ereignissen erhielt Montluc auf sein Ansuchen die Entlassung von dem Amte des Quartiermeisters der Infanterie (**Mestre de camp**), dessen Besorgung ihm bei seiner kranken Hüfte sehr beschwerlich fiel, zugleich auf die günstigen Berichte, die Brissac über seine Dienste eingesendet hatte, die Ernennung zum königlichen Kammerherrn und zum Gouverneur des Platzes Alba.

40. Ehe diese Ernennungen eintrafen, leistete Montluc noch wichtige Dienste. Der Graf von Bene (zwischen Stura und Tanaro) gehörte der französischen Partei an; sein Bruder, der Graf von la Trinita, diente bei den Kaiserlichen, dieser schlug Fernand Gonzaga vor, Bene zu belagern. So rückten die Kaiserlichen im Juni 1553 vor Bene. In dem kleinen Platze standen eine französische und zwei italienische Compagnieen, es befand sich in ihm kein einziger Offizier, der mit den Geschäften bei einer Vertheidigung vertraut gewesen wäre. Korn hatten die Bürger auch nicht mehr, da es gegen die Ernte ging und sie außerdem Gelegenheit gehabt hatten, ihre Vorräthe sehr vortheilhaft zu verkaufen. Brissac hatte zwar befohlen, Bene zu verproviantiren. Indessen der damit beauftragte Offizier hatte das Geld in die

---

40) C. P. XXI. p. 136 ffg.

Tasche gesteckt. In der Verlegenheit erbat sich nun der Graf von Bene Montluc als Helfer in der Noth von Brissac.

Mit einem Gefolge von 30 Edelleuten und escortirt von einer Compagnie albanesischer Reiter begab sich Montluc nach Bene, dem bereits das Wasser abgeschnitten war. Er ward hier mit Jubel als Retter begrüßt, ließ Mühlen einrichten, selbst den Damm, welchen der Feind zur Stauung des Baches von Bene angelegt hatte, durchstechen und schaffte durch nächtliche Fouragirungen, zu denen die Bürger mit auszogen, Korn. Als die Kaiserlichen dies bemerkten und Gonzaga erkannte, daß er durch Hunger den Platz nicht zwingen werde, hob er, 23 Tage nachdem sie begonnen, die Einschließung auf.

Montluc saß bereits in seinem Gouvernement Alba, als Brissac durch diese Stadt marschirte, um das Schloß von Cortemilia an der westlichen Bormida anzugreifen. Montluc begleitete den Marschall mit der einen Hälfte seiner Compagnie und obgleich er nicht mehr Mestre de Camp war, beschäftigte er sich doch mit Vorliebe mit der Artillerie; er führte hier etwas Aehnliches aus, wie vor Lanzo, indem er einen günstigen Punkt für die Aufstellung einer Batterie ermittelte und zugleich die Mittel und Wege, auf diesen Punkt zu gelangen, was die Artilleristen vom Fach für ganz unmöglich erklärten. Kaum stand die Batterie, so kapitulirte die Besatzung von Cortemilia. — Ebenso glücklich fiel der Angriff auf Ceva aus, bei welchem der Gouverneur von Alba den Marschall Brissac mit drei Compagnieen seiner Besatzung und zwei Geschützen, dießmal in der Eigenschaft eines Maréchal de Camp (Generalquartiermeister der ganzen Armee), begleitete. Statt das Lager einzurichten, griff Montluc bei dieser Gelegenheit sogleich einige Vorwerke an, deren Wegnahme auch den Platz selbst zu schleuniger Uebergabe bestimmte. 41.

41) C. P. XXI. p. 146 ffg.

Montluc als Gouverneur von Siena.

42. Die fortwährenden Anstrengungen des Feldzuges, welche Montluc trotz seiner nicht wieder eingerichteten Hüfte mehr aufsuchte, als es unumgänglich nothwendig gewesen wäre, hatten ihm gegen den Winter 1553 eine ernste Krankheit zugezogen. Um sich von dieser herstellen zu lassen und sich zu erholen, ging er in seine Heimath, wohin der Ruf seiner Thaten ihm bereits vorausgegangen war und ihm die ehrenvollste Aufnahme bereitete. Aber lange Ruhe war ihm nicht beschieden.

Die Stadt Siena in Toscana war von Kaiser Karl gezwungen worden, auf ihre Kosten für ihn eine Citadelle zu bauen und eine spanische Besatzung einzunehmen. Im Jahre 1552 empörte sie sich und vertrieb mit französischer Hülfe die Spanier, sie erklärte sich für unabhängig und stellte sich unter französischen Schutz. Frankreich stellte nun in Toscana 1553 ein Heer unter Strozzi auf, welches hier, auf Siena gestützt, den Krieg gegen die Kaiserlichen unter dem Marquis von Marignan führte.

Strozzi fand es zu schwer, zugleich im freien Felde zu commandiren und den Gouverneur von Siena zu machen, er bat den König um einen geeigneten Mann für diesen letzteren Posten, und Heinrich II. ernannte Montluc, obgleich z. B. Montmorency ihn nicht für geeignet erklärte, da er zu närrisch, zornig und ärgerlich sei, um die feinen Bürger von Siena auf passende Weise zu behandeln; obgleich auch Brissac, der ihn gerne wieder nach Piemont haben wollte, sich in ähnlicher Weise über ihn aussprach.

Montluc befand sich eben zu Agen schwer krank und unter den Händen der Aerzte, als er den Befehl des Königs erhielt, nach Marseille zu gehen, wo er sich mit zehn französischen Com-

---

42) C. P. XXI. p. 165 ffg.

pagnieen und einem deutschen Regimente unter dem Obersten Reckrod einschiffen sollte. Dennoch reiste er; während der Reise verschlimmerte sich sein Zustand anfangs so, daß er in Toulouse glaubte, er werde hier sterben; er schleppte sich nach Montpellier, wo ihm wiederholt gerathen ward, nicht weiter zu gehen. Aber er that es und nun trat allmälig eine entschiedene Besserung ein, in Marseille kam er viel gesünder an, als er von Agen fortgegangen war. Die Einschiffung fand schließlich zu Toulon statt.

Gelandet sollte ursprünglich bei Porto Ercole an der tos- 43.
canischen Küste werden; doch da hier eben das feindliche Heer stand, mußte es weiter gegen die Ombronemündung hin geschehen. Nachdem sich das Landungscorps hier an Strozzi angeschlossen hatte, marschirte die vereinigte Macht auf Buonconvento; von dort begab sich Montluc mit Strozzi nach Siena; gefolgt waren sie unmittelbar von Italienern und Bündnern (oder Greyerzern). Marignan war zu gleicher Zeit auch auf Siena marschirt, hatte vor Strozzi einen Vorsprung gewonnen und sein Lager beim Palazzo de Diavoli nördlich Siena an der Straße nach Florenz genommen; jetzt da die Franzosen sich näherten, schritt er zum Angriff auf sie. So kam Montluc alsbald in ein Gefecht hinein und hatte Gelegenheit, durch die Thätigkeit, die er in diesem entwickelte, sich bei den Soldaten des Heeres, dem er nun angehörte, bekannt zu machen und den Bürgern von Siena zu empfehlen.

Es war im Juli 1554, als Montluc zuerst Siena betrat. Strozzi berieth, ob man den Marquis von Marignan in seiner Stellung vor der Stadt angreifen sollte oder nicht; aber ehe man zu einem Entschlusse gedieh, hob jener sein Lager auf und
marschirte auf Massa, welches französische Besatzung hatte. 44.

---

43) C. P. XXI. p. 175 ffg. 44) Montluc nennt den Ort Mauchaut; es ist wahrscheinlich, daß er Massa meint. Die Schlacht, in welcher Strozzi geschlagen ward, wird die Schlacht von Marciano genannt.

Strozzi folgte ihm nun. Beide Lager standen vor Marciano einander auf geringe Entfernung gegenüber. Strozzi wünschte die Schlacht; aber er wünschte auch in seiner vortheilhaften Stellung vom Feinde angegriffen zu werden und dieser that ihm den Gefallen nicht. Es blieb bei unbedeutenden Scharmützeln. Jeder Theil wollte entweder angegriffen sein, oder er meinte, der andere solle zuerst den Rückzug antreten, damit man dann auf diesem ihn mit größerem Vortheile anfallen könne.

45. Endlich ward Strozzi durch Wassermangel zu dem Entschlusse des Rückzuges bestimmt; er wollte denselben auf Lucignano, östlich Siena, antreten. Montluc ward von Allem, was sich auf dem Kriegstheater ereignete, alsbald unterrichtet; jetzt schrieb ihm Strozzi auch, daß er beabsichtige, am hellen Tage abzuziehen; aus jenem ritterlichen Aberglauben, daß man sich zu fürchten scheine, wenn man den Rückzug in der Nacht antrete. Montluc war von diesem ritterlichen Aberglauben durchaus frei; wie er als französischer Ritter doch den Dienst des Fußvolks demjenigen der Reiterei — damals eine seltene Ausnahme — von Jugend auf vorgezogen hatte, weil jenes für ihn die Waffe der Zukunft war, so hielt er überhaupt an dem Grundsatz fest, daß es im Kriege auf nichts weiter ankomme, als dem Feinde zu schaden oder sich selbst in Sicherheit zu bringen und daß alle Wege zu diesem Ziele gleich gut und gleich ehrenvoll seien.

Er kannte mehrere Fälle, in denen ein solcher ritterlicher Abzug im Angesicht des Feindes und am hellen Tage dem Abziehenden, der immer an zweierlei zu denken hat: rückwärts Terrain zu gewinnen und sich gegen den verfolgenden Feind zu wehren, übel bekommen war. Er rieth daher nach allen Kräften von einem solchen Beginnen ab; da er aber vernahm, daß selbiges fest beschlossen sei, war er innerlich überzeugt, daß es auch hier zu nichts Gutem führen werde, und hielt sich für verpflichtet, die Einwohner von Siena darauf

45) C. P. XXI. p. 189 ffg.

vorzubereiten, daß sie bald den Feind unmittelbar vor ihren Thoren haben könnten und gezwungen sein würden, sich ihrer Haut zu wehren.

Zu diesem Zwecke begab er sich, leidend, geplagt von Fieber und Ruhr, in den Palast der Signorie und hielt hier in italienischer Sprache, die er sich während seiner Feldzüge in Piemont, freilich ohne pedantische Rücksichten auf die Grammatik, angeeignet hatte, folgende Rede an den versammelten großen Rath der Stadt: 46.

„Ihr Herren, ich habe euch gebeten, zusammenzutreten, weil ich diese Nacht erfahren, daß Herr von Strozzi beabsichtigt, am hellen Tage im Angesicht des Feindes seinen Rückzug zu beginnen, um euch vier Dinge von höchster Wichtigkeit an's Herz zu legen. Ihr wißt, daß wir dem Herrn von Strozzi alle möglichen Gegenvorstellungen gegen diese Art, den Rückzug nach Lucignano zu bewerkstelligen, gemacht haben. Eine Zeit lang schien es auch, als wolle er unserm Rathe folgen und es machen, wie der hochselige König Franz vor Landrecy; indessen hat er sich plötzlich von einem gewissen Thomas d'Elbène vorschwindeln lassen, daß ein nächtlicher Rückzug schimpflich sei. Gott gebe, daß die Sache nicht übel ablaufe. Ich aber muß euch vier Dinge an's Herz legen."

„Vorerst müßt ihr eingedenk sein, daß ihr die Herren seid in euerm Staat, und daß ihr vom Vater auf den Sohn dies Ehrenrecht ererbt habt. Sinnet darauf, daß ihr es nicht durch diesen Krieg verlieret; und verlieren würdet ihr es, würdet aus Herren Sclaven und Unterthanen werden, ginget ihr nicht als Sieger aus dem Kampfe hervor. Da gilt es lieber sterben, die Waffen in der Hand, als Rechte und Ehren schimpflich verlieren und leben."

„Zweitens möget ihr die Freundschaft meines Herrn und Königs wohl in Betracht ziehen, der weiter nichts von euch

46) C. P. XXI. p. 192.

verlangt, als daß ihr sie mit gleichem Maaße vergeltet. Hat er euch einmal frei und frank in seinen Schutz genommen, so möget ihr darauf rechnen, daß er euch nicht verlassen wird. Würdet ihr um eines kleinen Schicksalswechsels halber die Farbe wechseln, so möget ihr selbst bedenken, wie hoch man euch fernerhin schätzen könnte. Kein Fürst der Welt würde euch mehr unterstützen und euch helfen wollen, wenn ihr mit Leichtigkeit einmal die Partei gewechselt. Darum bitte ich euch, standhaft zu sein, euch groß und tapfer im Unglücke zu zeigen, wenn ein Unglück kommen sollte, was Gott verhüten möge, was ich aber sehr besorge."

„Zum dritten möget ihr eingedenk sein eurer Ahnen, des Rufes der tapfersten und kriegerischesten Männer Italiens, welchen sie euch hinterlassen. Auch nennet ihr euch die wahren und rechten Nachkommen der alten kriegerischen Römer und führet noch heute im Wappen ihre Wölfin mit Romulus und Remus, den Gründern der alten stolzen Stadt, der Hauptstadt der Welt. Erinnert euch dessen, ihr Herren, und der Schande, die es euch bei Kindern und Kindeskindern bringen würde, wenn ihr so glorreicher Vorgänge vergessend, statt der alten Freiheit ihnen die Sclaverei hinterließet, an der ihr die Schuld trüget."

„Viertens verhoffe ich nun, daß ihr, so sicher ihr euch groß und tapfer zeigen wollet und meine Mahnung gut aufnehmen werdet, auch Alles schleunigst anordnen werdet, was zur Erhaltung eurer Stadt vonnöthen ist. Die Schlacht gebe ich für verloren; die Scharmützel, welche zwischen den Lagern des Marquis von Marignan und des Herrn von Strozzi vorfielen, waren beständig zum Nachtheil des letztern. Darüber ist den unsern der Muth gesunken, dem Feinde gewachsen; unglückliche oder glückliche Scharmützel sind sichere Vorzeichen der Niederlage oder des Sieges in der entscheidenden Schlacht; außerdem muß, wer sich zurückzieht, dem Feinde den Rücken kehren und, obschon er hie und da Front macht, er muß doch immer unterwegs bleiben; da kann es nicht fehlen, daß er auf eine Hecke, einen

Graben stoße, bei deren Ueberschreitung sich nur zu leicht Unordnung einstellt, weil in der Regel auf einem Rückzug jeder der erste sein will und Furcht und Besorgniß unzertrennliche Begleiter sind. Bei dieser natürlichen Hast eines Rückzuges ist dann aber Alles verloren, hat der Feind nur halbsoviel Muth als Männer haben sollen. Erinnert euch, ihr Herren, an den Sieg Hannibals bei Cannä; die Römer setzten die Möglichkeit gar nicht voraus, daß ihr Heer geschlagen werde, und trafen keine Vorsichtsmaßregeln, keine Vorkehr zur Vertheidigung der Stadt, dergestalt, daß, als die Nachricht von der Niederlage eintraf, Alles den Kopf verlor und in der allgemeinen Verwirrung die Thore drei Tage und drei Nächte nicht einmal geschlossen wurden. Hätte Hannibal seinen Sieg verfolgt, ohne alles Hinderniß wäre er eingedrungen. Titus Livius beschreibt diese Geschichte. Also, ihr Herren, ordnet die Bewachung eurer Thore; sorgt dafür, daß rechte Leute hiezu erlesen werden; laßt in der Stadt ausrufen, daß Alle, die Korn auf der Mühle haben, das Mahlen beschleunigen lassen, Alle, welche Korn und sonstige Lebensmittel draußen auf dem Lande haben, sie bis morgen Abend in die Stadt ziehen, bei Strafe, daß sie sonst der Plünderung preisgegeben oder verbrannt werden. Auf diese Weise werden wir uns ohne Mangel halten können, bis der König den Entsatz sendet, den er ohne Zweifel senden kann und wird, so gut er ursprünglich euch Hülfe geschickt hat. Befehlet euern drei Vennern, die städtischen Compagnieen auf die festgesetzte Stunde 47. bereit zu halten. Mein Fieber plagt mich und zwingt mich, euch jetzt zu verlassen; ich bitte euch noch einmal, meinem König und euch zu eignem Nutzen nichts von dem zu versäumen, was ich euch empfohlen habe. Mein bischen Erfahrung und mein Leben stelle ich dem Könige und euch zu treuen Diensten."

Damit verließ Montluc die Versammlung, die nach 9 Uhr

---

47) Die Gonfalonieri der italienischen entsprechen ganz den Vennern (Fahnen- oder Bannerträgern) der deutschen Städte alter Zeit.

Morgens zusammengetreten war; sein Rath wurde von den Bürgern Siena's getreulich und eifrig befolgt. Es war am 2. August. Nachmittags um fünf Uhr traf der Capitän Combas, Quartiermeister von Strozzi's französischer Infanterie, mit der Nachricht in Siena ein, daß es zur Schlacht gekommen, Strozzi tödtlich verwundet nach Montalcino gebracht, die Franzosen gründlich geschlagen seien und bei Antritt der Nacht Alles, was von ihnen der Niederlage entkommen, vor den Thoren Siena's sein werde. Am andern Morgen traf die Infanterie wirklich ein (die Kavallerie war nach Montalcino gewichen). Montluc ließ sie die Stadt nicht betreten; nach Uebereinkunft mit ihren Obersten bildete Combas 6 französische Fähnlein, Cornelio Bentivoglio 6 italienische, Reckrodt 6 deutsche für die Vertheidigung der Stadt; alle Mannschaft, die nicht in diese Fähnlein aufgenommen werden konnte, mußte sofort nach Montalcino abziehen. Außer diesen 18 neugebildeten Fähnlein und den Bürgercompagnieen hatte Montluc noch 5 Fähnlein Italiener, welche ihm Strozzi, da er nach Massa abzog, zur Besetzung der Citadelle und des Forts Camolia, der Schlüssel der Stadt, zurückgelassen hatte; diese wurden jetzt auch nach Montalcino gesendet und Montluc gab ihnen Bericht über die von ihm getroffenen Anstalten an Strozzi mit.

48. Der Marquis von Marignan ließ Montluc drei volle Tage Zeit, seine Vertheidigungsvorkehrungen zu treffen, dann erst erschien er vor Siena und ordnete dessen Blokade an, vertheilte seine Truppen in Kantonnirungen um die Stadt und verschanzte jene. Strozzi, zwar schwer verwundet, genas jedoch nach einiger Zeit so weit, daß er, obschon mit Mühe, zu Pferde sitzen konnte. Dagegen hatte sich Montluc's Gesundheitszustand so beträchtlich verschlechtert, daß nach Montalcino das Gerücht drang, er sei gestorben. Strozzi beschloß daher, sich mit geringer Escorte selbst nach Siena hineinzuwerfen; was er auch aus-

48) C. P. XXI. p. 203.

führte. Unterwegs aber gerieth er bei Arbiarotta in einen Hinterhalt; von seiner Mannschaft kam ungefähr nur die eine Hälfte in die Stadt, während die andere versprengt ward. Zwölf Tage blieb Strozzi in Siena; da aber während dieser Zeit Montluc sich zusehends besserte, verließ er es darauf heimlich wieder und kam glücklich nach Montalcino zurück.

Bald darauf war Montluc so weit genesen, daß er sich in einer Sänfte durch die Stadt tragen lassen konnte. Nach dem, was er vom Feinde sah, konnte er schließen, daß auf eine etwaige baldige Aufhebung der Belagerung nicht zu rechnen sei und daß ein Entsatz ebenso wenig in kurzer Zeit zu erwarten stehe. Er versammelte daher die Hauptleute seiner Truppen, stellte ihnen die Sache vor und theilte ihnen mit, daß er beabsichtige, die Brodportionen von 24 auf 20 Unzen herabzusetzen, 49.
sie möchten die Nothwendigkeit der Maßregel ihren Soldaten begreiflich machen, übrigens ihm nicht von Meutereien reden, welche sie nach sich ziehen könne, da solche immer nur vorkämen, wo die Offiziere den Soldaten nicht mit gutem Beispiele vorangingen, oder wo jene diese wohl gar aufstifteten und sie unterstützten. Die Obersten und Hauptleute versprachen ihr Bestes, auch Reckrodt, als ihm Montluc's Dolmetscher dessen Anrede übersetzt hatte, bürgte dafür, daß seine Deutschen aushalten würden, wie jeder andere. Und die Soldaten erklärten sich wirklich einstimmig mit Montluc's Maßregel einverstanden.

Montluc versammelte den Rath von Siena, um ihm dieß 50.
anzuzeigen, und empfahl ihm, die Portionen für die Bürgerschaft auf 15 Unzen herabzusetzen, damit man es bis zu einem Entsatz aushalten könne und der König von Frankreich ernstlich an einem solchen arbeite, während er dieß nicht thun würde, wenn er denken könnte, daß wegen Mangels an Lebensmitteln

49) Die Unze, der zwölfte Theil des Pfundes, ist zu etwa 28 Grammes anzunehmen, die Brodportion von 20 Unzen betrug also wenig über 1/2 Kilogramm. 50) C. P. XXI. p. 210.

in der Stadt derselbe doch zu spät kommen müßte. Der große Rath von Siena nahm diesen Vorschlag Montluc's einstimmig und unter Verdankung an. Im weiteren Verlaufe des Herbstes ward dann die Brodportion noch weiter für die Soldaten auf 18 und für die Bürger auf 14 Unzen herabgesetzt.

Am Weihnachtsabend 1554 sendete der Marquis von Marignan durch einen Trompeter an Montluc einen halben Hirsch, sechs Kapaunen, sechs Rebhühner, sechs Flaschen ausgesuchten Weins, und sechs Weizenbrote, damit sein Feind, wie er sagen ließ, das Fest gehörig feiern könne. Solche Höflichkeiten hatte Montluc schon öfter von seinem Gegner erfahren; dießmal aber sollten sie auf dem Fuße von einer andern, minder angenehmen, gefolgt sein.

51. In derselben Nacht um ein Uhr nach Mitternacht entstand Allarm, der Feind griff mit gesammter Macht zugleich das detachirte Fort Camolia, welches ungefähr 160 Schritt vom Thore entfernt lag und dem die Kaiserlichen ein ähnliches gegenüber erbaut hatten, und die Citadelle an. In der Citadelle hatte eine deutsche Compagnie die Wache, welche sich tapfer wehrte und der bald eine Bürgercompagnie von Siena zu Hülfe kam. In dem Fort Camolia hatte die französische Compagnie St. Auban die Wache, deren Hauptmann für seine Person ruhig in der Stadt im Bette, dessen Lieutenant ein unerfahrner junger Mensch war. Hier drang der Feind ein, die Franzosen flohen, der Feind besetzte auch einen Observationsthurm innerhalb des Forts, auf welchem die Franzosen stets einige Mann Wache hatten. Zwischen dem Fort Camolia und dem Stadtthore befand sich eine große Halle, in welcher stets eine Compagnie Bürger von Siena als Reserve für das Fort die Wache hatte, diese ward von den fliehenden Franzosen zum Theil gegen das Stadtthor mit fortgerissen.

Als Montluc vor seine Thüre hinaus kam, begleitet von

51) C. P. XXI. p. 215 ffg.

zwei Pagen, deren jeder ihm zwei Fackeln vortrug, begegnete ihm der Oberst Cornelio Bentivoglio, der vom Thor von Camolia herkam. Diesen sendete er sogleich voraus mit Befehl, die Compagnie von Siena wo möglich auf ihrem Posten festzuhalten. Cornelio sammelte sie wenigstens wieder und trieb den Feind in's Fort Camolia zurück. Am Thore traf Montluc zwei französische Militärbeamte zu Pferd, denen er auftrug, durch die Straßen zu reiten unter dem Rufe: Sieg! Sieg! der Feind ist abgeschlagen! um etwaigen Einverstandenen in der Stadt den Muth, sich hervorzuwagen, zu benehmen.

Montluc sorgte dafür, daß am Stadtthore gehörige Wache gehalten werde, und ließ mehrere Compagnieen Franzosen zur Unterstützung der Sienesen ausfallen. Dann begab er selbst sich vor das Thor; er fand Cornelio Bentivoglio mit den Franzosen und Sienesen bereits an der Kehle des Forts Camolia, welche nur eine niedrige Erdbrustwehr und an deren äußerer Böschung noch eine Berme hatte, auf der bereits französische Arkebusiere lagen und in das Fort hinein feuerten, während die italienischen Arkebusiere des Feindes, welche das Fort eben genommen hatten, von innen heraus feuerten. Der Eingang, welcher durch die Kehle in's Fort führte, war gewunden und so eng, daß nur ein Mann auf einmal hinein konnte.

Hier traf Montluc den Hauptmann St. Auban, der eben aus seinem Bette und der Stadt herbeieilte. Er konnte diesen von Anfang an nicht leiden und behauptet, eine Ahnung gehabt zu haben, daß er durch dessen schlechte Disciplin die Stadt verlieren würde, wobei zu bemerken ist, daß St. Auban später Protestant wurde. Montluc setzte ihm jetzt den Degen an die Kehle und brüllte ihn an: „Hurenkerl, Lump! du bist Schuld daran, wenn wir die Stadt verlieren. Aber erleben sollst du's nicht. Vorwärts, spring hier durch dies Loch hinein oder du bist ein todter Mann!“ Ganz bestürzt erwiderte St. Auban: „Ja Herr, ich werde springen“, und rief einigen Kameraden zu, ihn nicht zu verlassen. Er drauf voran; drei andere Offiziere, zwan-

zig Soldaten, Montluc selbst folgten ihm sogleich; es entstand ein wüthendes Handgemenge, die Italiener des Feindes wurden aus dem Fort geworfen; auch den Beobachtungsthurm nahm der tapfere Charry, ganz allein, nur von zwei Arkebusieren unterstützt, Montluc's Liebling, wieder, indem er die Leiter hinaufstieg, die zu ihm führte.

Allein noch hatte der Kampf kein Ende; kaum war das Werk zurückerobert, als die bei der Cittadelle abgeschlagenen Deutschen und Spanier des Feindes, die sich durch 150 Fackeln beleuchten ließen, herankamen, um den Kampf beim Fort Camolia zu unterstützen und dieses zu behaupten, da vorauszusehen war, daß Montluc einen Ausfall zu seiner Rückeroberung machen werde. Um drei Uhr Morgens entbrannte der Kampf von Neuem und dauerte bis zum hellen Morgen. Glücklicherweise kam es vorzugsweise auf den Gebrauch des Feuergewehrs an, da der Feind das Handgemenge nicht suchte. Da war Montluc im Vortheil: er hatte zeitig dafür gesorgt, daß den im Gefecht befindlichen Arkebusieren Pulver und Blei zugeführt werde; auf seine Aufforderung kamen 200 erlesene Bürgerschützen, welche die Wälle zunächst dem Stadtthor besetzten, wohin Montluc sich zurückbegab, nachdem er dem Obersten Cornelio Bentivoglio die Vertheidigung des Forts übertragen hatte; außerdem standen seine Leute nicht blos gedeckt, sondern auch im Dunkeln, während die Feinde durch ihre Fackeln glänzend beleuchtet waren.

Der Angiff ward mit großem Verluste für den Feind abgeschlagen; der Marquis von **Marignan**, welcher überhaupt mehr darauf rechnete, die Stadt durch Hunger als durch gewaltsamen Angriff zu zwingen, verhielt sich darauf ruhig. Indessen
52. dem Kaiser gingen die Dinge vor Siena zu langsam und er sendete einen seiner Räthe an Marignan, diesen zu energischeren Maßregeln zu drängen. Es ward darauf beschlossen, Bresche zu schießen und zu stürmen.

---

52) C. P. XXI. p. 228 ffg.

Um den 20. Januar 1555 erhielt Montluc die Nachricht, daß ein Belagerungspark von 26 oder 28 Stücken von Florenz abginge. Den Bürgern von Siena wurde darauf bange; Montlucs Gesundheit war noch immer nicht viel werth, man sprach davon, wer die Sache zusammenhalten solle, wenn er stürbe, was doch gar nicht so unwahrscheinlich sei; die Soldaten, welche nicht bezahlt wurden, fingen an zu murren, den Deutschen vor Allem wurde das Fasten unbequem; überall in der Stadt wurde ernstlich discutirt, ob man nicht in Unterhandlungen mit Marignan und dem Herzog von Florenz treten solle.

Montluc beschloß, sich mit allen Obersten und Haupleuten in die Versammlung des Rathes von Siena zu begeben, um diesem alle Zweifel an seinem und der Seinigen Willen und Kraft absolut zu benehmen. Mit seiner Kraft sah es allerdings übel aus. Er war ein bloßes Gerippe und mußte sich bei der Kälte und dem Zustand seiner Gesundheit für gewöhnlich vom Kopf bis zu den Füßen in Pelz einhüllen. Heut aber wollte er alle Pelze bei Seite werfen und sich schmücken. Er zog carmoisinrothe Hosen mit goldenem Besatz und von besonders zierlichem Schnitte an, die er sich zu Alba hatte machen lassen, da er eben verliebt war; einen eben solchen Brustlatz, ein mit rother Seide und Goldfaden gesticktes Hemd, ein Büffelkoller, darüber den vergoldeten Ringkragen von seiner Rüstung; dazu setzte er einen deutschen Hut von grauer Seide, mit einer breiten silbernen Schnur und mit Silber durchwirkten Reiherfedern auf. Endlich zog er einen Waffenrock von grauem Sammet, mit silbernen Tressen und mit Silbertaffet gefüttert, über. Was die Farben grau und weiß (Silber) betrifft, so trug er diese zu Ehren einer Dame, die er der Zeit den Hof zu machen pflegte, „wenn er eben die Muße dazu hatte,“ wie er sich selbst über diesen Punkt ausdrückt. Mit den Resten griechischen Weins, die ihm noch zu Gebot standen, wusch er sich die Hände, rieb sich dann damit das Gesicht so lange, bis er einen kleinen Rosenschimmer auf die Wangen bekam und trank einige Schluck, wozu

er etwas Brod nahm. Dann sah er in den Spiegel und fand sich reizend. Daß er höchst komisch ausgesehen haben muß, kann man sich denken; auch lachten alle seine Offiziere, die er zu sich beschieden hatte, aus vollem Halse, und der deutsche Oberst Reckrodt verfiel vor Lachen förmlich in ein Schluchzen. Indessen Montluc war von dem strahlenden bewältigenden Eindruck, den er machen mußte, so überzeugt, daß er das Lachen durchaus falsch verstand und sich mit dem vollen Bewußtsein seiner aphroditischen Schönheit, sammt seinem Gefolge zu Pferd, nach dem Palaste der Signorie begab.

Hier sprach er zu dem versammelten Rathe folgendermaßen:

„Ihr Herren, ich habe vernommen, daß, seitdem die Nachricht von der Annäherung eines feindlichen Belagerungsparkes hieher gedrungen, Reden umgehen, die viel eher zu schmählicher Furchtsamkeit, als zu dem schönen Entschlusse des Kampfes und der Vertheidigung eurer Freiheit mit den Waffen in der Hand führen müssen. Das ist mir so sonderbar vorgekommen, daß ich es nicht glauben möchte; doch habe ich es schließlich für rathsam befunden, mit den Obersten und Hauptleuten der drei Nationen, welche mein König in dieser Stadt unterhält, in diese Versammlung zu kommen, um von euch selbst die Wahrheit zu vernehmen. Nun bitte ich euch, erwäget wohl, daß von euerm Beschluß alle Ehre, Größe, Ansehen und Sicherheit euers Staatswesens, eurer Personen, daß eure Ehre und die Bewahrung eurer Freiheit davon abhängen; daß ihr andererseits durch denselben euern Kindern ein beständiger Vorwurf und euern Ahnen ein beständiger Schimpf werden könnet. Und nun, da die Gelegenheit sich euch bietet, der ganzen Christenheit zu zeigen, daß ihr die wahren und rechten Enkel der alten kriegerischen Römer und eurer Ahnen, immerwährender Vorkämpfer der Freiheit seid, ist es denkbar, daß die großen Herzen der Männer von Siena in Furcht und Schrecken gerathen, da sie von einem Bischen Artillerie reden hören? Ich mag es nicht glauben, daß Furcht euch bewege, auch nicht, daß es Mißtrauen sei in die Hülfe,

die ihr von meinem Könige erwartet. Fürchtet ihr vielleicht die Parteien in eurer Stadt? So viel ich sehen konnte, sind keine vorhanden, wo es auf die Bewahrung eurer Freiheit und eurer Selbstherrlichkeit ankommt. Immer sah ich euch entschlossen, die Waffen in der Faust zu sterben, wo es auf deren Vertheidigung ankam, immer Alle in dieser Beziehung von gleichem Entschlusse beseelt und in gleicher Front. Auch an Kühnheit fehlt es euch nicht; haben doch in den Scharmützeln vor der Stadt oft eure jungen Leute unsere alten Soldaten darin übertroffen. So kann ich nicht glauben, daß ihr wegen der Kanonen, die mehr Lärmen machen als Schaden thun, euch freiwillig in die Sclaverei jener unerträglichen Spanier oder eurer Nachbarn, eurer Feinde von altersher, begeben wollt. — Die Sache muß also an mir liegen; ihr fürchtet, daß ich wegen meiner wankenden Gesundheit nicht auf dem rechten Flecke sein werde, wenn der Feind uns angreift. Seid deßhalb außer Sorge: Arme und Beine thun nicht Alles. Der große Kriegsführer Antonio de Leyva, von der Gicht geplagt und kraftlos, hat in seiner Sänfte mehr Siege gewonnen, als andere zu dieser Zeit zu Pferde. Auch mir hat Gott den Geist wach erhalten. Habt ihr es jemals an mir fehlen sehen? Blieb ich etwa im Bette in jener Nacht, da der Feind die Citadelle und Camolia zugleich angriff? Aber nun seht mich außerdem an und erkennt, welche Gnade Gott an mir gethan, daß er mich plötzlich wieder zu Kräften gebracht hat, als wäre ich nie krank gewesen. Lasset euch das ein Zeichen unseres endlichen Sieges sein. Ich bin wieder stark genug, um die Rüstung zu tragen und der Pelze entbehren zu können. Thut meinem Könige, der mich hieher geschickt, nicht das Unrecht, an meiner Kraft und Fähigkeit zur Leitung zu zweifeln. Glaubet, daß er wohl erwogen, wen er euch sendete, nicht bloß um den Politiker zu spielen, sondern auch im Augenblick der Gefahr den Platz kräftig zu vertheidigen. Daß es mir im entscheidenden Augenblick an Muth fehlen werde, könnt ihr nach den Proben, die ich vom ersten Augenblick meiner

Ankunft ab hier unter euren Augen abgelegt habe, nicht besorgen. Ich spreche ungern von mir, ich will nicht den spanischen Prahlhans spielen; die Umstände zwingen mich von mir zu reden, frei von der Leber weg als echter Franzose und Gascogner obenein. Ihr erinnert euch der Vorstellungen, die ich euch immer gemacht habe; alle liefen sie darauf hinaus, daß ihr euerer Ahnen und euerer selbst euch werth zeiget und demgemäß werdet ihr auch heute beschließen: lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als Selbstherrlichkeit und Freiheit zu verlieren. Und ich und meine Obersten und Hauptleute werden schwören, mit euch zu stehen und zu sterben, nicht um des Vortheils willen, sondern damit wir unsere Pflicht thun und damit man dereinst von uns sage, daß wir die Freiheit dieser Stadt vertheidigt haben, und uns die Erhalter Sienas nenne."

Darauf ließ Montluc seine Obersten und Hauptleute schwören; der Rathspräsident sprach diesen allen seinen Dank aus und wenige Stunden darauf brachte eine Deputation Montluc die Nachricht in seine Wohnung, daß der Rath durchaus seinen Vorstellungen gemäß beschlossen habe.

53. Montluc ließ jetzt sofort die Disposition für die Vertheidigung der Stadt entwerfen. Siena wurde in acht Quartiere getheilt, jedem derselben ward einer der acht städtischen Kriegsräthe vorgesetzt und diesen je ein Commissär beigegeben. Die Commissäre sollten jeder in seinem Quartier Listen über die Zahl von Männern, Weibern und Kindern, die zum Arbeiten fähig wären, von 12 Jahren abwärts bis zu 60 für das männliche, 50 für das weibliche Geschlecht entwerfen und diese Arbeiterzahl nach Gewerken gliedern, deren jedem ein Hauptmann vorgesetzt ward. Sobald dieser sein Gewerk berief, mußte es augenblicklich zur Arbeit erscheinen mit Weibern, Kindern, Dienstboten und brauchbarem Handwerkszeug aller Art. Sobald der Gewerkshauptmann durch die Gassen rief: Gewalt!

53) C. P. XXI. p. 243 ffg.

Gewalt! sollte ebenso sein Gewerk augenblicklich auf dem Allarmplatz antreten. Die nicht in die Listen eingetragenen Alten besorgen die Küche und das Haus. Ueber vorhandene Zimmerleute und Maurer werden besondere Listen aufgenommen. Was die waffenfähige Mannschaft der Stadt betrifft, so werden deren 24 Compagnieen sofort von den Vennern gemustert, ihre Waffen und Zubehör in guten Stand gesetzt. Jeder Venner mit seiner Mannschaft hält sich in seinem Stadtviertel, bis er durch einen der acht Kriegsräthe einen Befehl erhält.

Montluc hatte beschlossen, wo auch eine Bresche vom Feinde gelegt würde, diese nicht direkt zu vertheidigen, sondern hinter ihr sofort einen Abschnitt anzulegen, diesen durch zwei Flügel an die stehenden Walltheile anzuschließen, hinter dem Abschnitte die Arkebusiere und die Standröhre und kleinen Geschütze (Mus- 54.
keten), die mit einem Hagel von Geschossen aller Art den eindringenden Feind begrüßen sollten, alle Mannschaft mit blanken Waffen aber auf die Flügel des Abschnittes zu vertheilen, um von dort aus den eindringenden Feind anzufallen.

Nachts schickte er jedesmal je einen Offizier und zwei Bauern vor die Stadt auf verschiedene Punkte, welche als heimliche Schildwachen dienen und augenblicklich berichten sollten, wenn der Feind die Stadtmauern in der Nähe recognoscirte. Hiedurch erfuhr Montluc sogleich den Punkt, wo der Feind Bresche schießen wollte. Augenblicklich ward dann die Arbeitermannschaft des betreffenden Quartiers zusammenberufen und begann den Bau eines Abschnittes. Als der Feind zum ersten Male bemerkte, daß der Punkt, wo er seine Breschbatterie bauen wollte, den Vertheidigern bereits bekannt sei und Alles von Arbeitern wimmle, unterließ er den Batteriebau hier, um ihn in einer folgenden Nacht auf einem andern Punkte zu unternehmen. Aber dieselbe Sache wiederholte sich mehrere Male

54) Vgl. oben Anmerk. 35.

und der Marquis von Marignan machte mit seinen Ansätzen zum Batteriebau auf solche Weise die Tour fast um die ganze Stadt. Bei den Arbeiten an den Abschnitten zeichneten sich besonders die Frauen durch Eifer aus; die vornehmen Damen
55. hatten sich schon bei der ersten Erhebung Sienas in drei uniformirte Compagnieen von verschiedenen Farben getheilt und waren bei den Befestigungsarbeiten mit gutem Beispiele vorangegangen, was den Eifer aller andern und namentlich auch der Männer ungemein anfachte, wie es unter Andern auch Brantome in seinen „galanten Damen" in dem Discurs über den Reiz eines schönen Beines rühmend hervorhebt.

56. Endlich hatte der Marquis von Marignan eine Mauerstrecke entdeckt, an welche die Häuser der Stadt fast unmittelbar herantraten, so daß man nicht, ohne hundert derselben niederzureißen, einen Abschnitt anlegen konnte; diese Mauerstrecke befand sich zwischen dem großen Observatorium und der Porta Ovile. Ihr gegenüber auf einer kleinen Höhe schickte Marignan sich an, die Batterie zu bauen. Montluc wagte es kaum, das Niederreißen der Häuser anzuordnen, um deren Bewohner nicht unwillig zu machen, er wollte sich begnügen, Porta Ovile durch einen Erdschutt zu decken; aber die Bewohner legten ohne Weiteres selbst Hand an das Niederreißen ihrer Häuser. Es wurde mit Ablösung an dem Abschnitt gearbeitet, indem die Arbeitsmannschaften der verschiedenen Quartiere einander ablösten. An dem rechten Flügel des Abschnittes beim großen Observatorium wurden 5, am linken bei Porta Ovile 3 Geschütze großen Kalibers, mit Ketten, Nägeln und Eisenstücken geladen, aufgestellt; am Abschnitt die Arkebusiere und die Standrohrschützen. Die Mannschaft mit blanken und zwar meistentheils kurzen für's Handgemenge geschickten Waffen, Degen, Hellebarden, Rundartschen rc. stand in zwei Abtheilungen unter Montluc selbst beim Obser-

---

55) C. P. XXI. p. 250 vgl. Brantôme, Vie des dames galantes, Paris 1823; Vol. VII. p. 288. 56) C. P. XXI. p. 249 flg.

vatorium, unter C. Bentivoglio bei Porta Ovile. C. Bentivoglio hatte 11 Compagnieen, eine deutsche, 2 Franzosen, 4 italienische Soldaten, 4 Bürger; Montluc auch 11 Compagnieen, 3 Deutsche, 2 Franzosen, 2 Italiener, 4 Bürger. Die übrigen Compagnieen waren in der Stadt zur Reserve oder auf die verschiedenen Forts vertheilt.

Als es Tag ward, hatte der Marquis von Marignan 100 Schritte von der Stadtmauer die Batterie für alle seine Geschütze fertig, aber erst 12 Stücke in dieselbe eingebracht, welche nun sofort das Brescheschießen begannen; sie faßten zuerst die Mauer 1 bis 2 Fuß über dem Erdboden, von Mittag ab aber in der Mitte der Höhe. Schon fielen einzelne Mauertheile herab, es ward Licht, als Montluc Bentivoglio das Commando am Abschnitte übertrug und sich mit dem Artilleriecommissär (Artilleriecommandanten) Bassompierre nach dem Fort Camolia begab, von welchem man die feindliche Batterie bis auf zwei Stücke, die an der Traverse nächst Camolia standen, der Länge nach einsah. Er ließ hier schnell eine Geschützbank errichten und aus der Citadelle ein Halbkanon (Zwölfpfünder) herbeischaffen, welches ein sienesischer Büchsenmeister bediente, der daraus wie aus einer Arkebuse schoß. Beim vierten Schuß traf der Sienese glücklich in die feindliche Batterie, und gegen Abend hatte er dem Feinde von seinen 12 Geschützen 6 demontirt und vier so zugerichtet, daß auch diese nicht mehr feuern konnten. Während der Nacht hörte das Feuer ganz auf.

Montluc vermuthete, daß der Feind seine Batterie neu armire und ließ eifrig an dem Abschnitte fortarbeiten; statt dessen zeigte sich am Morgen, daß die feindliche Batterie völlig desarmirt, das Breschheschießen also völlig aufgegeben war.

Der Marquis von Marignan kehrte nun zu seinem früheren 57.
System zurück; der kaiserliche Rath, welcher ihn gedrängt hatte, die Sache mit Gewalt zu betreiben, war gleichfalls zu seiner

---

57) C. P. XXI p. 258 ffg.

Ansicht bekehrt und der Belagerungspark wurde nach Florenz zurückgeschafft.

58. Bald nachdem dieser Versuch des Feindes von Montluc auf so glückliche Weise vereitelt war, zeigte sich steigende Unzufriedenheit bei den deutschen Soldaten; sie beklagten sich über die spärliche Nahrung und namentlich über den Mangel an Wein. Montluc berechnete, daß er ihnen nicht, wohl aber den andern Truppen die Lebensmittel noch weiter beschneiden könne, — es wird behauptet, daß diese 800 Deutschen so viel verzehrten, als 3000 Italiener zu gleicher Zeit, — dem Mangel Trotz zu bieten, schien ihm aber jetzt die Hauptsache. Er wünschte, die Deutschen aus der Stadt los zu sein, andererseits mochte er sie aber nicht auf eigne Faust hinausschicken, um sie nicht zu erbittern und sich den Vorwurf zuzuziehen, als wolle er sie opfern. Er sendete daher an Strozzi, der noch immer in Montalcino saß, ohne hinreichende Kraft, etwas Enscheidendes zu unternehmen, aber, wie es scheint, auch ohne den Willen, überhaupt etwas zu unternehmen: Strozzi möge die Deutschen zu sich bescheiden, was dieser dann auch durch einen heimlich in die Stadt gebrachten Befehl that, unter dem Vorwande, er beabsichtige mit nächstem die Operationen im freien Felde wieder zu beginnen, könne es aber nicht wohl ohne einen Kern von Infanterie von jenseits der Alpen. So rückten denn die 800 Deutschen am 29. Januar unter dem Schutze eines Ausfalls aus Siena. Obgleich der Anfang ihres Ausmarsches glücklich von Statten ging, kam doch der kleinste Theil wirklich nach Montalcino, da sie sich unterwegs verweilten, um sich zu pflegen, sich marodirend vertheilten und so vereinzelt von den Streifparteien Marignans aufgefangen, auch wohl von den Bauern todtgeschlagen wurden.

Der Abmarsch der Deutschen, von dem in der Stadt Niemand vorher etwas gewußt hatte, verbreitete Bestürzung in derselben. Montluc beruhigte darüber, indem er zugleich den

---

58) C. P. XXI p. 259 ffg.

Brief Strozzis vorwies, nach welchem die Bürger die Hoffnung hegen konnten, daß er, mit den Deutschen vereint, nun etwas zu ihrem Entsatze thun werde. Bei dieser Gelegenheit verlangte nun Montluc auch, daß die Brodportion für die Soldaten auf 14, für die Bürger auf 10 Unzen herabgesetzt, endlich, daß alle unnützen Mäuler aus der Stadt entfernt würden. Während die Bürger mit der ersteren Maßregel sich einverstanden erklärten, stieß doch die zweite als grausam auf Widerstand. Wenigstens wollte der Rath ihre Durchführung nicht anordnen; da sie aber Montluc für nothwendig erklärte, so ward er auf einen Monat zum Dictator von Siena erwählt. Er setzte denn die Sache auch in Vollzug. Obwohl dabei unter der Hand manches unnütze Maul zurückbehalten worden sein mag, fielen doch auch bei dieser Gelegenheit die gewöhnlichen Unmenschlichkeiten vor; die feindlichen Posten wollten die Vertriebenen nicht durchlassen (höchstens die hübschen Weiber, welche die spanischen Soldaten jedoch zuvor eine Nacht bei sich behielten); sondern trieben sie gegen die Stadt zurück, die Stadtbesatzung ließ sie nicht wieder ein. So starben die Armen meist vor Hunger und Angst.

Da der Marquis von Marignan den Feind so hartnäckig 59.
sah, machte er noch den Versuch, die Einwohner der Stadt einander verdächtig zu machen und dadurch Spaltungen herbeizuführen. Ein Mensch in der Stadt gab sich dazu her, Billetchen zu schreiben, als kämen sie von den vertriebenen Sienesen, die sich im Lager des Marquis befanden, in denen der Adressat aufgefordert ward, einem geheimen Bunde in der Stadt für deren Uebergabe beizutreten, zugleich mit der Bemerkung, wenn er weitere Theilnehmer des Bundes kennen lernen wolle, solle er auf der oder jener Straße nach einem kleinen Kreuze an der Thüre suchen, welches das Zeichen wäre, daß der Besitzer dem Bunde angehöre; er gab sich dazu her, diese Zettelchen

59) C. P. XXI p. 268 ffg.

unter die Thüren und in die Fenster ganz unverdächtiger, entschiedener Anhänger des jetzigen Zustandes zu practiciren und zugleich an den Thüren minder Unverdächtiger die erwähnten Kreuze zu machen. Da die ersteren die Zettel, welche sie vorgefunden, sogleich dem Rathe brachten und man die Kreuze an den Häusern der letztern wirklich fand, so erhob sich im Volke eine ungeheure Wuth gegen diese. Man wollte sie ohne weitere Untersuchung hinrichten. Montluc aber, der sonst so rasche Gascogner, rieth zur Mäßigung, zum Abwarten, weil er die Absicht durchschaute, offen einander gegenüberstehende Parteien in der Stadt zu bilden. Er bestimmte den Rath, Processionen und Kirchengebete um die Entdeckung des Verräthers und der wahren Lage der Dinge anzuordnen, welche das Volk auch wirklich beschäftigten; er selbst aber traf dann ins Geheim solche Anstalten, daß der Schmied der Briefe in einer Nacht auf frischer That ertappt und somit der Verdacht gegen die Beschuldigten und in Haft gehaltenen beseitigt ward.

60. Da nun auch dieser Versuch vereitelt war, hielt Marignan sich von Neuem ruhig und rechnete nur noch auf die Wirkungen des **Hungers**, welcher sich allerdings in schreckenerregender Weise einstellte. Die Brodportionen wurden für die Soldaten auf 12, für die Bürger auf 9 Unzen herabgesetzt, an Fleischspeisen war nicht mehr zu denken, alle Pferde, Esel ꝛc. bis auf einige alte Mähren, welche mühsam die Mühlen trieben, waren geschlachtet und verzehrt; selbst Katzen, Ratten und Mäuse waren kaum mehr zu haben. Eine Katze ward mit 3 bis 4 Thalern bezahlt. Die Gräser von den Wällen und längs der Mauern, unter denen einige entschieden ungesund waren, wurden mit Begierde gegessen; aber auch an ihnen stellte sich Mangel ein. Von Ende Februar ab konnte Niemand in Siena täglich mehr als eine Mahlzeit halten. Dabei hatte Marignan die Stadt dicht mit seinen Verschanzungen umschlossen, eine Ver-

60) C. P. XXI. p. 280.

bindung derselben mit Strozzi zu Montalcino war nicht mehr möglich. Die Hoffnung eines Entsatzes schwand von Tage zu Tage; dabei versprach der Marquis, der sich auch nicht in der angenehmsten Lage befand, dem ein Drittel seiner Soldaten, namentlich Italiener, gestorben oder desertirt waren, die vortheilhaftesten Bedingungen für eine Kapitulation.

So neigte sich denn die Bürgerschaft der Uebergabe zu und von Ende März ab begannen zu Florenz Unterhandlungen; am 2. April kam eine Kapitulation zu Florenz zwischen Abgeordneten des Kaisers und der Sienesen zu Stande. Marignan ersuchte Montluc, ihm einige Abgeordnete von seiner Seite hinauszusenden, denen er mittheilte, daß in der Kapitulation auch enthalten sei, Montluc mit seinen Truppen erhalte freien Abzug mit allem Gepäck; dieser Artikel müsse aber null und nichtig sein, da die Sienesen offenbar nur für sich, nicht für Montluc und den König von Frankreich eine Kapitulation abschließen könnten; Montluc müsse daher für sich und seine Leute noch eine besondere Kapitulation abschließen. Montluc erklärte rundweg, daß er dies nicht thun würde, der Name Montluc solle unter keiner Kapitulation stehen; lasse man ihn nicht in Frieden auf die von Siena geschlossene Kapitulation ziehen, so werde er seinen Weg mit Gewalt zu finden wissen. Auch erwirkte er durch sein festes Benehmen noch, daß der Marquis von Marignan erklärte, er werde den Flüchtlingen aus den Staaten des Kaisers, des Königs Philipps II. und des Herzogs von Florenz, welche sich in Siena befanden und nach den Artikeln der Kapitulation von Amnestie und freiem Abzug ausgeschlossen waren, diesen ohne weiteres gestatten.

Am Sonntag den 22. April zog darauf Montluc mit sei- 61.
nen Truppen aus Siena ab, in voller Rüstung, mit Waffen und Gepäck, mit fliegenden Fahnen und bei Trommelklang; mit ihm die Flüchtlinge oder welche sich sonst nicht sicher unter dem

61) C. P. XXI. p. 293 ffg.

neuen Regimente glaubten; Marignan begleitete ihn eine Strecke und sie erzählten einander viel von den Ereignissen der vergangenen Belagerung und Vertheidigung. Bei Arbiarotta auf der Straße nach Montalcino ward Halt gemacht und Brot ausgetheilt, welches Marignan hatte hieher bringen lassen und welches manchem halbverhungerten Menschen das Leben rettete. Bald darauf ward der Marsch fortgesetzt, und Strozzi kam von Montalcino aus der Kolonne entgegen. Von Montalcino aus
62. begab sich Montluc, dem Strozzi zu diesem Behuf 500 Thaler aus seinem Beutel gab, über Rom, wo er höchst ehrenvoll aufgenommen ward, und Civitavecchia, dann auf einer Galeere, die ihm Strozzi lieferte, zur See nach Frankreich. Auf dieser Fahrt gerieth sein Fahrzeug noch in die Nähe einer Abtheilung feindlicher Galeeren, die Jagd auf ihn machten, denen er indessen glücklich entkam.

Von Marseille, wo er landete, begab sich Montluc alsbald an den Hof, der sich zu St. Mathurin aufhielt. Hier war seine Aufnahme, wie er sie nur wünschen konnte; der König zeigte sich im höchsten Maaße befriedigt von Allem, was Montluc gethan hatte; er gab ihm den Orden des heiligen Michael, eine Pension von zweitausend Francs, eine Anweisung von dreitausend Francs Rente auf Domänengut, zweitausend Thaler baar und zwei Rathsplätze am Parlament zu Toulouse, die er behufs Aussteuerung seiner Töchter verkaufen konnte. Außerdem ward ihm die nächste Compagnie Gensdarmen versprochen, welche frei werden würde. In der That bekam er diese versprochene Compagnie erst im Jahre 1559, obgleich schon einige vorher freigeworden waren.

Vom Hofe begab sich Montluc mit Urlaub zuerst nach Paris und dann in seine Heimath.

---

62) C. P. XXI. p. 311.

Neuer Dienst in Italien, 1555 bis 1557.

In der Gascogne sollte er indessen nicht lange verweilen; 63.
kaum war er drei Wochen dort, als er den Befehl erhielt, sich wiederum nach Piemont zu begeben. Hier kommandirte jetzt auf kaiserlicher Seite der Herzog von Alba gegen Brissac. Brissac wünschte den von den Spaniern belagerten Platz San Jago zu entsetzen, glaubte aber, daß zu diesem Ende eine Feldschlacht werde nöthig werden und wünschte sich Montluc als Commandanten der Infanterie. Montluc traf Brissac gichtkrank zu Turin; das Commando der Armee führte einstweilen der Herzog von Aumale.

Nachdem Alba die Belagerung von S. Jago aufgegeben hatte, nahm Montluc an dem Angriff auf Volpiano und dem Angriffe auf Montcalvo theil, welches letztere schimpflich kapitulirte. Bei Brissac's fortwährendem Unwohlsein hatte der König Heinrich beschlossen, provisorisch den Herrn von Termes als Truppencommandanten nach Piemont zu senden. Auf die Gerüchte von einer Schlacht, welche dort bevorstände, hatten sich aber auch eine Menge Prinzen und dergleichen bei der Armee eingefunden, und es wurde nun allerlei darüber gesprochen, ob diese wohl Lust hätten, unter Termes zu dienen, der ein einfacher Edelmann wäre. Auch Montluc mischte sich in diese Geschichte und ertheilte unter anderm den Rath, Termes möge seine Ankunft wenigstens noch um etwas verzögern. Dies aber wurde dem Könige so hinterbracht, als habe Montluc erklärt, er werde nicht unter Termes dienen. Die Folge davon war die Ungnade des Königs und ein Befehl des Connetable von Montmorency, Montluc möge sich auf seine Güter zurückziehen.

Die Sache wurde indessen bald aufgeklärt, Montluc begab 64.
sich zu dem Ende selbst an den Hof; dennoch kehrte er für den

63) C. P. XXI. p. 329. 64) C. P. XXI. p. 342.

Augenblick nicht nach Piemont zurück, sondern ging nach der Gascogne, wo er gegen sechs Monate ohne Beschäftigung blieb. Darnach ward er wieder an den Hof berufen und erhielt hier den Befehl, sich als Generallieutenant des Königs nach Toscana zu begeben, wo gegenwärtig zu Montalcino der Herr von Soubise als Gouverneur saß, mit dem aber die Flüchtlinge von Siena äußerst unzufrieden waren, da er durchaus nichts zu einer Aenderung der Verhältnisse that, welche mit der Uebergabe Siena's im April 1555 eingetreten waren.

Montluc schiffte sich zu Marseille in Begleitung von sieben Fähnlein Fußvolk unter la Mole, von denen eins sein ältester Sohn Marc-Anton, ein anderes sein Liebling Charry commandirte, ein. Er kam nach Civitavecchia und ging von dort mit Post nach Rom.

Auf Veranlassung Papst Pauls IV. ward er hier eine Zeit lang festgehalten. Am 23. October 1555 hatte Kaiser Karl V. zu Gunsten seines Bruders Ferdinand und seines Sohnes Philipp abgedankt. Am 5. Febr. 1556 war zwischen Philipp II., England und Frankreich ein Waffenstillstand zu Stande gekommen; dagegen hatte der Papst sich mit Philipp entzweit, indem er auf Kosten von Anhängern Spaniens und des Kaisers seine Familie (Caraffa) zu bereichern suchte und hiefür die Unterstützung Frankreichs suchte. Der Herzog von Alba marschirte aus Piemont gegen Rom und war nur 20 italienische Meilen von der Stadt entfernt, als Montluc in derselben eintraf. Hier verbreitete sich bei Albas Annäherung die größte Bestürzung; in Schrecken lief Alles wild durcheinander und es ward klar, daß unter solchen Umständen an eine Vertheidigung nicht zu denken gewesen wäre. Montluc's Ruf als Vertheidiger fester Plätze hatte Siena begründet; der Papst wünschte ihn deßhalb vorerst in Rom zu behalten, wofür er auch die Zustimmung des Königs hatte einholen lassen. Auf Anregung der zu Rom anwesenden französischen Cardinäle hielt Montluc den Obrigkeiten und Hauptleuten der Stadt eine ermuthigende Rede, in

welcher er ihnen das Beispiel Siena's vor Augen stellte, aber als die erste Bedingung einer wirksamen Vertheidigung die Ordnung und die Ruhe verlangte. Es gelang ihm auch, der Verwirrung ein Ende zu machen und gehörige Vertheidigungsanstalten zu treffen.

Alba, der schon dicht vor den Stadtthoren gestanden, ließ 65.
plötzlich von Rom ab und wendete sich auf Tivoli; hier standen 5 Fähnlein päpstlicher Truppen unter Franz Orsini; da die Stadt nicht fest war, kamen sie in Gefahr, von der Uebermacht des Feindes, der sie vielleicht gar überraschte, erdrückt zu werden. Auf den Wunsch Strozzi's und des Obergenerals der päpstlichen Truppen, Johann Caraffa, machte Montluc mit 4 Cornetten Cavallerie, denen 400 erlesene Arkebusiere unter seinem Sohn Marc-Anton und Charry folgten, einen nächtlichen Eilmarsch nach Tivoli; er kam zur rechten Zeit dort an, um Orsini herauszuziehen und verzögerte durch Abbrechen der Teveronebrücke das Vorrücken Alba's dergestalt, daß er die Mannschaft glücklich nach Rom brachte.

Bei Gelegenheit der Escorte von zwei Compagnien Italie- 66.
nern von Rom nach Velletri hatte Montluc diesen Weg kennen gelernt; als er eines Abends vor den Thoren von Rom spazieren ging, begegnete er einem Manne, welcher von Marino, das seitwärts der eben erwähnten Straße liegt, herkam und erfuhr von demselben, daß zu Marino nur mit einer Cornette Gensdarmes der Herzog Marco Antonio Colonna, ein äußerst reicher junger Mann, angekommen sei. Sogleich erwachte in dem Geiste des lebhaften Gascogners der Gedanke, diesen Herrn aufzuheben; er rechnete auf ein Lösegeld von 80000 Thalern, malte sich aus, wie er da auf einmal reich werde, wenn er auch nur die Hälfte des Geldes für sich behalte und die andere unter die Soldaten vertheile, welche er bei dem Unternehmen brauchte; er stellte sich die Gefangennahme Colonna's

65) C. P. XXI. p. 349. 66) C. P. XXI. p. 354.

selbst und ihre Folgen bis auf die Verwendung des Lösegeldes hinab, mit allen Einzelheiten vor, nahm 60 Pferde und 300 Arkebusiere, letztere unter la Mole mit sich, ordnete in der Nähe von Marino den Hinterhalt, in welchen er Colonna locken wollte, und schickte sechs Reiter nach Marino, um dies zu allarmiren und Colonna auf solche Weise vor die Stadt zu bringen. Indessen das Unglück wollte, daß ganz andere Leute dadurch allarmirt wurden. Der französische Admiral la Garde hatte sich nämlich vor Kurzem 400 Arkebusiere erbeten, um sie in Civitavecchia einzuschiffen und eine Landung bei Neptuno nächst der nördlichen Tibermündung zu bewerkstelligen, welches von den Spaniern besetzt war und in dessen Gräben Alba Brückenschiffe liegen hatte, mit denen er bei Ostia auf das nördliche Ufer der Tiber zu gehen gedachte. Diese Brückenschiffe sollten verbrannt werden. Das Unternehmen mißlang, dagegen sendete die Besatzung von Neptuno sogleich einen Boten zu Alba nach Tivoli, Unterstützung zu verlangen. Alba sendete 1200 Reiter und 1200 Arkebusiere; diese marschirten über Marino und hatten hier eben gerastet, als Montluc daran ging, seinen Anschlag auszuführen. Sie wurden allarmirt und Montluc mußte nun auf den schleunigsten Rückzug denken; den er unter großen Schwierigkeiten denn auch ausführte. Natürlich wurde er, als alle Nebenumstände der Sache bekannt wurden, weidlich ausgelacht; Strozzi sprach die Hoffnung aus, daß Montluc seinen Freunden eine großartige Aufnahme bereiten werde, wenn sie ihn nächstens auf den Schlössern, die er sich bei Paris kaufen wolle, besuchen würden. Uebrigens gelangte die Nachricht von Montluc's Streich in ganz anderer Ausstattung nach Frankreich und an den Hof, wo man sich bis auf nähere Aufklärung herumerzählte, Montluc habe in der Romagna die ganze Kavallerie des Papstes verloren.

67. Alba traf unterdessen Anstalten, Ostia zu belagern; an den

67) C. P. XXI. p. 366 ffg.

Unternehmungen der päpstlichen und französischen Truppen, dies zu verhindern, nahm Montluc selbst nicht Theil, wohl aber sein Sohn Marc-Anton, der bei dieser Gelegenheit, von einem Arkebusenschusse getroffen, fiel.

Bald nach diesem Verluste begab sich Montluc in sein Gou- 68.
vernement nach Montalcino; da ihn der Papst nicht ziehen lassen wollte, mußte er sich heimlich aus Rom fortmachen. Bei seiner Ankunft zu Montalcino verließ Soubise dasselbe und ging nach Rom.

Noch war der — eigentlich auf 5 Jahre geschlossene — Waffenstillstand zwischen Frankreich und Spanien nicht förmlich gebrochen, obgleich Frankreich den mit Spanien im Kriege befindlichen Papst offen unterstützte, aber auch jenes war nahe daran. Der Papst, welchem Frankreichs beiläufiger Beistand nicht genügend erschien, steckte Heinrich dem II. ein eigenes Ziel, welches er in Italien verfolgen solle, die Wiedereroberung Neapels, welches Frankreich nie Glück gebracht und ihm schon soviel Blut und Geld gekostet hatte. Heinrich II. ging darauf ein, und noch 1556 rückte ein französisches Heer unter dem Herzog von Guise in Italien ein, welches seine Operationen im Jahre 1557 entschieden begann. Von spanischer Seite traf alsbald Alvaro de Sandi in Siena ein, um dort zu commandiren. Er war also Montlucs unmitttelbarster Gegner; er begann verschiedene kleinere Unternehmungen, bedrohte die von den Franzosen besetzten Plätze, auch Montalcino selbst, aber die Wachsamkeit Montlucs, welcher fortwährend auf der Lauer lag und seine verschiedenen Besatzungen immer bereit hielt, einander gegenseitig zu unterstützen, vereitelte alle wesentlichen Erfolge der Spanier; das Einzige, was sie erreichten, war die Besetzung von Pienza, welches die Franzosen freiwillig räumten.

Sobald aber Alvaro de Sandi von seinem Zuge nach Siena 69.
zurückgekehrt war, zog Montluc etwa 700 Mann zusammen,

---

68) C. P. XXI p. 368. 69) C. P. XXI p. 383.

um Pienza wiederzunehmen. Er hatte einen Ueberfall vor: es sollte an mehreren Orten zugleich eine Leitererſteigung verſucht werden, das eigentliche Eindringen aber durch eine Art Kanal in der Mauer ſtattfinden, durch welchen der Unrath aus der Stadt abgeführt ward. Nachdem man zur Höhe der äußeren Oeffnung des Kanales aufgeſtiegen war, kroch man durch dieſelbe und befand ſich dann im Schmutz zwiſchen zwei Mauern, einer äußern und einer innern, welche letztere mittelſt einer Leiter von etwa 15 Stufen erſtiegen werden konnte. Montluc ließ eine ſchwache und biegſame Leiter zu dieſem Behufe anfertigen, ſo daß ſie durch die Mündung des Kanals gezwängt werden konnte. Vor Tagesanbruch begann der Angriff, eine kleine Abtheilung, insbeſondere Reiterei, hatte Montluc auf dem Wege von Pienza gegen Monte Pulciano vorgeſchoben, um Verſuche zur Störung des Angriffs, die vom Herzog von Florenz von letzterem Orte aus gemacht werden könnten, abzuweiſen. Er ſelbſt ſtürmte an dem Baſtion, welches der Courtine zunächſt lag, in der ſich der Abführungskanal befand; das Eindringen durch dieſen übertrug er einer Anzahl Edelleute ſeines Gefolges unter la Trappe, denen er 20 erleſene italieniſche Soldaten beigab; andere Abtheilungen ſollten an anderen Punkten ſtürmen; die Militärbeamten, welche nach Montlucs Einrichtung immer beritten ſein mußten, ſollten ſich vor verſchiedenen Punkten der Stadtmauer zeigen, um überall zu allarmiren.

Beim Anrücken wurden die Colonnen mit einem lebhaften Gewehrfeuer der Vertheidiger empfangen; ſie ließen ſich nicht abhalten, vorzugehen und die Leitern anzuſetzen. Indeſſen war der Erfolg nicht der gewünſchte; an dem Baſtion, wo Montluc ſelbſt ſtürmen ließ, kam man nicht zum Ziele, und bald waren die Leitern bis auf eine oder zwei zerbrochen und nicht mehr zu brauchen. Die Edelleute unter la Trappe waren in den Abzugskanal eingebrochen, hatten die Leiter nachgezogen, die innere Mauer erſtiegen und waren mit Hülfe eines dort liegenden Düngerhaufens in die Stadt hinabgeſprungen. Aber die

Italiener folgten ihnen nicht nach, denn die dünne Leiter zerbrach alsbald, als sie nachdrängten um zu folgen, und alle Mühe, sie wieder herzurichten, war vergebens; so waren diese Edelleute völlig abgeschnitten und mußten sich, von Uebermacht von allen Seiten angegriffen, in ein benachbartes Haus werfen, in dem sie sich, so gut es gehen wollte, vertheidigten. — Montluc war in Verzweiflung, 30 Schritt von dem Bastion, wo er stürmen ließ, zwischen diesem und dem Abzugskanal, befand sich ein vermauertes Thor; er beschloß zu versuchen, ob die Vermauerung nicht zu zertrümmern und hier einzudringen sei. Bisher noch zu Pferde geblieben, saß er nun ab, zog den Degen und zunächst gefolgt von seinem Pagen, der ihm die Hellebarde trug, und von seinen 12 Schweizertrabanten, gleichfalls mit Hellebarden, dann von den übrigen Soldaten begleitet drang er gegen das Thor vor. Es erwies sich bald, daß die Vermauerung nur eine Blendung sei, nur einen Ziegel stark. Die Schweizer stießen mit den Hellebarden die Steine heraus; aber als nun in der Blendung ein Loch war, sah man auch, daß der Feind dahinter noch eine Erdbrustwehr angeschüttet hatte. Diese jedoch reichte nicht bis zum Thorbogen hinauf, so daß man zwischen ihm und ihrer Krone hindurch kommen konnte. Montluc ließ nun sogleich einige kurze Stücke von den zerbrochenen Leitern vorbringen, um die Erdbrustwehr ersteigen zu können, zog Arkebusiere vor, um durch einige Schüsse die Vertheidiger von ihr zu vertreiben, schob einen Soldaten nach dem andern von den Leitern über die Brustwehr, folgte alsbald selbst, nach ihm die andern; und mit seinem Angriff verband sich nun auch derjenige der durch den Abzugskanal vorgedrungenen Edelleute, welche aus ihrem Hause vorbrachen, als sie vom Thore her den Ruf: Frankreich! Frankreich! hörten. In der Stadt erhob sich ein kurzes Straßengefecht; Montluc selbst ritt mit den Militärbeamten außen um die Mauern und ließ Alles niedermachen, was sich vom Feinde über diese in's Freie zu retten suchte. So ward Pienza für die Franzosen

wieder gewonnen und es wurden dabei zugleich 50 bis 60 französische, hier eingeschlossene Gefangene befreit, am St. Peterstag 1557. Montluc ließ etwa 160 Mann Besatzung in Pienza und kehrte mit den Truppen, welche er von Montalcino mitgebracht, dorthin zurück, während er die aus den andern Garnisonen in diese zurücksendete.

70. Als Alvaro de Sandi wiederum von Siena vorrückte, um den nur mit 100 Mann besetzten kleinen Ort Chiusdino wegzunehmen, machte Montluc eine Expedition, um denselben zu verproviantiren, zog sich aber dann, da Sandi ihm weit überlegen war, rasch nach Montalcino zurück und ging von hier aus auf dem Wege nach Siena vor, an welchem er Altezza und einige andere kleine Forts der Spanier eroberte und durch seine Kavallerie den Allarm bis nach Siena trug, um Sandi, der Chiusdino in der That durch Kapitulation nahm, wenigstens aus dieser Richtung abzulenken und ihn an weiteren Fortschritten in derselben zu hindern. Dies gelang denn auch. Bei Sandis Annäherung zog Montluc sich wiederum schnell auf Montalcino zurück.

71. Endlich unternahm er von hier mit seiner Chevauxlegerscompagnie und 400 Arkebusieren, denen sich auf dem Marsche zu Grosseto noch 300 weitere anschlossen, eine Expedition zum Entsatz von Talamone, wo spanische Galeeren ein Detachement ans Land gesetzt hatten; dieser Entsatz ward glücklich bewerkstelligt.

72. Als Montluc sich darauf einige Zeit zu S. Salvador auf dem Wege von Montalcino nach Rom aufhielt, bekam er durch einen Brief des Cardinals Hippolyt von Este die Nachricht von der großen Schlacht von St. Quentin (10. August 1557), in welcher die Franzosen unter dem Connetable von Montmorency eine so entscheidende Niederlage erlitten hatten,

---

70) C. P. XXI. p. 398 ffg. 71) C. P. XXI. p. 404. 72) C. P. XXI. p. 408.

daß Frankreich in der alleräußersten Gefahr und am Rande des Abgrunds zu schweben schien. Alle Eroberungsgedanken mußten nun aufgegeben werden, Guise ward mit seinen Truppen aus Italien zur Vertheidigung Frankreichs zurückgerufen. Ehe er Italien verließ, traf er mit Montluc in Rom zusammen, der ihn bat, auch seine Abrufung aus Italien zur Vertheidigung Frankreichs betreiben zu wollen. Guise versprach dies, doch erst nach langem Zögern.

Vorläufig mußte Montluc von Rom in sein Gouvernement 73.
nach Montalcino zurückkehren; auf einer Reise, die er nach Grosseto machte, wo Unterschleife beim Proviantamt vorgekommen waren, um über diese selbst eine Untersuchung anzustellen, erkältete er sich und zog sich ein heftiges Fieber zu. Dennoch machte er sich, obwohl noch krank, sobald die Erlaubniß eintraf, nach Frankreich zu kommen und die Nachricht, daß der Herzog Franz Este zu seinem Nachfolger ernannt sei, sogleich auf und reiste zunächst nach Ferrara, wo er vom Herzog Hercules Este, der zur französischen Partei gehörte, aufs freundlichste aufgenommen ward. Hier wollte er sich ein wenig erholen; er machte auch von Ferrara aus einen Abstecher nach Venedig. Als er von dort zurückkehrte, vernahm er, daß der Herzog von Ferrara in großer Verlegenheit sei. Fernand
Gonzaga, der in Piemont auf spanischer Seite commandirte, 74.
hatte von Alessandria Artillerie und Truppen in Bewegung gesetzt und man schrieb ihm die Absicht zu, die Stadt Brescello an der Enza, welche dem Herzog von Ferrara gehörte, zu belagern. Diese Stadt war in schlechtem Vertheidigungsstand und ihr gegenwärtiger Commandant ein Mann von gutem Willen, aber geringer Erfahrung. Montluc erbot sich, nach Brescello zu gehen. Mit großer Freude und großem Dank nahm der Herzog das Erbieten des rastlosen Mannes an. Montluc reiste über Modena und Reggio, erhielt unterwegs noch von sei-

73) C. P. XXI. p. 410. 74) C. P. XXI. p. 414.

nem Nachfolger, Franz Este, eine Compagnie Cavallerie und eine Compagnie französischer Infanterie, die er mitnahm, fand die Verproviantirung von Brescello fast null, die Befestigungen mangelhaft; beiden Schäden half er mit gewohntem Eifer ab, ersterem durch Fouragirungen auf den Straßen nach Parma und Guastalla, bei denen auch die Einwohner sich betheiligten. Bald war der Platz in solchem Stande, daß er eine Belagerung ruhig erwarten konnte. Es kam indessen nicht zu einer solchen, hauptsächlich wohl, weil bereits durch Vermittlung des Herzogs von Florenz Friedensunterhandlungen zwischen Spanien und dem von den Franzosen nun fast verlassenen Ferrara im Gange waren, die auch bald zum Abschlusse gediehen. Als dies eingetreten war, reiste Montluc, reich beschenkt vom Herzoge und unter vielen Dankbezeugungen nach Frankreich ab.

Der Feldzug an der französischen Nordgrenze 1558 und 1559.

75. Von Lyon begab sich Montluc über Paris nach Crecy en Brie, wo sich der Hof damals aufhielt. Heinrich **II.** nahm ihn eben so gnädig auf, als da er von der Vertheidigung Sienas zurückkehrte. Montluc traf auch den Herzog von Guise am Hofe, welcher durch die Eroberung von Calais bereits den Muth der Franzosen wieder erhoben hatte und sich nun zu neuen Unternehmungen an der Nordgrenze anschickte. Zunächst sollte Thionville belagert werden. An dem gleichen Tage, an welchem Guise nach Metz abreiste, um diese Belagerung vorzubereiten, ging Montluc mit Urlaub nach Paris, um sich dort zu erholen. Aber bald ward er an den Hof zurückgerufen und der König kündigte ihm an, daß er ihn zum Commando der Infanterie in dem Heere von Guise bestimmt habe.

Diese Stelle hatte bis jetzt d'Andelot, der Bruder des Ad-

75) C. P. XXI. p. 424.

mirals Coligny bekleidet. Schon war in Frankreich der Protestantismus weit verbreitet und hatte tiefe Wurzeln geschlagen; viele der Edelsten und Besten des Landes hingen ihm an; d'Andelot war dem Könige als einer von diesen bezeichnet, der König befragte ihn selbst darüber und die bejahende Antwort d'Andelots versetzte ihn in eine unanständige Wuth, er nahm diesem seine Stelle und ließ ihn zu Melun gefangen setzen.

Montluc also sollte an d'Andelots Stelle das Commando der Infanterie übernehmen: er hatte sich wenig bisher um die Religion bekümmert; bisweilen hatte er sie wohl als Mittel benutzt, wie z. B. da er zu Siena die Aufmerksamkeit des Volkes durch Processionen und Kirchengebete beschäftigte, um dessen Zorn, welcher Opfer suchte und Zwietracht drohte, zu beschwichtigen. Die politische Seite des Protestantismus, wie er damals auftrat, und die später Montluc zu einem der wüthendsten Verfolger desselben machte, war ihm bis jetzt noch nicht klar geworden. Es berührte ihn also im Augenblick nur, daß er einen angesehenen und ehrenwerthen Mann aus seinem Amte verdrängen sollte. Er sträubte sich aufs hartnäckigste dagegen; er ziehe es vor, als einfacher Volontär unter Guise zu dienen oder ihm auch die Schanzbauern zu kommandiren. Indessen den wiederholten Be- 76.
fehlen des Königs und dem Zureden der Prinzen mußte er endlich weichen, und so ging er als Oberst der gesammten Infanterie nach Thionville ab, vor welcher Stadt Guise mit der Belagerungsarmee bereits eingetroffen war.

Die Stadt, welche am linken Moselufer liegt, hatte tüch- 77.

76) Schanzbauern (pionniers) wurden, wie bei den Deutschen, so auch bei den Franzosen jeder Armee oder jedem Regimente zugetheilt, welches eine Belagerung zu führen oder auf seinen Märschen schwierige Wege zu machen hatte. Bisweilen brachte man übrigens diese Pionniers, namentlich wo man ihrer viel gebrauchte, statt durch Werbung, bloß durch Requisition aus der Umgegend zusammen. 77) C. P. XXI. p. 430.

tige Vertheidigungswerke und eine verhältnißmäßig starke Besatzung. Guise, unter welchem der Marschall Strozzi die Artillerie commandirte, ließ seine Batterieen zuerst am rechten Moselufer aufführen, von wo er glaubte am leichtesten eine Bresche zu Stande bringen zu können, da die Flußseite der Befestigungen für die schwächste gehalten ward. Gestürmt mußte dann freilich über den 60 bis 70 Schritt breiten Fluß hinweg werden, dessen Wasser den Soldaten bis zum Gürtel reichte. Bald erwies sich jene Voraussetzung als irrig; es wurde nun eine Brücke über den Fluß geschlagen, und das Heer ging über und eröffnete die Trencheen auf's Neue am linken Moselufer. Campirt ward in einem Dorfe, oberhalb Thionville, nur etwa 600 Schritt von der Stadt entfernt; zwischen dem Dorfe und der Stadt befand sich eine freie übersichtliche Ebene. Das nächste Hauptangriffsobjekt war ein starker Thurm, welcher unfern dem Wasser und dicht vor dem Hauptwalle stand.

Die Approchen wurden also auf diesen Thurm zugeführt in der Weise, wie es damals gebräuchlich war, d. h. nicht in ganz gerader Linie, aber doch in Zickzacks, welche unter sehr stumpfen Winkeln zusammenstießen. Montluc, der wie die Vertheidigung von Plätzen, so auch die Belagerungskunst und diese schon von Jugend auf, wie wir wissen, mit Vorliebe studirt hatte und sich auf seine Kenntnisse in derselben nicht wenig zu Gute that, schreibt sich das Verdienst einer Anordnung zu, welche später bei einem Ausfalle der Belagerten gute Dienste that. Er ließ nämlich von 20 zu 20 Schritt an den Approchen rechtwinklig von diesen ausgehende Zweige anbringen, deren jeder mit einer halben Compagnie besetzt werden konnte, so daß diese die Angriffe des Feindes auf die Spitze der Approchen in die Flanke nahmen, während sie selbst von dem Approchenzuge flankirt wurden, falls der feindliche Angriff sich auf sie richtete. Seitwärts der Approchen wurden wie gewöhnlich die Batterieen erbaut. Als man sich dem anzugreifenden Thurme näherte, hielt es Guise für nothwendig, daß Montluc den Thurm recog-

noscire, um zu sehen, was die französische Artillerie ihm bereits gethan habe.

Montluc führte diesen Auftrag in geringer Begleitung in einer Nacht aus; Guise war indessen mit seinem Bericht nicht zufrieden und äußerte namentlich Zweifel an der vollständigen Wahrheit des Berichtes.

Montluc war im höchsten Grade aufgebracht über diese Zweifel an der Gründlichkeit seiner Untersuchung, und beschloß, jetzt gewiß gründlich zu recognosciren, zu welchem Behufe er in der nächsten Nacht 400 Pikeniere und 400 Arkebusiere mit sich nahm. Die Sache erhielt diesmal (am 10. Juni 1558) fast den Character eines gewaltsamen Angriffs, es kam zu einem hartnäckigen Kampfe und vielleicht, hätten die Franzosen Leitern bei sich gehabt, hätten sie sich schon in dieser Nacht in den Besitz von Thionville setzen können. Indessen da sich eben die Sachen so verhielten, da leicht das Gerücht an den Hof gelangen konnte, die Franzosen hätten einen ernsten Angriff gemacht und dieser sei von der Besatzung abgeschlagen worden, so war Guise auch mit diesem Montluc'schen Streiche keineswegs zufrieden.

Als die Approchen sich dem Thurme auf 50 Schritt genähert hatten, erfolgte eben jener Ausfall der Vertheidiger, bei welchem die Approchenzweige, wie oben erwähnt, gute Dienste leisteten. Endlich hatten die Approchen den Thurm erreicht, es wurde ein Logement gegen denselben errichtet und der Sturm auf ihn beschlossen. Noch ehe es zu demselben kam, verlor Montluc bei der Recognoscirung behufs Auffindung der Geschützemplacements durch eine Musketenkugel seinen Freund, den Marschall Strozzi, den er aufrichtig betrauerte.

Nach der Wegnahme des Thurmes setzten die Franzosen am Hauptwalle den Mineur an; die Besatzung wartete aber das Resultat von dessen Arbeiten nicht ab, sondern kapitulirte am 28. Juni 1558.

78. Von Thionville marschirte Guise auf Arlon, welche kleine Stadt von 150 Deutschen und 400 Wallonen besetzt war. Er erschien vor Arlon am 3. Juli und verschob die Eröffnung des Angriffes auf den nächsten Morgen. Er für seine Person ging schlafen. Montluc aber legte sich darauf, die Gelegenheit des Ortes zu erspähen, und es gelang ihm, sich desselben noch in der gleichen Nacht durch Ueberfall zu bemächtigen, so daß Guise, als er am andern Morgen erwachte, mit der Kunde von der Eroberung Arlons überrascht wurde.

79. Nach der Eroberung Arlons und einigem Verweilen daselbst setzte sich Guise langsam nach Vireton östlich Montmedy in Marsch. Hier machte er einen neuen Aufenthalt. Unterdessen hatte Termes, Gouverneur von Calais, und in Stelle des vor Thionville gebliebenen Strozzi kürzlich zum Marschall von Frankreich ernannt, anfangs glückliche Streifzüge von Calais aus nach den Niederlanden gemacht, Dünkirchen und Bergen (Bergues) genommen, war dann aber von den Spaniern unter Egmont bei Grävelingen (Gravelines) entschieden geschlagen, für seine Person verwundet und gefangen genommen. Nun ward Guise schleunigst mit seiner Armee nach Pierrefonds (Departement Oise, zwischen Compiegne und Villers Cotterets) gerufen, wo er am 28. Juli eintraf und ein Lager bezog. Hier vereinigte sich mit ihm auch ein schweizerisches Regiment und ein Corps Deutsche, Reiterei und Fußvolk, unter Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, dem zweiten Sohn des nach der Schlacht von Mühlberg gefangenen Kurfürsten.

Der König nahm über die große Armee, eine der glänzendsten, die Frankreich bisher beisammen gehabt hatte, deren Lager sich 1½ Stunden weit ausdehnte und die drei Stunden brauchte, um sich in Marsch zu setzen, selbst Parade ab. Die Aufstellung zur Parade nahm ziemlich lange Zeit fort, es mögen wohl fünf

78) C. P. XXI. p. 462. 79) C. P. XXI. p. 466 ffg.

Stunden darüber vergangen sein; da man außerdem nachher noch lange warten mußte, waren namentlich die höheren Offiziere, die, früh aus ihren Quartieren aufgebrochen, auch nichts mit sich genommen hatten, hungrig und durstig. Der Herzog von Guise äußerte dieß gegen Montluc, den er in der Aufstellung vor dem Bataillon der französischen Infanterie, welches das Centrum hatte, antraf. Dieser bot ihm sogleich ein Frühstück an; guten französischen und Gascogner Wein und Rebhühner, soviel nur verlangt würden. — „Ja, Monseigne, erwiederte Guise, der ihn scherzweise so zu nennen pflegte, — aber die Rebhühner werden gasconische sein, Knoblauch und Zwiebeln." Montluc, der zwar nie aus dem Lager herauskam, sondern immer mitten unter den Soldaten blieb, hatte sich doch dort eine vortreffliche Küche und einen ebenso vortrefflichen Keller eingerichtet, und nicht blos für seine Person, sondern auch für Andere, von dem richtigen Grundsatze ausgehend, daß ein höherer Offizier freigebig sein und eine gute Tafel halten müsse, weil eine gute Tafel gute Leute anziehe. So konnte er alle Zweifel Guises beschwichtigen und ward auch nicht dadurch in Verlegenheit gesetzt, daß der Herzog ihm noch den Herzog von Sachsen und dessen Offiziere mitbrachte, nahm vielmehr auch seine eigenen mit. Speisen und Getränke, im Lager, nur einen Arkebusenschuß von der Paradeaufstellung eingenommen, befriedigten im höchsten Maße alle Theilhaber des Mahles. Höchst vergnügt kehrten Alle, als es Zeit war, an ihren Posten in der Aufstellung zurück und der lustigste war wohl Montluc, der die Pflicht gehabt hatte, als Wirth seinen Gästen gehörig vorzutrinken und dieser Pflicht sicher mit dem gleichen Eifer wie allen übrigen nachkam. Er traf vor seinem Bataillon zwei junge Prinzen von Guise und machte sich in seiner lustigen Stimmung das Vergnügen, sie von ihren Ponys absitzen und mit Piken, die er ihnen gab, auf dem Rücken vor der Truppe Marschirübungen anstellen zu lassen, um so als ihr erster Drillmeister aufzutreten.

80. Einige Tage nach dieser Parade traf die Nachricht ein, daß die spanische Armee aus den Niederlanden im Anmarsche sei; der König fürchtete für die Plätze Doulens, Amiens oder Corbie, deren jeder nur schwach mit zwei Fähnlein besetzt war. Während nun darüber hin- und hergestritten ward, in welcher Weise man diesen Plätzen zu Hülfe kommen solle und ob Verstärkungen die man dahin absende, nicht doch zu spät kommen würden, drang Montluc darauf, keine Zeit zu verlieren und das Mögliche wenigstens zu thun. Ohne noch bestimmte Erlaubniß zu haben, wählte er sieben Fähnlein aus und kündigte ihnen dann an, daß sie sogleich essen und dann nach Corbie abmarschiren müßten, ohne Bagage mitzunehmen; die Offiziere der Fähnlein zog er selbst an seine Tafel; vier Fässer Wein, Hafer und Heu wurden auf gutbespannte Karren gepackt, und bald kam die Erlaubniß des Königs, darauf auch 25 Maulthiere mit Brod, welche Montluc verlangt hatte. Dieser sollte jedoch bei der Armee bleiben uud das Commando der sieben marschirenden Fähnlein der Capitän Breil übernehmen. Montluc begleitete seine Truppen noch eine gute Stunde Wegs, sprach Offizieren und Soldaten zu, machte sie auf die Ehre aufmerksam, die er ihnen durch seine Wahl erwiesen, drückte die Hoffnung aus, daß sie dieser Wahl keine Schande machen würden und theilte ihnen mit, daß er dem König sofort Bericht erstatten werde, welche Fähnlein er erlesen.

Drei Tage nach dem Abgange Breils brach Heinrich II. mit dem Heere von Pierrefonds nach Amiens auf; unterwegs erhielt er schon die Meldung, daß Breil glücklich nach Corbie hineingekommen und daß er nur zwei Tage und zwei Nächte unterwegs gewesen sei, daß aber freilich zugleich mit ihm auch schon die spanische Kavallerie vor den Thoren von Corbie erschienen wäre. Weder der König, noch Guise mochten Montluc von dieser Nachricht etwas erzählen, da sie das Geschrei

80) C. P. XXI. p. 473.

fürchteten, das er über ihre Zweifel an der Möglichkeit und seine eigne richtige Berechnung erheben werde; indessen erfuhr natürlich Montluc sehr bald den Sachverhalt.

Am nächsten Marschtage erhielt der König die Meldung, daß die Spanier allerdings vor Corbie ständen, aber durchaus keine Anstalt machten, den Platz anzugreifen. Der König fürchtete nun für Doulens und Amiens und ließ dessen Besatzungen in ähnlicher Weise, wie die von Corbie verstärken.

Als das französische Heer vor Amiens eintraf, kam auch das spanische daselbst an, aber ein blutiger Zusammenstoß erfolgte nicht mehr, da die Unterhandlungen bereits im Gange waren, welche dem Frieden von Chateau-Cambresis vorausgingen, der endlich am 3. April 1559, nachdem die Königin Maria von England gestorben war, abgeschlossen ward. Dieser Frieden, dem zufolge alle Theile ihre seit 1551 gemachten Eroberungen herausgeben mußten, befriedigte das französische Volk, sowenig er für Frankreich günstig war. Desto unzufriedener waren mit ihm die Offiziere und namentlich die höheren Offiziere, unter diesen nicht am wenigsten Montluc, der sich in seine Heimat zurückbegab und hier noch kurz vor dem Tode Heinrichs II. durch die Ernennung zum Chef der ihm längst versprochenen Ordonnanzcompagnie erfreut ward.

Der geschlossene Friede sollte durch dynastische Ehen befestigt 81.
werden, unter denen diejenige Philipps II. mit der ältesten Tochter Heinrichs, Elisabeth, ursprünglich dem Infanten Don Carlos bestimmt, die wichtigste war. Bei den Vermählungsfeierlichkeiten ward König Heinrich II. im Turniere vom Grafen Montgommery tödtlich verwundet; noch 11 Tage am Leben erhalten, starb er an dieser Wunde am 10. Juli 1559. Montluc hatte schon in Folge der ersten Nachricht davon, daß der König an den Turnieren theilnehme, von dessen Tod geträumt; er erhielt diese ersten Nachrichten vom König von Navarra, der

81) C. P. XXI. p. 487.

sich zu Nerac aufhielt, in dessen Nähe Montluc lebte. Den wirklich erfolgten Tod Heinrichs **II.** ließ der junge König von Frankreich, Franz **II.**, ihm direct anzeigen.

Theilnahme Montlucs an den Hugenottenkriegen bis zum Edict von Amboise.

82. Mit der Thronbesteigung Franz **II.** kam durch den Einfluß seiner Gemahlin Maria Stuart, Nichte der Guise, die Gewalt an die Männer dieses Hauses, den Herzog Franz und den Cardinal von Lothringen. Dieser Umstand beförderte die Herausbildung einer protestantischen Partei; die Prinzen des Hauses Bourbon, Anton, König von Navarra und Ludwig von Condé, aufgebracht darüber, daß nicht sie, sondern Fremde, die Lothringer, über Frankreich herrschen sollten, stellten sich an die Spitze dieser Partei, zu welcher, wie der Admiral Coligny auch sein Bruder d'Andelot, wie bereits in diesen Blättern erwähnt, gehörte. Die Verschwörung von Amboise 1560, deren Ziel dahin ging, die Guise und Franz den **II.** in die Gewalt der Protestanten zu bringen, mißglückte; dagegen bemächtigte sich der Herzog von Guise des Königs von Navarra und Ludwigs von Condé, und während er den Ersteren durch Einschüchterung unschädlich machte, ließ er den Letzteren, bei welchem die Einschüchterung nichts fruchtete, zum Tode verurtheilen. Die Vollziehung des Urtheils hinderte der plötzliche Tod Franz **II.** am 5. Dec. 1560.

Diesem folgte sein Bruder Carl **IX.**, zehn Jahre alt, unter der Vormundschaft seiner Mutter, Katherina von Medici, welche, geärgert, daß ihr die Gewalt unter der vorigen Regierung entrissen worden, es insgeheim mit den Bourbons und folglich mit den Protestanten gehalten hatte, welche jetzt die Prinzen von Bourbon frei ließ und den König von Navarra selbst

82) C. P. XXI. p. 490 ffg.

zum Generallieutenant des Königs ernannte. Dagegen bildete der Herzog von Guise, als Spitze der Katholischen Partei, das sogenannte Triumvirat, in welches außer ihm selbst, der Connetable von Montmorency, der sich bisher mürrisch zurückgehalten, und der Marschall von St. André eintraten. Die katholische Partei begann alsbald den Kampf gegen die Protestanten und der Bürgerkrieg brach aus, in welchem Katharina in dem Glauben, durch die Entgegenstellung der Parteien ihre eigne Gewalt sicher zu stellen, es öffentlich mit den Katholiken hielt, insgeheim aber die Protestanten begünstigte und beständig darauf bedacht war, sie nicht fallen zu lassen.

Während der Regierung Franz **II.** lebte Montluc fast beständig auf seinem Gute Estillac in der Gascogne. Hatte er bis dahin sich um die religiösen Streitigkeiten wenig bekümmert, war sein Haß gegen die Protestanten, als eine religiöse Sekte, so wenig wach gewesen, daß er sich scheute, ein Amt anzunehmen, aus welchem der Protestant d'Andelot verdrängt werden sollte, lebte er auch unter der Regierung Franz **II.** anfangs noch im freundlichsten Vernehmen mit den Prinzen von Bourbon, so trat nun gegen Ende dieser Regierung seit dem Attentat von Amboise ein vollständiger Umschwung in seinen Ansichten und Meinungen ein. Sein freundliches Verhältniß zu den Prinzen von Bourbon hatte ihm bereits Verläumdungen, als halte er es mit der protestantischen Partei, zugezogen, allerlei aufrührerische Reden wurden ihm zugeschrieben; die Erhebung der Protestanten nahm außerdem mehr einen politischen und socialistischen Charakter an. Alles dieses machte ihn aufmerksam. Montluc war ein Mann, der Nichts halb thun konnte. Er mußte jetzt seine Partei ergreifen und dieß war die katholische, die Partei des Bestehenden, zu welcher ihn alle seine Umstände hinzogen, sein Alter, seine Anhänglichkeit an das königliche Haus, dessen Interessen, vertreten, wie er meinte, von Katharina von Medici, ohne deren Doppelzüngigkeit oder die Möglichkeit einer solchen zu begreifen, er mit den Interessen

des Katholicismus identificirte. Es zog ihn zu dieser Partei auch sehr bedeutend der socialistische Charakter der protestantischen Bestrebungen, welche sich immer offener gegen den grundbesitzenden Adel richteten und die Freiheit und Gleichheit der Bauern verkündeten. Dies war in Montlucs Auge ein Unsinn und ein Kapitalverbrechen. Da er nun entschieden seine Partei gewählt hatte, fielen ihm die Gerüchte, welche ihn als Anhänger der protestantischen Partei bezeichnet hatten, schwer auf's Herz; sie erschienen ihm als die schwärzesten niederträchtigsten Verläumdungen und schärften seine jetzt bewußte Abneigung gegen den Protestantismus bereits zum Hasse gegen denselben an.

83. In dieser Stimmung begab er sich gegen das Ende der Regierung Franz **II.** nach Orleans, wo er sich beim Tode dieses Königs befand. Er erbat sich nun bei der Königin Vormünderin eine Audienz und versicherte ihr auf's feierlichste, daß sie sammt ihren Kindern keinen ergebeneren Anhänger hätte als ihn, daß er nie einer andern Partei angehören werde als der ihrigen. In die Gascogne zurückgekehrt, traf er dort alle Anzeichen eines nahenden Sturmes. Die Protestanten hielten geheime Zusammenkünfte, Zählungen der waffenfähigen Männer unter ihnen wurden angestellt, Geld gesammelt; Uebertritte zum Protestantismus wurden immer häufiger. Die obersten Behörden, welche der katholischen Partei angehörten, waren eingeschüchtert, Zusammenrottungen der Protestanten, um sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, an der Tagesordnung.

Alle diese Umstände bewogen Montluc, sich im Herbste 1561 an den Hof zurückzubegeben, um die Königin und ihre Kinder, die er in Gefahr glaubte, seinem Versprechen gemäß soweit es in seinen Kräften stände, schützen zu helfen. Der König von Navarra benahm sich hier ziemlich kalt gegen ihn; Montluc schloß sich durchaus an Katharina an und hielt sich den

83) C. P. XXII p. 1 ffg.

Bourbons so fern als möglich. Während er am Hofe verweilte, traf Nachricht auf Nachricht aus der Guyenne ein von Gräuelthaten, die bald von Katholiken an Protestanten, bald von Protestanten an Katholiken verübt waren; der Bürgerkrieg war offen ausgebrochen.

Katharina und der König von Navarra boten nun Montluc eine Commission an, um Truppen zu Fuß und zu Pferd an- 84.
zuwerben und mit diesen die Ordnung in der Guyenne herzustellen, indem er gegen Alle, welche die Waffen ergriffen, Katholiken wie Protestanten gleich verführe. Montluc, welcher die ganze Schwierigkeit dieser Aufgabe erkannte, namentlich auch überzeugt war, daß dieser Anfang noch lange kein Ende des Kampfes voraussehen ließe, wehrte sich anfangs dagegen, die Commission anzunehmen und that es erst, als auch der Gouverneur der Guyenne, Burie, in sie einbegriffen ward. „Er wollte die Suppe nicht allein ausessen." Er erbat sich außerdem zwei Räthe aus Frankreich zu seiner Begleitung, um die Prozesse zu führen. Man gab ihm Nicolas Compain und Pierre Girard mit, zwei Männer, die von Katharinas Absichten wohl unterrichtet, sich entschieden auf die protestantische Seite neigten.

Am 22. Januar 1562 traf Montluc mit seiner Commission 85.
in Bordeaux ein, von welcher er Burie Kunde gab; er machte mit diesem ab, daß sie vorerst 200 Arkebusiere zu Fuß und 100 Argoulets — leichte Kavallerie, die später sogenannten Bandelier- oder Karabinerreiter — anwerben und sich dann nach Fumel am Lot zwischen Villeneuve d'Agen und Cahors begeben wollten, um dort die Ordnung herzustellen, wo der katholische Gutsherr von protestantischen Bauern, die er gereizt hatte, massacrirt war.

Während geworben wurde, begab sich Montluc auf sein Gut

---

84) Commission oder Patent, königlicher Auftrag, Truppen zu werben.
85) C. P. XXII. p. 10.

Estillac; so wenig war sein Haß gegen den Katholicismus noch öffentlich hervorgetreten, daß die Protestanten verschiedene Versuche machten, ihn auf ihre Seite herüberzuziehen. Obgleich sich Montluc zu wiederholten Malen gegen den Vorwurf der Habsucht verwahrt, der ihm gemacht ward, — und aller Wahrscheinlichkeit nach mit gutem Recht, — stand er doch unzweifelhaft im Geruche dieses Lasters. Die Protestanten boten ihm Geld, wenn er zu ihrer Partei übertreten wollte und gingen sogar auf 40,000 Thaler. Montluc wies alle diese Anerbietungen, von denen die ersten ihm durch protestantische Prediger gemacht wurden, mit Entschiedenheit zurück; sie hatten die Wirkung, seinen Haß gegen die Protestanten noch mehr zu steigern; dieselbe Wirkung hatte ein Versuch, welcher dem Scheitern der ersten Bestechungsversuche folgte, sich seiner Person zu bemächtigen.

86. Zu dem entschiedensten Entschluße wüthender Feindschaft und eines Vernichtungskrieges gegen die Protestanten brachte aber Montluc eine geheime Mittheilung, die er von einem Offizier Namens Dufranc erhielt. Dieser hatte sich auch zum Protestantismus hingeneigt und an einer Versammlung seiner Häupter theilgenommen, in welcher der Plan berathen ward, den König und seine Brüder, Katharina von Medici und die Guise gefangen zu nehmen und dann nach Lage der Dinge weiter mit ihnen zu verfahren.

87. Unfern seinem Gute Estillac, zu St. Mezard, eröffnete Montluc die Reihe der Grausamkeiten, zu denen er sich entschlossen hatte und die er für nöthig hielt; die protestantischen Bauern hatten sich hier gegen den Gutsherrn empört. Montluc beschied seine Ordonnanzcompagnie dahin mit dem Auftrage, die Rädelsführer zu ergreifen, er selbst begab sich nach St. Mezard in Begleitung von zwei Henkern, die er angeworben, und die er von nun ab beständig in seinem Gefolge mit sich führte,

---

86) C. P. XXII. p. 17 ffg. 87) C. P. XXII. p. 21 ffg.

so daß sie von den Protestanten der Guyenne den Ehrentitel „Montlucs Lakaien" erhielten. Einen der Rädelsführer stieß er auf dem Kirchhofe von St. Mezard mit eigner Hand mit dem Halse auf den Stumpf eines abgerissenen Grabkreuzes und ließ ihn durch einen seiner „Lakaien" abthun, zwei andere ließ er an einen Baum hängen, einen vierten, einen jungen protestantischen Diacon von nur 18 Jahren durchpeitschen, so daß derselbe an den Folgen der Mißhandlung starb.

Am Tage nach diesen Schändlichkeiten begab sich Montluc nach Clairac am Lot, wo er mit Burie eine Zusammenkunft verabredet hatte. Man berathschlagte, auf welchem Punkte mit der „Herstellung der Ordnung" angefangen werden sollte. Montluc war für Fumel, indem er sich auf die mitgebrachten Befehle berief; außerdem waren hier Protestanten die Schuldigen. Burie war anfangs für Cahors, wohin Nicolas Compain und Pierre Girard sich begeben und bereits den Proceß gegen die inhaftirten Katholiken instruirt hatten, die hier offenbar die Schuldigen waren. Endlich mußte Burie, der zur Milde geneigt war, nachgeben.

Er ging mit Montluc nach Villeneuve d'Agen, wo Herr von Sainctorens mit den geworbenen 100 Argoulets und 200 Arkebusieren zu ihnen stieß und zugleich vier eingefangene Häupter der Protestanten mitbrachte. Montluc ließ diese ohne Weiteres, ohne Proceß hängen. Sein Verfahren begann allmählig Schrecken zu verbreiten. Burie war stets zur Milde geneigt; Montluc stellte den Grundsatz auf, mit Güte sei nichts auszurichten, ließe man sich erst auf die Schliche der Justiz ein, so würde sich jeder herauszuwickeln und von der Schuld rein zu waschen wissen, er glaubte nicht grausam genug sein zu können; dabei lief immer der Gedanke mit unter, sich selbst von jedem Verdachte der Anhänglichkeit an die protestantische Partei, welcher er, wie oben erzählt, früher einmal beschuldigt worden, gründlich rein zu halten, aber auch so gründlich, daß derselbe gar nicht mehr aufkommen könnte.

88. In Fumel ließ Montluc 30 bis 40 Menschen hängen und rädern; diesmal nicht ohne alle Prozeßformen. Burie hatte Girard und Compain nach Fumel bescheiden lassen; diese weigerten sich aber zu kommen, forderten vielmehr die militärischen Gewalthaber auf, zu ihnen nach Cahors zu kommen, wo sie den Prozeß bereits instruirt hätten. Zugleich ward Montluc hinterbracht, daß Girard und Compain geäußert hätten, da er ohne Prozeß morde, würden sie ihm selbst den Prozeß machen. Montluc ließ nun zwei katholische Räthe von Agen kommen, welche dann auch die Untersuchung nach seinem Herzen führten und das gewünschte Urtheil gegen die Protestanten fällten.

In Cahors angekommen setzte sich Montluc sofort in Verbindung mit der katholischen Partei; in der Gerichtssitzung, wo das Urtheil gegen die inhaftirten Häupter der Katholiken gefällt werden sollte, unterbrach er das Verfahren auf gewaltthätige Weise, unter dem Vorwand, daß die Richter eigenmächtig den den Protestanten zu leistenden Schadenersatz auf die drei Körper des Klerus, der Justiz und der Stadt vertheilt hätten, daß sie dazu kein Recht gehabt und daß sie verrätherisch eine Stadt des Königs verderben wollten. Compain wollte er niederstechen und wurde nur mit Mühe daran verhindert. Jede Fortsetzung des Verfahrens wurde verhindert, bis vom Hofe, wohin sich deren Verwandte gewendet, der Befehl zur Freilassung der gefangenen katholischen Häupter eintraf.

Burie war vollkommen eingeschüchtert, auf Montlucs Drängen ließ er zwei Parlamentsräthe von Bordeaux kommen, von denen anzunehmen war, daß sie immer gegen die Protestanten urtheilen würden. Man begab sich in den bischöflichen Sprengel von Rhodez, nach Villefranche am Aveyron. Hier wurden 5 Protestanten eingebracht, beschuldigt, die Rädelsführer bei Kirchenzerstörungen gemacht zu haben. Die Räthe von Bordeaux verurtheilten sie; Compain und Girard wollten sie freige-

88) C. P. XXII. p. 27.

sprochen wissen. Da ließ sie Montluc im Einverständniß mit ersteren auf eigne Faust an den Fenstern des Stadthauses aufhängen, und als Compain und Girard sich darüber beschwerten, drohte er ihnen dasselbe Schicksal an. Obgleich nicht erklärt, war der Bürgerkrieg doch factisch in ganz Frankreich, nicht blos in Guyenne, ausgebrochen. Während der schwache König von Navarra sich von dem Herzog von Guise auf die Seite des Triumvirats und der Katholiken hinüberziehen ließ, publicirte Condé an der Spitze der Protestanten ein Manifest, in welchem er erklärte, daß der König sich in der Gefangenschaft des Triumvirats befinde, nicht frei sei; während dann Katharina die königliche oder katholische Armee bei Paris zurückhielt, bemächtigten die Protestanten sich der wichtigen Städte Rouen und Orleans.

Die erste Kunde von der Einnahme Orleans, über welches 89.
der Aufstand im Norden demjenigen im Süden die Hand reichen konnte, erreichte Burie und Montluc zu Villefranche. Burie, der voraussah, daß diese Nachricht Montlucs Wuth aufs höchste steigern werde, rieth den Commissären Compain und Girard, sich schleunigst in Sicherheit zu bringen, welchen Rath dieselben alsbald befolgten.

Die Nachrichten aus dem Norden bliesen die Flamme auch im Süden von Neuem an; bald kam nach Villefranche die Kunde, daß Agen im Aufstande sei. Burie und Montluc beschlossen darauf, sich nach Montauban zu werfen, bevor auch hier die Protestanten die Gewalt in den Händen hätten. Aber unterwegs erfuhren sie, daß auch Montauban bereits revoltirt sei; das ganze Land war theils in Gährung, theils in offenem Aufruhr. Bei Port Ste. Marie an der Garonne kamen Burie und Montluc dahin überein, daß ersterer mit 4 Ordonnanzcompagnieen sich schleunigst nach Bordeaux werfen solle, Montluc aber mit 4 andern die Garonne überschreiten

89) C. P. XXII. p. 40.

und sich in dem flachen Land gegen die Gascogne hin, (am linken Ufer) in der Gegend von Toulouse halten solle, um so die beiden Hauptstädte Bordeaux und Toulouse zu sichern.

Als sie sich noch darüber beriethen, trafen Briefe des Königs ein, Burie solle soviel möglich die Guyenne im Zaume halten, deren Aufstand am Hofe noch nicht bekannt war, Montluc aber mit zwei Ordonnanzcompagnieen und 6 Compagnieen Fußvolk, für welche die Commissionen beilagen, so schleunig als möglich zum königlichen Heere stoßen.

Burie ging darauf mit 4 Ordonnanzcompagnieen nach Bordeaux ab; Montluc aber wendete sich in die Gegend von Agen, wo er von den Commissionen für die anzuwerbenden Compagnieen Fußvolk 2 an Charry, 2 an Bazordan, 1 an seinen Neffen Cermont und eine an Aorne ausgab. Der ganze Adel der Gegend sammelte sich hier um ihn und bat, daß Montluc ihn nicht verlassen möge, beschloß sogar insgeheim, ihn mit Gewalt festzuhalten, wenn er nicht freiwillig bliebe. Montluc erklärte, daß er vor allen Dingen dem Könige Bericht über den Aufstand der Guyenne erstatten merde, von welchem dieser noch nichts wissen konnte. Am nächsten Morgen überschritt er mit 2 Ordonnanzcompagnieen, zu denen er noch die zwei des Königs von Navarra von Condom und eine neu gebildete des Adels heranziehen wollte, die Garonne, an der Alles im Aufstand war und nahm sein Hauptquartier im Süden derselben zu Faudoas. Hier erhielt er am 11. Mai 1562 von Cahors aus die geheime Nachricht von einem Anschlage, Toulouse in die Hände der Protestanten zu spielen; es sollte am 18. Mai geschehen.

90. Er sendete sogleich eine Depesche nach Toulouse an den ersten Präsidenten Mansencal und befahl den Hauptleuten, denen er die Errichtung der Fußcompagnieen aufgetragen, dieselbe thunlichst zu beschleunigen und sich Toulouse soweit als möglich und

90) C. P. XXII. p. 44.

so schnell als möglich zu nähern. Bald darauf kamen Hülferufe der katholischen Partei von allen Enden, namentlich aber von Toulouse, wo die Protestanten sehr bald erfahren hatten, daß ihr Anschlag verrathen sei, deshalb früher losbrachen und sich des Stadthauses und der Artillerie bemächtigten. Montluc instradirte soviele Truppen als möglich nach Toulouse zur Unterstützung der Katholiken, er selbst begab sich vorerst nach Auch, wohin er gleichfalls gerufen war, um dort die Ordnung herzustellen. An die Ordonnanzcompagnie unter Terride und an die zwei Compagnieen Charrys sendete er durch zwei Boten nacheinander und auf zwei verschiedenen Wegen den Befehl, zwischen Toulouse und Montauban Stellung zu nehmen, um den protestantischen Zuzug, der an letzterem Orte für Toulouse eingetroffen sein sollte, aufzuhalten, welche Maßregel ihren Zweck vollständig erfüllte. Als Montluc dann selbst nach Toulouse kam, hatte hier der Kampf, welcher drei Tage andauerte, schon begonnen. Nachdem der Sieg über die Protestanten gewonnen war, begannen die gewöhnlichen kurzen Prozesse und Hinrichtungen. Außerdem hatte aber nun Montluc gegen die Katholiken selbst, welche Lust bezeigten, die größten Ausschweifungen zu begehen, scharf aufzutreten. Einen Zuzug aus dem Lande Foix, der den Katholiken in Toulouse zu Hülfe kommen wollte, ließ er gar nicht in die Stadt.

Nach vollständiger Beruhigung von Toulouse zog Montluc 91.
mit drei Geschützen, welche diese Stadt ihm stellte, etwa 800 Reitern und 800 bis 900 Mann Fußvolk vor Montauban, vor welcher Stadt er am 24. Mai erschien. Die Besatzung von Montauban, wo sich viele Zuzüge der Protestanten für Toulouse gesammelt hatten, war sehr beträchtlich; auch bestand sie zum großen Theil aus tüchtigen Soldaten, wie denn überhaupt die Protestanten die Abdankungen königlicher Truppen, welche in Folge des Friedens von Chateau-Cambresis stattge-

91) C. P. XXII p. 59 ffg.

funden, benutzt hatten, um gute Soldaten mit Geld und Geldversprechungen und Verheißungen des Paradieses anzuwerben. Die Soldaten der protestantischen Partei waren denen der katholischen oder königlichen, welche erst beim Ausbruche der Unruhen wieder anfing, zu werben und nun mit den Ueberbleibseln vorlieb nehmen mußte, im Allgemeinen überlegen. Was den Protestanten fehlte, waren tüchtige Führer und in Folge dessen eine tüchtige Disciplin, welche übrigens auch dadurch abgeschwächt wurde, daß die protestantischen Prediger sich in alle Berathungen über die kriegerischen Unternehmungen einmischten. Trotzdem richtete Montluc vor Montauban nichts aus; die Besatzung machte häufige Ausfälle und was deren Verderblichkeit für die Katholiken abschwächte, war lediglich Montlucs Ueberlegenheit an einer tüchtigen Reiterei. Wirkliche Fortschritte waren aber nicht zu machen und nach drei Tagen mußte Montluc unverrichteter Sache von Montauban abziehen.

92. Mit der Mehrzahl seiner Truppen, namentlich seiner Reiterei, ging er bei St. Nicolas wieder an's linke Ufer der Garonne und vertheilte sie hier in der Gascogne und im Armagnac so, daß sie das Land im Zaum halten könnten; den Hauptleuten, welche die Infanteriecompagnieen commandirten, gab er Befehl, an den Orten, wo sie ihre Werbungen begonnen oder wo sie dieselben am zweckmäßigsten fortsetzen konnten, ihre Compagnieen möglichst vollzählig zu machen.

Einige Wochen vergingen jetzt ohne besondere Ereignisse; Montluc ließ im Lande streifen, hielt es dadurch in beständigem Schrecken, suchte durch brieflichen Verkehr mit dem Adel dessen Muth zu heben und machte verschiedene kleine Unternehmungen, welche nicht alle gelangen. In dieser Zeit erhielt Montluc Nachrichten vom König, welcher sich damit einverstanden erklärte, daß jener in Guyenne bleibe und dort sein Möglichstes für Wiederherstellung der Ruhe thäte.

---

92) C. P. XXII. p. 62 ffg.

Unterdessen stellten die Protestanten am rechten Garonne- 93.
ufer unter Duras ein Corps von 13 Fähnlein Fußvolk und 7 Cornetten Reiterei in's Feld, in der Absicht, sich der sämmtlichen Plätze längs der niederen Garonne zu bemächtigen; auch auf das Schloß Trompette, die Citadelle von Bordeaux, war für die Nacht vom 25. auf den 26. Juni ein Anschlag verabredet. Das Unternehmen scheiterte, da die Einverstandenen innerhalb des Schlosses Trompette ihre Versprechungen entweder nicht erfüllen konnten oder es ihnen leid ward, dieselben zu erfüllen. Indessen war Burie durch den Lärmen in den höchsten Schrecken versetzt; seine Ordonnanzcompagnieen hatte er nordwärts in die Saintonge geschickt, andere Truppen auch nur in sehr geringer Zahl bei sich, er war also rein auf den guten Willen der Bürgerschaft von Bordeaux angewiesen. Er sendete daher an Montluc, dieser möge ihm zur Rettung Bordeaux' Truppen zuführen.

Montluc ließ darauf nur einige schwache Besatzungen in der Gascogne zurück, sammelte die übrigen Compagnieen und zog nun durch das Land am linken Garonneufer nach Bordeaux; unterwegs erstürmte er das Schloß Castel Vieil und traf außerdem mit einer protestantischen Abtheilung im offenen Felde zusammen, welche er schlug. Gefangene ließ Montluc in diesen Kämpfen nie machen, jeder Feind, dessen man mit den Waffen in der Hand habhaft wurde, ward niedergehauen. Es kam ja hier, wie er sagte, darauf an, wer Herr und wer Diener sein solle. Im weitern Vorrücken erhielt er auch eine Botschaft der Königin von Navarra, daß er dasselbe einstellen möge; sie selbst sei aus Frankreich nach der Guyenne gekommen, um die Ruhe herzustellen, die Protestanten zur Niederlegung der Waffen zu bewegen und habe bereits mit Burie Alles in Ordnung gebracht. Nach kurzer Berathung mit seiner Umgebung beschloß Montluc, da Alle einstimmig der gleichen

93) C. P. XXII p. 66 ffg.

Meinung waren, sich an diese Botschaft nicht zu kehren, sondern weiter zu marschiren. Am zweiten Tage darnach traf er in Bordeaux ein.

94. Hier konnte er höchstens drei Tage bleiben, da es an Verpflegung für seine Truppen auf längere Zeit mangelte, denn die Protestanten hatten den Lauf der Garonne und der Dordogne in ihrer Gewalt, dieser beider Nahrungsadern von Bordeaux, und ließen kein Getreide dort hinabgelangen. Montluc kam daher mit Burie überein, daß sie gemeinschaftlich an's rechte Ufer der Garonne übergehen wollten, um in dem Lande zwischen dieser und der Dordogne die Protestanten unter Duras zu bekämpfen, die Plätze an den beiden Flüssen in ihre Gewalt zu bringen und dadurch den Lauf derselben frei zu machen.

Montluc ließ zuerst das gesammte Fußvolk, zu dessen Mestre de Camp er Charry ernannt hatte, übergehen, dann seine eigne Ordonnanzcompagnie und die Ordonnanzcompagnie des Königs
95. von Navarra, letztere nur 40 Helme stark, wie denn überhaupt die Ordonnanzcompagnieen äußerst schwach waren, da viele Edelleute aus ihnen dem Protestantismus anhingen oder die Neutralität vorzogen und deshalb auf ihre Güter heim gegangen waren. Montlucs Compagnie selbst zählte nicht mehr als 30 Helme. Montluc ging gleichfalls ans rechte Garonneufer über. Die Ordonnanzcompagnie Termes unter du Massez sollte um Mitternacht folgen. Am Morgen wollte dann Montluc mit der Avantgarde, sämmtlicher Reiterei und einigem Fußvolke voraufziehen und Burie mit der übrigen Infanterie und 4 Feldstücken sollte alsbald nachkommen.

Burie indessen schwankte hin und her, er theilte die Wuth Montlucs gegen die Protestanten durchaus nicht, außerdem hatte

---

94) C. P. XXII p. 77 ffg. 95) Der möglichst einfache, aber mit einem Visir versehene Helm der damaligen Reiterei heißt Salade (Celata); die stählerne Sturmhaube (Pickelhaube) ohne Visir, wie die Infanterie und die Arkebusiere zu Pferd sie führten, morion.

er kürzlich erst Abreden mit der Königin von Navarra genommen; wie alle übrigen Gouverneure erhielt auch er zu dieser Zeit die widersprechendsten Befehle und Anweisungen. Sobald allerdings Montluc anwesend war, wagte er dem heftigen Manne nicht zu widersprechen, sobald derselbe aber abwesend war, bereitete er ihm unter der Hand allerlei Hindernisse. So ließ er beim Dunkelwerden auch dießmal alle Kähne unter das Schloß Trompette zurückziehen und verhinderte auf diese Weise das rechtzeitige Uebersetzen der Compagnie Termes.

Am nächsten Morgen nahm Montluc die bereits übergesetzte Reiterei und die beiden Compagnieen Clermont und Sainctorens des Fußvolks und zog damit etwa 3 Stunden weiter vorwärts nach La Seuve, während er Charry auftrug, mit der Infanterie ihm zu folgen, sobald die Compagnieen Termes und Burie herüber wären In La Seuve erfuhr er, daß der Feind ganz nahe bei Targon stehe. Er sendete nun Boten auf Boten an Burie zurück, dieser möge seinen Marsch beschleunigen; unterdessen ließ er nach einem kurzen Scharmützel mit den Vortruppen des Feindes seine Kavallerie in La Seuve abfüttern; mit nur 25 Pferden hielt er selbst dem Lager des Feindes gegenüber Wacht; ein Dutzend berittener Edelleute schloß sich ihm hier an. Am Mittag kamen einige der nach Bordeaux gesendeten Boten mit der Nachricht zurück, daß bis jetzt nur die Compagnie Termes über den Fluß gegangen sei, aber weder Burie, noch zwei andre Ordonnanzcompagnieen, die derselbe nach Bordeaux an sich gezogen.

Dagegen war Charry auf die Kunde der Boten, daß Montluc dem Feinde gegenüberstehe und in Erwägung, daß es noch lange dauern könne, bis Burie marschbereit sei, mit 60 Argoulets nach La Seuve geritten, um wenigstens für seine Person bei seinem General zu sein, wenn es zum Schlagen käme.

Es ist eine organisatorische Eigenthümlichkeit in diesen Hugenottenkriegen, daß die meisten Infanteriecompagnieen, so auch die von Clermont und Sainctorens einige berittene Leute, Ar-

goulets, Arkebusiere zu Pferd oder Bandelierreiter hatten, welche das Geleit des Hauptmanns bildeten, außerdem den Polizeidienst in dem zu beherrschenden Landstriche versahen und in den Kämpfen, bei welchen die Infanterie der Reiterei nicht hatte folgen können, abgesessen den Dienst jener ersteren thaten.

Montluc sah, daß er, wenn er schlagen wolle, auf Burie nicht warten konnte; aber an berittener Mannschaft hatte er, abgesehen von den Argoulets, nicht mehr als höchstens 120 Helme, wobei alle berittenen Offiziere schon mitgezählt waren; die Compagnie Termes war noch nicht eingetroffen. Da sie seit Mitternacht in Erwartung, übergesetzt zu werden, im Sattel war, mußte sie auch, als sie eintraf, erst in La Seuve abfüttern, ehe man auf sie rechnen durfte. Die Mehrzahl der Offiziere war gegen den Kampf, bevor Burie einträfe; — geschlagen in diesem setze man die ganze Guyenne auf's Spiel. Montluc gab zu, daß dies richtig sei; aber schlage man nicht, so gebe man dem Feinde Muth und dies führe bei der allgemeinen Einschüchterung von Edelleuten und Landvolk, die ohnedies schon herrsche, die Alle verhindere, sich offen für die katholische Sache zu erklären, zu einer Vermehrung der Anhänger der protestantischen Partei. Er erklärte sich danach für das Schlagen, zumal er keinen großen Widerstand erwarte; er habe den Feind beobachtet und gefunden, daß dessen Muth nicht eben am höchsten stehe. Er fand Beifall und theilte nun die Reiterei in zwei Truppen. Die eine, bestehend aus den Bognern der Ordonnanz und den Arkebusieren zu Pferd von der Compagnie Sainctorens, übergab er seinem zweiten Sohn, dem Capitän Montluc, die andere, bestehend aus den Gensdarmes und den Arkebusieren von Clermont, behielt er selbst; Charry mit seinen Argoulets und den Fußvölkern von Sainctorens und Clermont bildete die Reserve. So griff er den Feind bei Targon an, das Fußvolk konnte nicht mitkommen, es kam gar nicht in's Gefecht. Der Widerstand der Protestanten war hartnäckig; bis auf zwanzig Pferde waren sämmtliche der Reiterei Montlucs

entweder getödtet oder verwundet. Der Kampf blieb im Ganzen unentschieden und Montluc gesteht selbst ein, daß wenn der Feind nur einige von seinen Truppen gesammelt hätte, die Katholiken durchaus unfähig gewesen wären, sich dagegen länger zu wehren. Indessen der Feind war eingeschüchtert, er zog sich zurück. Daß die Katholiken ihn nicht verfolgen konnten, ist an sich klar; sie kehrten um vier Uhr Nachmittags nach La Seuve zurück, wo jetzt eben auch Burie eintraf.

Mit diesem vereint wendete sich Montluc in den nächsten Tagen nach Bourg an der niedern Dordogne, welches die Protestanten ebenso wie Bazas räumten; die Katholiken legten Besatzung ein und es kam einiges Getreide die Dordogne hinab nach Bordeaux. Darauf kehrte Montluc an die Garonne zurück, während Burie mit den Feldstücken nach Bordeaux zog, um von dort schweres Belagerungsgeschütz zu holen. Das Land zwischen Dordogne und Garonne trug die Spuren von Montlucs Durchzug; überall hingen die Protestanten, die er aufgegriffen hatte, an den Bäumen. Ein Gehenkter, wie er selbst sagt, schreckte mehr, als hundert, die im Gefechte niedergemacht wurden. Nicht mit Unrecht nannte ihn die Königin von Navarra mit dem Namen des „Tyrannen" und noch ganz anderen, die er nicht aufführt.

Als Burie mit drei Stücken schweren Belagerungsgeschützes 96.
eintraf, ward zum Angriff auf Monsegur geschritten. Es gelang Montluc, ein vermauertes Thor nächtlicher Weile einschießen zu lassen und ähnlich wie bei Pienza durch dieses in den Platz einzudringen. Nach einem hartnäckigen aber kurzen Straßengefecht gaben die Protestanten den Widerstand auf und suchten sich durch die Flucht zu retten. Montluc selbst zog mit 100 Mann die Mauern entlang, um Alles niederzumachen, was über jene zu entkommen suchte. Den Commandanten, einen braven und tapfern Mann, welchen Montluc von Moncalieri her kannte

96) C. P. XXII. p. 86 ffg.

und selbst unter seinem Commando gehabt hatte, ließ er, eben weil derselbe brav, tapfer und ein treuer Anhänger seiner Partei und seines Glaubens war, in Gesellschaft von 15 bis 20 andern Personen, die man aus den Häusern herausgeschleppt hatte, hängen.

97. Von Monsegur ward weiter in das innere Land zwischen Garonne und Dordogne vor Duras gezogen, dessen Besatzung sofort auf freien Abzug kapitulirte. Während Burie für einige Tage nach Bordeaux zurückging, stieg Montluc in die Garonne nach Marmande und Tonneins hinab. Ueberall ging der Schrecken vor ihm her und die Protestanten zogen sich ohne Widerstand zu leisten die Garonne aufwärts zurück. Bei Clairac und Aiguillon überschritt er den Lot und marschirte auf Port St. Marie; unterwegs erfuhr er, daß der Feind auch das stark besetzte Agen geräumt habe. Zu Port St. Marie kam Burie von Bordeaux, von wo er neues Geschütz mit heranbrachte, wieder zu ihm. Vereint zogen sie nun nach Agen.

98. Von hier aus sendete Burie drei Ordonnanzcompagnieen an den Lot nach Villeneuve d'Agen und Gegend; bald lief von dort die Nachricht ein, daß ein protestantischer Führer, Bordet, mit 300 Pferden, worunter 120 Helme Lanzenreiter,

99. der Rest Pistoliers (Kürassiere) und Arkebusiere zu Pferd, im

---

97) C. P. XXII. p. 93 ffg. 98) C. P. XXII. p. 95 ffg. 99) Die von Montluc sogenannten Pistoliers sind die später sogenannten Kürassiere, welche eben in dieser Zeit zuerst auftreten. Sie sind nicht zu verwechseln mit den früheren Kürissern der Deutschen. Diese waren schwer gerüstete Lanzenreiter; die Kürassiere dagegen führten keine Lanzen, sondern Degen und zwei Pistolen. Sie bildeten Ende des 16. und Anfangs des 17. Jahrhunderts eigentlich die schwere Kavallerie der europäischen Heere, während die Lanzenreiter, so lange sie überhaupt noch existirten, in schwere und leichte, je nach ihrer Schutzbewaffnung unterschieden wurden und dann bald ganz abkamen, da sie bessere Uebung, vor allem bessere Pferde als die Kürassiere brauchten, folglich theurer als diese zu unterhalten waren.

Anzuge aus der Saintonge sei, um über den Lot nach Montauban zu ziehen und sich dort mit dem hugenottischen Hauptheer zu vereinigen. Da Bordet auch drei Fähnlein Fußvolk bei sich hatte, baten die Hauptleute der Ordonnanzcompagnieen, daß Burie ihnen 400 bis 500 Infanteristen zusende, damit sie Bordet auf dem Wege angreifen und an der Vereinigung mit Duras zu Montauban hindern könnten. Montluc erbot sich, diese Infanterie nach Villeneuve zu führen; Burie sagte aber, er wolle selbst gehen; zögerte indessen so lange damit, daß Bordet glücklich nach Montauban hinaufkam, ohne im mindesten behelligt zu sein.

Der größte Theil der Protestanten von Agen und dessen Umgegend hatte sich nach Stadt und Schloß Penne am Lot geflüchtet; Montluc bestimmte Burie sie hier anzugreifen. Das französische katholische Heer wurde bei diesem Angriffe auch von drei Fähnlein spanischen Fußvolkes unter Don Louis Carvajal unterstützt, den ersten Truppen, welche Philipp II., der unerbittliche Ketzerfeind, dem französischen Glaubensheere in der Guyenne zu Hülfe sendete, und denen später zehn andere Fähnlein unter Don Juan Carvajal nachfolgten. Diese Spanier waren Rekruten, von denen die wenigsten ihre Waffen zu führen verstanden; aber im äußersten Maße fanatisirte Bursche. Die Stadt Penne, obwohl verschanzt, ward nach kurzem Widerstande genommen; die Protestanten zogen sich in das Schloß und vertheidigten sich von Abschnitt zu Abschnitt. Eine große Zahl von Frauen und Kindern wurde hier vor dem letzten Abschnitte von den wüthenden Spaniern niedergemacht, unter dem Vorwand, daß es Prediger in Weiberkleidern seien. Die fünfzig letzten protestantischen Kämpfer warfen sich in einen großen Thurm, wo sie aus Mangel an Lebensmitteln beim Eintritt der Nacht unter der Bedingung, daß ihnen das Leben geschenkt werde, kapitulirten und sich als Kriegsgefangene ergaben. Am nächsten Morgen sollten sie unter einer Escorte von Franzosen abgeführt werden, aber die verthierten Spanier entrissen der Escorte auch diese Gefangenen.

100. Von Penne zog das Glaubensheer nach Moissac, gleichzeitig wurde aber ein Detachement von 100 Argoulets unter Sainctorens nach Cahors entsendet, um dieses, für welches man fürchtete, gegen einen Handstreich der Protestanten von Montauban aus sicher zu stellen; er kam wirklich am einen Ufer des Flusses hier an, als der Feind auch schon am andern erschien, und es gelang ihm, die Stadt mit Hülfe der Einwohner in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Protestanten zogen sich bald gegen den Aveyron zurück, um näher an Montauban zu sein, da sie vernahmen, daß das Gros der Katholiken sich auf Moissac gewendet habe. Montluc und Burie beschlossen nun, den untern Tarn und untern Aveyron am rechten Ufer aufwärts zu ziehen, um den Feind im freien Felde anzugreifen. Jenseits Mirabel, in der Richtung auf Caussade, stieß Montluc mit der Avantgarde auf den Feind, dessen Hauptlager, wie er erfuhr, bei Caussade sein sollte. Burie ließ ihn allein, er hatte schon eine Stunde weiter rückwärts Quartier genommen; mit großer Mühe brachte ihn Montluc dazu, nach Mirabel vorwärts zu kommen.

Hier drang er nun am nächsten Morgen darauf, das ganze Heer solle in Schlachtordnung gegenüber dem feindlichen Lager Stellung nehmen. Burie hatte nicht Lust zu schlagen; er sprach die Befürchtung aus, man könne verlieren und dann sei die ganze Guyenne dahin. Montluc erklärte, er wolle auch nicht schlagen; aber die Aufstellung in Schlachtordnung würde jedenfalls zweierlei Vortheile bringen; erstens, daß man doch für's Künftige wisse, wie man sich in Schlachtordnung aufzustellen habe, und zweitens, daß man die Stärke des Feindes kennen lerne, der jedenfalls auch ausrücken müsse. Burie gab nun nach. In der That hatte allerdings Montluc die entschiedenste Absicht, es zum Schlagen zu bringen, wenn das Heer nur erst in Schlachtordnung wäre.

---

100) C. P. XXII. p. 102.

Indessen seine Hoffnung und Freude sollten umsonst gewesen sein. Er selbst mit einigen Ordonnanzcompagnieen rückte zwar aus und nahm Stellung, auch der Feind rückte ihm gegenüber aus und brachte ziemlich lange Zeit damit hin, sich in Schlachtordnung zu formiren. Aber Burie kam nicht; er war anderer Meinung geworden, wie sehr wahrscheinlich ist, weil er Montlucs Plan durchschaute.

Montluc war wüthend; er schwur darauf, daß die schönste Gelegenheit versäumt sei, der Feind wäre in Furcht gewesen, man hätte ihn sicher gehabt, die beiden obersten protestantischen Führer, Duras und Bordet, seien außerdem an diesem Tage gar nicht im Lager gewesen. Er fühlte jetzt tiefer als je die Nachtheile eines doppelten Commandos, und hatte die beste Neigung, sich von Burie zu trennen. Davon hielt ihn nun allerdings das Zureden Anderer und namentlich des Herrn von Malicorne ab, der kurz vorher vom Hofe eingetroffen war, um Nachrichten über den Stand der Dinge in der Guyenne einzuziehen und über den Stand der Dinge im übrigen Frankreich zu überbringen; doch der innere Zwiespalt zwischen den beiden Oberbefehlshabern war einmal da und nicht mehr fortzuschaffen.

Nach der versäumten Gelegenheit von Caussade schlug Burie 101.
vor, nach Moissac zurückzugehen und von dort aus vor **Montauban** zu rücken. Montluc erkannte sehr richtig, daß man vor dem festen Platze noch weniger etwas ausrichten werde, als im freien Felde; doch war ihm diese ganze zaudernde Kriegführung gerade jetzt so eckelhaft geworden, daß er es nicht für der Rede werth hielt, zu widersprechen. Er zog mit. Am 14. September trafen die Katholiken mit 9 Compagnieen Kavallerie, neun und zwanzig Compagnieen französischer und drei Compagnieen spanischer Infanterie und 13 Geschützen, im

101) C. P. XXII. p. 113.

Ganzen einschließlich der Argoulets höchstens 800 Pferden und gegen 5000 Mann, vor dem Platze ein. Am 18. zogen sie nach einigen Kanonenschüssen und Scharmützeln um die Vorstädte wieder ab, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Bei der Rückkunft nach Moissac erfuhr Montluc, daß die Protestanten von Lectoure am Gers aus in der Gascogne streiften, die katholischen Gutsbesitzer plünderten und brandschatzten und daß namentlich eine Abtheilung von Lectoure gegen Westen gezogen sei, um sich mit einer andern von dorther kommenden zu vereinigen. Er sendete seinen Sohn mit einem Detachement ab, um hier wo möglich Ordnung zu schaffen. Als die Abtheilung von Lectoure die Annäherung des Capitän Montluc erfuhr, wollte sie sich dorthin zurückziehen, der Capitän aber warf sich zwischen sie und Lectoure und schloß sie in Terraube ein; er bot rings die katholischen Gutsbesitzer auf und sammelte von ihnen gegen 2000 Mann, mit denen er Terraube blokirte, er schrieb darauf an seinen Vater, wenn er mit Artillerie komme, werde es leicht sein, sich Lectoures zu bemächtigen, da die beste Mannschaft aus dieser Stadt in Terraube eingeschlossen sei.

Montluc brach mit einiger Infanterie, die ihm Burie anfangs selbst verweigern wollte und drei Geschützen nach Lectoure auf; eine Bresche ward bald geschossen, in der nächsten Nacht sollte gestürmt werden und zwar in zwei Kolonnen, mit der einen die Bresche selbst, mit der andern das benachbarte Bastion. Hinter der Bresche hatten die Belagerten einen Abschnitt angelegt und in dem Graben vor diesem eine Pulverschlange gestreckt. Sobald die katholische Sturmkolonne dies bemerkte, bekam sie Angst und kehrte in aller Eile um; auch der Sturm auf das Bastion mußte nun aufgegeben werden; die Protestanten hatten den Angriff glücklich abgeschlagen. Am andern Morgen recognoscirte Montluc eine andere Stelle, wo er Bresche zu schießen gedachte; diesmal wollte er aber am hellen Tage stürmen; es scheint ihm ergangen zu sein, wie dem Marschall

Pelissier vor der Karabelnaja, der auch von den nächtlichen Unternehmungen zurückkam.

Unterdessen verlangte der protestantische Commandant von Lectoure, Brimond, zu unterhandeln; man kam überein, daß drei Protestanten als Geiseln aus der Stadt in's Lager, ebenso drei Katholiken aus dem Lager in die Stadt gehen sollten. Als die letzteren sich dem Thore näherten, ward von dort auf sie geschossen. Montluc schimpfte weidlich auf die Hugenotten ohne Treue und Glauben; Brimond entschuldigte sich und versprach Genugthuung; bald sahen auch die Katholiken einen Menschen aus den Schießscharten der Stadt heraus baumeln. Aber es soll ein Katholik gewesen sein, der so statt des Schuldigen gehängt ward. Es sollte nun zum zweiten Male zur Auswechselung der Geiseln geschritten werden. Beständig fragten dabei die Protestanten nach Montluc, er vermuthete indessen, daß es darauf abgesehen sei, ihn niederzuschießen, wenn er sich blicken ließe; er hielt sich deshalb weislich zurück. Es ward zum zweiten Mal von der Stadt her auf die katholischen Geiseln geschossen, als diese sich der Stadt näherten.

Nun sagte Montluc: wenn die Protestanten so mit ihrem Worte umgingen, würde er es ebenso machen. Leider hatte er das Mittel in der Hand, seine Drohung auszuführen. Die in Terraube eingeschlossenen Protestanten hatten sich nämlich unter der Bedingung an den Capitän Montluc ergeben, daß ihnen das Leben geschenkt würde. Montluc sendete nun ein Detachement nach Terraube, um sie sämmtlich niederzumachen. In der That wurden hier 230 wehrlose Leute getödtet und ihre Leichen in einen Brunnen geworfen.

Die Unterhandlungen mit der Besatzung von Lectoure wurden unterdessen wirklich aufgenommen und es kam eine Kapitulation zu Stande, welche den Protestanten, die vom Schicksal ihrer Genossen zu Terraube noch nichts wußten, äußerst günstig war. Die Besatzung zog demgemäß mit fliegenden Fahnen und unter Trommelschlag mit sämmtlichem Gepäck aus und sollte

sicher bis an die Grenzen von Bearn geleitet werden; den zurückbleibenden Protestanten ward Glaubensfreiheit und die Freiheit, in ihren Häusern Gottesdienst zu halten, zugesagt; die Protestanten, welche in Florence und Terraube eingeschlossen wären, sollten ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt werden. Bis auf die letztere Bedingung ward die Kapitulation gewissenhaft gehalten. Während Montluc vor Lectoure stand, erhielt er von
102. Burie die Nachricht, daß seine drei spanischen Compagnieen gemeutert und ihn verlassen hätten, daß Montluc, wenn er sähe, er könne nicht in zwei Tagen mit Lectoure fertig werden, es liegen lassen und zu ihm zurückkehren solle, da er sonst der Gefahr ausgesetzt sei, von überlegenen protestantischen Kräften angegriffen zu werden. Diese Umstände bestimmten natürlich Montluc, auf die Kapitulation, welche die Protestanten verlangten, schleunigst einzugehen. Es gelang ihm auch, die Spanier, welchen er nachsendete, zur Umkehr über die Garonne mit ihm zu bestimmen.

Montluc schickte seine Truppen zum größten Theile auf Laytac und dort an's rechte Garonneufer, er selbst reiste über Estillac nach Agen. Hier erhielt er verschiedene Nachrichten; wichtige Begebenheiten schienen sich vorzubereiten. Das protestantische Heer war von Montauban nordwärts aufgebrochen. Cahors fand es von den Katholiken besetzt; Sainctorens war zwar, als Montluc nach Lectoure marschirte, von dort abberufen, aber auf ungünstige Nachrichten, welche mittlerweile eintrafen, sofort dahin zurückgeschickt. Das protestantische Heer ging über den Lot, ohne sich bei Cahors aufzuhalten und marschirte nach der Dordogne. Alles deutete darauf hin, daß es sich mit den Protestanten in der Normandie zu vereinigen denke. Diese hatten zu der Zeit beträchtliche Verstärkungen aus Deutschland erhalten, welche d'Andelot herangeführt; er sollte Orleans besetzt halten und Condé bereitete einen Schlag auf

102) C. P. XXII. p. 123.

Paris vor. Burie war von Moissac aus gleichfalls im Marsch, um den Protestanten zu folgen und sie von der Vereinigung mit dem Heere der Normandie wo möglich abzuhalten. In Bergerac an der Dordogne war der Herzog von Montpensier eingetroffen, um den Oberbefehl in der Guyenne und Gascogne zu übernehmen, was die Berichte Malicornes über das schlechte Einvernehmen zwischen Burie und Montluc nothwendig erscheinen ließen.

Montluc marschirte nun von Agen und Layrac gleichfalls nordwärts auf Villeneuve d'Agen am Lot und dessen Gegend, von dort auf Civrac an der Dordogne, Burie stand östlich von ihm. Ueber die Protestanten unter Duras, welche die Dordogne schon überschritten hatten, vernahm man, daß sie bei Fages an der Vezere im Lager stünden.

Montluc dachte nur daran, die Protestanten so schnell als möglich zu bekämpfen; er ließ seine Truppen die Dordogne oberhalb des Einflusses der Vezere überschreiten und an letzteren Fluß vorrücken. Von Burie, den er hatte auffordern lassen, sich mit ihm behufs der Schlacht zu vereinigen, traf die Antwort ein: er sei nicht dafür, die Dordogne zu überschreiten, man müsse sich zuerst mit dem Herzog von Montpensier vereinigen und dann diesem die Entscheidung darüber anheimstellen, ob geschlagen werden solle oder nicht.

Montluc gerieth wie gewöhnlich in Wuth, er sendete Boten auf Boten an Burie, ihm zu folgen, ja endlich an Charry und die Commandanten der einzelnen Compagnieen, damit sie den Oberbefehlshaber mit fortzögen; er selbst überschritt die Vezere, um den Protestanten weiter zu folgen, welche sich auf ihrem Marsche an die Isle zwischen Mucidan und Perigueux nicht besonders beeilten. Sie wußten, daß der Herzog von Montpensier mit sehr geringen Kräften bei Bergerac, Burie, der ihnen auch keine große Furcht einflößte, viel weiter östlich stehe; Montluc vermutheten sie noch vor Lectoure, hatten also ihrer Meinung nach mindestens einen Vorsprung von 15 Meilen vor ihm.

Indessen gerade dieser so weit entfernt geglaubte Montluc befand sich plötzlich zu St. Alvere mitten zwischen ihren Cantonnements bei Ver und St. Andras zwischen Vezere und Isle;
103. und sein unermüdliches Treiben und seine Künste hatten auch den Erfolg, daß Burie ihm mit der Hauptmacht nach Alvere folgte und sich hier zu seinem größten Erstaunen auch plötzlich zwischen den feindlichen Cantonnements befand. Einer Schlacht schien nun nicht auszuweichen; Montluc drang darauf, Burie wehrte sich noch immer dagegen und wiederholte unabläßig seine alten Befürchtungen, mit einer Schlacht zugleich die Guyenne zu verlieren. Montluc stellte dem entgegen: Wer angreift, siegt, und folgerte daraus, daß man angreifen müsse.

Am nächsten Tage, 9. October 1562 früh morgens, rückte das katholische Heer aus. Die Protestanten hatten sich eben auch in Marsch gesetzt, ihre Arriergarde nahm bei Ver Stellung, als sie die katholische Reiterei vorrücken sah. Burie überließ Montluc die ganze Leitung: „Lassen wir ihn machen, sagte er, der Mann hat Glück."

Nach einer kurzen Recognoscirung stellte Montluc die 6 Ordonnanzcompagnieen, welche er zur Verfügung hatte, auf, auch die Artillerie nahm Stellung, sie bestand aus vier Stücken; dann kehrte er vorerst zu der heranrückenden Infanterie zurück, um nach seiner Gewohnheit zu dieser ermuthigend zu sprechen, er redete die Spanier besonders, die Gascogner besonders an, auch jene in ihrer Sprache, soweit er sich dieselbe angeeignet hatte und suchte vorzüglich einen Wettstreit der Nationalitäten anzufachen. Charry mit den sämmtlichen Arkebusieren zu Pferd, welche sich bei der Infanterie befanden, zog er sofort in das Reitertreffen vor.

Als er zu diesem zurückkehrte, bemerkte er, daß das feindliche Gros im Rückzuge den Schritt beschleunigte; die Protestanten hatten bei Montlucs Recognoscirung einen Gefangenen

103) C. P. XXII. p. 128.

gemacht und von diesem erfahren, daß Montluc selbst sich beim katholischen Heere befinde. Dies hatten sie nicht erwartet und es erregte allgemeine Bestürzung; der Rückzug ward beschleunigt. Montluc, sobald er es bemerkte, führte die Reiterei zum Angriffe vor. Der Angriff war glücklich, obwohl der Feind an einzelnen Stellen hartnäckigen Widerstand leistete. Die Infanterie der Katholiken kam gar nicht zum entscheidenden Kampf, nur zum Todtschlagen der Versprengten, welche die Reiterei auseinandergetrieben hatte.

Um zwei Uhr Nachmittags war der ganze Kampf einschließlich der Verfolgung beendet; der Verlust der Protestanten ward von den Katholiken auf 2000 Mann geschätzt; Trophäen hatten diese viele erbeutet, erstens die ganze Artillerie, wenigstens soweit sie in's Gefecht gekommen war, dann von den Fähnlein der 23 Compagnieen Infanterie (ungefähr 4000 Mann) 19, von den Standarten der 13 Cornetten Kavallerie (höchstens 1300 Pferde) 5. Jedenfalls sammelte sich von dem protestantischen Heere noch ein beträchtlicher Theil in der Saintonge.

Die Sieger, deren Verlust, insbesondere an verwundeten auch nicht unbedeutend war, nahmen ihr Quartier am Nachmittage des Schlachttages in Ver, wo sie auch am nächsten Tage blieben. Am folgenden marschirten sie nach Muciban 104.
an der Isle. Hier trafen Burie und Montluc mit dem Herzoge von Montpensier zusammen.

Unterdessen schien es nach den eingetretenen Verhältnissen vor allen Dingen nothwendig, eine anständige katholische Macht im Norden zu entfalten. Man kam daher überein, daß Montpensier mit Burie, ferner mit 4 Ordonnanzcompagnieen desselben und 6 andern, welche er selbst mitgebracht, dann mit 13 Fähnlein Spaniern unter Don Juan Carvajal und 6 Fähnlein Gascognern unter Charry nach Frankreich abmarschire,

104) C. P. XXII. p. 146.

Montluc aber mit dem Rest der Truppen nach der Guyenne zurückkehre, um diese zu bewachen.

Schon unterwegs ward Montluc noch einmal von Montpensier zurückgerufen, — der unterdessen auf Barbezieux marschirt war, — da sich wiederum in dieser Gegend bedeutende protestantische Streitkräfte zeigten und eine Schlacht bevorzustehen schien. Da indessen diese Besorgniß bald verschwand, ward Montluc auch sogleich nach der Guyenne entlassen.

105. Kaum war er acht Tage in Agen, als er von Toulouse aus gebeten ward, doch das Commando vor Montauban zu übernehmen, welches seit dem 10. Oktober Herr von Terride belagerte. Er ging nach Toulouse, bezeigte aber keine Lust, Montauban zu belagern. Abgesehen davon, daß Terride auf die Kunde von der Absicht, Montluc statt seiner die Belagerung von Montauban durchführen zu lassen, sich über dieselbe sehr beschwert hatte und Montluc ihm nicht seine Lorbeern entreißen mochte, hatte er auch vor diesem Platze schon zweimal wenig Glück gehabt. Er ließ sich endlich bestimmen, vor Montauban zu gehen, um Terride mit seinem Rathe zu unterstützen, fand indessen, daß die Sachen bei dem Belagerungscorps äußerst miserabel standen, wickelte sich bald wieder aus der Angelegenheit heraus und kehrte nach Agen zurück, welches er für den zum Sitze eines Gouverneurs der Guyenne geeignetsten Platz, geeigneter als Toulouse oder Bordeaux an den beiden Enden des Landes, erkannte.

106. Von Agen ward er zweimal nach Bordeaux berufen, um dort ausgebrochene Streitigkeiten zwischen den Behörden beizu-
107. legen, was ihm auch gelang; dazwischen nach Toulouse, wo sich im Anfange des Jahres 1563 eine katholische Ligue bildete, deren nächster Zweck war, den katholischen Adel und die katholische Geistlichkeit im Languedoc zu unterstützen, wo die Prote-

105) C. P. XXII. p. 152. 106) C. P. XXII. p. 155. 107) C. P. XXII. p. 156.

stanten keineswegs so reducirt waren, als in der Guyenne und Gascogne. Die Ligue wollte auf ihre Faust eine Heeresmacht — zur Erleichterung des Königs — aufstellen und Montluc sollte dieselbe commandiren. Vorerst kamen, wie wir sehen werden, die Plane dieser Ligue nicht zur Ausführung.

Als Montluc das zweite Mal zu Bordeaux war, erhielt er hier ein Patent als Generallieutenant für die eine Hälfte der 108.
Guyenne, die andere Hälfte sollte Burie behalten; die Grenzen zwischen den beiden Gouvernements waren nicht bestimmt. Montluc sah tausend Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten von diesem Gouvernement voraus und wehrte sich lange dagegen, es anzunehmen. Indessen endlich mußte er den vereinten Bitten der sämmtlichen Behörden von Bordeaux und ihren Vorstellungen weichen.

Als er eben nach der zweiten Anwesenheit dort von Bordeaux abreisen wollte, traf die Friedensnachricht, die Nachricht von dem Edict von Amboise ein. Condé war im Spätherbst 1562 gegen Paris gezogen, er fühlte sich zu schwach, es anzugreifen. Als er sich nach der Normandie zurückzog, folgte ihm das katholische Heer unter dem Connetable von Montmorency und dem Herzog von Guise, verstärkt durch den Zuzug, den Montpensier aus der Guyenne herbeigeführt hatte. Bei Dreux an der Eure, in der Nähe von Ivry, kam es am 19. December 1562 zur Schlacht zwischen den Parteien. Von der protestantischen gerieth Condé, von der katholischen Montmorency in Gefangenschaft des Feindes. An der Spitze der Protestanten stand nun der Admiral von Coligny, an der Spitze der Katholiken der Herzog von Guise. Der Sieg war auf Seiten der Katholiken gewesen; Guise hatte ihn gewonnen, Katharina von Medici mußte ihm in Stelle des Königs von Navarra, welcher

108) Generallieutenant hat in dieser Zeit nicht den Sinn eines bestimmten militärischen Grades, bedeutet vielmehr den obersten Stellvertreter des Königs in einer Provinz oder auf einem Kriegstheater.

schon am 17. November an den Folgen einer Wunde, die er vor Rouen erhalten, gestorben war, zum Generallieutenant des Königs ernennen.

Während nun Coligny mit dem protestantischen Feldheere nach Havre de Grace marschirte, wo ihm englische Verstärkungen zugehen sollten, rückte Guise vor Orleans, jetzt der Hauptplatz der Protestanten, welcher von Andelot tapfer und erfolgreich vertheidigt ward. Während dieser Belagerung ward Guise am 18. Februar von einem fanatischen Protestanten, Jean Poltrot de Méré, meuchelmörderisch erschossen.

Der Tod Guise's, die Langweile, welche einerseits Condé, andererseits der Connetable von Montmorency in der Gefangenschaft empfanden, führten zu gegenseitiger Annäherung und es wurden Unterhandlungen angeknüpft, welche bei der Neigung Katharinens von Medici, das politische Schaukelsystem aufrecht zu erhalten, und der Mäßigung des Kanzlers l'Hôpital, zu dem Frieden von Amboise führten, der durch das Edict von Amboise vom 19. März 1563 besiegelt ward. Dieser gestand den Protestanten eine ziemlich ausgedehnte Religionsfreiheit zu, mit welcher sie zufrieden waren.

Montluc während des Religionsfriedens und beim Ausbruche des zweiten Krieges.

109. Montluc, der wie schon erwähnt, die erste Nachricht von dem Edikt von Amboise zu Bordeaux erhielt, stellte sofort die Feindseligkeiten ein. Er berief seinen Sohn, den Capitän Montluc, den Stolz seines Alters, welcher zwölf Fähnlein gascognischen Fußvolkes und eine Cornette leichte Reiter eben dem königlichen Heere zuzuführen im Begriffe stand, und bereits Mucidan an der Isle erreicht hatte, augenblicklich zurück und ordnete die Auflösung dieser Truppen an. Ebenso entließ er alle andern

---

109) C. P. XXII. p. 165.

Soldaten, die unter seinem directen Befehle standen und befahl das Gleiche der Stadt Toulouse und der von ihr ausgegangenen katholischen Ligue.

Er selbst schlug seine Residenz zu Agen auf, von wo aus er mit einem geringen Geleite und mit drei Geschützen, mit denen er nach allen Seiten hin drohte, die Ruhe auch ohne Soldaten aufrecht zu erhalten wußte.

Obgleich er die ganze neue protestantische Religion für eine bloße unnütze Schnurre und Schwindel (piperie) hielt, die nur zum Deckmantel für Herrschgelüste der Bourbons dienten, hatten ihm doch seine Erfahrungen während der letzten Jahre gezeigt, daß es mit der katholischen Religion nicht eben besser bestellt sei, daß auch deren Partei eben eine politische sei. Dies allerdings hatte ihn vorzugsweise bestimmt, sich mit solcher Entschiedenheit zu ihr zu schlagen, als er es that, weil er sie für die Partei des Bestehenden hielt. Indessen auch daran waren ihm Zweifel aufgekommen; mit Grundsätzen, das sah er ein, nahm man es auf katholischer Seite ebenso wenig als auf protestantischer genau.

Einen geraden Weg mußte der alte Soldat immer gehen; das konnte er nicht anders, und diesen geraden Weg erkannte er für jetzt darin, gleiche Gerechtigkeit gegen Protestanten, wie gegen Katholiken zu üben und alle Ueberschreitungen des Edicts von Amboise zu ahnden ohne Rücksicht auf die Partei, von welcher sie ausgingen. Die von Terride geführte Belagerung von Montauban, welche bis dahin ohne Resultat fortgesetzt war, ward am 15. April 1563 aufgehoben. Seine sonstige Friedensthätigkeit eröffnete er damit, daß er sofort zwei katholische Soldaten hängen ließ, die sich gegen das Edict von Amboise vergingen. Schon dachten die Protestanten jetzt, daß der alte Montluc sich umgekehrt habe, wie ein Strumpf; allein er stellte unverweilt das Gleichgewicht her, indem er zwei Protestanten, die das Edict von Amboise überschritten, gleichfalls an den Galgen brachte.

Diese gleiche Elle beruhigte das Land wirklich, Katholiken und Protestanten näherten sich einander und aller Wahrscheinlichkeit nach hätten sie für alle Zeiten ruhig neben einander leben können, wenn nicht die politische Parteiung die religiöse zum Deckmantel genommen, wenn die Regierung und die übrigen Gouverneure der Provinzen gleiche Gerechtigkeit geübt hätten, wie Montluc.

110. Seine erste Frau hatte dieser während des letzten Jahres des ersten Hugenottenkrieges (1562) durch den Tod verloren; schon im nächsten Jahre 1563 verheirathete er sich, nun schon 60 Jahre alt, wieder mit Isabelle von Beauville. Der eingetretene Frieden gab ihm die Muße dazu; im Uebrigen ist anzunehmen, daß er eine Frau etwa wie ein nützliches Hausthier betrachtete und bei dieser Heirath wie bei der ersten mehr den Nutzen für seine Haushaltung als irgend etwas Anderes im Auge hatte.

Einen großen Kummer sollte dem alten Krieger die Friedenszeit bringen. Der hoffnungsvollste seiner Söhne, der zweite,
111. Pierre Bertrand, der Capitän Montluc oder auch der Capitän Peyrot genannt, derselbe, der seinen Vater während des eben beendeten Religionskrieges so kräftig und glücklich unterstützt hatte, unfähig, still zu sitzen, faßte den Plan, an den afrikanischen Küsten einen festen Platz als Zwischenpunkt für den französischen Seehandel nach Africa und Ostindien zu gründen. Er rüstete in kurzer Zeit drei große Schiffe und einige Barken aus und brachte 1200 Mann auf die Beine. Auf der Seereise wollten seine Leute bei Madera Wasser einnehmen; als sie an's Land stiegen, wurden sie von den Portugiesen, obgleich Frankreich und Portugal im Frieden mit einander waren, mit Kanonenschüssen empfangen. Der Capitän Montluc, aufgebracht darüber, setzte nun 800 Mann an's Land, ließ alle Portugiesen, die er auf dem Wege nach der Hauptstadt traf, massacri-

110) C. P. XXII. p. 96. 111) C. P. XXII .p. 129.

ren, griff dann diese selbst an, stürmte sie und ließ sie plündern. Im Verlaufe des folgenden Straßenkampfes aber ward er von einer Musketenkugel tödtlich verwundet. Er starb zwei Tage darauf (1565).

Aber auch die öffentliche Ruhe sollte nicht lange erhalten werden. Nach dem Tode des Herzogs von Guise und dem Edict von Amboise waren die Protestanten im Wesentlichen die mächtigere Partei. Anfangs trat dies noch zurück; als den Protestanten vorgeworfen ward, daß sie Havre de Grace den Engländern überliefert hätten, vereinigten sie sich mit den Katholiken zur Wiedereroberung dieses wichtigen Seeplatzes. Aber schon Anfangs 1564 sann Katharina nur darauf, wie sie den Protestanten ihre Macht beschneiden und diejenige der Katholiken heben könne, um das Gleichgewicht herzustellen, dessen sie zur Behauptung ihrer eigenen Gewalt zu bedürfen glaubte.

Im Frühling trat sie die Rundreise durch die Provinzen an, um den König seinem Volke und jenem sein Land zu zeigen. Auf dieser Rundreise näherte sie sich auffällig den Gouverneuren, welche entschieden auf Seiten der katholischen Partei standen. Schon im August und während der Reise beschränkte das Edict von Roussillon die Freiheiten der Protestanten wieder. Als augenblickliche Folge davon zeigten sich neue Unruhen, aber augenblicklich blieben die Ausbrüche noch vereinzelt. Doch trafen die Protestanten unter der Hand ihre Anstalten.

Montluc, der während der vorausgegangenen Friedenszeit sich auch manche protestantischen Edelleute der Gegend verpflichtet und in Folge dessen auch unter den Protestanten seine Verbindungen hatte, erfuhr davon sogleich. Am 31. Januar 1565 führte ihr Weg Katharinen und den jungen König nach Tou- 112.
louse. Montluc, der sich gleichfalls dort einstellte, um der Königin Mutter seine Huldigungen darzubringen, ward sehr wohl empfangen. Katharina sprach sehr viel von dem Vertrauen,

112) C. P. XXII. p. 172.

welches sie in ihn setzte und theilte ihm unter Anderm mit, daß sie die Absicht gehabt habe, falls die Schlacht von Dreux verloren gegangen wäre, sich zu ihm nach der Guyenne zu flüchten. Montluc hatte seit längerer Zeit Nachrichten, daß eine geheime katholische Ligue, ähnlich derjenigen, von welcher kurz vor dem Frieden von Amboise die Rede gewesen war, sich bilde. Er hielt dies für gefährlich und schlug Katharinen vor, um alle diese Privatverbindungen unschädlich zu machen, eine öffentliche Ligue oder Conföderation zu bilden, an deren Spitze der König stände und der beizutreten alle Großen des Reiches, die irgend einen Einfluß hätten, aufgefordert würden. Katharina bezeigte erst wenig Lust, auf diesen Plan, der später zu Mont de Marsan ausführlicher besprochen ward, einzugehen; sie wendete namentlich ein, daß zu erwarten stehe, die Protestanten ihrerseits würden einer solchen königlichen Ligue eine andere entgegensetzen. Montluc indessen ließ sich nicht abschrecken. Er gewann Carl **IX.** selbst und Katharina gab nun scheinbar nach. Es ward an der Ausführung des Projectes gearbeitet, aber bei der Feststellung der einzelnen Artikel des Vertrags stellten sich so viele Schwierigkeiten ein, daß die Sache sich für jetzt im Sande verlief.

Katharina durchreisete mit ihrem Sohn die Guyenne und Gascogne, von deren Zustand ihr schauerliche Schilderungen gemacht waren. Montluc sollte Alles verwüstet haben, indessen befand sich thatsächlich das Land in gutem Stande. Im Mai kamen die Reisenden nach M o n t d e M a r s a n; von da aus begaben sie sich nach B a y o n n e, wo sie eine Zusammenkunft mit Elisabeth, Philipps **II.** Gemahlin, haben sollten. Hier fand sich auch der Herzog von A l b a ein und es ist wahrscheinlich, daß in den stattfindenden Conferenzen Pläne zu einem gemeinschaftlichen Handeln gegen die Protestanten in Frankreich und den Niederlanden verabredet wurden. Von Bayonne ging die Reise durch Saintonge nach la Rochelle, welches sich ganz in protestantischen Händen befand. Montluc, der Katharinen

bis hieher begleitet hatte, lag ihr in den Ohren, sie solle dafür sorgen, daß la Rochelle den Händen der Protestanten entrissen würde. Sie wollte nichts davon hören. Die Zeit zu dem entscheidenden Auftreten gegen die Protestanten war für sie noch nicht gekommen.

Sie kam erst 1567, als Alba sich anschickte, seine spanischen Völker aus Italien nach den Niederlanden zu führen. Nun warb auch Katharina Truppen, unter Anderm 6000 Schweizer unter Oberst Ludwig Pfyffer von Luzern unter dem Vorgeben, den Herzog von Alba beobachten zu müssen.

Die Protestanten indessen waren auf alle geheimen Machinationen aufmerksam gewesen und hatten auch ihrerseits insgeheim schon seit Ende 1567 solche Anstalten getroffen, daß sie nicht überrascht werden könnten. Sie verhielten sich 1567 anscheinend so ruhig, daß Katharina sich vollkommen täuschen ließ, meinte, durchaus nichts zu fürchten zu haben und die erste zu sein, welche losschlüge, diejenige, welche überrasche.

In der That aber beschlossen die Protestanten, dem Schlage, der sie treffen sollte, zuvorzukommen; auf dem Congresse von Chatillon gewann Andelot alle Stimmen dafür. Ein Corps Kavallerie sollte in aller Stille zusammengebracht und mit diesem der Hof, der sich damals zu Monceaux bei Meaux aufhielt, überfallen, die königliche Familie aufgehoben werden; der allgemeine Aufstand sollte gleichzeitig ausbrechen. Als Tag der Ausführung war St. Michaelstag, der 29. September 1567, angesetzt.

Katharina wollte lange von den Nachrichten nichts glauben, welche ihr über die drohende Gefahr von verschiedenen Seiten her zugingen. Erst als nicht mehr daran zu zweifeln war, daß Condé an der Spitze der Protestanten bereits bei Montereau stehe, begab sie sich schleunigst mit ihren Kindern und dem Hofe in das einigermaßen befestigte Meaux und berief hieher die Schweizer und die übrigen in der Umgegend cantonnirenden Truppen. Ludwig Pfyffer traf schon am 28. Abends bei Meaux

ein; am nächsten Tage escortirte er in der Mitte eines großen Vierecks, welches seine Schweizer formirten, die königliche Familie und den Hof nach Paris. Condé suchte vergebens mit seinen Reitern unterwegs das Viereck zu durchbrechen, die schweizerischen Piken setzten ihm einen unüberwindlichen Widerstand entgegen.

113. Montluc, der nichts von den Plänen Katharinens wußte, erkannte dagegen an verschiedenen Anzeichen schon im Anfange 1567, daß ein allgemeiner protestantischer Aufstand sich vorbereite. Er machte darüber wiederholte Anzeigen an die Königin, aber diese und ihr Hof waren so sicher, daß die Katholiken zuerst zum Losschlagen kommen müßten, daß sie ihm stets antworten ließ: es sei nichts, er solle nur die Friedensedicte gehörig aufrecht erhalten. Am Hofe machte man sich weidlich über ihn
114. lustig, man taufte ihn den „Kriegstrompeter", was er wieder erfuhr und was ihn dermaßen ärgerte, daß er sich die Leute, die ihm diesen Ehrentitel gegeben, auf eine Pikenlänge gegenüber wünschte, um verständlich mit ihnen reden zu können.

In den ersten Tagen des September 1567 erfuhr Montluc, daß ein Abgesandter des Admirals Coligny von Gemeinde zu Gemeinde bei den Protestanten umherreise, um ihnen anzukündigen, sie sollten sich bereit halten, augenblicklich die Waffen zu ergreifen; den Tag würde ihnen ein zweiter Abgesandter ankündigen, der etwa in 14 Tagen zu erwarten sei. Die Nachrichten derselben Art häuften sich in den nächsten Tagen dergestalt, daß er sich noch einmal entschloß, durch einen befreundeten Edelmann, der eben an den Hof reisete, Katharinen Kunde davon geben zu lassen, welche indessen ebenso aufgenommen ward, wie alle seine frühern Meldungen.

115. Unterdessen unternahm Montluc eine Reise in die Bäder von

113) C. P. XXII. p. 179. 114) Kriegstrompeter; — Cornegguerre — vielleicht noch besser mit Kriegsschnüffler zu übersetzen. 115) C. P. XXII. p. 184.

Barbottan, da ihn das Hüftübel, welches er sich 1551 bei Chieri geholt hatte, wieder auf's empfindlichste plagte. Auf dem Wege dahin im Nachtquartier auf dem Gute des Herrn von Panjas hatte er einen schrecklichen Traum: „Ganz Frankreich war im Aufstand, Montluc irrte flüchtig umher, verfolgt von allen Seiten. Endlich ward er ergriffen und in eine Kirche vor einen neuen französischen König gebracht, dessen Hartschiere die Farben gelb, roth und schwarz führten, der italienisch sprach und ihn mit Ehrentiteln und Drohungen aller Art überhäufte. Montluc versprach endlich eingeschüchtert, da sein alter König und dessen Brüder todt seien, so wolle er nun dem neuen König ebenso treu dienen, als er jenem gedient habe. Da er nun abseits geführt ward, wurde ihm alsbald sein Versprechen leid, und er versuchte abermals zu entfliehen; wiederum wurde er verfolgt und ein wilder Lauf brachte ihn endlich an einen schauerlich tiefen Abgrund."

Hier erwachte er in Schweiß gebadet. Der Traum des rastlosen Mannes, der weder bei Tage noch bei Nacht ruhen konnte; dem jetzt beständig die Bilder des nun drohenden Aufstandes vorschwebten; der sich bewußt war, daß es ihm schlecht genug ergehen könne, wenn die königliche Partei unterläge: war sicherlich etwas sehr Natürliches. Montluc aber, der sich seines Traumes vom Tode Heinrichs des **II.** erinnerte, ward durch den jetzigen bestimmt, die Badereise aufzugeben. Er kehrte in sein Gouvernement und nach Cassaigne zurück.

Die allarmirendrn Nachrichten folgten einander nun immer dichter: von Lectoure, in der Stadt machten die Bürger ihre Waffen zurecht, und Herr von Fonterailles, Seneschal von Armagnac, halte sich sorgsam eingesperrt im Schloß und bereite gleichfalls dieses und Waffen für den Aufstand vor; — von Moissac, in Montauban zeigten sich die entschiedensten Spuren des nahe bevorstehenden Ausbruches. Am Sonntag darauf, acht Tage nach dem ominösen Traume, war gerade Saincторens bei Montluc zum Besuch und sie verabredeten eine Jagd-

partie, als die Nachricht eintraf, in Bergerac hätten die Hugenotten bereits zu den Waffen gegriffen und streiften in dem Lande zwischen Dordogne und Garonne. Am nächsten Morgen in der Frühe erwartete er Saintcorens zu der besprochenen Jagdpartie, als ein Brief ankam; Montluc öffnete ihn. Derselbe war im Ganzen sehr gleichgültigen Inhalts, er berührte Montluc nur unangenehm, weil darin von Portugiesen die Rede war, und dies ihn an den Verlust seines Sohnes auf Madera erinnerte. Aber aus dem Briefe fiel ein
116. Zettelchen, welches Montlucs Kammerdiener aufhob und auf dem Folgendes stand: „Vom 28. bis 30. dieses Monats September der König gefangen, die Königin todt, la Rochelle genommen, Bergerac genommen, Montauban genommen, Lectoure genommen, und Montluc todt!!"

Die Jagdpartie ward nun sogleich aufgegeben. Montluc sendete drei Offiziere, die er bei sich hatte, mit dem Auftrage ab, Saintcorens zu sagen, daß er soviel bewaffnete Edelleute als möglich sofort sammle und sich um 10 Uhr mit diesen zu Sampoy einfinde, dann im Galopp nach Lectoure zu gehen und sich auf möglichst wenig auffallende Weise des Hauptthores zu versichern. Auch andere Edelleute berief Montluc nach Sampoy. Es fanden sich nur wenige dort ein. Mit einem Gefolge von 30 Pferden, Herren und Diener zusammengerechnet, brach er nach Lectoure auf, 14 Arkebusiere zu Pferd ließ er sich nachkommen. Unterwegs, bei Terraube, erhielt er bereits die Nachricht, daß die drei voraufgesendeten Offiziere sich des Thores bemächtigt hätten.

In der Stadt Lectoure angekommen, ließ Montluc den Herrn von Fontenailles zu sich bitten, er habe ihm etwas den königlichen Dienst Betreffendes zu sagen. Fontenailles weigerte sich zu kommen: er sitze auf dem Schlosse Lectoure Namens der Königin von Navarra. Nun drohte Montluc, das Schloß zu

116) C. P. XXII. p. 116.

stürmen und alle benachbarten Städte dazu durch Sturmläuten aufzubieten. Fonterailles kam jetzt. Montluc verlangte Auslieferung des Schlosses, damit er katholische Besatzung unter einem katholischen Commandanten hineinlegen könne, bis er sehe, wo die herrschende Aufregung im Lande hinauswolle. Fonterailles wehrte sich gegen dieses Ansinnen: er sei ein treuer Diener des Königs, das Schloß sei ihm anvertraut. Aber Montluc ließ nicht ab mit Drängen und Drohen. Fonterailles verlangte nun, daß er wenigstens noch für die nächste Nacht im Schlosse bleiben könne, um sich zur Abreise zu rüsten. Montluc gab dies zu; zwar that es ihm nachher leid, indessen mußte er sich begnügen, nur solche Vorkehrungen zu treffen, daß er selbst mit seiner Mannschaft, die sich durch Zuzug stündlich mehrte, nicht überrascht werden, und daß Fonterailles nicht in der Nacht durch das Hinterthor des Schlosses protestantische Besatzung in dasselbe hinein ziehen könne. Am nächsten Tage überlieferte Fonterailles das Schloß, obwohl nicht ohne einiges neue Widerstreben, und Montluc legte 20 Mann Besatzung ein.

Montluc war in der That zur rechten Zeit in Lectoure er- 117.
schienen; am Tage der Uebergabe erfuhr er, daß in der That in letzter Nacht protestantischer Zuzug bis nahe an die Stadt gekommen, aber auf die Nachricht, Fonterailles und das Schloß seien in Montlucs Händen, umgekehrt wäre; in der Stadt zog er auch eine neue Nachricht über die Verschwörung gegen Freiheit und Leben des Königs und der Königin Mutter ein, welche mit den Angaben jener geheimnißvollen Briefeinlage übereinstimmte, die ihn zu dem Unternehmen gegen Lectoure bewogen hatte.

Von Lectoure, dessen Obhut er dem Herrn von Cassaigne 118.
anvertraute, begab sich Montluc schleunigst nach Agen, — es war am Tage nach St. Michael, einem Dienstage; hier bildete er ein Bureau aus dem Rathe Nort, zwei Gerichtsschreibern

117) C. P. XXII. p. 196. 118) C. P. XXII. p. 203.

und zwei eignen Secretären, dann eine Expedition zur Besorgung aller der Briefe, die er ausfertigen ließ, um den Adel aufzufordern, sich zur Rettung des Lebens des Königs oder zur Rache für seinen Tod, wenn der Anschlag gelungen sei, zu versammeln. Alles sollte sich am 10. October in Agen zusammenfinden. Außerdem gab Montluc Commissionen zur Anwerbung von 40 Compagnieen Fußvolk und acht oder 10 Cornetten Arkebusiere zu Pferd aus; Sainctorens sollte an die Spitze des gesammten Fußvolks treten, speciell aber 15 Fähnlein commandiren, 15 andere Montlucs dritter Sohn, gewöhnlich der Chevalier von Montluc genannt, welcher die Vertheidigung Maltas gegen die Türken 1565 mitgemacht hatte und sich gegenwärtig in Piemont befand, von wo er nach der Guyenne gerufen ward. Vier Ordonnanzcompagnieen wurden außer Montlucs eigener aufgeboten.

Dieser war entschlossen, von den Truppen, welche er auf diese Weise organisirte, den größten Theil dem Könige zuzusenden. Während er zu Agen das Eintreffen der formirten Compagnieen erwartete und ihnen, wie sie eintrafen, Quartiere in der Umgebung anwies, kam ein Courier des Königs bei ihm an, durch welchen er die Nachricht von den Vorfällen bei Meaux erhielt. Er sendete diesen sofort zurück mit der Meldung, daß der König in kürzester Frist auf Zuzug aus der Gascogne zu hoffen habe; er schrieb darauf an alle Commandanten von Compagnieen und alle Herren des Landes und bat sie um Beschleunigung ihrer Werbungen und Vorbereitungen und um möglichste Ausdehnung derselben. Sobald er eine anständige Macht beisammen hatte, führte er diese von Agen nach Limoges.

Am 29. October hatte er an letzterem Orte 1000 bis 1200 Pferde und 30 Fähnlein Fußvolk beisammen, welche er die Musterung passiren und dann unter dem Befehle des Herrn von Terride, dem Gondrin beigegeben ward, auf Moulins abmarschiren ließ, nachdem er den Chefs noch eine eindringliche

Rede gehalten hatte. In dieser stellte er ihnen insonderheit vor, daß die protestantische Partei jetzt die Maske abgenommen habe, daß nun jeder deutlich sehe, wie es sich nicht um Predigt oder Messe, sondern um ganz andere Dinge, um die rein politische Frage der Herrschaft über Frankreich handle. Er bedauerte, daß er nicht selbst die Truppen weiter führen könne; doch sei dies unmöglich, er müsse in der Guyenne bleiben und hier versuchen, mit den geringen Kräften, die er behielte und mit dem Grundadel des Landes die Dinge in Ordnung zu halten. Er empfahl die möglichste Eile an.

In dem Gefühle, Großes für den Dienst des Königs geleistet zu haben, indem er ihm mit Schnelligkeit und ohne daß jener es zu fordern wagte, ein wohlausgerüstetes Heer von 4000 bis 5000 Mann zuschickte, kehrte er nach der Guyenne zurück. Hier erwartete ihn eine unangenehme Ueberraschung. Während er, seit Burie nicht wieder im Lande erschienen war, als Generallieutenant des Königs factisch in der ganzen Gascogne und Guyenne geschaltet hatte, brachte jetzt ein Dragoner 119. des Einnehmers von Guyenne ein Patent für Herrn von Candale, das Gouvernement von Bordeaux und dem zugehörigen Lande zu übernehmen und zu verwalten, als ob Montluc selbst dort sei.

---

119) Hier finden wir eine der frühesten Erwähnungen des Wortes Dragoner. Anfangs des 17. Jahrhunderts nannte man bekanntlich Dragoner aufgesessene mit Piken und Musketen bewaffnete Infanterie, die ausschließlich zu Fuß kämpfte und sich der Pferde lediglich zum schnelleren Fortkommen bediente. Ueber Sinn und Bedeutung des Wortes Dragoner ist viel gestritten worden. Während sich die Meisten dafür entschieden, daß die Bezeichnung Drache (Dragon) für diese Truppen ein Furcht-, Schimpf- oder Spottname sei, haben sie andere vom deutschen Tragen (getragene Infanterie) ableiten, wieder andere selbst mit dem römischen Draconarii, allerdings in schwer begreiflicher Weise in Verbindung bringen wollen. In unserer Stelle tritt der Dragoner ziemlich deutlich in der Eigenschaft von einer Art Landreiter oder Postboten auf.

Unternehmungen gegen la Rochelle 1568.

Nachdem der Versuch der Protestanten, sich in oder bei Meaux des Hofes zu bemächtigen, gescheitert und dieser glücklich nach Paris entkommen war, traf Condé Anstalten, die Hauptstadt selbst zu blokiren. Er zog zu dem Ende von allen Seiten Truppen an sich und schnitt alle Verbindungen der Hauptstadt mit dem umliegenden Lande ab. Montmorency, welcher in Paris befehligte, wollte ihn machen lassen; er rechnete darauf, daß beim nahen Eintritte der schlechten Witterung Condé ohnedies genöthigt sein werde, die Belagerung aufzuheben. Indessen die Pariser wurden ungeduldig und Montmorency entschloß sich endlich, einen großen Ausfall zu machen. Derselbe führte zur Schlacht von St. Denis, am 10. December 1567. In dieser waren die Protestanten anfangs glücklich, Montmorency fiel; aber nun machten die Katholiken noch einen wüthenden Angriff und der Sieg blieb ihnen. Obwohl Condé die Miene annahm, als wolle er die Blokade fortsetzen, zeigte sich doch dies bald unmöglich, seine Armee war durch Krankheiten, Desertionen und durch die Schlacht von St. Denis geschwächt; dazu erschien das deutsche Hülfscorps nicht, welches der Herzog Casimir von Pfalz-Zweibrücken herbeiführen sollte.

Condé beschloß endlich in Uebereinstimmung mit Coligny, nach Lothringen abzumarschiren, um dort den Herzog Casimir aufzusuchen.

So ward Paris freigemacht von der Blokade. Bald darauf
120. erhielt Montluc den Auftrag zu dem Versuche, la Rochelle fortzunehmen. Trotz der Kränkung, die er eben erfahren, indem ihm ein großer Theil seines Gouvernements abgenommen und in andere Hände gelegt war, hatte er doch den besten Willen, den Auftrag auszuführen. Indessen waren die Mittel, welche

120) C. P. XXII. p. 228.

ihm zu diesem Behufe angewiesen wurden, allzu erbärmlich. An Leuten fehlte es in der Guyenne nicht, aber wohl an Geld und an Artillerie. Montluc ward angewiesen auf 20000 Francs, welche ihm die Stadt Toulouse aus dem Ertrag von confiscirten Mobilien der Hugenotten liefern sollte. Die Stadt Toulouse erklärte, daß von diesem Ertrage wenig übrig und bereits das Meiste zur Deckung der Kosten verwendet sei, welche sie im bisherigen Kriegslaufe gehabt habe. Es wurden Montluc ferner 15000 Francs auf königliche Zölle in der Saintonge angewiesen; aber es ergab sich, daß diese Zölle jährlich überhaupt nur 9000 Franken einbrächten. Der Gouverneur von Nantes sollte die Artillerie liefern, aber seine ganze transportable Artillerie bestand aus einer Kanone, deren Laffete und Räder außerdem in abscheulichem Zustande waren. 121.

Alle diese Nachrichten, welche den Auftrag zur Belagerung von la Rochelle fast wie einen Spott erscheinen ließen, erhielt Montluc erst nach und nach. Als ihm Toulouse kein Geld geben wollte, suchte er es von Bordeaux zu bekommen, aber mit dem gleichen schlechten Erfolge, wie dort. Er schrieb an den König um bessere Anweisungen; er wollte seine Vorbereitungen darum nicht bis zu deren Eintreffen aufschieben, aber er wußte wohl, was eine Elle Belagerung kostet, und daß seine Soldaten, wenn sie nicht bezahlt würden, nothwendig die Umgegend ausplündern müßten. Doch setzte er drei Compagnieen Gensdarmes, einen kleinen Theil einer vierten, einige Cornetten Argoulets und ein Dutzend Fähnlein Fußvolks nach Saintes an der Charente in Bewegung. Da er hier die Nachricht des Gouverneurs von Nantes über den Zustand seiner Artillerie

121) An Feldartillerie waren die Heere beider Parteien in den Hugenottenkriegen ungemein schwach; dem Hofe, wie den protestantischen Führern fehlte es an Geld. Die meiste Artillerie besaßen die Städte zu eigen; diese hüteten sich aber, sie herauszugeben und zogen es vor, sie für den Nothfall zu ihrer eigenen Vertheidigung zurückzubehalten.

erhielt, eine Antwort des Königs auf seine Bitte um bessere Geldanweisungen aber noch nicht eingetroffen war, so blieb er längere Zeit in dieser Gegend temporisirend stehen und schickte Bitte auf Bitte um Geld an den König, ohne indessen eine Antwort zu bekommen.

Herr von Pons, welcher den Befehl hatte, unter Montluc zur Belagerung von la Rochelle mitzuwirken, bemächtigte sich der Inseln Oleron und Alvert vor der Rhede von la Rochelle. Die Insel Ré ließ Montluc durch ein Detachement von 500 Arkebusieren unter seinem Neffen Leberon, welcher die Infanterie commandirte und sich zu genanntem Zweck im Hafen von Brouage einschiffte, wegnehmen. Zu gleicher Zeit legte er Magazine an und traf alle Voranstalten zur Belagerung, soweit es ihm die Mittel erlaubten, die er flüssig machen konnte.

122. Die erste Antwort, welche Montluc auf alle seine Bitten um Geld vom Könige erhielt, war, daß der Friede so gut als abgeschlossen sei und daß er bald weitere Befehle bekommen würde.

In der That verhielt es sich mit dem Frieden so. Die Protestanten, nachdem sie das Corps des Herzogs Casimir an sich gezogen, kehrten mächtiger als je wieder vor Paris zurück; indessen lockten die Erfahrungen, welche sie im vorigen Jahre vor der Hauptstadt gemacht, nicht zu dem Versuche einer Wiederholung. Sie wendeten sich also gegen Chartres, um dieses anzugreifen. Katharina von Medici folgte ihnen mit der katholischen Armee unter dem Befehle ihres jetzt 16jährigen Lieblingssohnes, des Herzogs von Anjou, den sie zum Generallieutenant des Königreiches ernannt hatte. Vor Chartres knüpfte sie neue Unterhandlungen an; sie wollte den gegenwärtigen Sturm vorübergehen lassen, um dann mit mehr Sicherheit des Erfolges die geschwächte protestantische Partei angreifen zu können. Es kam ihr zu Statten, daß die Edelleute im protestantischen Lager meistens kriegsmüde waren. Gegen die Ansicht

122) C. P. XXII. p. 235.

Condés und Colignys ward solchergestalt am 27. März 1568 der Vertrag von Longjumeau abgeschlossen. Derselbe gestand den Protestanten die Religionsfreiheit auf dem Fuße des Edictes von St. Germain (vom Januar 1562) zu; dagegen sollten sie alle Plätze, die sie noch besaßen, herausgeben. Ihre Armee mußten sie natürlich entlassen und alle Opfer, welche sie gebracht hatten, um das Corps des Herzogs Casimir an sich zu fesseln, waren vollkommen umsonst gebracht. Coligny und Condé konnten nichts weiter thun, als die Herausgabe der festen Plätze verzögern.

Katharina dagegen verstärkte ihre Truppen, ließ die Chefs der Protestanten genau beobachten und ihnen alle Verbindungen unter einander abschneiden.

Montluc erhielt bald vom Könige die Nachricht vom Abschlusse des Friedens von Longjumeau, welcher auch der Friede von Chartres oder der kleine Friede genannt wird, mit dem Auftrage, ihn in Bordeaux zu publiciren und alle Fußvölker zu entlassen. Letzteres that er; nach Bordeaux ging er nicht selbst, sondern ordnete nur die Publication des Friedens daselbst an. Er glaubte nicht an die Dauer desselben; er war überzeugt, daß Carl IX. den Streich, welchen ihm die Protestanten bei Meaux gespielt hatten, nicht vergessen werde, daß er suchen werde, sich dafür zu rächen und nur auf eine gelegene Zeit dazu warte.

Beginn des dritten Hugenottenkrieges 1568.

In seiner Ueberzeugung von der geringen Dauerhaftigkeit des Friedens ward Montluc nicht müde, über die Chancen des möglicherweise wieder ausbrechenden Krieges nachzudenken und dem Könige und der Königin Anträge zu stellen, welche auf eine möglichste Sicherung für alle Fälle hinzielten.

Der protestantische Gouverneur von Blaye, am Ausflusse 123.

123) C. P. XXII. p. 238.

der Garonne, des Roys, den er bisher immer gestützt hatte, war ihm verdächtig geworden. Er bewog ihn, nach Paris zu gehen, und empfahl dem Könige, ihn dort festzuhalten, bis er, Montluc, einen neuen Gouverneur zu Blaye eingesetzt habe. Des Roys aber kehrte fest im Vertrauen des Königs und selbst reich beschenkt nach Blaye zurück.

124. La Rochelle war von den Protestanten nicht zurückgegeben; es war in vortrefflichem Zustande, auch wohl mit Artillerie versehen, ganz anders als die königlichen Plätze, von denen wir oben an Nantes ein abschreckendes Beispiel hatten; es war der einzige Seeplatz, in dessen Besitz die Protestanten sich befanden. Da sie auf auswärtige Hülfe immer Rücksicht nehmen mußten, war ihnen aber ein Seeplatz unentbehrlich. Es war also vorauszusehen, daß sie beim Wiederbeginn des Krieges sich zunächst hieher werfen würden. Wenn man nun weiter nichts thun konnte, so schien es wenigstens räthlich, bei Rochelle eine kleine königliche Flottille zu bilden, welche dessen Verbindung mit dem Meere unterbräche, auch wohl die Inseln Ré und Oleron im Zaume hielte. Montluc berechnete, daß man mit vier größern Fahrzeugen und vier Schaluppen ausreichen würde und daß der ganze Aufwand für den König sich auf 10000 Francs belaufen würde, wenn angesehene Leute des Landes in Rechnung auf spätern Ersatz vorerst den Unterhalt übernähmen, wozu er selbst zweitausend Säcke Korn steuern wollte.

Er besprach seinen Plan zu Bordeaux mit angesehenen Leuten der Stadt und des Landes, und da derselbe Beifall fand, ward beschlossen, Montlucs Neffen Leberon zu der Königin Mutter zu senden, die man am geeignetsten hielt, alle Vortheile der Sache zu begreifen, damit er ihr dieselbe vortrage und erläutere.

Leberon ging ab; Katharina hörte ihn auch an und antwortete ihm dann zunächst, daß sie ihren Rath darüber hören

124) C. P. XXII. p. 241.

wolle. Nach drei Tagen erhielt er den Bescheid, der Rath finde den Vorschlag nicht zweckmäßig. Leberon beschwor sie, nach Montlucs Auftrag, wenigstens diesmal demselben folgen zu wollen. Alles blieb vergeblich.

Von Bordeaux zurückgekehrt nach Agen, verletzte sich Mont- 125.
luc ein Bein und mußte drei Monate lang das Bett hüten. Kaum einigermaßen von diesem Uebel geheilt, holte er sich einen beschwerlichen Katarrh. Ende Juli begab er sich nach Cassaigne, da ihm ein Luftwechsel höchst noth that.

Wenn Katharina auf alle Vorschläge Montlucs, welche zur Absicht hatten, sich für den Wiederausbruch des Krieges zu rüsten, so wenig Gehör gab, so lag dies darin, daß sie auf wohlfeilere Weise die Macht der Protestanten in der Wurzel zu brechen dachte. Sie ertheilte Tavannes, dem Generallieutenant in Burgund, Befehl, sich der Person des Prinzen von Condé, welcher sich zu Noyers in Burgund aufhielt, zu bemächtigen. Tavannes glaubte, daß er es hier wieder einmal mit einer Weiberlaune zu thun habe, gab eine entsprechende Antwort und sorgte unter der Hand dafür, daß Condé gewarnt wurde. Verdächtige Menschen, welche sich in der Gegend von Noyers umhertrieben, wurden von Condés Leuten abgefangen und man fand bei ihnen Zettel mit der Aufschrift: „Der Hirsch ist im Garn, die Hetze geht los." Eine ähnliche Warnung erhielt Coligny. Beide begaben sich unverweilt nach la Rochelle, wo sie am 19. September eintrafen.

Damit war der Krieg von neuem erklärt. Ungefähr um dieselbe Zeit begab sich die protestantische Königin von Navarra von Pau nach Foix, um dort eine Ständeversammlung abzuhalten. Montluc zu Cassaigne erfuhr von dieser Reise; jedenfalls war er von der nahen Gefahr des wieder ausbrechenden Krieges schon unterrichtet und die Königin von Navarra, so zurückhaltend sie sich bis jetzt benommen hatte, war ihm längst

---

125) C. P. XXII. p. 246.

verdächtig. Er ließ sie scharf beobachten und mindestens dachte er daran, sich unter Umständen ihrer Person zu bemächtigen. Als sie sich eine Zeit lang zu Nerac aufhielt, ließ er sie durch seinen Neffen Leberon bewillkommnen. Sie gab diesem die friedlichsten Versicherungen. Montluc, der schon so oft, wo er recht richtig gehandelt zu haben glaubte, sehr schlechten Dank dafür geerntet hatte, hielt es in Rücksicht der nahen Verwandtschaft dieser Fürstin mit dem königlichen Hause doch wohl für zu gewagt, sie ohne weiteres abzufangen; dagegen trachtete er, sie hinzuhalten. Er kündigte ihr den Besuch seiner Frau zu Nerac an. Indessen ehe dieser Besuch zur Ausführung kam, wendete sich die Königin von Navarra plötzlich, wahrscheinlich auf die entscheidenden Nachrichten hin, welche sie von Condé und Coligny erhalten hatte, an die Garonne und überschritt diese. Nun bot Montluc in aller Eile Truppen auf; jetzt in der offenbaren Absicht, ihr den Weg abzuschneiden, — und daß er dieß nicht gethan, ward ihm später vom Hofe zum Vorwurf gemacht.

Indessen es war zu spät; die Königin von Navarra kam über Bergerac glücklich nach der Saintonge, von Bergerac ab unter einer Escorte von 80 Pferden, die ihr unter de Piles entgegengesendet waren.

126. Jetzt schritt Montluc wüthend zu den umfassendsten Aufgeboten und Rüstungen in Guyenne und Gascogne. Seinem Sohne, dem Chevalier, gab er Auftrag, dreißig Fähnlein Fußvolk anzuwerben. Ueber den Anstrengungen, denen er sich bei allen diesen Arbeiten wiederum unterwarf, verschlechterte sich sein Gesundheitszustand dergestalt, daß er es selbst für nöthig hielt, sein Testament zu machen, was bisher noch nie geschehen war.

Noch schwebte Montluc in äußerster Todesgefahr, als er von Montpellier von dem dort commandirenden Joyeuse die Nachricht erhielt, es habe ein protestantisches Corps aus der Provence die Rhone überschritten und ziehe, von Uzès ab ge-

126) C. P. XXII. p. 250.

führt von Baron d'Acier durchs Languedoc, um sich durch die Rovergue über Lot und Dordogne zum protestantischen Hauptheer in Saintonge zu begeben; es seien 5000 bis 6000 Lumpenkerle mit Weibern und Kindern, denen Montluc leicht den Weg verlegen werde. Zugleich erhielt dieser die Nachricht, daß der Herzog von Montpensier die katholischen Truppen aus Poitou und Guyenne an sich ziehen werde, um die Protestanten ernstlich zu bekämpfen.

Montluc beschied alle verfügbaren Truppen in die Gegend von Cahors, wohin er sich selbst auch, sobald er das Bett verlassen konnte, gefolgt von einem Arzte und einer Sänfte, die er für jetzt bequemer reiten konnte, als einen Andalusier, schleppte. Hier schloß sich ihm auch Descars mit seiner Ordonnanzcompagnie und einer neuerrichteten Compagnie Chevauxlegers an. Alles in Allem brachte Montluc 400 Helme zusammen; die sämmtlichen von seinem Sohn, dem Chevalier, organisirten 30 Fähnlein Fußvolk zählten nach Ausscheidung des unbrauchbaren Volks noch nicht mehr als 1800 Mann. Von dem Fußvolk, welches Sainctorens unter Terride im vorigen Jahre nach Frankreich geführt hatte, war die Mehrzahl der tüchtigen Soldaten in den dort neuerrichteten Regimentern geblieben.

Bei Cahors kam neue Kunde über den Marsch der Provenzalen; alle Nachrichten stimmten darin überein, daß sie nicht stärker seien als 5000 bis 6000 Mann. Allerdings wunderten sich Montluc und seine Umgebung darüber, daß dennoch die bedeutenden katholischen Streitkräfte in Dauphiné, Provence und Languedoc den Marsch dieser Leute nicht aufgehalten hätten; indessen sie glaubten, was sie wünschten. Montluc überschritt den Lot und rückte nach Gourdon, um von dort aus die Provenzalen an dem Uebergang über die Dordogne zu verhindern.

Ein Abgesandter des Königs kam hier zu Montluc mit dem Befehle, er möge sich an Montpensier, der im Poitou stehe, anschließen. Es ward indessen im Kriegsrathe überlegt, daß

Montpensier jedenfalls von Condé und Coligny noch nichts zu fürchten habe, daß vielmehr diese jedem offenen Gefechte ausweichen würden, da sie noch gar keine Infanterie hätten, erst diejenige der Provenzalen erwarteten, daß es also besser sein würde, letztere auf eigene Faust an der Dordogne anzugreifen, bevor sie sich mit Condé hätten vereinigen können. Marschirten die Katholiken der Guyenne nach Poitou, so gäben sie überdieß den Provenzalen die Freiheit, sich mit den protestantischen Streitkräften an der Garonne zu vereinigen, und auch Coligny und Condé seien durch nichts gehindert, sich dorthin zu begeben und festzusetzen.

127. Bald nachdem Monsalès, der königliche Abgesandte, sehr unzufrieden über den Beschluß, welcher in Folge dieser Ueberlegungen gefaßt wurde, und namentlich aufgebracht über Montluc, dem er die Schuld daran beimaß, Gourdon verlassen hatte, meldete der Bischof von Cahors, daß die Provenzalen dicht bei dieser Stadt seien. Gleich darauf kam ein Bote mit einem Briefe der Königin-Mutter an Decars und mit der Anweisung, den Boten passiren zu lassen, da er die Möglichkeit habe, die Provenzalen recognosciren zu können. Montluc gab diesem Spion einen tüchtigen Offizier mit, der sich auf die Schätzung von Truppenstärken verstand. Er selbst mit seinen Streitkräften näherte sich von Gourdon aus der Stadt Cahors. Unterdessen überschritten die Provenzalen ohne Widerstand den
128. Lot. Ihr Marechal de Camp, Pierre Moreau, welcher früher in Montlucs Compagnie in Piemont gedient hatte, gerieth, um Quartiere für sie auszuwählen, mitten in die Quartiere der Katholiken. Bei Gramat gefangen gemacht, ward er vor Montluc gebracht und von diesem über die Stärke der Provenzalen befragt, mit dem Versprechen, man werde ihm das Leben schenken, wenn er die Wahrheit sage.

Er konnte natürlich die genaueste Auskunft geben und seine

---

127) C. P. XXII. p. 257. 128) C. P. XXII. p. 260.

Aussagen sogar durch Vorweisung der Musterrollen erhärten. Danach ergab sich nun, daß die Provenzalen nicht etwa 5000 bis 6000 Mann Lumpenkerle zählten, — sondern etwa 18000 Mann Fußvolk, meistentheils Arkebusiere; mit blanken Waffen, Piken und Hellebarden mochten höchstens 3000 bewaffnet sein. Von den Arkebusieren waren 6000 alte erlesene Soldaten. An Kavallerie zählten die Provenzalen 500 bis 600 Mann; darunter 300 Helme, wohlberitten und gerüstet, der Rest Arke- 129.
busiere zu Pferd und Argoulets. Eben weil sie an Kavallerie verhältnißmäßig schwach waren, vermieden sie die Ebene und zogen durch das Gebirgsland.

Nach diesen Nachrichten, welche allerdings ganz anders lauteten als die bisher erhaltenen, welche aber von dem Spion der Königin und dessen Begleiter vollkommen bestätigt wurden, von denen die Stärke des Feindes selbst noch viel höher geschätzt ward, hielt es Montluc für angemessen, sich aus der Nähe des Gegners zurückzuziehen und einem Kampf mit ihm aus dem Wege zu gehen. Der günstigste Fall, worauf die Katholiken sich jetzt noch Rechnung machen durften, war, daß es ihnen gelänge, den Feind in dem ebenen Land unmittelbar an der Dordogne anzugreifen, wo ihnen ihre wenn nicht zahlreichere, doch durch ihre Beschaffenheit überlegene Kavallerie einige Hoffnung auf Erfolg gab.

Während Montluc in diesem Sinne die Uebergänge über

---

129) Der einfache Helm mit Visir heißt bei den Franzosen dieser Zeit „Salade" (italienisch celata). Wenn in den Berichten aus dieser Zeit von „Salades" die Rede ist, so muß man darunter wohlgerüstete Lanzenreiter verstehen, zum Unterschied von Arkebusieren zu Pferd, welche keinen Harnisch und vor allen Dingen keinen Helm mit Visir, sondern nur eine Pickelhaube ohne Visir (Morion) trugen. Die Kürassiere waren anerkannter Weise noch eine viel zu junge Truppe, als daß sie hätten besonders berücksichtigt werden können; obwohl ein Lanzenreiter, der seine Lanze wegwarf und dafür ein Pistol mehr nahm, dadurch sofort zum Kürassier (Pistolier) ward; was häufig genug vorkam.

die Dordogne untersuchen ließ und Anstalten zur Anlage von Magazinen traf — denn unter allen Umständen mußte man auf Acier warten, da er zwischen Dordogne und Lot feste Stellung genommen, um zuerst den Entscheid Condé's abzuwarten, den er aufgefordert hatte, den Krieg in die Guyenne zu spielen, — während Montluc seine Anstalten traf, kam auf die Berichte von Monsalès hin ein bestimmter Befehl des Königs, man solle sofort, ob man schon ein Gefecht geliefert habe oder nicht, zum Herzog von Montpensier marschiren.

130. Die Chefs der Truppen Montlucs wollten aber davon nichts hören: das heiße die Guyenne preisgeben. Montluc, der sich zu krank fühlte, als daß er große Dienste im Felde hätte leisten können, erbot sich, in der Guyenne zu bleiben und für deren Erhaltung zu sorgen, während die übrigen zu Montpensier zögen. Indessen wollte dies den übrigen nicht einleuchten. Dann ward wieder vorgeschlagen, man solle die Infanterie allein zu Montpensier marschiren lassen; aber dagegen ward der Einwand erhoben, das heiße die Infanterie bei ihrer Schwäche im Verhältniß zur feindlichen auf die Schlachtbank schicken. Kurz man marschirte nicht; die Infanterie ward an der Dordogne in Quartiere gelegt, die Ordonnanzcompagnieen zogen in ihre Garnisonen und der Landadel ging heim. Montluc begab sich nach Castelnau, um dort abzuwarten, wohin Acier sich mit seinen Truppen wenden werde. Er bekam hier einen Ruhranfall und die Aerzte gaben ihn schon auf; doch erholte er sich wieder und ging behufs seiner vollkommenen Wiederherstellung nach Agen.

Unterdessen ging Acier, ohne den geringsten Widerstand zu finden, am 24. October 1568 an's rechte Ufer der Dordogne über. Nun wollte Montluc, da er auch einigermaßen wieder gesund war, ihm folgen und sich mit Montpensier vereinigen. Er beschied zu dem Ende die Truppen nach Villeneuve d'Agen.

130) C. P. XXII. p. 263.

Als sie hier noch nicht beisammen waren, traf ein Schreiben Montpensiers an Montluc ein, er solle Alles stehen und liegen lassen und sich schleunigst nach Bordeaux begeben, auf welches 131.
der Feind ein Unternehmem vorhabe; vom Parlamentshof zu Bordeaux kam gleichfalls ein Hülferuf. Montluc übertrug Terride und Gondrin die weitere Versammlung der Truppen und eilte mit 20 Edelleuten nach Bordeaux. Er fand daselbst fünf Compagnieen Garnison; durch Anreden an den Parlamentshof und die Stadtvorsteherschaft ermuthigte er diese Körperschaften und stellte ihnen vor, daß sie selbst die Waffen ergreifen müßten, so viele unter ihnen fähig wären, dieselben zu tragen, um dem Volke mit gutem Beispiele voranzugehen. Er bat sie, für acht Tage ihre Sitzungen zu schließen, damit sie in dieser Zeit sich mit der Führung der Waffen vertraut machen könnten. Die Musterung der bewaffneten Bürgercompagnien ergab, daß sie 2500 Mann zählten.

Am fünften Tage verließ Montluc Bordeaux und begab sich 132.
zunächst nach Ste. Foy. Hier erhielt er neue Nachrichten von Montpensier. Dieser schrieb, er könne noch nicht absehen, ob der Feind sich etwa nach der Guyenne werfen oder ob er eine andere Richtung einschlagen werde. Montluc möge daher die Dordogne und besonders die Plätze Libourne an der Dordogne und Bordeaux an der Garonne im Auge behalten.

Bald darauf hörte man, die Protestanten zögen die Loire 133.
aufwärts gegen la Charité hin, um sich mit dem Herzog von Pfalz-Zweibrücken zu vereinigen, der ihnen wieder ein deutsches Hülfscorps zuführe; Montpensier aber marschire in Eile auf Poitiers, dem Herzog von Anjou entgegen, der bestimmt war, den Befehl der katholischen Armee zu übernehmen. Der Winter war da; Montluc konnte augenblicklich nicht positiv in den Gang des Krieges eingreifen. Um das Land an der

131) C. P. XXII. p. 269. 132) C. P. XXII. p. 274. 133) C. P. XXII. p. 275.

Dordogne zu schonen, entfernte er die meisten Truppen von dort, ließ nur Sainctorens mit einer Compagnie Gensdarmes in Libourne, drei Compagnieen Fußvolk unter Leberon in Ste. Foy, mit Befehl, sich nach Libourne hineinzuwerfen, wenn der Feind sich der Guyenne nähere, endlich zwei Compagnieen Fußvolk in Castillonne. Das übrige Fußvolk und die Argoulets wurden im Lande von Agen und im Quercy unter Montlucs Sohn, dem Chevalier, vertheilt. Die Ordonnanzcompagnieen und der Landadel gingen größtentheils heim.

Die protestantischen gesammelten Streitkräfte in Guyenne unter den sogenannten Vicomtes, sieben an der Zahl, waren nur schwach, sie hielten sich in Montauban und dessen Umgegend und unternahmen von dort aus Streifereien. Montluc konnte ihnen nichts anhaben, weil er einsah, daß sie sich alsbald in einen festen Platz werfen würden, wenn er Kräfte von Bedeutung gegen sie führe. In einem solchen konnte er sie nicht angreifen, weil er keine Artillerie und kein Geld hatte, sie zu schaffen. Alles Geld, was er auftreiben konnte und alle Truppen, die nicht absolut in der Guyenne unentbehrlich waren, wollte er wo möglich der katholischen Hauptarmee zugehen lassen, deren Befehl jetzt der Herzog von Anjou, dem Tavannes rathend zur Seite stand, übernommen hatte und welche nothwendig die Entscheidung bringen mußte.

Selbst durch einzelne Streiche des kleinen Krieges den Protestanten zu schaden, war Montluc sehr erschwert, wenn nicht ganz unmöglich gemacht. Wahrscheinlich, um sich stets den Weg zu Unterhandlungen offen zu halten, hatte Katharina verordnet, daß die katholischen Truppen diejenigen Protestanten, welche sich ruhig verhielten und nicht die Waffen trügen, unbelästigt lassen sollten. Diese ruhigen protestantischen Bürger aber, welche mitten zwischen den Katholiken und den katholischen Truppen saßen, dienten ihren Leuten in der verschiedensten Weise und bei dem innigen Zusammenhalt der protestantischen Gemeinden viel wirksamer, als es ähnlich auf katholischer Seite der Fall war. Die

protestantischen Streifparteien fanden überall sichere Herberge, Spione, Wegweiser so viel sie wollten; und eben hieran fehlte es den Katholiken stark.

Fortgang des dritten Hugenottenkrieges. 1569.

Aus dem oben Gesagten ist es begreiflich, daß Montluc keine große Lust hatte, seine ohnehin schwachen Kräfte in unnützen Hetzjagden gegen protestantische Parteien aufzureiben; sein erster Eifer war ohnedies verflogen. Das Ende des Jahres 1568 und der Anfang des folgenden vergingen ziemlich ruhig.

Die katholische Hauptarmee unter dem Herzog von Anjou und die protestantische standen in Poitou einander temporisirend gegenüber.

Ende Februar kam neues Leben in den Krieg. Montluc erhielt jetzt vom Herzog von Anjou den Befehl, die Vicomtes 134.
in der Rovergue aufzusuchen und anzugreifen. Er bot dazu sämmtliche verfügbare Truppen auf. Das erste aber, was er that, war, daß er die fünf Fußcompagnieen aus Ste. Foy und Castillonne bei Cahors unter Leberon vereinigte, eine Compagnie der Ordonnanz, die zunächst zur Hand war, dazu stoßen ließ und Leberon den Auftrag gab, Villefranche in der Rovergue zu überfallen, wo eine beträchtliche hugenottische Truppe stehen sollte. Trotz aller Eile und alles Geheimnisses fand Leberon das Nest leer. Die Protestanten hatten doch rechtzeitig Nachrichten erhalten.

Unterdessen war aber zu Montluc die Kunde gedrungen, daß Piles mit 1600 bis 1800 protestantischen Reitern, — worunter 300 bis 400 gut beritten und gerüstet, der Rest Arkebusiere zu Pferd auf schlechten Mähren — sich des unbesetzt gelassenen Ste. Foix bemächtigt habe. Montluc fürchtete für Libourne. Er sendete sogleich Befehl an Leberon, die Rovergue

---

134) C. P. XXII. p. 276.

zu lassen und eiligst die Dordogne abwärts gegen Ste. Foy umzukehren; allen anderen im Anmarsch befindlichen Abtheilungen und Compagnieen wies er dieselbe Richtung an.

Piles hatte unterdessen bei Ste. Foy die Dordogne überschritten und streifte zwischen Dordogne und Garonne, um Remonten, Rekruten, Geld aufzutreiben. Schleunigst ward er durch das Landvolk davon unterrichtet, welches Gewitter von allen Seiten sich gegen ihn zusammenziehe. Er beschloß, den Zusammenstoß bei der etwas mangelhaften Beschaffenheit seiner Truppen nicht abzuwarten und sendete allen seinen Detaschements Befehl, sich zwischen Duras und Lauzun zu concentriren.

Die Vereinigung der Truppen Montluc's ward ihrerseits durch schlechte Wege, die Schwierigkeit der Uebergänge über die Flüsse, mangelhafte Nachrichten über die wirkliche Stellung des Feindes, der bald hier, bald dort sein sollte, trotz des guten Willens aller einzelnen Führer, sehr verzögert. Einige vereinzelte Abtheilungen trafen zwischen Duras und Monsegur mit Abtheilungen des Corps von Piles zusammen und bestanden gegen diese ein glückliches Gefecht.

Als aber Montluc alle seine Kräfte vereinigt hatte, — und es war diesmal eine anständige Macht, bei der sich allein 9 Ordonnanzcompagnieen befanden, — war Piles längst bei Ste. Foy angekommen und mit der Mehrzahl seiner Truppen bereits an's rechte Ufer der Dordogne zurück, als Montluc am linken Ufer vor Ste. Foix erschien.

135. Auf eine Verfolgung über die Dordogne wollte dieser sich nicht einlassen; nur seinen Sohn, den Chevalier, sendete er mit zehn Fähnlein Fußvolk in's Limousin, damit er sich dort dem Hauptheer des Herzogs von Anjou anschließe. Er selbst blieb in Ste. Foix mit sechs Fähnlein Fußvolk unter Leberon. Alles Andere kehrte in die Garnisonen zurück oder ward für besondere Unternehmungen bestimmt.

135) C. P. XXII. p. 293.

Die letzterzählten Ereignisse fallen in das erste Drittel des März. Die Hauptheere der beiden Parteien standen einander jetzt bei Jarnac an der Charente gegenüber; der Herzog von Anjou war unschlüssig, ob er eine Schlacht wagen solle oder nicht; die Nachricht, daß sein Bruder, der König, eifersüchtig auf ihn, sich der Meinung zuneige, Anjou wolle den Kampf in die Länge ziehen, um desto länger seine Macht zu behaupten, bestimmte ihn zum Schlagen. Am 13. März 1569 kam es zum Treffen bei Jarnac; der Sieg blieb den Katholiken; Condé wurde nach der Schlacht gefangen und von dem fanatischen Montesquiou wehrlos niederträchtiger Weise erschossen. Aber Anjou hatte keinen Begriff davon, wie man einen Sieg verfolge; Coligny zog sich nach Cognac zurück und beherrschte von hier aus nach wie vor beide Ufer der Charente.

Die Katholiken warfen sich auf die Kleinigkeitskrämerei, das Schleifen von protestantischen Plätzen, Verfolgung einzelner Streifparteien und versprengter Abtheilungen und Aehnliches. Montluc mußte 4 Compagnieen von Ste. Foy nach Bergerac 136.
schicken, um dieses schleifen zu lassen. Er selbst ging nach Montmoreau, als Anjou dort eintraf, um ihm sich vorzustellen. Anjou wollte ihn bei sich behalten und keiner war damit mehr zufrieden als Montluc; aber seine Freude sollte nicht lange dauern. Bald kamen Hülferufe aus dem Medoc, ein großer Theil von Colignys Heer sei dort eingebrochen. Montluc ward darauf nach der Guyenne zurückgeschickt, wo er allerdings sogleich erfuhr, daß der Lärm ein blinder gewesen sei und der „große Theil" der protestantischen Armee in Versprengten bestanden habe, welche sich nach dem Bearn zurückzogen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch andere ebenso gut wie Montluc von vornherein das Gleiche dachten und daß nur Tavannes den Anlaß benutzte, Montluc von der Person des Herzogs von Anjou zu entfernen.

136) C. P. XXII. p. 296.

Montluc beschäftigte sich nun in der Guyenne zum Zeitvertreib mit der Eroberung und dem Schleifen von Schlössern, wo die Protestanten sich festgesetzt hatten, in der Regel in sehr unbedeutenden Abtheilungen.

137. Durch Leberon und Madaillan, letzterer Lieutenant seiner Ordonnanzcompagnie, ließ er Levignac einnehmen und alle Protestanten, welche dort gefunden wurden, niedermachen. Dieselben sollten das Schloß Bridoire wegnehmen; aber die Protestanten warteten den Angriff nicht ab, sondern räumten den Posten. Er selbst nahm la Roche Chalais an der Dronne, welche vereint mit der Isle der Dordogne zufließt, dessen Besatzung die Communication zwischen Saintonge und Guyenne unsicher machte, und wüthete hier noch in der alten, in letzter Zeit ein wenig außer Brauch gekommenen Art. Blaye an der limanartigen Mündung der Gironde anzugreifen, hatte er große Neigung, aber die Stadt Bordeaux verweigerte ihm die unentbehrlichen Mittel dazu, welche er bei einem Besuche nach der Einnahme von la Roche Chalais von ihr verlangte.

138. Bald nach den oben erwähnten Unternehmungen erhielt Montluc zu Ste. Foy ein Schreiben des Herzogs von Anjou, durch welches er angewiesen ward, dem Marschall d'Anville, Heinrich von Montmorency, dem das Gouvernement des ganzen Südens, Dauphiné, Provence, Languedoc und Guyenne übertragen war, so weit es bei ihm stände, behülflich zu sein; zu gleicher Zeit auch Terride, der nach dem Siege von Jarnac mit der Eroberung des Bearn beauftragt war, kräftig dabei zu unterstützen.

Montluc hatte also in d'Anville, obgleich die Sache möglichst fein ausgedrückt war, plötzlich einen Vorgesetzten, womit er wenig zufrieden war. Indessen äußerte er wenigstens seine Unzufriedenheit nicht; sein Respect vor hoher Geburt ließ ihm die Ueberordnung eines Sohnes des Connetable Montmorency in

---

137) C. P. XXII. p. 299. 138) C. P. XXII. p. 312.

einem weniger unangenehmen Lichte erscheinen; und da d'Anville zugleich ein jüngerer Mann war, so glaubte er vielleicht auch, denselben doch nach seinem Sinne leiten zu können. D'Anville, der etwa dasselbe denken mochte, nur gerade umgekehrt, auch vielleicht durch Andere gegen Montluc eingenommen war, benahm sich gegen denselben von Anfang an ziemlich unanständig. Montluc erfuhr, daß d'Anville aus der Auvergne über Alby nach Toulouse reisen wolle. Er sendete ihm entgegen, um ihm von diesem Vorhaben abzurathen, da das Land am Montauban von Feinden wimmle und bat ihn, über Rhodez nach Cahors zu reisen. An letzterem Orte wollte Montluc mit dem Marschall zusammentreffen.

Er erhielt auf sein Schreiben keine Antwort. Erst in Toulouse eingetroffen, benachrichtigte d'Anville ihn von seiner Ankunft dort und ersuchte ihn um eine Zusammenkunft; zugleich mit der höflichen Anmerkung, daß er ohne Montlucs Rath nichts thun wollte. Montluc litt gerade an einer sehr schmerzhaften Brustwarzenentzündung. Einigermaßen hergestellt machte er sich aber auf den Weg nach Toulouse, von einem großen Gefolge von Edelleuten begleitet, einem größeren, als zu dieser Zeit d'Anville es hatte. Bei den Berathungen, die jetzt folgten, versprach d'Anville, wenn er eine Stadt in Languedoc, welches er als sein spezielles Gouvernement betrachtete, genommen haben werde, auch eine protestantische Stadt in Guyenne anzugreifen. Dafür wollte Montluc die Stände von Guyenne, die er zu Agen zusammenrief, bestimmen, den Sold für 1000 bis 1200 Arkebusiere zu liefern, die zum ersten August in Bereitschaft sein sollten.

Unterdessen lag Terride, wie erzählt, mit der Eroberung 139.
des Bearn beauftragt, beständig vor Navarrens; eine Nachricht auf die andere kam von dem Belagerungscorps, daß die Stadt vollständig eingeschlossen sei und bald Mangel leiden

139) C. P. XXII. p. 315.

werde. Es war hienach anzunehmen, Navarrens müsse bald fallen, — aber es fiel nicht, gerade wie seiner Zeit Sebastopol.

Dagegen zog sich ein Gewitter gegen Terride zusammen. Die Protestanten nämlich schickten bald nach ihrer Niederlage von Jarnac den Grafen Montgommery, einen tüchtigen Soldaten, denselben, der am Tode Heinrichs II. schuld war, nach der Rovergue, damit er von dort aus Bearn unterstütze. Montgommery war damit beschäftigt, sich eine Streitmacht in diesen Gegenden zu bilden. Die einzelnen Corps, welche Montluc über die Guyenne vertheilt hatte, hielten mehr in polizeilicher als militärischer Weise die Vicomtes im Schach und begnügten sich damit. Die Vicomtes beschäftigten die Katholiken und unter dem Schutze dieser Beschäftigung bildete Montgommery ungestört seine Streitmacht. Niemand, selbst Montluc dachte nicht daran, daß Montgommery die Absicht habe, nach Bearn zu ziehen. Die Katholiken im Allgemeinen waren nach dem Siege von Jarnac, obgleich derselbe nicht verfolgt worden war, so aufgeblasen, daß sie allen Widerstand der Protestanten für abgethan hielten; so ließen sie sich auch durch die Gerüchte von Zwiespalt, welcher unter den Vicomtes ausgebrochen wäre, einschläfern.

Plötzlich erhielt Montluc die Nachricht, daß die Truppen, welche Montgommery bei Castres und Gaillac am Tarn sammle, zu einem Einbruch in's Bearn bestimmt seien. Er wollte es noch nicht glauben, da er in acht bis zehn Tagen selbst mit seinen Rüstungen fertig sein werde und d'Anville schon mit den seinigen fast fertig wäre. Indessen ward ihm darauf noch positiver geanwortet, Montgommery werde oberhalb Toulouse über die Garonne gehen. Montluc bat nun denselben Mann, von dem er diese Nachrichten erhielt, Herrn von St. Germain, sie d'Anville zu überbringen. St. Germain that dies; theilte aber Montluc bald mit, daß es ihm so vorgekommen sei, als ob d'Anville andere Berichte habe und diesen mehr Vertrauen schenke als den seinigen.

Montluc schrieb nun an St. Girons, Gouverneur von Mas de Verdun an der obern Garonne, er möge auf seiner Hut sein, Montgommery wohl beobachten und ihm von dessen Annäherung unverzüglich Kunde geben. Außerdem theilte er durch einen zuverlässigen Offizier Terride mit, was er vernommen hatte. Terride antwortete, er habe keine große Furcht vor Montgommery und dessen Truppen, und hinreichende Kräfte, es mit jenem aufzunehmen. Dagegen lauteten die mündlichen Berichte des von Montluc geschickten Offiziers über den Stand der Dinge vor Navarrens nichts weniger als tröstlich. Bei jedem Ausfall, den die Besatzung mache, sagte er, zögen die Belagerer den Kürzeren.

Drei Tage danach sendete Fontenilles ein Schreiben seines 140.
Lieutenants Noé nach Agen an Montluc, aus welchem sich völlig unzweifelhaft ergab, daß Montgommery vom Tarn aus bereits die Arriège überschritten habe und sich St. Gaudens an der Garonne nähere. Widerstand finde er keinen, ward hinzugefügt, das ganze Land sei von katholischen Truppen entblößt.

Im höchsten Maaße bestürzt, sendete Montluc sogleich an Terride, er habe den Feind auf dem Halse und möge schleunigst die Belagerung von Navarrens aufheben, um sich gegen Orthez und St. Sever zurückzuziehen. Dann befahl er drei Ordonnanzcompagnieen, seiner eigenen, der von Fontenilles und der von Gondrin, sich augenblicklich in Marsch zu setzen. Er hatte die Absicht, wenn Montgommery noch nicht am linken Ufer der Garonne sei, gegen diesen Fluß, andernfalls nach Aire am Adour zu rücken.

Am andern Tage begab sich Montluc nach Lectoure, wo 141.
er 5 Fähnlein Fußvolk unter Castella zusammenzog und wo sich auch der Landadel zahlreich bei ihm einfand. Von hier aus benachrichtigte er d'Anville, der noch immer ruhig in Toulouse saß und den Feind sich an der Nase hatte vorbeiziehen lassen,

---

140) C. P. XXII. p. 321. 141) C. P. XXII. p. 323.

von seinen Anstalten und sprach seine Ansicht aus, daß man mit vereinter Kraft Montgommery nach Bearn folgen müsse, wenn derselbe bereits einen Vorsprung in dieser Richtung habe. Am folgenden Tage marschirte er nach Aire, wo am Abende außer den 5 Compagnieen Castella's auch die drei Ordonnanzcompagnieen und 120 Landedelleute versammelt waren.

D'Anville's Antwort auf Montluc's Mittheilung lautete dahin, daß er es nicht für nöthig hielte, Montgommery zu folgen, da derselbe einmal doch über die Garonne sei; Terride habe die entsprechenden Verhaltungsmaßregeln, er selbst, d'Anville, werde zunächst, sobald ihm die aus Languedoc versprochenen Fußvölker zukämen, ein festes Schloß bei Lavaur angreifen. Montluc schrieb zurück, der Marschall möge doch Alles Andere stehen und liegen lassen und für jetzt nur an Montgommery denken, in dessen Besiegung jetzt die Entscheidung für die ganze Guyenne und Gascogne liege, — Terride bat er wiederholt und dringend, die Belagerung von Navarrens schleunigst einzustellen; wenn es nöthig sei, selbst seine Artillerie zu opfern und sich ohne Säumen zurückzuziehen.

Noch am gleichen Abende kam von Terride die Nachricht nach Aire, er habe die Belagerung aufgehoben und sich nach Orthez am Gave de Pau zurückgezogen; Montluc möge die Güte haben, bis dorthin zu seiner Aufnahme vorzurücken. Montluc erwiderte darauf, er werde den Adour nicht überschreiten, bevor d'Anville angekommen sei, denn er selbst habe nur 5 Fähnlein Fußvolk und, wie er vernommen, zähle Terride in seinen 18 Fähnlein nicht mehr als 1800 Mann. Wenn man unter diesen Umständen es auf ein Treffen mit Montgommery ankommen lasse, liege die Wahrscheinlichkeit einer Niederlage nahe und diese würde ihm vorgeworfen werden. Terride möge sich nach S. Sever, am Adour, abwärts Aire zurückziehen. Terride lehnte dies ab.

Am Tage darauf hattte Montluc eine Zusammenkunft mit Bellegarde, welcher mit vier Ordonnanzcompagnieen das linke Garonneufer in der Gegend von Toulouse hatte bewachen sollen,

auch, wie d'Anville, den Feind ohne Widerstand hatte passiren lassen und jetzt sechs Stunden von Aire gegen Bigorre hin stand. Montluc setzte Bellegarde den Stand der Dinge auseinander, und dieser erbot sich, noch einmal auch seinerseits an d'Anville zu schreiben und zu versuchen, ob er ihn zum Marsch an den Adour bestimmen könnte. D'Anville antwortete Bellegarde, wie er Montluc geantwortet hatte: Terride sei nach Orthez zurückgegangen, also in Sicherheit, somit sei in Bearn nichts von Bedeutung zu thun und er habe keine Lust, seine Zeit dort zu verlieren; indessen, fügte er dießmal hinzu, um seinen guten Willen zu zeigen, wolle er doch an's linke Garonneufer kommen und dort einige Tage stehen bleiben, um abzuwarten, ob sich Gelegenheit zu einem Treffen mit Montgommery böte.

Auf diese Versicherung hin marschirte Montluc mit seinen Truppen abwärts den Adour nach St. Sever und bat Terride um eine Zusammenkunft zu Agetmau, wo er sich mit ihm gründlicher über die ganze Lage und die zu ergreifenden Maßregeln besprechen wollte. Ueber diese Zusammenkunft gab es ein wahrhaft niederträchtiges Hin- und Herschreiben. Terride wollte nicht nach Agetmau kommen, weil es nicht in seinem Gouvernement Bearn läge; das Gut gehörte unglücklicherweise den Grammonts, mit denen mehrere wichtige Mitglieder von Terrides Kriegsrath verfeindet waren. Montluc wollte seinerseits nicht nach Orthez gehen; er nahm an, und sicherlich nicht ohne allen Grund, daß Terride vom Hochmuthsteufel geplagt ihm nicht entgegenkommen wolle; er begriff das nicht, da er diesen Mann wirklich für verloren hielt, wenn er nicht noch in der elften Stunde Vernunft annehme.

Endlich wurde ein anderer Ort für die Zusammenkunft ausgemacht. Aber ehe diese stattfinden konnte, war Terride von Montgommery in Orthez eingeschlossen, angegriffen und gründlich geschlagen worden. Montluc konnte nichts weiter thun, als die versprengten Trümmer seines Corps aufnehmen. Terride selbst,

der sich in's Schloß von Orthez geflüchtet hatte, war dort in Kriegsgefangenschaft gerathen.

142. Montluc ging von St. Sever sofort nach Aire zurück, wo er noch neun Tage stehen blieb, in Erwartung, daß d'Anville jetzt die Situation ernster ansehen und ihm zu Hülfe kommen werde. Indessen d'Anville antwortete auf alle Bitten Montluc's: was er denn jetzt noch in Bearn thun solle, da Terride doch einmal geschlagen und gefangen sei? Montluc stellte ihm vor, daß Montgommery mit seinen siegreichen Truppen nicht im Bearn bleiben, sondern in die Gascogne und Guyenne einbrechen würde, wenn er dort absolut keinen Widerstand fände. Jetzt versprach d'Anville, noch einige Zeit am linken Garonneufer warten zu wollen, so lange, bis der Monat abgelaufen sei, für welchen die Stadt Toulouse seinen Truppen Sold zahle. Nach einer Berathung der hauptsächlichsten Chefs aus der Guyenne von den Corps Montluc's und Bellegarde's beschlossen diese, d'Anville zu bitten, daß er Montluc Tag und Ort zu einer Zusammenkunft bestimme, um die Mittel zur Vertheidigung der Guyenne zu überlegen.

Endlich bestimmte d'Anville den Tag zu einer solchen Zusammenkunft und als Ort für dieselbe Auch am Gers. Montluc führte jetzt seine Truppen nach Marsiac zurück, wo Bellegarde stand, stellte beide Corps unter dessen Befehl und begab sich für seine Person mit kleinem Gefolge nach Auch; traf aber hier statt d'Anville nur einen Abgesandten desselben, mit der Nachricht, daß der Marschall am nächsten Tage an's rechte Garonneufer zurückgehen werde, um den Krieg in Languedoc fortzuführen.

So lange Montluc in Aire weilte, hatte er sich beständig auf einen Angriff Montgommery's gefaßt gehalten und seine Anstalten so getroffen, daß er jede Bewegung des Feindes zeitig im Voraus erfahren mußte. Nachts versammelte er seine Truppen

142) C. P. XXII. p. 340.

in Gefechtsbereitschaft und hatte die Absicht, bei der Annäherung des Feindes Aire zu räumen, sich zurückzuziehen, dadurch Montgommery zu einem weiten Marsche zu veranlassen und ihn dann unter möglichst günstigen Umständen anzugreifen.

Der letzte Entschluß d'Anvilles überraschte ihn wie den ganzen Adel der Guyenne, der für seine Güter fürchtete, im höchsten Maaße unangenehm. Das Spiel in Aire noch länger fortzusetzen, war nicht wohl möglich.

Montluc ließ nur zwei Compagnieen Fußvolk unter Labatut 143.
in Marsiac zur Beobachtung Montgommerys zurück; Bellegarde und Gondrin vertheilten sich in dem Land gegen die obere Garonne hin; fünf Compagnieen Fußvolk legte Montluc nach Port Ste. Marie und Aiguillon und gab noch einige Commissionen zur Anwerbung von Fußvolk aus. Er selbst nahm sein Hauptquartier in Agen.

Der Landadel des Armagnac flüchtete alle bewegliche Habe in den festen Platz Lectoure. Die Bestürzung im ganzen Lande war groß und man fürchtete täglich, Montgommery aus dem Bearn vorrücken zu sehen. Jede Streifpartei der Protestanten, welche sich zeigte, beherrschte durch Schrecken das Land. Montluc war kaum einige Tage in Agen, als in dem Lande zwischen Dordogne und Garonne der protestantische Parteichef Peyre mit 300 Pferden erschien, dann bei Thonens über die Garonne ging und das Land südlich derselben ebenso brandschatzte, wie vorher das nördliche. Montluc setzte ihm nach mit wenigen eben zusammengerafften Truppen, warf ein Detachement nach Casteljaloux hinein, bewahrte so diesen Ort vor Plünderung und Brandschatzung, und ließ dann zwei neugeworbene Compagnieen, theils Fußvolk, theils Arkebusiere zu Pferd, unter den Capitäns Plex und Pommies in dem Orte als Besatzung zurück, welche von hier aus glückliche Streifzüge bis unter die Thore von Mont de Marsan machten.

---

143) C. P. XXII. p. 345.

144. Unterdessen hatte d'Anville seinen Plan, sogleich an's rechte Garonneufer zurückzukehren, wieder einmal geändert. Er hörte, daß Montluc mißvergnügt das ganze Land an der mittleren Garonne aufgeben und sich auf die Vertheidigung von Libourne beschränken wolle. Es war klar, daß Montluc dazu nur durch den Mangel an Unterstützung, welche doch d'Anville ihm gewähren konnte, bestimmt worden war. D'Anville fürchtete, die Verantwortlichkeit für den Verlust der Guyenne auf sich zu laden, und blieb daher wiederum am linken Garonneufer temporisirend stehn. Sobald er dies Montluc mittheilte, begann derselbe ihn wiederholt aufzufordern, mit Vereinigung aller Truppen Montgommery entgegen zu ziehen.

D'Anville sagte zu, und es wurde nun wirklich bei Auch eine ansehnliche Truppenmacht vereinigt; nämlich 37 Fähnlein Fußvolk, 17 Compagnieen Gensdarmes (die Doppelkompagnie d'Anvilles für zwei gerechnet), 600 Arkebusiere zu Pferd und ein zahlreicher berittener und bewaffneter Landadel; das Ganze mochte sich auf 4000 Mann Fußvolk und 2000 Pferde belaufen. Montluc erhielt das Commando der Avantgarde. Auf die Nachricht, daß Montgommery bereits bis Mont de Marsan und Umgegend vorgerückt sei, ward der Marsch in dieser Richtung angetreten.

Aber kaum war man in Bewegung, als d'Anvilles Lust, weiterzugehen, auch schon wieder verschwunden war. Die Litanei war immer dieselbe: was er in Bearn solle? dem König gehöre kein Platz mehr dort, alle seien in den Händen der Protestanten; schwere Artillerie, um eine Belagerung zu beginnen, habe man nicht; auch an Lebensmitteln sei bereits Mangel und die Soldaten begännen zu murren.

Montluc that sein Möglichstes, um alle diese Einwände zu widerlegen. Aber, nachdem er sich in dem ersten Kriegsrath, welcher abgehalten ward, ziemlich derb ausgelassen und d'An-

144) C. P. XXII. pg. 353.

ville dadurch schwer geärgert hatte, ward er von nun ab zum Kriegsrathe nicht mehr zugezogen. Er verlor also an Terrain und Einfluß auf die Beschlüsse. Dennoch zog er das Heer durch unermüdliches Treiben sich nach bis gegen Mont de Marsan hin. Endlich wollte er dieses angreifen und wegnehmen. D'Anville gab zuerst seine Zustimmung und sendete Montluc selbst die von diesem zur Verstärkung der Avantgarde verlangten zehn Fähnlein Fußvolk und zwei Geschütze. Aber bald ward ihm seine Zustimmung wieder leid; seine Umgebung hetzte beständig: Montluc wolle nur deshalb den Krieg in der Guyenne und Gascogne geführt haben, weil er wohl wisse, daß Alles, was daselbst geschähe und erreicht würde, auf seine und nicht auf d'Anvilles Rechnung geschrieben werden würde. 145.

So ließ der letztere Montluc sagen, es wäre ihm doch lieber, wenn das Unternehmen auf Mont de Marsan unterbliebe. Indessen Montluc ließ sich jetzt nicht mehr abhalten; er setzte sich in Marsch gegen die Stadt, welche aus zwei abgesonderten durch die Douze von einander getrennten Theilen besteht. Montgommery hatte die Gegend mit seinem Corps bereits wieder geräumt und war nach Orthez zurückgegangen, sobald er von einem katholischen Gefangenen, den seine Leute zu Grenade machten, erfahren hatte, daß d'Anvilles ganze Macht im Anzuge sei. Montluc eilte seiner Truppe mit Arkebusiren zu Pferd voraus, um zu recognosciren; seine Recognoscirung machte ihm keine großen Hoffnungen auf Erfolg. Während er aber noch damit beschäftigt war, hatten sich fünf Fähnlein Fußvolk unter Castella, die er selbst von Agen mit nach Auch gebracht, dem Stadttheile am rechten Ufer der Douze genähert und dessen Mauern mit nachgeführten Leitern ohne Besinnen erstiegen. Die Besatzung, nur zum kleinen Theile aus Truppen Montgommerys, zum größten aus den bewaffneten protestantischen Einwohnern bestehend, im Ganzen 500 Mann

145) C. P. XXII. p. 364.

stark, ward nach dem Stadttheile am linken Ufer der Douze zurückgedrängt; es gelang aber Castella nicht, hier zugleich mit ihr einzubrechen. Castella folgten die zehn Fähnlein, welche d'Anville zur Verstärkung der Avantgarde gesendet hatte, fast auf dem Fuße und auf demselben Wege über die Mauern.

Montluc, davon unterrichtet, begab sich in die Stadt; in einem Hause am rechten Douzeufer gegenüber einer schadhaften Stelle in der Mauer am linken Ufer, welche der Feind eben mit Fässern verstellte, die er dann mit Erde anfüllte, postirte er eine Anzahl Arkebusiere, um durch Schießen jene Arbeit zu stören, und sammelte dann bei dem Hause die übrige Infanterie, soweit sie zusammenzubringen war. Unter Führung eines Menschen aus der Stadt von langer Statur gingen die versammelten Fähnlein durch die Douze gerade auf die beschädigte Mauerstelle los und stürmten sie glücklich. Die Reste der feindlichen Besatzung wurden in das Schloß zusammengetrieben.

Montluc fühlte die Last der Jahre und der Waffen; er mußte sich, nachdem der Sturm des zweiten Stadttheiles gelungen war, in ein Haus führen lassen und in's Bett legen. Bald kam sein jüngster Sohn Fabian in Begleitung einiger anderer Edelleute mit der Kunde, daß die in's Schloß eingeschlossene Besatzung zu kapituliren wünsche. Diejenigen, welche diese Kunde brachten, wünschten, daß Montluc auf diese Kapitulation einginge, weil sie dem protestantischen Commandanten Favas, den sie als einen tapferen Soldaten schätzten, gerne das Leben gerettet hätten. Montluc sagte ihnen, sie möchten kapituliren, er würde die Kapitulation unterzeichnen. In der That war es aber nicht seine Absicht, es zu einer solchen kommen zu lassen. Er ließ daher unter der Hand den Soldaten sagen, sie möchten während vor dem Thore des Schlosses parlamentirt würde, auf einer oder der andern Stelle dasselbe ersteigen und Alles niedermachen, um so den Tod einer Anzahl katholischer Edelleute zu rächen, die bei Orthez auch gegen Treu und Glauben, nachdem sie sich schon ergeben hatten, niedergemacht

seien. Montlucs Wille geschah, indessen wurde Favas doch gerettet, da der junge Montluc und dessen Begleiter, sobald sie die Verwirrung bemerkten, die dem Einbruche der Katholiken in's Schloß folgte, ihn zu sich herauszogen.

Montluc erstattete persönlich an d'Anville Bericht über die 146.
Einnahme von Mont de Marsan. Dieser rückte nun mit allen seinen Truppen nach der Stadt vor, und als er hier Alles gesehen, hatte er die Freundlichkeit zu bemerken: „daß dabei mehr Glück als Verstand im Spiele gewesen sei." Hienach kann man beurtheilen, welchen Grund Montluc hatte, zu hoffen, daß die Einnahme von Mont de Marsan d'Anville bestimmen werde, die Operationen in Bearn und gegen Montgommery fortzusetzen. In der That erklärte d'Anville, sobald Montluc ihn traf, daß er nun fest beschlossen habe, nach Languedoc umzukehren.

Die Litanei der Gründe dafür hatte Montluc schon so oft gehört und, sie zu widerlegen, sich so oft vergeblich bemüht, daß er es endlich müde geworden war, es weiter zu versuchen. Er überlegte, daß bei dem weiten Umfange der d'Anville ertheilten Vollmachten es diesem möglich sein werde, ihm und der Guyenne alle Truppen für den Krieg im Languedoc zu entziehen; daß Montgommery, der in Bearn am Ende Mangel leiden werde, sich schon dadurch genöthigt sehen werde, über kurz oder lang in die Guyenne einzubrechen, daß es dann leicht für ihn — Montluc — absolut unmöglich sein könne, irgend welchen nennenswerthen Widerstand zu leisten und daß dennoch die Schuld an dem Verluste der Guyenne ihm aufgebürdet werden würde. Da er sich nun in den ersten Religionskriegen vom Könige den Ehrennamen des Erhalters der Guyenne verdient und keine Lust hatte, ihn auf schmähliche Weise und doch ohne seine Schuld zu verlieren, kam er zu dem Entschlusse,

146) C. P. XXII. p. 375.

das Gouvernement der Guyenne niederzulegen und sich in's Privatleben zurückzuziehen.

Er wurde in diesem Entschlusse bestärkt, als er erfuhr, daß d'Anville Lussan, einen seiner persönlichen Feinde, an den Hof abgeschickt habe, um über die letzten Ereignisse und über künftige Absichten Bericht zu erstatten.

Er machte d'Anville mit seinem Entschlusse bekannt, ohne ihn dadurch indessen auf andere Gedanken bringen zu können, und sendete nun seinen Sohn Fabian an den Hof ab, um die Abdankung vom Gouvernement der Guyenne zu überbringen und mündlich das Nähere über die Motive derselben zu berichten. Unglücklicher Weise ward Fabian unterwegs von einer protestantischen Streifpartei gefangen. Die Abdankung Montlucs kam daher von ganz anderer Seite an den Hof.

Das Verhältniß desselben zu d'Anville ward immer mehr vergiftet. Am Tag, wo dieser seinen Abmarsch antrat, ward Montluc, als er sich anmelden ließ, gar nicht vor den Marschall gelassen. Obgleich er es selbst nicht begriff, wie er diesen Schimpf hinnehmen könne und es sich nur daraus zu erklären vermochte, daß das Alter seine einstige Hitze beträchtlich abgekühlt habe, ging er doch äußerlich darüber hin, als ob nichts vorgefallen sei. Zuträger hatten Montluc selbst Berichte überbracht, daß d'Anville, den er beständig gereizt und geärgert habe, ihm nach dem Leben trachte.

147. D'Anville marschirte nach Masères ab, vor welchem er am 5. Oktober 1569 erschien. Montluc behielt wenige Kräfte übrig; die Soldaten, auch derjenigen Compagnieen, welche ihm blieben, aus dem Lande geworben, in welchem sie den Krieg führten, gingen zum großen Theile nach Hause, um dort ihre Geschäfte zu besorgen, ihre Verwandten zu besuchen. Montluc ließ von dem Getreide, welches sich auf dem reichen Markte Mont de Marsan vorfand, soviel möglich nach Armagnac,

147) C. P. XXII. p. 385.

Gascogne und Guyenne schaffen, um deren Plätze zu verproviantiren; nur schwache Abtheilungen blieben zur Beobachtung Montgommerys gegen Bearn stehen. Montluc selbst ging nach Agen. Obgleich er wegen Aufgabe seines Gouvernements bereits an den König gesendet hatte, wollte er doch dasselbe fortführen, bis er ersetzt und sein Nachfolger eingetroffen wäre.

Nicht lange dauerte es, so brach Montgommery aus Bearn, 148.
wo er nichts mehr zu leben hatte, in's Armagnac heraus. Euse, schwach besetzt von den Katholiken, mußte geräumt werden; in Condom erhoben sich die Protestanten und riefen Montgommery herbei. Montluc veranstaltete einige neue Werbungen von Fußvolk, um wenigstens die Hauptplätze nothdürftig besetzen zu können; d'Anville, der, ohne sich wegen Montgommery in Unkosten zu setzen, seine Truppen um Toulouse stehen ließ, that Montluc allen möglichen Abbruch, entzog ihm Ordonnanzkompagnieen, ohne ihn zu fragen und erklärte, er sei nicht mehr Gouverneur der Guyenne. Montluc ließ sich dadurch nicht stören; die Gefahr für das Land wurde auch immer dringender, schon drohte ihm das Schicksal, der Hauptschauplatz des Krieges zu werden.

Wie erzählt worden, hatten die Katholiken den Sieg von Jarnac durchaus nicht verfolgt. Coligny konnte sich bei Cognac festsetzen. Um nach dem Tode Condés wieder einen Chef an die Spitze der protestantischen Partei zu stellen, der durch seine Geburt Rechte auf den französischen Thron habe, bat er die Königin von Navarra, ihm ihren Sohn, den jungen Prinzen Heinrich, zuzuführen. Heinrich kam, ebenso der junge Prinz Condé, Sohn des bei Jarnac ermordeten.

Herzog Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken führte durch Burgund ein neues Hülfscorps aus Deutschland an die Loire und bemächtigte sich des Ueberganges la Charité. Als ihn hier unversehens eine Krankheit dahin raffte, ersetzte ihn im

148) C. P. XXII. p. 389.

Commando Graf Volrad von Mannsfeld, welcher die Deutschen an die Vienne führte, wo sich Coligny mit ihnen vereinigte. Dieser beschloß nun, auf solche Weise wieder verstärkt, ohne daß die Katholiken es verhindert hätten, Poitiers zu belagern. Der junge Herzog von Guise warf sich in die Stadt und vertheidigte sie tapfer, bis der Herzog von Anjou mit dem katholischen Hauptheere zum Entsatz heranrückte. Coligny, der es nicht für angemessen hielt, eine Schlacht zu wagen, hob die Belagerung auf, Anjou aber folgte ihm, die Schlacht zu suchen. Die protestantischen Chefs bestürmten Coligny, dieselbe anzunehmen. Lange wich dieser aus, endlich mußte er nachgeben. Am 3. Oktober kam es bei Montcontour an der Dive im jetzigen Departement Vienne zum Haupttreffen, welches abermals siegreich für die Katholiken ausfiel.

Die Protestanten waren so geschwächt und in einen solchen Zustand versetzt, daß sie, wie es schien, auf dem Kriegsschauplatz zwischen Vienne und Niederloire sich nicht länger behaupten konnten, ohne dem sicheren Untergang entgegenzugehen. Coligny mußte sie auf ein anderes Kriegstheater führen, auf welchem man eine hinreichende Zahl von festen Plätzen besäße und die Streitmacht für den Kampf im freien Felde wieder verstärken könne. Es gab jetzt nur ein Kriegstheater dieser Art, im Süden, in Guyenne, Gascogne, Bearn, wo die Vicomtes sich um Montauban beständig behaupteten, wo man die wohlerhaltenen Truppen des bis jetzt immer siegreichen Montgommery fand. Coligny marschirte also südwärts, um durch's Perigord und Limousin die Garonne zu gewinnen.

149. Als Montluc seine Annäherung erfuhr, vertraute er zunächst Lectoure den sichern Händen zweier Malteserritter, des Romegas und seines dritten Sohnes an. Er selbst war im Lande bald hier, bald dort, um zu rathen, zu ermuthigen, zu werben. Die Protestanten waren zuerst auf Montauban gezogen;

149) C. P. XXII. p. 393.

es war anzunehmen, daß sie die Vereinigung mit Montgommery über das schlecht befestigte, mit umliegenden Höhen dominirte Agen, oder Port St. Marie suchen würden, um den beträchtlichen Streitkräften d'Anvilles auszuweichen. Die Stadt Agen gerieth in die höchste Bestürzung; der Handelsstand machte Miene, sie zu räumen und seine Waaren nach Bordeaux oder Toulouse zu flüchten; die Geistlichkeit und die Behörden wendeten sich hülfesuchend an Montluc. Dieser begab sich nach Agen und entfaltete hier noch einmal das Talent, welches er so oft bewiesen hatte, die Leute zu ermuthigen und eine Stadt schnell in Vertheidigungszustand zu setzen. Agen wurde von seinen Einwohnern fast unter den Augen des Feindes befestigt und Montluc erklärte seinen festen Willen, die Vertheidigung der Stadt selbst leiten zu wollen, soviel ihm Romegas und sein Sohn auch davon abriethen, und sich erbaten, selbst nach Agen zu gehen, während er sich in das festere und sicherere Lectoure werfen solle. Bei allen seinen Arbeiten zur Vertheidigung des Landstriches, den er als seiner Obhut speziell anvertraut noch betrachtete, fand Montluc dennoch Zeit, auch für d'Anville noch Verstärkungen aufzubringen, mit dem er trotz aller früheren Beleidigungen jetzt unentwegt wieder anknüpfte, um des allgemeinen Besten willen und in der sicheren Hoffnung, daß dieser Mann jetzt endlich begreifen würde, was zu thun nothwendig wäre.

Indessen darin hatte er sich sehr getäuscht. Der Adel von 150. Armagnac hatte an d'Anville einen Brief gerichtet, in welchem er denselben um Unterstützung, um ein Einschreiten zunächst gegen Montgommery bat, der von Condom aus das Land ungestört brandschatzte und plünderte. D'Anville hatte es schon so weit gebracht, daß er von Toulouse bis Grenade am linken Garonneufer vorgerückt war. Aber in dem Briefe, welchen der Adel von Armagnac ihm sendete, kam unglücklicher

150) C. P. XXII. p. 395, 405.

Weise auch die Stelle vor, derselbe werde, wenn es d'Anville nicht beliebte, zu helfen, gezwungen sein, sich direkt an den König zu wenden. Daß man sich nun nicht seiner Gnade unbedingt vertraute, empörte den Narren dermaßen, daß er ohne Rücksicht auf die Pflicht, welche ihm seine Stellung und die Lage auferlegte, aus reinem persönlichen Aerger von Grenade nach Toulouse zurückkehrte. Besonders wüthend war er auf Montluc, dem er die Abfassung dieses Briefes zuschrieb, obgleich derselbe ihn in der That vor der Absendung nur oberflächlich hatte vorlesen hören. Monferrand, welcher durch Montlucs Vermittlung 1000 Arkebusiere von Bordeaux die Garonne hinaufführte, um sich mit d'Anville behufs einer Unternehmung gegen Montgommery zu vereinigen, und schon bis Port Ste. Marie gekommen war, kehrte um, als er vernahm, daß d'Anville nach Toulouse zurückgegangen sei.

151. Bald darauf bemächtigten sich die Protestanten, unter Coligny aus der Gegend von Montauban an den unteren Lot hinabziehend, des Punktes Aiguillon und nahmen ihr Lager rings um Agen, in welche Stadt Montluc alle benachbarten Garnisonen zusammenzog. Die deutschen Reiter Colignys streiften bis an die Thore der Stadt und setzten sich keck in den nächsten Dörfern fest, ohne daß Montluc bei gelegentlichen Ausfällen ihnen etwas Nennenswerthes anhaben konnte. Indessen machte Coligny keine Anstalt, Agen anzugreifen, er stand ruhig im Lande und nährte sich redlich, um seine Truppen aufzufüttern, wie es andererseits auch Montgommery südlich der Garonne that. D'Anville rührte sich nicht.

152. Endlich begann Coligny den Bau einer Brücke bei Port Ste. Marie, um sich mit Montgommery in Verbindung zu setzen, und schwere Artillerie aus dem Bearn, die bereits im Anmarsch war, an's rechte Garonneufer zu ziehen. D'Anville erhob sich bis zu dem Gedanken, 60 Arkebusiere auf drei Fahr-

151) C. P. XXII. p. 408. 152) C. P. XXII. p. 415.

zeugen zur Zerstörung dieser Brücke flußabwärts schicken zu wollen, jedoch nur für den Fall, daß Coligny von dem Unternehmen im Voraus nichts erfahre und nicht darauf gefaßt sei. Für Montluc war die Zerstörung der Brücke eine Sache von großer Wichtigkeit; in Agen ward viel über die Sache gesprochen; ein Maurermeister aus Aiguillon war der Meinung, daß eine Schiffsmühle, die man die Garonne abwärts treiben ließe, die Zerstörung bei dem jetzigen hohen Wasserstand und der starken Strömung des Flusses wohl vollbringen könne, und der Ingenieur, welchen Montluc bei sich zu Agen hatte, war derselben Ansicht, vorausgesetzt, daß die Mühle tüchtig mit Steinen beschwert werde.

D'Anvilles Projekt wurde aufgegeben; ein Officier desselben ließ Montluc sagen, man solle zu Agen die drei Boote, wenn sie den Strom hinabkämen, zurückhalten, da Coligny bereits von der Absicht, sie zu senden, wisse, und sich darauf vorbereitet habe, sie zu empfangen. In der gleichen Nacht aber ließ nun Montluc ganz insgeheim wirklich eine Schiffsmühle losmachen und den Strom hinabtreiben. Um 11 Uhr ging dieselbe von Agen ab, um 1 Uhr nach Mitternacht stieß sie auf Colignys Brücke und zerriß sie gründlich, obgleich sie auf den Allarm der Posten von beiden Ufern her beschossen ward. Sie war nicht besetzt, die Beschießung nützte nicht; erst bei Marmande lief die Schiffsmühle, nachdem sie ihre Arbeit getreulich verrichtet hatte, auf den Strand.

Montluc ließ die freudige Nachricht von der Zerstörung der protestantischen Brücke durch ein kleines Fahrzeug, dessen Schiffer er mit 25 Thalern belohnte und dessen Mannschaft, als sie die Stelle der ehemaligen Brücke passirte, sich platt niederlegte, nach Bordeaux hinabbringen (15. Dec. 1569), wo sie am 16. Dec. eintraf; Montlucs Bruder, der Bischof von Valence, welcher sich zu Bordeaux befand, beförderte den Bericht sofort weiter an den König, der sich im Lager vor St. Jean d'An- 153.

153) C. P. XXII. p. 420.

gely (an der Boutonne, rechtem Zuflusse der Charente) aufhielt, mit dessen Belagerung sich die katholische Hauptarmee nach dem Siege von Montcontour, als ob sonst nichts zu thun wäre, die Zeit vertrieb.

154. Coligny mußte seine solide und zusammenhängende Brücke durch eine kleine fliegende Brücke am Spanntau ersetzen, vermöge welcher zu gleicher Zeit höchstens sieben Reiter mit ihren Pferden übergesetzt werden konnten. Mittelst dieser zog er zuerst drei Cornetten Reiter, die er bereits von den seinigen hatte an's linke Ufer gehen lassen, dann die ganze Streitmacht Montgommerys an's rechte Ufer der Garonne, wozu sechs Tage nothwendig waren. Montluc suchte sich gewisse Nachrichten über die ferneren Absichten der Protestanten zu verschaffen und erfuhr bald, daß sie Agen vorbei nach Montauban zu marschiren gedächten, um von dort aus die Umgegend von Toulouse zu verwüsten, auch wohl dieses selbst anzugreifen, wenn es mit Aussicht auf Erfolg möglich wäre. Er gab davon sogleich, da er an d'Anville nicht wohl sich wenden konnte, Mensencal, dem ersten Präsidenten des Parlaments von Toulouse, Nachricht, welche er zugleich mit gutem Rathe begleitete.

Ende des dritten Hugenottenkrieges 1570.

155. In den ersten Wochen des Jahres 1570 traten die vereinigten Kräfte Colignys und Montgommerys ihren Marsch von Pont Ste. Marie am rechten Garonneufer um Agen vorbei auf Montauban an, ohne sich sonderlich zu beeilen, stets darauf bedacht, sich in den Marschquartieren, welche sie nahmen, zu stärken und auszuruhen. Montluc rückte mit den zwei Ordonnanzcompagnieen, welche er dort hatte, aus Agen, um den Feind zu recognosciren. Ihn anzugreifen, daran durfte er nicht denken. Aber auch die vorbeiziehenden Protestanten, obgleich

154) C. P. XXII. p. 426. 155) C. P. XXII. p. 430.

sie ihn bemerkten, kümmerten sich nicht um ihn. Herr v. Durfort hatte vom Schloß Bajaumont aus das Heer Colignys gemächlich beschauen und fast zählen können.

Diesen Herrn schickte Montluc an König Carl **IX.** mit dem Auftrag, demselben über das, was er vom Feinde gesehen und was man von dessen Plänen wußte, Bericht zu erstatten. In dem Briefe, welchen er Durfort mitgab, bemerkte Montluc auch, daß die weitere Absicht der Protestanten auf das Languedoc gehe; die Bevölkerung dieser Provinz sei in höchster Besorgniß, sie habe bereits d'Anville gebeten, ihr Joyeuse als Führer zu senden, woran es ihr vorzugsweise fehle. Wenn es dem König gefalle, d'Anville zur Erfüllung dieses Wunsches anzuweisen, wenn er dann ferner auch nur die Hälfte der Hauptarmee unter dem Herzoge von Anjou oder dem Dauphin (Sohn des Herzogs von Montpensier) nach der Rovergue marschiren lasse, so sei noch nichts verloren. Montluc würde sich mit dem Detachement der Hauptarmee zur Verfolgung des Feindes verbinden und man werde sicherlich auch Mittel finden, d'Anville zur Thätigkeit zu bewegen.

Vom Bischofe von Agen, mit welchem Montluc zu dieser Zeit alle seine Maßregeln zu besprechen pflegte, hatte er erfahren, daß der Gouverneur von Narbonne ein Hugenott sei; derselbe habe das Haupt der Katholiken von Narbonne aus der Stadt verwiesen; die Katholiken hätten sich darauf an d'Anville gewendet, um die Rückkehr jenes Mannes zu erzielen, d'Anville indessen habe die Sache ziemlich lau behandelt. Nun habe sich auch das Parlament von Toulouse in's Mittel gelegt; indessen seien die Dinge noch beim Alten. Montluc erzählte dies Durfort, zunächst nur behufs mündlicher Mittheilung an den König, wies ihn übrigens in dieser Beziehung an den Bischof von Agen. Der letztere nun gab Durfort eine schriftliche Darstellung der Angelegenheit mit.

Während Durfort an den Hof ging, zog Coligny wirklich über Montauban vor Toulouse und plünderte und verwüstete

alle Umgebungen dieser blühenden Stadt. Die katholische Hauptarmee, nachdem sie sieben Wochen lang das von Piles tapfer vertheidigte St. Jean d'Angely belagert und dabei 3000 Mann verloren hatte, stand ruhig in ihren Winterquartieren. Montluc erhielt im Februar unterdessen vom Könige den Befehl,
156. alle Truppen, die er auftreiben könne, zu sammeln, Artillerie von Bordeaux, Toulouse und Bayonne zu nehmen und das seit Montgommerys siegreichem Zug gänzlich in den Händen der Protestanten befindliche Bearn zurückzuerobern. Geld zur Besoldung des Fußvolks oder zur Ausrüstung der Artillerie ward ihm keines angewiesen. Toulouse schlug außerdem die Lieferung von Artillerie ab; das letzte was die Stadt davon noch besessen, habe d'Anville vor Maséres verbraucht. Montluc wendete sich nun an den König mit der Bitte um etwas Geld und sichere Anweisungen auf die sonstigen nothwendigsten Bedürfnisse. Auf diese Bitten erhielt Montluc die Antwort: der König finde es sehr auffallend, daß Montluc die Unternehmung so in die Länge ziehe, er habe geglaubt, derselbe stehe bereits mitten in Bearn; wenn Montluc sich nicht anders benähme als bisher, so werde sich der König seinerseits genöthigt sehen, andere Vorsorge zu treffen; seit drei Jahren habe Montluc nichts gethan, was einen Kreuzer werth sei.

Diese einfältige und ungerechte Antwort hatte Montluc seinen Feinden am Hofe und dem Einflusse d'Anvilles insbesondere zuzuschreiben, welchen letzteren die Sendung Durforts an den König, in der er Einmischung in seine Gerechtsame und Verläumdung sehen wollte, in eine unsinnige Wuth versetzt hatte.
157. Am 27. Februar 1570 hatte d'Anville einen Brief in dieser Angelegenheit an den König geschrieben, in welchem er Montluc ohne die geringsten Umschweife einen Lügner und Verläumder nannte, verblümt ihn der Brandschatzung, Beraubung und Plünderung königlichen Landes, ja des Diebstahls an könig-

156) C. P. XXII. p. 436. 157) C. P. XXII. p. 434.

lichen Geldern beschuldigte und von dem alten Soldaten in einem Tone der Verachtung sprach, wie nur der dümmste aristokratische Dünkel ihn eingeben konnte.

Montluc war außer sich vor Wuth und Verzweiflung über die Antwort des Königs, er verfluchte sich, daß er jemals dem Könige und seiner Mutter treue Dienste geleistet, daß er sich nicht lieber hinter einen der Hofschranzen gesteckt habe, durch deren Brille die Könige sehen; daß er seine Söhne auf den Schlachtfeldern geopfert, statt sie zu Kammerherrn zu erziehen. Im Anfange wollte er dem Könige ohne Weiteres schreiben, daß er unter diesen Umständen nicht nach Bearn gehe. Aber bald besann er sich eines Andern, sein soldatischer Sinn siegte, und er beschloß, seinen Feinden zu zeigen, was er trotz seines Alters vermöchte. Er borgte 14000 Franken, einige Artillerie stellte ihm Toulouse endlich gegen seine persönliche Bürgschaft, andere der Gouverneur von Bayonne, wohin er hundert Pferde unter Montespan und Madaillan entsendete, um den Convoi zu escortiren. Er schickte Gondrin und Sainctorens, letztern als **Maréchal de camp**, nach Nogarol, um dort die Truppen zu sammeln; er setzte diese in Marsch, ließ werben, Lebensmittel zusammenbringen; endlich begab er sich, nachdem alle diese Dinge in nur sechs Tagen mindestens in Gang gebracht waren, auch persönlich nach Nogarol.

Hier trat er sogleich mit den Truppenführern über die Rich- 158.
tung, in welcher der Feldzug begonnen werden solle, in Berathung. Einige waren für den Angriff auf St. Sever, andere wollten, daß man direct auf Pau marschire; Montluc erklärte sich dafür, mit dem Angriff auf Schloß Rabastens zu beginnen, eines der festesten, welche die Königin von Navarra besaß, nördlich von Tarbes und östlich dem obern Adour gelegen. Hier hatte er das fruchtbarste Land der Gascogne hinter sich und kam in Betreff der Verpflegung nicht in Ver-

158) C. P. XXII. p. 442.

legenheit. Außerdem wollte er dieses feste Schloß jedenfalls mit Gewalt nehmen, nicht durch Kapitulation, und dann Alles über die Klinge springen lassen. Er versprach sich davon einen günstigen Einfluß auf das ganze Land; keine Stadt, hoffte er, außer etwa Navarrens, werde ihm dann noch widerstehen, und die Stadt Toulouse, wenn sie von dem guten und kräftigen Anfang höre, werde ihm desto bereitwilliger weitere Bedürfnisse liefern.

Am Tage nach dieser Berathung ging Montluc mit geringem Gefolge nach Dax, wohin er den Vicomte von Orthez, Gouverneur von Bayonne, sammt der aus dieser Stadt kommenden Artillerie beschied. Orthez, der zu Dax stehen bleiben sollte und etwa 1000 Mann gesammelt hatte, bestärkte Montluc in seiner Absicht; er stellte ihm namentlich vor, daß man bei einem Angriffe auf St. Sever die unfruchtbaren Küstenheiden (les Landes) hinter sich und mit Verpflegungsschwierigkeiten unbedingt zu thun haben werde; daß andererseits bei dem Angriffe auf Rabastens auch die katholischen Basken aus den Thälern von Soule und Daspe bessere Gelegenheit hätten, sich mit Montluc zu vereinigen. Es ward nun abgemacht, daß Orthez mit seinen Leuten und mit zwei Compagnieen Gensdarmes und zwei Compagnieen Fußvolk, die zu Mont de Marsan in Quartier lagen, von Dax direct auf Pau vorgehen solle, sobald er vernähme, daß Rabastens in Montlucs Gewalt sei.

159. Dieser kehrte alsbald nach Nogarol zurück und führte von dort seine Truppen nach Rabastens. Eine Recognoscirung zeigte ihm, daß man zuerst die Stadt und von ihr aus das Schloß angreifen müsse. Nachdem er den Tag seiner Ankunft zur Anfertigung von Schanzkörben und Faschinen benutzt hatte, ließ er in der Nacht die Geschütze in Batterie stellen und schoß am nächsten Morgen Bresche. Die Feinde steckten nun die Stadt in Brand und zogen sich in das Schloß zurück. Mont-

159) C. P. XXII. p. 444.

lucs Soldaten suchten lange vergeblich dem Feuer Einhalt zu thun; trotz ihrer Bemühungen brannte der größte Theil der Stadt nieder. Montluc ließ die Artillerie in diese hineinführen und stellte sie in Batterie. Seine Absicht war, einen großen Thurm einzuschießen und mit dessen Trümmern den tiefen Wassergraben auszufüllen, welcher das Schloß umgab, so daß man über jene hinwegstürmen könne. Es gelang auch den Thurm einzuschießen, aber er füllte den Graben keineswegs aus. Nachrichten von einem nahe bevorstehenden Entsatzversuch bewogen Montluc einerseits Anstalten gegen dessen Annäherung zu treffen, andererseits aber auch den Sturm zu beschleunigen. In der vierten Nacht ließ er die Contrescarpe des Grabens soweit abstechen, daß man bequem auf die Trümmer des Thurmes hinabsteigen konnte.

Für den nächsten Tag beschloß er den Sturm. Obgleich er sich vorgenommen hatte, sich dabei nicht persönlich auszusetzen, hatte er doch eine Ahnung, daß ihm ein Unglück begegnen werde. Er gab noch am Morgen dem Advokaten von Las ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Gelder und empfahl ihm seine beiden jüngsten Töchter und seine Frau zur Fürsorge an, falls er bleiben solle; darauf stach er mit den Edelleuten seiner Umgebung verschiedene Flaschen aus und ermunterte sie zu rücksichtslosem Draufgehen, dann ließ er zum Sturme blasen.

Das Fußvolk begann diesen alsbald, that aber nicht vollkommen seine Schuldigkeit. Jetzt vergaß Montluc alle seine guten Vorsätze. „Ihr Edelleute, wendete er sich an diese, hier gilt es, daß wir zugreifen. Drauf! ich selbst werde euch den Weg zeigen und beweisen, daß ein gutes Roß nie eine Mähre wird. Folgt mir tapfer nach und ohne euch zu besinnen; einen ehrenvolleren Tod als hier werden wir nicht so leicht finden. Vorwärts ohne Redensarten!" Herrn von Goas, der provisorisch das Fußvolk befehligte, nahm er an seine Seite und empfahl ihm, wenn er, Montluc, verwundet werden sollte, sich nicht darum zu kümmern und nur dafür zu sorgen, daß das Schloß genommen werde.

160. Man schritt zum Sturm, bei demselben erhielt **Montluc** alsbald einen Arkebusenschuß in's Gesicht, augenblicklich war es mit Blut bedeckt. Goas wollte ihn halten. Montluc wies dies ab. Die Soldaten stutzten und machten Miene, umkehren zu wollen; Montluc, dem es schwer ward zu sprechen, da ihm das Blut aus dem Mund und der Nase quoll, schrie ihnen doch zu: „Wohin wollt ihr? was wollt ihr beginnen? was geht's euch an, daß ich verwundet bin? Vorwärts! jeder an seinen Platz! mir fehlt nichts!“ Goas wies er noch insbesondere an, dafür zu sorgen, daß der Sturm seinen Gang ginge.

Darauf mußte er aber umkehren, um sich verbinden zu lassen; den Edelleuten, die sich zunächst um ihn befanden, rief er noch zu: „Ich gehe, mich verbinden zu lassen; daß Niemand mir folgt! rächt mich, wenn ihr mich lieb habt.“ Der Regimentschirurg von Goas, Meister Simon, konnte ihm mit den Fingern die Knochen von beiden Backen herausreißen. Diese Wunde Montlucs ist nie vollständig geheilt worden; er mußte von jetzt ab draußen beständig eine Maske tragen, daß kalte oder scharfe Luft nicht daran komme. Er war kaum verbunden, als **Goas** und **Madaillan** herbeieilten, um ihm zu verkünden, daß die Katholiken in Schloß **Rabastens** eingedrungen wären und Alles mordeten, was ihnen unter's Messer käme, um seine Verwundung zu rächen.

„Gelobt sei Gott, antwortete Montluc, daß ich den Sieg auf unserer Seite weiß, bevor ich sterbe. Jetzt kann der Tod kommen. Schnell zurück und sorgt dafür, daß Keiner geschont wird, wenn ihr mich lieb habt.“

Alles wollte jetzt bei dem Morden sein und verließ den Verwundeten, bei welchem außer dem Regimentschirurgen nur der Advokat **de Las** und zwei Pagen zurückblieben. Das Blutbad in **Rabastens** war fürchterlich; außer zwei dort gefangen

160) C. P. XXII. p. 459. vgl. a. Brantôme, Vies des hommes illustres et capitaines français; discours LXX.

gehaltenen katholischen Kaufleuten, welche befreit wurden, entgingen ihm nur zwei Protestanten, welchen es gelang, sich zu verstecken.

Ein protestantischer Edelmann der Gegend, welcher aber nicht die Waffen gegen die Katholiken oder gegen den König, wie man zu sagen pflegte, ergriffen hatte, hatte dem Sturme von Rabastens von einem benachbarten Hügel aus zugesehen. Er bat um die Erlaubniß, Montluc besuchen zu dürfen und bot ihm ein Haus in der Nähe an, welches dieser annahm und wo er nun nach Möglichkeit gepflegt ward. Hier versammelte er am Tage nach dem Sturm die sämmtlichen Officiere seines Corps und hielt ihnen folgende Standrede:

„Meine Kameraden und Freunde! was mich bei meinem Unglücke von gestern am meisten schmerzt, ist, daß ich euch nun verlassen muß, ohne daß zuvor die königliche Sache in diesem Lande auf den gehörigen Stand gebracht sei. Ihr kennt alle meinen Plan, ich habe ihn euch nicht verborgen und ich bitte euch nun, daß ihr seine Ausführung fortsetzt, wie ihr mir in deren Anfang beigestanden habt. Das Blutbad von Rabastens wird ohne Zweifel einen heilsamen Schrecken im Lande Bearn verbreiten, und ich bin überzeugt, daß ihr außer zu Navarrens keinen Widerstand mehr findet. Lasset die Gelegenheit, die euch Gott gegeben, jetzt nicht entschlüpfen; thätet ihr es, würde jedermann sagen, ihr seiet nur kühn mit mir und durch mich und könntet nichts ohne mich. Und ein so großes Lob das für mich sein möchte, verzichte ich doch viel lieber darauf, da meine Achtung und Liebe zu euch mich ebenso eifersüchtig über eure Ehre wachen lassen, als über meine eigene. Denkt also nicht mehr an mich, als ob ich schon todt wäre. Viele Officiere sind hier unter euch, die ebensowohl als ich den Oberbefehl führen können. Ihr habt tüchtige und brave Bursche, die jetzt mit doppeltem Muthe drauf gehen werden, um ihren General zu rächen. Ich bin überzeugt, daß keiner unter euch ist, der nicht gern Herrn von Gondrin dort gehorchte; außerdem, daß er

dem ersten Hause angehört, ist er auch unter euch allen der älteste Officier. Und weil seine Gesundheit nicht die festeste ist, bitte ich euch, Sainctorens, Goas und Madaillan ihm zur Seite stehen und ihm mit eurem Rathe zur Hand sein zu wollen. Er ist alt, wie ihr seht, und alle Mühe, die es giebt, müßt ihr drei, die ihr jung seid, ihm abnehmen. Euer Wille ist gut, das weiß ich, ich bitte euch also nur, seid einig; dann wird meine Wunde, wenn ihr etwas Tüchtiges schafft, doch das Gute haben, daß sie euch Ehre einbringt. Bei Gott! liebe Kameraden, laßt dies Unternehmen, welches einen so guten Anfang genommen hat, nicht bei diesem schon aufhören. Macht euch die Bestürzung des Feindes zu Nutze, und zeigt der Welt, daß nicht Alles an mir hängt, daß ihr euren wohlerworbenen Theil an unserm gemeinsamen Ruhme habt. Wollt ihr also nach meinem Rathe handeln und Herrn von Gondrin fortan als euer Haupt erkennen?"

161. Obgleich nun alle dies versprachen und Manchem die Ansprache des alten schon aufgegebenen Generals Thränen in die Augen gebracht hatte, verließ doch alsbald der Landadel in Masse das Heer und auch die Soldaten machten sich davon und gingen heim. Freilich folgte der Einnahme von Rabastens, welche am 23. Juli stattfand, auch bald der Friede.

Nachdem die Protestanten die Umgegend von Toulouse verwüstet hatten, zogen sie an die Loire, überschritten diese ohne Widerstand zu finden und drangen in's Burgund ein. Hier trat ihnen bei Arnay le Duc (am obern Arroux, im Departement Côte d'Or, nordöstlich Autun) am 25. Juni der Marschall Cossé mit der katholischen Hauptarmee entgegen. Der Sieg blieb mindestens unentschieden; jedenfalls konnten die Protestanten sich ungehindert in dem Land zwischen Yonne und Loire ausbreiten. Sie bedrohten Paris; Katharina von Medici sah sich außer Stande, sie aufzuhalten, sie mußte wiederum durch

161) C. P. XXII. p. 468.

einen Frieden Zeit gewinnen. Die Protestanten ihrerseits waren gleichfalls erschöpft und fühlten das Bedürfniß der Ruhe. So kam es am 8. August zu dem Abschluß des Friedens von St. Germain en Laye, welcher für die Protestanten günstiger 162.
als irgend ein früherer, ihnen eine wenig beschränkte Religionsfreiheit gab, ihnen den Zutritt zu allen Staatsämtern öffnete und vier Sicherheitsplätze, unter welchen La Rochelle, zugestand.

Am dritten Tage nach seiner Verwundung ließ Montluc sich nach Marsiac bringen, von dort schaffte ihn seine Frau nach 163.
Condom, wo ihn eine Kolik drei Wochen noch im Bette festhielt. Noch ehe der Frieden abgeschlossen war, erhielt er hier eine Botschaft von der Königin Mutter, er möge alle Truppen, die er noch auf dem Gebiete der Königin von Navarra stehen habe, von demselben zurückziehen. Da er fragte, ob denn der Friede geschlossen sei, ward ihm geantwortet, dies gerade nicht, aber man erwarte seinen Abschluß täglich. Hierauf gab Montluc Gondrin den Auftrag, unverzüglich, nicht blos die Truppen aus Bearn zurückzuziehen, sondern sie auch zu entlassen. Da die Nachricht vom Abschlusse des Friedens wirklich bald eintraf, so sparte diese Entlassung der Truppen der Gascogne viel Geld, welches sonst ganz unnütz ausgegeben worden wäre.

Bei seiner Genesung sollte Montluc den größten Aerger 164.
seines Lebens haben. An dem Tage nach seiner Verwundung sendete Gondrin den Capitän Montaut mit Bericht über die letzten Ereignisse im Bearn an den König. Da Montluc wußte, daß sein Sohn Fabian nicht an den Hof gekommen, daß also sein Gesuch um Entlassung vom Gouvernement der Guyenne nicht offiziell an denselben gedrungen sei, so trug er jetzt dem Capitän Montaut auf, dasselbe dort zu wiederholen. Mon-

162) Es ist dieser faule Friede, welchen die französischen Witzköpfe la paix boiteuse et mal assise tauften; er ward unterzeichnet von Biron, welcher hinkte (boiteux) und de Mesme, Herrn von Malassise.
163) C. P. XXII. p. 486. 164) C. P. XXII. p. 469.

taut erfuhr am Hofe, daß bereits einen Monat früher der König, ohne dessen Gesuch zu erwarten, Montluc einen Nachfolger in der Person des Marquis von Villars gegeben habe. Man theilte dies Montluc erst mit, als er einigermaßen hergestellt war.

Die Kränkung war zu niederträchtig, als daß der alte Soldat sie stillschweigend hätte hinnehmen können. Er schrieb dem
165. Könige einen Lesebrief, in welchem er ihm zum Eingange sagte, daß er wohl noch hätte zwei Monate mit seiner Gouvernementserneuerung warten können; dann, nach Herstellung des Friedens, würde Montluc selbst auf's Bestimmteste um Enthebung von den Funktionen eines Gouverneurs der Guyenne nachgesucht haben und der König hätte sich eine große Ungerechtigkeit erspart. Welche Gründe immer zu dieser Abberufung bestimmt haben möchten, jedenfalls sei Montluc niemals selbst gehört worden und doch sei es in der Ordnung, daß ein Verklagter nicht vor seiner Vertheidigung verurtheilt werde, zumal ein Mann, den man seinerzeit als den Erretter und Erhalter der Guyenne gefeiert habe. Montluc führt dann in einer einfachen Schilderung seine ganze Thätigkeit in der Guyenne während der Religionskriege dem Könige vor, durch welche er sich jenen Ehrentitel verdient habe, und fährt endlich, an die Einnahme von Rabastens anknüpfend, folgendermaßen fort: „Und wenn ich auch an diese Waffenthat, wie an viele ähnliche, die ich während der Regierungen Euers Vaters und Großvaters gethan, keine andere Hoffnung knüpfte und für sie keine andere Belohnung erwartete, als die ich sonst wohl geerntet, die Zufriedenheit und den schönen Dank meines Königs und Herrn, so glaubte ich doch auf diese mir sichere Rechnung machen zu dürfen. Ein alter Soldat von 70 Jahren, Ihr Generallieutenant in diesen Landen, konnte ich meine Pflicht vollständig erfüllen, indem ich den Andern Befehle ertheilte, ohne mich persönlich auszusetzen; dennoch führte mich das Streben, Ihnen bei jeder Unternehmung den

165) C. P. XXII. p. 471.

Sieg zu verschaffen, wie den gemeinsten Soldaten in Reihe und Glied und in den dicksten Kugelregen; und eine Menge Edelleute setzten sich gleicher Gefahr mit mir aus und schätzten sich glücklich, einem der ältesten Soldaten Frankreichs, der hier freiwillig auf den Rang des Generals verzichtete, zu folgen. Ich durfte wohl hoffen, daß Euer Majestät es nicht ganz unbeachtet lassen würden, daß ich ebenso, wie ich in den ersten Religionskriegen der erste war, welcher Ihren Waffen den Sieg verschaffte, auch die letzte Waffenthat des eben beendeten Krieges siegreich hinausführte. Meine Hoffnung, mindestens ein belobendes Schreiben, wie Sie es auch dem geringsten Offizier dieses Königreiches in ähnlichem Falle zukommen lassen, von Ihnen zu erhalten, war sicherlich bescheiden genug. Statt dessen habe ich nun erfahren, daß Sie, ohne mein Gesuch zu erwarten, mich meines Gouvernements enthoben haben und, was die Hauptsache ist, ohne mir mit einer Sylbe dies anzuzeigen, so daß ich eher die Ankunft meines Nachfolgers, als die mir zugedachte Beleidigung erfuhr. Und in derselben Zeit, da Sie durch ein allgemeines Gesetz für Ihr ganzes Königreich alle diejenigen, welche derselben verlustig erklärt waren, in den alten Stand und Rang wieder einsetzten, haben Sie, kann ich sagen, durch ein Spezialgesetz, ausdrücklich für mich gemacht, mich der Würde entsetzt, die ich stets mit den Waffen in der Hand in Ehren erhalten. Aber zöge man mich auch bis auf's Hemde aus, wahrlich, ich werde trotzdem immer in einem Ehrenkleide stecken; man wird mir das nicht nehmen können, daß ich von meiner Kindheit an die Waffen im Dienst Ihrer Krone getragen habe mit aller Treue, die ein König fordern durfte. Man wird es mir immer lassen müssen, daß ich bei so vielen Gefechten, Schlachten, Treffen, Unternehmungen bei Tag und Nacht, Stürmen, Einnahmen und Vertheidigungen von Städten gewesen bin, als irgend ein Mensch, der heute in Europa lebt. Das ist in allen Landen bekannt. Und ich kann in Wahrheit sagen, — die Ehre davon sei Gott und den Königen, die mich verwendet haben, — daß

ich niemals eine Niederlage erlitten, wo immer ich commandirte, daß ich niemals den Feind angegriffen habe, ohne ihn auch zu schlagen, möge man dies übrigens auf Rechnung meines Glücks oder worauf sonst immer schreiben."

Nachdem Montluc dieß durch die Aufführung seiner Leistungen in den Kriegen vor den Religionsunruhen erwiesen, schließt er:

„Alles Dieses habe ich Euer Majestät sagen wollen, weil es Ihnen vielleicht kaum bekannt ist und weil Diejenigen, welche Ihnen von mir erzählten, mich kaum nach Verdienst taxirt haben. Bisweilen haben sie von mir wie von einem Buschklepper geredet, dann haben sie uns oft genug geschwätzt, daß ich seit drei Jahren nichts gethan, was der Rede werth sei. Damit haben sie Ihnen mehr Schaden gethan, als mir: mir konnten sie doch den wohlerworbenen Ruhm nicht nehmen; Sie aber sind durch dergleichen Reden zu einer Handlungsweise verleitet worden, die sich die Leute meines Handwerkes, zu Eurer Majestät Vortheil wahrlich nicht, zum Exempel nehmen werden. Alle, welche in dieser Zeit zu militärischen Würden berufen, durch den Waffendienst hinaufzukommen streben, werden auf den Gedanken gerathen, daß, wie mein Beispiel zeigt, die Dienste langer Jahre und der wohlerworbene Ruf der Tüchtigkeit ihnen niemals so viel nützen, als die Zungen ihrer Neider und Verkleinerer ihnen schaden können. Zum Schlusse meines langen und weitläufigen Schreibens muß ich Euer Majestät noch um Verzeihung bitten, daß ich mich durch den Schlag, der mich getroffen, gezwungen sah, von meinem Schmerz Ihnen Mittheilung zu machen und meine Klagen an Sie zu bringen. Ich mußte mich an Sie wenden, weil ich wünschte, von Ihnen besser gekannt zu werden, als dies bisher der Fall gewesen zu sein scheint, weil ich Sie aber zugleich auch gehorsamst bitten möchte, daß Sie künftig, wenn Ihnen eingeblasen wird, mich oder einen andern ihrer treuen Diener zu mißhandeln, bevor Sie dies thun, dem Verklagten wenigstens auch Gehör schenken. Mein

Wunsch, Sie immer glücklich zu sehen, ist so lebhaft, daß ich sehr zufrieden bin, wenn Sie von Allen, welchen Sie in diesen letzten Religionskriegen Aufträge ertheilt haben, in allen Provinzen des Landes ebenso gut bedient worden sind, als von mir in der Guyenne, wo ich Land und Städte bewahrt, den Feind geschlagen, wo immer Gelegenheit war, ihn zu bekämpfen, Städte mit Gefahr meines Lebens erstürmt habe, mag so viel als da wolle gesagt werden, ich habe nichts gethan, was der Rede werth sei. Jedenfalls bitte ich Sie gehorsamst, zu glauben, daß Niemand auf der Welt einen besseren Willen hatte, als ich. Weil es Ihnen denn so beliebt, ziehe ich mich zurück, ohne eine andere Anerkennung für so viele Mühen und Dienste langer Jahre, als den Kummer um den Verlust meiner Söhne, die für Ihren Thron kämpfend gefallen sind, und sieben Kugeln im Leibe, die mich stets an die Dienstwilligkeit erinnern werden, die ich immer Ihren Vorfahren bewiesen habe und die ich auch Euer Majestät bewiesen haben würde. Möge Ihnen Gott alles Glück, Wohlergehen und Gesundheit verleihen."

Mit diesem Briefe, der ohne Montluc's Wissen gedruckt wurde und gedruckt zu werden verdiente, auf den er vom Könige nur einige schöne Redensarten, „welche nichts kosten," zur Antwort erhielt, schied Montluc eigentlich aus dem militärischen und öffentlichen Leben.

Letzte Jahre Montluc's.

Seine letzten Jahre gedachte der alte Krieger in Ruhe auf 166.
seinen Gütern zuzubringen und beiläufig auf die Abfassung oder Vollendung seiner Denkwürdigkeiten zu verwenden. Die Zurückgezogenheit von den Geschäften war seiner Gesundheit äußerst zuträglich; aber daß er nicht aufhörte, mit gespanntem Interesse dem Gange der Weltbegebenheiten zu folgen, versteht sich bei

166) C. P. XXII. p. 541.

dem lebhaften Geiste des Mannes von selbst. Bei den häufigen Besuchen von den vielen Freunden, welche er unter dem Adel der Nachbarschaft und der ganzen Guyenne und Gascogne hatte, bildeten die Tagesbegebenheiten den Hauptgegenstand des Gespräches.

Montluc sah nur den zunehmenden Einfluß, die wachsende Macht der Protestanten; und sah sie mit Besorgniß; was da unter der Decke von Katharinen und den Häuptern der Katholiken gespielt ward, das sah er nicht. Es sollte ihm klar werden, als er die Nachricht von der Bartholomäusnacht erhielt.

167. Obgleich er zur Zeit gar kein öffentliches Amt bekleidete und durchaus zurückgezogen von den Geschäften lebte, hielt es Katharina doch für angemessen, ihm zu schreiben und die Scheußlichkeiten des 24. August 1572 zu rechtfertigen, mindestens es zu versuchen; da hieß es, es sei eine große Conspiration gegen König und Staat entdeckt worden und man hätte ihr auf keine andere Weise, als in welcher es eben geschehen, begegnen können. Montluc war durch seine eigenen Erfahrungen immer kühler geworden, hatte immer mehr erkannt, daß die Religion blos ein Mantel sei, allen Regungen persönlicher Rache und persönlichen Ehrgeizes oder persönlicher Eitelkeit bequem umzuhängen, und wußte auch jetzt vollkommen wohl, was er von dem Briefe der Königin Mutter zu halten habe.

168. Die protestantische Macht concentrirte sich in la Rochelle und dies zu belagern wurden nun von Katharinen umfassende Anstalten getroffen. Der Herzog von Anjou rückte mit einem Heere vor die Stadt. Montluc, welcher schon seit langer Zeit immer darauf gedrungen hatte, den Protestanten la Rochelle zu entreißen, ward von Katharinen gleichfalls aufgefordert, der Belagerung beizuwohnen. Er that es, jedoch ohne ein Commando zu führen; auch mit seinem Rathe, den er gelegentlich ertheilte, drang er nicht durch. Die Belagerung des Platzes, welcher von

---

167) C. P. XXII. p. 544. 168) C. P. XXII. p. 545.

den Protestanten geschickt vertheidigt wurde, führte zu keinem Resultat und als die Nachricht eintraf, daß der Herzog von Anjou zum König von Polen erwählt sei, was man vorzüglich den diplomatischen Künsten von Montluc's Bruder Johann, dem Bischof von Valencia, verdankte, ward in aller Eile am 6. Juli 1573 der vierte Religionsfriede geschlossen, welcher den Protestanten ihre früheren Freiheiten bestätigte; Rochelle mußte allerdings einen königlichen Statthalter aufnehmen, dagegen blieben Nismes und Montauban den Protestanten zu uneingeschränktem Besitz. Während dieses vierten Religionskrieges hatte Montluc seinen jüngsten Sohn Fabian, der unter Villars in der Gascogne mitfocht, beim Sturm auf eine Barricade zu Rogarol, verloren.

Traurig kehrte er von der Belagerung Rochelles auf seine 169.
Güter zurück, ohne das mindeste Interesse an den Festen, mit denen die Wahl des Herzogs von Anjou zum König von Polen am Hofe gefeiert ward.

Karl IX. erlebte noch die Bildung der Partei der Politiker, welche sich um seinen jüngsten Bruder, den Herzog von Alençon, schaarte, um diesen zum König zu erheben. Er starb am 30. Mai 1574. Nach seinem Tode berief Katharina Montluc an den Hof. Montluc ging nach Paris, um sich zu zerstreuen und begleitete die Königin Mutter von dort auf ihrer Reise nach Lyon. Hier traf am 8. September der König von Polen, welches Land er heimlich verlassen hatte, jetzt als König von Frankreich, Heinrich III., ein. Sein Wiedererscheinen entzündete den Bürgerkrieg von Neuem. Er machte an Montluc einigermaßen wieder gut, was seine Vorgänger verdorben; er ernannte den alten General zum Marschall von Frankreich.
Verjüngt, dem Anscheine nach, kehrte dieser nach der Gascogne 170.
und Guyenne, welche wieder einmal in zwei gesonderte Gouvernements abgetheilt waren, zurück, um noch einmal den Pro-

169) C. P. XXII. p. 548. 170) C. P. XXII. p. 551.

testanten den Krieg zu machen. Schon auf der Reise in die Heimath mußte er indessen erkennen, daß seine Kräfte nicht mehr die alten seien; daß er viel mehr Grund habe, an den eignen Tod zu denken, als wie er ihn anderen bereiten solle. Mitten in den Geschäften mußte er bald weiter erkennen, daß auch seine geistigen Fähigkeiten und damit sein Einfluß auf die Truppen abgenommen hatten. Er zog sich bald auf sein Gut Estillac zurück, wo er im Juli 1577 starb. Die Flucht des jungen Königs von Navarra, des späteren Heinrich IV., welche im Frühling 1576 erfolgte, hatte er also erlebt. Er sah den großen Umschwung der Verhältnisse voraus, welchen dieses Ereigniß
171. mit sich bringen konnte. Begraben ward Montluc zu Condom. Von seinen vier Söhnen überlebte ihn nur ein einziger, der Ritter, welcher in den geistlichen Stand eintreten wollte und zum Bischof von Condom gewählt ward, aber wegen körperlicher Gebrechen nicht geweiht werden konnte. Von Montlucs 6 Töchtern traten die beiden ältesten in's Kloster, die vier jüngern verheiratheten sich vortheilhaft. Wenn Montluc noch in seinen letzten Jahren den frühzeitigen Tod von dreien seiner Söhne und seine eigene mangelhafte Gesundheit besonders schmerzlich deshalb beklagte, weil diese Umstände ihn verhinderten, sich irgend ein, wenn auch kleines Stück Land an irgend einer fernen Küste zu selbstständiger Herrschaft zu erobern, so beschäftigte ihn ganz gegen das Ende seines Lebens noch der Gedanke,
172. sich in eine einsame Priorei in den Pyrenäen, von welcher aus er spanischen und französischen Boden zugleich überblicken konnte, zurückzuziehen. Der Tod ließ ihn nicht zur Ausführung dieses Planes kommen.

---

171) C. P. XX. p. 305. 172) C. P. XXII. p. 555.

Montlucs Denkwürdigkeiten und Ansichten.

Allgemeine Gesichtspunkte.

Die Hauptquelle für unsere Darstellung von Montlucs Leben 173.
waren wie billig seine eigenen Denkwürdigkeiten. Er hat dieselben in den letzten Zeiten seines Lebens dictirt; in welchen Jahren ist schwer zu sagen, sehr wahrscheinlich aber, daß die gegenwärtige Arbeit nicht so eigentlich den Anfang der Arbeit gemacht habe und daß die letztere zu verschiedenen Zeiten durchgesehen und dieses oder jenes in ihr nachgeholt worden sei.

Montluc nannte seine Denkwürdigkeiten Commentarien
(**Commentaires**) nach dem Vorgange Julius Cäsars, wie er 174.
selbst sagt, und seine ausgesprochene Absicht bei ihrer Abfassung war, durch die Erzählung seiner eigenen Erlebnisse mit allen Nebenumständen, mit Angabe der Gründe, die ihn bestimmten, der Hindernisse, die ihm entgegentraten, kriegerische Belehrung zu gewähren.

Um das letztere nun desto sicherer zu erreichen, begnügt er sich nicht mit der nackten Erzählung der Begebenheiten, sondern fügt jeder einzelnen von großer Bedeutung oder je einer Reihe von minder bedeutenden eine Analyse bei, in welcher er auf der einen Seite ebenso freimüthig die von ihm begangenen Fehler eingesteht und tadelt, als auf der andern sein Verdienst am Erfolge unbefangen hervorhebt. Dies letztere ist nun allerdings das häufigere; er stellt sich meistentheils als ein Muster hin, dem man nacheifern solle. „Hier, meine Kameraden, habt ihr nun ein schönes Beispiel, nach dem ihr euch richten könnt.“ „Officiere, meine Kameraden, ihr dürft euch nicht schämen, von mir, dem ältesten Capitän Frankreichs, etwas zu lernen.“ „Spiegelt euch hierin, liebe Kameraden, und bemerkt wohl, was hier zum Erfolge meine Umsicht und Schnelligkeit thaten.“

---

173) C. P. XX. p. 309 ffg. 174) C. P. XX. p. 323.

So und in ähnlicher Weise beginnt Montluc regelmäßig seine Analysen.

„Eigenlob stinkt" ist ein altes Sprichwort, und weil es ein altes Sprichwort ist, ist es schon früher den Leuten bisweilen aufgefallen, daß Montluc es wagt, sich so unbefangen und ungescheut selbst zu loben, bisweilen eingefallen, darüber lieblich die Nase zu rümpfen. In unserer jüngferlichen Zeit mag das noch öfter vorkommen. Da lobt sich ja kein Mensch selbst — und doch diese Menge großer Männer! Seht einmal, wie alle Zeitungen den Herrn X lobhudeln und jeden Quark vom Zaune brechen, um ihm einen Lorbeerkranz draus zu flechten! Seht, wie da Herr Y — in effigie natürlich — plötzlich an allen Schaufenstern hängt, etwa noch mit irgend einem dummen Spruch darunter, der zu dem Manne passen soll, aber zu ihm paßt, wie die Faust auf's Auge, mit kühnem Faltenwurf des Mantels, wie er doch nie statt des wohlgebürsteten Fracks ihn über die Straße zu führen wagte! Und da findet ihr gar Herrn Z in der illustrirten Zeitung oder auf einem Pfeifenkopf und alle illustrirten Unterhaltungsblätter und alle Pfeifenköpfe bringen ihn, so getreu es ihre Holzschneider und Lederschneider vermögen, nach. Aber was können Herr X, Y und Z dafür, die bescheidenen großen Männer, daß sie so die Bewunderung aller Welt auf sich ziehen? sie loben sich doch nicht selbst. O gewiß nicht, ihr unschuldigen Seelen; das wagen sie nicht, und darum thun sie es nicht, sondern stellen ihre Pfeifenschneider dazu an.

Uns aber steht einstweilen der Mann höher als X, Y, Z, der den Muth hat, sich selbst zu loben, wenn er das Bewußtsein hat, dies zu verdienen, und andere ihn nicht loben wollen. Aber, wenn er's verdiente, würden ihn da nicht auch andere loben und preisen? Liebe Kindlein, seid versichert, daß ein elender Holzkopf, der eine gewisse Schlauheit besitzt, sich sub rosa bei Tanzvergnügungen geltend zu machen und der in seines Nichts durchbohrendem Gefühle Niemandem imponirt, auch die Rolle eines Bandwurmes durchaus nicht für eine ungeeignete

hält, Schaaren von Lobrednern und Haufen von Anerkennung findet, wo der tüchtige Mann, der im Gefühle seines Werthes den Kopf hoch trägt, nur auf Kränkungen und auf Verkleinerer stößt. Das war zu allen Zeiten so und ist zu unsern Zeiten, wo die falschen großen Männer wie die Kohlköpfe aus dem Boden schießen, mehr als jemals so.

Wo Montluc sich selbst lobt, da thut er es mit der vollsten Unbefangenheit, in der vollsten Ueberzeugung, daß er etwas Lobenswerthes gethan und daß er selbst am geeignetsten sei, das Lobenswerthe in seinen Handlungen zu kennen und Andern mitzutheilen. Wohl mag es bisweilen vorkommen, daß er sich auf den Erfolg einer Angelegenheit einen größern Einfluß, an einem Ereignisse einen größern Antheil zuschreibt, als er ihn wirklich hatte. Aber in manchen Fällen ist diese Ueberschätzung auch wohl nur eine scheinbare, insofern als er wenigstens ein hervorragendes Mitglied einer richtig blickenden Partei war, oder auch insofern andere geschickt seinen nichtofficiellen Einfluß als officiellen für sich zu escamotiren wußten; — eine Erscheinung, die auch wieder so oft und so zu allen Zeiten vorkommt, daß wir sie, ihre regelmäßige Wiederkehr allein in Betracht gezogen, getrost eine Naturerscheinung nennen dürfen.

Die Sprache und die Anschauungsweise in den Commentarien Montlucs sind durchaus männlich. Er sagt Alles gerade heraus; wo er eine Ansicht ausspricht, da geschieht es ohne Verklausulirung; ohne „dürfte", „möchte", „könnte", ohne „unmaßgeblich" und ohne Wahrung eines Anspruchs auf Bescheidenheit. Die Meinung tritt eben als des Mannes Meinung auf, ohne Rücksicht darauf, daß andere sie theilen, nur mit dem einzigen Anspruch, daß sie einer festen innigen Ueberzeugung entwachsen ist und deshalb geachtet werden müsse. Seinen Haß gegen die „Demokraten" seiner Zeit, die Hugenotten, versteckt der Mann nicht hinter schönen Phrasen von Liebe zu „König und Vaterland"; er sagt es gerad heraus, daß er sich und seine Freunde von ihnen in seinem Besitze bedroht sah und daß er

ihnen deshalb auf die erbittertste Weise den Krieg machte, deshalb, weil es sich hier um die Frage handelte, wer Herr sein solle, wer Diener; wer Hammer, wer Ambos. Die ganze Religionsgeschichte steht für ihn im Hintergrund; wenn er bei den Protestanten die Religion nur als einen Vorwand betrachtet, so steht er aber auch keinen Augenblick an, den Katholiken mit gleicher Münze zu zahlen. „Geht mir mit eurer Religion, Gott gehört meine Seele unter allen Umständen, das weiß ich, hier aber handelts sich um andere Dinge, um unser Geld und Gut!" ruft er beiden Parteien zu. Wir dürfen es ihm glauben, wenn er uns sagt, daß er von Natur nicht grausam sei, und daß die Grausamkeit, welche er bisweilen übte, ihren Ursprung lediglich seiner Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit verdankte.

175. Ihren Zweck, militärische Belehrung zu gewähren, haben Montlucs Commentarien ihrer Zeit hinreichend erfüllt. Schon ehe sie im Drucke waren, wurden sie vielfältig abgeschrieben und mit Eifer gelesen; 1592 wurden sie zum ersten Male zu Bordeaux gedruckt, dann noch siebenmal wiederholt bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Seitdem kommen neue Auflagen nur wenige vor. Der kriegerische König Heinrich VI. nannte die Commentarien „die Bibel des Soldaten," und mit Recht, wie Jedermann willig zugestehen wird, der sie gelesen.

Montluc hat seine Commentarien dictirt; man braucht nicht anzunehmen, daß dies völlig aus dem Gedächtniß geschehen sei; wenn Montluc auch öfters wiederholt, daß er in seinem Leben nichts geschrieben habe und daß er die Schreibereien hasse, so hatte er doch in den höhern Stellungen, welche er in den letzten dreißig Jahren seines Lebens bekleidete, wie alle andern höhern Officiere dieser Zeit bei allen Nationen seinen Schreiber oder seine Schreiber, denen er schon unmittelbar nach den Ereignissen seine Noten darüber dictiren konnte. So oft lag er während seiner kriegerischen Laufbahn hülflos verwundet oder krank dar-

---

175) C. P. XX. p. 312.

nieder und hatte häufig wohl kaum einen andern Zeitvertreib, als den der Erinnerung an das was er gethan, sicherlich keinen passenderen für einen Mann, der so völlig in seine Handlungen aufging, als er, der stets mit Leib und Seele dabei war; der ebenso gern, wie er von den Thaten Anderer reden und sich vorlesen hörte, um sich zu erbauen und zu unterrichten, von seinen eigenen Erlebnissen sprach. Nach seinen lebendigen, wenn auch bisweilen weitschweifigen Erzählungen, deren Anschaulichkeit und Interesse seine Zeitgenossen schon lobten, war es für einen Zuhörer leicht, ohne eigentlich nachzuschreiben, Noten zu machen, welche späterhin von ihm selbst benutzt werden konnten, um sich an Namen von Oertlichkeiten und Personen zu erinnern, die er übrigens häufig entstellte.

Wir wollen es nun versuchen, von den militärischen Grundansichten Montlucs, welche allerdings mit denen aller tüchtigen Soldaten übereinstimmen, aber doch manche Originalität der Auffassung darbieten, im Nachfolgenden ein übersichtliches Bild zu geben.

Ueber die Wahrscheinlichkeit im Kriege und das Wagen.

Im Kriege ist nichts sicher, er ist das Gebiet des Wahrscheinlichen; man hat keine gewissen Nachrichten, kann oft in den wichtigsten Angelegenheiten seine Maßregeln nur auf Schlüsse bauen, man kann sich bei keiner Rentenanstalt auf den Erfolg versichern. Das ist eine der ersten und ursprünglichsten Wahrheiten, welche Jedermann auffallen, der sich mit dem Kriege beschäftigt. Montluc drückt sie in der Kriegslehre seiner Commentarien wiederholt in einigen Sprichwörtern aus, wie: »**Fa** 176.
mi indovino e io ti darò danari,« — Mach mich zum Seher, ich wills dir gut bezahlen! — oder: »**Si l'ost savait que fait l'ost souvent l'ost defferoit l'ost**,« — Wenn Feind wüßte, was Feind treibt, würde Feind oft Feind schlagen.

176) C. P. XXI. p. 187. XXII. p. 290. XXI. p. 44.

Eine und dieselbe einfache Wahrnehmung wird aber für verschiedene Leute die Grundlage ganz verschiedenen Handelns und ganz verschiedener Principien für dasselbe. „Weil ich durchaus keine sichern Nachrichten habe, weil ich nicht weiß, ob ich einen Erfolg erringen werde, den ich doch wünschen muß, thue ich lieber nichts,“ sagt der Eine, der Bedenkliche. „Weil ich niemals sichere Nachrichten haben kann, weil ich niemals des Erfolges sicher bin und doch Erfolge wünschen muß, so muß ich es eben versuchen und die Sache soweit treiben, als ich kann,“ sagt der Andere, der Kühne. „Also fort mit den tausend Bedenklichkeiten, versucht es, wagt.“ Und dies ist nun, wie man sich leicht denken kann, auch die Meinung Montlucs;
177. sein Wahlspruch ist: Vielleicht gelingt es! Aus dieser Anschauung fließt das Bestreben beständiger Thätigkeit und der Neigung zum Angriffe her. »Chi assalta vince.« — Der Angreifer siegt. Nichts Schlimmeres gibt es als einen Führer, der stets fürchtet zu verlieren, der stets wiederholt: aber wenn wir verlieren, der niemals sagt: aber wenn wir gewinnen. Ein solcher wird unter keinen Umständen etwas Kräftiges thun und daher niemals etwas Tüchtiges erreichen. Wer Erfolge erreichen will, der stelle sich selbst den höchst möglichen beständig selbst vor Augen, und ist er in der Arbeit drin, so setze er sie fort, ohne sich durch kleine Hindernisse abschrecken zu lassen. Wer einen
178. Platz zu vertheidigen hat, der denke sich immer, daß sein Feind noch mehr Furcht habe, ihn anzugreifen, als er selbst, ernsthaft angegriffen zu werden; immer behalte er den Kopf oben und zeige nie, daß ihm bange wird, auch wenn es der Fall wäre; denn oft ist gelungen, was kein Mensch für möglich hielt und ebenso oft mißlungen, was, wie alle Welt glaubte, nothwendig gelingen müsse. So fließt aus der Erkenntniß der Nothwendigkeit des Wagens zugleich der Grundsatz einsichtiger Beharrlichkeit.

177) C. P. XX. p. 351, 401, 474, 492. XXI. p. 8. XXII. p. 112, 135. 178) C. P. XXI. p. 339, 308.

Unsinnig ist es, einen Führer nur deshalb und schlechtweg deshalb zu tadeln, weil er verlor, ohne zu untersuchen, weshalb er verlor; nicht immer lächelt das Glück. Aber je öfter man versucht und ernstlich versucht, desto öfter wird man auch gewinnen.

Dennoch soll das Wagen kein blindes sein; kann man 179.
keine völlig sichern Nachrichten vom Feinde haben, so soll man doch nichts versäumen, sich diejenigen zu verschaffen, welche man wirklich haben kann; kann man sich nicht auf den Erfolg verassecuriren, so soll man doch alles Mögliche nach bestem Wissen und mit Aufbietung aller Kräfte und aller Thätigkeit dazu thun, daß der Erfolg im höchsten Maße wahrscheinlich werde. Sich wirklich ziemlich ausreichende Nachrichten vom Feinde zu verschaffen ist am leichtesten möglich, wo ein Unternehmen sich an eine Localität anknüpft und die Thätigkeit für längere Zeit auf einen Punkt, einen beschränkten Raum gebannt ist, also namentlich bei Belagerung und Vertheidigung fester Plätze. Einer Belagerung muß stets eine gründliche Recognoscirung vorausgehen; der Führer soll sich dabei nicht auf andere verlassen, aber ebensowenig auf sich allein; denn was einer nicht sieht, das erkennt der andere und der Keckste sieht oft den besten Weg. Was viele für unmöglich halten, ist es darum noch nicht wirklich und gar mancher Platz ward schon durch unmögliche Möglichkeiten oder durch mögliche Unmöglichkeiten genommen und verloren. In allen Dingen des Krieges ist ohne gute Spione und gute Verbindungen, durch welche man sich Nachrichten über die Absichten des Feindes verschafft, nichts Gescheidtes zu beginnen. Ist es wirklich unmöglich, sich gute Nachrichten vom Feinde zu verschaffen, so kann man sie bisweilen, ja oft durch
Schlüsse ersetzen. Sinnet man bei jeder Gelegenheit darüber 180.
nach, was der Feind wohl in diesem oder jenem Falle thun könnte, so wird man seinen Gedanken oft begegnen; denn auch

179) C. P. XXI. p. 101, 148, 155. XXII. p. 279, 288, 298. 180) C. P. XXI. p. 309.

er denkt und sinnet, und das Gedankensystem der Menschen ist einander so ziemlich gleich. Montluc spricht hier dasselbe aus, was Jomini späterhin auf eine ebenso überzeugende als einfache Weise weiter entwickelt hat; wofür er ein wirklich ausreichendes Recept gegeben. In der Handlung soll man stets
181. auf Alles gefaßt sein. »Non ti fidar e non sarai ingannato«, — Trau nimmer und du wirst dich nie täuschen lassen; halt nicht das Unwahrscheinliche für unmöglich, damit du nicht Ge-
182. legenheit erhaltest, das böse Wort zu sprechen: das hätt' ich nicht gedacht!

Schnelligkeit des Zugreifens.

Hat man Alles wohl überlegt, soweit es einem Menschen möglich ist, Alles, was eintreten kann, erwogen, hat man sich mit dem Entschlusse durchdrungen, zu wagen und mit der Er-
183. kenntniß, daß man wagen müsse, um überhaupt zu gewinnen, so soll man schnell und entschieden handeln. Ist der Feind geneigt, auszureißen, ist er wankend, unentschlossen, was man an seiner äußern Haltung schon zu erkennen vermag, so gebe man ihm nicht Zeit, sich zu sammeln oder zu besinnen, sondern handele nach dem Principe Alexanders des Großen: Was du heute thun kannst, das verschieb nicht auf morgen, denn bis morgen könnte gar Manches vorfallen, was die Umstände ändert und dann wäre es nicht am Orte, zu sagen: das hätte ich nicht gedacht. Hat man erkannt, daß man handeln dürfe, oder sind die Sachen so angethan, daß man handeln muß, wenn nicht Alles verloren sein soll, so besinne man sich nicht länger. Dann fort mit den Kriegsräthen, fort mit jeder Rücksicht auf Aeußerlichkeiten oder selbst auf die eigene Schwäche und des Feindes Stärke! Ein Stoßgebet zu dem Herrn der Heerschaaren: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist! ein muthiges Vertrauen

---

181) C. P. XXI. p. 157. 182) C. P. XXI. p. 71. 183) C. P. XXI. p. 71, 406, 459, 479. XXII. p. 56, 201, 337, 351.

faßt zu ihm und zu dem Glücke, das er allein beherrscht und vertheilt, — und nun vorwärts! Da wird man zum Erstaunen aller Andern Dinge vollführen und gelingen sehen, an deren Ausführung alle Welt gezweifelt hatte. Schnelligkeit ist auch das beste Theil zum Verbergen der eigenen Absicht, zum Bewahren des Geheimnisses.

Die eben zusammengestellten Ansichten Montlucs lassen sich leicht und erkennbar in die Sätze zusammenfassen, welche auch die neuere Kriegswissenschaft, wo sie ohne Ziererei auftritt, als ihre Grundsäulen und das heißt als die Grundsäulen Alles kriegerischen Handelns erkannt hat: die eigene Kraft in die entscheidende Richtung bringen, die eigene Absicht dem Feinde verbergen, wie diejenige des Feindes erkennen, schnell zugreifen; alles Dinge, die nur der Angreifer in vollem Maße ausführen kann.

Montluc und die Ritterlichkeit.

Demjenigen, der sich ernstlich mit dem Studium der Geschichte befaßt und dabei gewisse Einzelheiten einer besondern Beachtung zu würdigen nicht vergessen hat, wird es sicherlich wie uns aufgefallen sein, daß bei allen tüchtigen und bei allen wirklich großen Soldaten so wenig von der sogenannten Ritterlichkeit die Rede ist, welche wir, namentlich auch in unserer Zeit, von Kammerherren, Hofcavalieren und sentimentalen Junkern als die erste und eigentlichste Eigenschaft des Soldaten in schlechter Prosa und in noch schlechtern Versen preisen hören können, wenn wir Lust haben, diese schlechte Prosa und diese noch schlechtern Verse zu lesen, was allerdings für einen Menschen von Verstand und Bildung eine sehr schwere Aufgabe ist und allenfalls nur überwunden werden kann, wenn es zum Geschäfte gehört.

Montluc ist ein echter gascognischer Junker und wir wüßten von seinen Sprüchen in Verbindung mit seinem wohlaufgefaßten Handeln keinen bündigern Beweis dafür zu geben als den:

184. **Qui perd la sien, perd le sens;** — wer das Seine verliert, verliert den Verstand. Aber wie himmelweit verschieden ist dieser gascognische Junker von unsern modernen Krautjunkern, welche bei all ihrer Branntweinbrennerei die Ritterlichkeit als das zweite Wort im ungewaschenen Maule führen!

Montluc war in einer Zeit geboren, in der die wahre Ritterlichkeit noch keine ganz und gar verschollene Sache war, in der ein solch ritterliches Hornvieh, wie Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, noch eine innerliche Berechtigung hatte, zu leben, ohne nothwendig für eine Ruine oder einen Don Quixote gehalten werden zu müssen. Montluc war an einem kleinen Hofe mit allen verkehrten Prätensionen eines solchen auferzogen worden und hatte seine erste militärische Schule in jenen Ordonnanzcompagnieen durchgemacht, welche wohl als das letzte Ueberbleibsel alter Ritterschaft betrachtet werden dürfen, das in Frankreich trotz Ludwig **XI.** sich erhalten hatte; er hatte in einer Ordonnanzcompagnie noch einen Feldzug in Italien gleichzeitig mit dem Ritter ohne Furcht und Tadel gemacht. Wich mit Bayards Tode wirklich die Ritterlichkeit aus der französischen Ritterschaft?

Man sollte es fast glauben: nach der Unglücksschlacht von Pavia schrieb König Franz, der ritterliche König **par excellence**, an seine Mutter, wenn wir den Junkerpoëten von heute glauben wollen: Alles ist verloren, nur nicht die Ehre! wenn wir uns aber genauer darum bekümmern, nicht gerade glauben, daß diese ritterlichen Poeten und Branntweinbrenner auch Geschichtsschreiber sein müssen, wenn wir mit unsern eigenen, nöthigenfalls unritterlich bebrillten Augen in die Documente sehen, welche die abscheuliche Geschichte höchst unbequemer Weise bisweilen aufzubewahren für gut hält, schrieb das Ideal der Junker nur ein klein wenig anders, nämlich: „Alles verloren, nur nicht die Ehre — — und das Leben!" — Wenn's doch nicht

---

184) C. P. XXII. p. 406.

wahr wäre, aber leider ist's nun einmal wahr, und die Leute, welche, ohne selbst in die Quellen zu sehen, mitunter thörichter Weise bemerken, „daß manche unserer Behauptungen noch des Beweises zu bedürfen scheine," können sich von der Richtigkeit dieser Behauptung auf die einfachste Weise überzeugen.

Zufällig sind wir auf den berühmten Brief Franz I. gekommen, weil er eben ein Jahr nach Bayards Tode geschrieben ward, berühmt in ganz anderer Weise, als die Mondscheinpoeten im Goldschnitt es sich wünschen mögen. Doch lassen wir Franz I. laufen und kehren zu unserm abtrünnigen Ritter zurück, der abtrünnig der Ritterschaft werden mußte, um ein Soldat zu werden.

Die Neigung, die Reiterwaffe, die Waffe der Ritterschaft zu verlassen, und sich der Volkswaffe, der Waffe des Fußvolks zuzuwenden, hatte sich bei Montluc sehr früh declarirt; er hatte sie immer gehabt, wie er selbst sagt; und sobald sich die Gelegenheit dazu bot, führte er seinen Entschluß aus. Man kann nun allerdings mit Recht sagen, daß Montluc in der Infanterie die Waffe der Zukunft erkannte und sie deshalb sich erkor, um sich desto sicherer eine Zukunft zu gründen. Dies ist vollkommen wahr; aber es ist jedenfalls ein ächt bürgerlicher Zug für einen Ritter damaliger Zeit, in dieser Weise auf sein Fortkommen zu speculiren; man kann hinzusetzen, daß für einen französischen Ritter in der Zeit, als Montluc sich für sie entschied, schon ein hoher Grad von Einsicht dazu gehörte, in der Infanterie die Waffe der Zukunft zu erkennen. Denn so ganz entschieden und deutlich war die Sache damals durchaus noch nicht, und gerade die französische Ritterschaft hat im Ganzen die längste Zeit gebraucht, sich zu dem Glauben an die Infanterie zu bekehren.

Nicht zufrieden damit, den Fuß aus dem Bügel zu haben, wirft sich nun aber unser abgesessene Ritter mit einem ganz bourgeoismäßigen Pflichteifer, der alles Andere ausschließt, auf seinen Dienst und sein Amt. Beständig nur auf das Waffenhandwerk gerichtet, welches den ganzen Menschen beschäftigt, in

welchem er durch Lehre, Beispiel und Thätigkeit sich stets zu vervollkommnen strebt, — hat er nicht den mindesten Sinn
185. für die nobeln Passionen, welche in Frankreich von jeher ein so weit ausgedehntes Regiment führten und für unzertrennlich von der Tüchtigkeit in allen Dingen galten. Montluc verschmäht nicht ein gutes Glas Wein; indessen er läßt diesen Genuß nur nach gethaner Arbeit zu, und das Saufen findet vor seinen Augen nicht die mindeste Gnade, noch ärger ergeht es dem Spiel. Was die Liebe betrifft, erweiset er sich zwar ein wenig toleranter; indessen er will diese Sache doch auch nur als eine Erholung in wohlverdienten Mußestunden, wo man durchaus nichts Besseres zu thun hat, statuiren. Und er selbst hat von seiner Erlaubniß stets nur einen äußerst mäßigen Gebrauch gemacht. Guter Familienvater und zweimal selbst verheirathet, wie wir wissen, erfüllte er seine ehelichen Pflichten, wie seine zehn Kinder beweisen, getreulich in den Pausen zwischen seinen Feldzügen, ohne während dieser selbst, in denen doch manche Mußestunde eintrat, sich viel mit den Weibern zu schaffen zu machen. Wenn er es hin und wieder that, so mag er sich dabei noch ziemlich närrisch ausgenommen haben, wie wir z. B. aus den sonderbaren Hosen und sonstigem Zubehör schließen können, die
186. er sich einst zu Ehren einer Schönen erzeugen ließ. Immerhin wollen wir glauben, daß er dort, wo er sich einmal mit der Liebe befaßte, vor seiner Schönen wie vor einem feindlichen Platze dem Grundsatze folgte, sobald sie einmal auf Anträge hörte, nicht nachzulassen, bis sie sich wirklich ergeben hatte; — schon um keine unnütze Zeit zu verlieren.

Freigebigkeit, das Gegentheil des Geizes und der Habsucht, ist jedenfalls eine wahrhaft ritterliche Tugend. Nun war Montluc allerdings freigebig; indessen gerade bei dieser Tugend kommt es vielleicht noch mehr als bei einer anderen darauf an, wie sie geübt wird, erst nach der Art erhält sie ihren Werth.

---

185) C. P. XX. p. 325 ffg. 186) C. P. XXI. p. 157.

Und in dieser Beziehung machen wir nun bei Montluc sehr wunderliche Erfahrungen. Das kann man ihm auf keinen Fall nachsagen, daß seine Rechte gab, ohne daß die Linke wußte, was jene gab. Nein, noch in seinen alten Tagen wußte Mont- 187.
luc jeden Klepper bei den Fingern herzuzählen, den er einmal an den oder jenen verschenkt; wußte genau, was jedes Geschenk, das er machte, gekostet hatte, vielleicht gar, zu welchem Preise und mit welchem Vortheil der Beschenkte es wieder verkauft hatte. Hätte man den Mann auf seinem Sterbebette befragt, wie viel Flaschen Wein und wie viel Rebhühner der Herzog von Guise und der Herzog von Sachsen sammt ihren Begleitern bei jenem Schmause im Lager von Pierrefonds wohl ver- 188.
tilgt hätten, wir zweifeln nicht daran, Montluc würde genaue Auskunft darüber gegeben haben. Wenn nun Montluc sich jedes Geschenkes, welches er einmal gemacht hatte, so genau erinnerte, so kam das daher, daß er nichts verschenkt hatte, ohne dabei auf den eigenen Nutzen, oder auf den Nutzen des Dienstes, welche für ihn beide innig mit einander verknüpft waren, so daß er sie gar nicht zu trennen vermochte, zu rechnen. Er wollte tüchtige Leute an sich fesseln, sie dem Dienste gewinnen und erhalten und wußte, daß kleine Geschenke und eine gute Tafel keine ganz schlechten Mittel zu diesem Ende sind. Oft genug mag seine Absicht bei seiner Freigebigkeit eine äußerst spezielle gewesen sein, wenn er auch nicht gerade daran dachte, mit der Wurst nach der Speckseite werfen zu wollen.

Daß er mindestens ebenso gerne nahm, als gab, ist auch eine ziemlich ausgemachte Sache. Ob er bei dem Nehmen immer in den richtigen Grenzen geblieben sei, ob er immer nur genommen habe, was ihm gegeben ward, darüber schwebt mindestens ein gewisses Dunkel. Die Meinung, daß er sich auf unerlaubte Weise bereichere, war wenigstens eine sehr allgemein verbreitete unter seinen Zeitgenossen, und wenn er selbst so oft

187) C. P. XXII. p. 466 ffg. 188) C. P. XXI. p. 471.

in den Commentarien es für nothwendig hält, sich gerade gegen diese Meinung zu verwahren, so scheint uns dieß im vorliegenden Fall vielmehr eine Selbstanklage als etwas Anderes. Rühmend müssen wir aber unter allen Umständen hervorheben, daß er empfangene Geschenke und Wohlthaten ebenso genau und mit ungeheucheltem Danke aufzählt, als diejenigen, welche er selbst gemacht oder erwiesen hatte.

Soviel wird sich wohl aus den allgemeinen Zügen, die wir soeben besprochen haben, ergeben, daß es mit dem Dinge, welches man gewöhnlich Ritterlichkeit zu benennen pflegt, bei unserem Helden nicht sehr weit her war. Vielleicht wird aber noch eine Bemerkung Montlucs nicht wenig dazu beitragen, dieß näher in's Licht zu setzen: während, wie bekannt, die Blüthe der branntweinbrennenden Ritterschaft von heute die großen Städte am liebsten niederbrennen möchte; — ohne Brennen geht es einmal nicht bei ihr ab, wenn sie sich auch hauptsächlich an den Branntwein hält; — räth der Gascogner dem Adel,
189. sich nicht aus den Städten zurückzuziehen und soviel als möglich in diesen Sitz und Stimme in den Behörden zu suchen, um wirklichen Einfluß zu haben!! Man sollte meinen, das höre sich ein gutes Stück vernünftiger an.

Montlucs sehr unritterliche militärische Politik läßt sich kurz in die Worte zusammenfassen: „Man muß seinen Vortheil zu erkennen und wahrzunehmen wissen, und demgemäß handeln, ohne sich um sonstige Rücksichten zu bekümmern!" Nun wird dies heutzutage allerdings auch der ritterliche Kämpfer für vollständig richtig anerkennen; aber wir müssen uns wohl erinnern, daß Montluc vor dreihundert Jahren lebte, daß er obenein ein Franzose war und daß, wie wir gesehen haben, sein Character, wie seine durch Erfahrung gewonnene Ueberzeugung ihn durchaus zum Wagen trieben; dann nimmt die Sache eine andere Ge-

189) C. P. XXII. p. 318.

stalt an und der Mann erhebt sich durch seinen Grundsatz über seine Zeit und die Verhältnisse, in denen er lebte.

Die Erzählung der Thaten Montlucs hat uns genugsam gezeigt, wie sehr er geneigt war, seine eigene Person einzusetzen und mit ihr zu zahlen. Ja er hebt es ausdrücklich hervor, wie nothwendig und wie nützlich dies zu seiner Zeit sein könne, 190.
wie es unter Umständen gar nicht zu vermeiden sei, wenn ein Führer etwas Rechtschaffenes ausrichten wolle, — aber wohlverstanden unter Umständen. Ist es vermeidlich, so soll der Führer sich schonen und sich erhalten, nicht aus Furcht und ohne Furcht zu zeigen, sondern um des allgemeinen Besten willen. Wenn der Führer unnütz, nur der Bravade halber, sich opfert, so ist er zu tadeln. Zu tadeln ist er, wo er unnütz und ohne dringende Veranlassung sich aussetzt. Montluc tadelt sich selbst, weil er, fortgerissen von dem Augenblick, vor Rabastens sich verlocken ließ, seinem Grundsatze zuwider zu handeln; alle bösen Folgen, die bei weiterem Fortgange des Krieges dies haben konnte, stehen ihm lebhaft vor Augen, — und freilich erhielt er auf seine alten Tage einen argen Denkzettel für seinen Vorwitz bei dieser Gelegenheit. Wer aus Furcht vor dem Tode sich 191.
nicht aussetzen mag, der ist allerdings ein Narr, denn der Tod kann ihn freilich überall treffen, ein Ziegel vom Dache kann ihn erschlagen; am allerwenigsten gehört ein solcher Narr in den Krieg; er mag an seinem Heerd, auf seinem Kohlfeld und Nachts in seinem Bette bleiben. Aber ebenso thöricht, als ihn zu fürchten, ist es, den Tod ohne Noth zu suchen.

Gerade im 16. Jahrhundert, da das Feuergewehr sich mit Entschiedenheit entwickelte und — verhältnißmäßig — eine ebenso große Rolle spielte als heute, da außerdem die Zusammenbringung der Heere durch Werbung deren Ergänzung ebenso schwierig machte, als die Leere der Staatskassen ihre lange Erhaltung

190) C. P. XXII. p. 298; XXI. p. 227; XXII. pg. 470.
191) C. P. XXI. p. 306.

auf einem Punkte, kam der Fall sehr häufig vor, daß zwei Heere sich in günstigen Stellungen wochenlang einander gegenüberstanden, ohne daß eines von ihnen einen Vortheil zum Angriff zu finden vermochte oder es für angemessen hielt, anzugreifen. Endlich mußte dann aber der Eine doch weichen, sei es, weil es ihm an Lebensmitteln, sei es, weil es ihm an Wasser oder woran sonst immer zu gebrechen anfing, — wenn er sich nicht verzweifelter Weise zum Angriff entschließen mochte. Nun herrschte aber der ritterliche Aberglaube, bei den Franzosen besonders stark, man müsse unter solchen Umständen wenigstens bei hellem Tage abziehen, um dem Feinde zu zeigen, daß man sich nicht vor ihm fürchte. Gegen diesen ritterlichen Aberglauben erhebt sich Montluc zu wiederholten Malen und mit
192. aller Kraft, indem er viele Beispiele aufführt, wo ein solches Unterfangen übel abgelaufen war. Man muß nur wollen, was man auch kann, sagt er; es ist aber ein böses Ding, zwei Absichten zugleich zu verfolgen, zurückgehen und dennoch kämpfen zu wollen. Daß man kämpfen will, vorausgesetzt, der Feind komme aus seinem Verstecke hervor, zeigt man ihm hinreichend durch den Abzug am hellen Tage, und doch verspricht man ihm durch den Abzug an sich zugleich einen sicheren Erfolg. Fort mit dieser närrischen Ritterlichkeit, welche Alles auf's Spiel setzt! Ist man einmal dem Feind so nahe gewesen, daß man ihm das Weiße im Auge sah und hat dennoch nicht mit ihm anbinden können, so hänge man dem Rückzug das Dunkel der Nacht um, und wenn man einen in jeder Beziehung überlegenen Feind in der Nähe und im Anzuge weiß, mit dem man vernünftiger Weise einen Tanz nicht wagen kann, so wolle man ihn nicht erst Angesicht in Angesicht erwarten und lächerlicher Weise die Comödie eines Couragespiels aufführen, das man ohne Gefahr nicht aufführen darf und zu dem es an der eigentlichen Courage auch wirklich fehlt. So schimpflich es ist, auf bloßes

---

192) C. P. XX. p. 459. XXI. p. 201. 403.

Geschrei hin einer Gefahr auszuweichen, einer Gefahr, die man 193.
nicht sieht, die man nicht einmal für wahrscheinlich halten kann; so vernünftig ist es, in solcher Unbestimmtheit zu wagen, und so wenig daraus in solchem Falle Jemandem ein Vorwurf gemacht werden darf, selbst wenn er das Spiel verliert; so unsinnig ist es, bei genauer Kenntniß der Unzulänglichkeit der eigenen, der Ueberlegenheit der feindlichen Kräfte des sogenannten Ehrenpunktes halber Bravaden aufführen zu wollen, bei denen man ja nie blos das eigene Leben, auch das Leben der Soldaten und überdies viel Wichtigeres in den meisten Fällen auf's Spiel setzt. Hier hört das Ausreißen auf, schimpflich zu sein; je schneller es beschlossen und ausgeführt wird, desto besser, desto mehr Lob verdient derjenige, der es anordnet. Und wenn unter Umständen freilich derjenige das beste Theil erwählen mag, welcher sich verzweifelt auch gegen die erkannte Uebermacht wehrt, dann nämlich, wenn er einmal in den Kampf verwickelt ist, wenn er sieht, daß der Feind unerbittlich ist und daß die Rettung lediglich von einem unverhofften Glücksfalle abhängig gemacht werden muß; so soll man sich doch nicht muthwillig in dergleichen Umstände bringen. Weiß man den weit überlegenen Feind in der Nähe, so soll man lieber Alles dran setzen, ihm
aus dem Wege zu gehen und die Soldaten zu diesem Zwecke 194.
ihre Kräfte anstrengen, als sie in einem unnützen und verderblichen Kampfe sich aufreiben lassen. Kein Umweg soll in solchem Falle zu groß sein, Hunger und Durst soll nicht gescheut, kein Nachtmarsch vermieden, kein böser Pfad über die Berge unbenutzt gelassen werden, um einer nach aller menschlichen Berechnung unvermeidlichen Niederlage aus dem Wege zu gehen. Der Führer, von dem seine Soldaten wissen, daß er sie nie unnöthig und des bloßen Ehrenspieles halber einer Gefahr aussetzt, werden im entscheidenden Augenblick ihm desto williger und verläßlicher zu Diensten sein. Und trotz seines aufbrausen-

193) C. P. XX. p. 503. 194) C. P. XX. p. 491.

den und ungestümen Temperamentes konnte Montluc am Abend seiner Tage mit gerechtem Stolze von sich rühmen, daß er niemals unnützer Weise eine offenbare Gefahr aufgesucht und den Gott, der ihn so oft beschützt, in Versuchung geführt habe, so oft er auch im *Zweifelsfalle* und wo die dringende *Nothwendigkeit* es verlangte, waghalsig drauf gegangen war. Wir erkennen hier eine der Tugenden großer Feldherrn. Dem blöden Verstande, der *nur* nach geometrischen Configurationen und obenein nicht nach den wirklichen, sondern nach den rein papiernen, ohne alle Rücksicht auf Räume und Zeiten urtheilt, scheinen die Operationen Napoleons zur Umgehung Macks bei Ulm nicht blos ebenso gewagt, sondern noch viel gewagter, als die desselben Feldherrn auf dem Kriegstheater Rußlands 1812. Dieser blöde Verstand hat eben gar kein Maaß für die Grenzen zwischen Nothwendigkeit und Unnöthigkeit, zwischen wirklichen Chancen des Erfolgs und illusorischen. Aber freilich der andere blöde Verstand, welcher mit Achselzucken auf alle materiellen Verhältnisse, also auch auf die geometrischen und auf diese zuerst hinabblickt und sich *lediglich* in blauen Phrasen von moralischen Größen oder „Potenzen" behaglich fühlt, hat dieses nothwendige Maaß ebenso wenig.

Daß der ritterliche Aberglaube tausend Widersprüche in seinem Schooße birgt, darf nicht eben Wunder nehmen; denn das ist eine Eigenthümlichkeit jeder Art von Aberglauben, möge ihr Name sonst sein, welcher er wolle. Nach dem Katechismus der modernen Ritter machen die *Könige* oder die Kriegsherren überhaupt die Ehre; wem *sie* dieselbe zusprechen, der hat sie; wem *sie* dieselbe verweigern, der hat sie eben nicht; was sie zu thun befehlen, das auszuführen ist ehrenhaft, und was sie zu thun verbieten, das zu thun ist unehrenhaft. Montluc ging sehr weit in seiner Anhänglichkeit an die königliche Macht und in seiner Ueberzeugung von ihren Rechten auf die Unterthanen der Krone.
195. Obgleich er wohl wußte, was einst Herr von Jarnac zu seinem

195) C. P. XXI. p. 306.

Könige gesagt hatte: es sei der größte Pfiff und die höchste Schlauheit der Fürsten gewesen, daß sie ihren Unterthanen einbildeten, deren Leben gehöre ihnen und es sei die höchste Ehre für einen Unterthan, im Dienst seines Königs und für denselben zu sterben, es sei aber auch die größte Dummheit der Unterthanen gewesen, dies wirklich zu glauben und sich um dies schöne Ehrenbette förmlich zu reißen; — obgleich Montluc dies wohl wußte, so zweifelte er doch nicht einen Augenblick daran, daß sein Leben und seine Güter dem Könige gehörten; — aber was seine Ehre betraf, so war er auch ebenso fest überzeugt, daß ihm diese kein König machen oder nehmen könne, sondern daß er in dieser Beziehung unbedingter Herr seiner selbst, wie der Schmid seiner Thaten sei. Die meisten Ritter seiner Zeit theilten seine Meinung über diesen Punkt wohl ebenso wenig, als die modernen; denn die Mehrzahl der Leute, welche in der Welt zu äußeren Ehren gekommen sind, kamen dazu in allen Zeiten ohne ihr Verdienst, durch die Talente des Bandwurms, und bekamen erst mit dem Rocke, den man ihnen anzog, — dann aber natürlicherweise auch ganz sicher und in ausreichender Portion — den Verstand und die Fähigkeit.

Und diese Sorte von Lumpenkerlen hat wohl mehr als Könige und Regierungen sonstiger Art die schöne Lehre aufgebracht, daß der ein Mann von Ehre sei, dem sie von Königen und Regierungen über das Hemd gezogen wird, und nicht der, der sie unter dem Hemd und der Haut unausreißbar bei sich trägt. Denn diese schöne Lehre gab manchem lumpigen Burschen das — wenn auch nur auswendige — Recht, auf den wahren Mann von Ehre, der von Rechtswegen nur Fußtritte für seinen Hinteren zu vergeben hatte, von oben herab zu sehen.

Wenn aber die Lumpenritter auch zu Montluc's Zeit, wie zu allen anderen, den Fürsten und Regimentern aller Art die freie Verfügung über ihre Ehre zuerkannten; — eben weil jeder, wie jener ehrliche Oesterreicher sagt, das von Andern haben will, was er nicht sonst hat, so dachten sie doch in Betreff

ihres Lebens, ihrer Güter und ihrer kleinlichsten äußeren Interessen ganz anders. Jeden Augenblick ward das allgemeine Interesse der dümmsten persönlichen Laune, Feindschaft und Eitelkeit, geopfert. Da fürchtet dieser sein Gut zu verlieren oder herunterkommen zu sehen, wenn er handelt, wie es seine Pflicht ist, und handelt darum eben anders, immer mit schönen Redensarten, versteht sich. Da ist ein anderer, hat durch seine Dummheit Alles verdorben, was zu verderben war; ein Retter naht sich, bietet Unterstützung und verlangt dafür nur ein kleines Entgegenkommen. Aber der Verderber überlegt, daß er von höherem Adel ist, als sein Retter und verweigert das Entgegenkommen; betrifft doch das Verderben nicht ihn persönlich, sondern das Allgemeine. Oder er überlegt auch, daß der Ort der Besprechung, welchen der Erretter angekündigt hat, ein Gut seines persönlichen Feindes ist, und fängt eine lange Besprechung über eine andere Wahl an, während das Feuer ihm auf den Nägeln brennt und keine Zeit zu verlieren ist. Ein Dritter kann großen Schaden abwenden, wenn er sich aufsetzt und mit einem Haufen Bauern da oder dorthin reitet, aber er erinnert sich, daß er ein hoher Würdenträger ist, daß er ein Gefolge von Adjutanten ꝛc. — wären es auch nur ein paar Regimentsmusiken, die einen Psalm Davids oder ein anderes lustiges Lied vor ihm herspielen, — bei sich haben muß und wartet auf dies anständige und schöne Gefolge, bis es zu spät ist, noch irgend etwas zu thun.

196. Auch gegen diesen Aberglauben des Lumpenpacks in Flittern erhebt sich nun Montluc mit aller Kraft seiner Seele, und wiederum kann er sich das, in seiner Zeit doppelt rühmliche Zeugniß ausstellen, welches aber heute noch bei einem Umblick in nächster Nähe rühmlich genug erscheint, daß er niemals um persönlicher Eitelkeiten willen versäumt habe zu thun, was er thun mußte.

---

196) C. P. XXII. p. 330. 210.

Ueber die Behandlung der Soldaten und der Untergebenen im Allgemeinen.

Ein Befehlshaber ohne Truppe oder Heer ist ein Unding; diese sind die Werkzeuge, mit denen er allein etwas zu schaffen vermag, was der Rede werth ist. Ein Befehlshaber mit einer Truppe, über welche er keine Gewalt hat, ist nicht viel besser daran, als ein solcher ohne Truppe. Nun hat es zu allen Zeiten Einrichtungen in den Heeren gegeben, darauf berechnet, die Truppe an ihren Führer zu knüpfen und ihm die Gewalt über dieselbe zu geben, deren er bedarf. Die Kriegsgesetze schreiben dem Soldaten Gehorsam seinen Führern vor und bedrohen ihn mit Strafen, wenn er diesen Gehorsam nicht leistet; sie geben dem Führer eine Strafgewalt, welche es ihm möglich machen soll, den Gehorsam zu erzwingen; sie versprechen Belohnungen und geben dem Führer die Gewalt, solche auszutheilen, um den Wetteifer anzuspornen. Alles sehr schöne Dinge; die Leute mit der Energie hinterm Ofen hervor haben den „unbedingten Gehorsam" erfunden und in ihrer Art entwickelt, sie thun sich sehr viel darauf zu Gute; und, das ist nicht zu läugnen, die Sache muß sicherlich ziehn, vorausgesetzt nur, daß der unbedingte Gehorsam wirklich immer vorhanden ist und — — daß er natürlich erscheint, nicht blos demjenigen, welcher ihn nach dem Gesetze zu fordern hat, sondern auch demjenigen, welcher ihn zu leisten hat. Daß nun der Gehorsam natürlich erscheine und daß man sich dann auf seine wahrhafte Existenz, nicht blos seine Existenz als Phantasieding unter allen Umständen verlassen könne, hängt einzig und allein vom Führer ab. Er bringt die Strafen zur Anwendung, er die Belohnungen; werden aber diese wie jene ihren Zweck erfüllen, wenn sie nicht den rechten Mann treffen, wenn sie nicht überall treffen und blitzschnell, wo sie und wie sie verdient wurden? Was ist außerdem Belohnung, was ist Strafe? Soll jede tapfere oder tüchtige That mit tausend Franken belohnt

werden, so wird der unbedingte Gehorsam für den Staat sicherlich eine kostspielige Sache, um so mehr, da die tüchtigere That nun nothwendig mit zweitausend, dreitausend Franken belohnt werden müßte, und da es sich bei einem Fehlschuß in dem richtigen Herausfinden des wahren Verdienstes leicht ereignen kann, daß die Waare der Tüchtigkeit immer mehr im Preise steigt. Ist das Ganze ein fauler Haufen, so gilt für tüchtig und tapfer bald, was bei einer anderen Truppe für die gewöhnlichste Pflichterfüllung gegolten hätte. Wie schafft man nun zuerst und vor allen Dingen eine Truppe, bei welcher einfach für Pflicht gehalten wird, was bei einer anderen als Auszeichnung betrachtet wird? wie schafft man eine Truppe, deren Soldaten ein freundlicher Blick des Führers mehr gilt als tausend Franken und ein unfreundlicher mehr als Stockschläge? wie schafft man eine Truppe, auf deren Gehorsam man sich auch in der größten Gefahr, auch dort, wo man sie nicht unter Augen hat, unter allen Umständen verlassen kann?

Auf alle diese Fragen hat Montluc nur eine Antwort: es
197. hängt Alles vom Führer ab.

Dieser soll vor allen Dingen durch das Beispiel wirken; damit er aber das könne, muß er das Beispiel geben können. Darum ist es unnatürlich, daß der Mann dem Buben gehorche, der Tapfere und Muthige dem Feigen, der Wissende dem Unwissenden. Alle Gesetze werden unter solchen verkehrten Umständen den freien, allein stichhaltigen Gehorsam nicht aufrecht erhalten können. Was den Punkt der natürlichen Ueberlegenheit betrifft, so hat man allerdings zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen darüber auch mannigfache Meinungen gehabt. Montluc z. B. findet es ganz natürlich, daß ein königlicher Prinz, wenn er auch ein dummer Junge ist, einen alten
198. erfahrnen General commandire; er gesteht überhaupt der höhern

197) C. P. XXI. p. 63. 198) C. P. XXII. p. 500.

Geburt gerne ein Vorrecht zu. Das sind Sachen der Zeit; ist dies Gefühl ein natürliches, in Fleisch und Blut aller Leute eines Heeres übergegangen, sind namentlich die höheren Führer von ihm völlig durchdrungen, so wird ein blutjunger Prinz an der Spitze eines Heeres unbedingt, selbst ohne sehr hervorragende Eigenschaften, denselben Einfluß erlangen und behaupten können, wie unter andern Umständen nur ein alter tüchtiger General es vermöchte; namentlich dann, wenn die Leiter des Staates so vernünftig sind, ihm einen vernünftigen und überlegenen Leiter an die Seite zu geben. In solchem Falle kann ein solcher Oberbefehlshaber selbst manche Eifersüchtelei niederschlagen, neutralisiren und so sehr wohlthätig wirken; woraus aber nicht nothwendig zu schließen ist, daß er in einer unteren Befehlshaberstelle, die ihn zum beständigen unmittelbaren Verkehr mit seinen Soldaten zwänge, ebenso gut an seinem Platze wäre. Diese Dinge sind ganz gewiß auch heute noch wahr für die Heere monarchischer Staaten, und ihre Wahrheit wird sich insonderheit bewähren, wenn der Prinz neben natürlicher Tapferkeit auch etwas Geist hat, mindestens soviel, um verständigen Berathern folgen zu können. In Republiken oder denselben durch ihre Verfassung nahestehenden Gemeinwesen gestaltet sich die Sache schon anders. Der Geschicktere, militärisch Tüchtigere wird sich freilich auch hier gerne einem Manne von minderem militärischem Geschick unterordnen, welcher einen hervorragenden politischen Einfluß oder eine hervorragende politische Stellung einnimmt und diese auf anständigen Wegen erlangt hat; aber dem ersten besten Dorfmagnaten, der sein Vorgesetzter sein soll, lediglich weil er der größte Pintenwirth in X. oder der reichste Fabrikant in Y. ist, ordnet er sich gewiß nicht gerne unter; und ist er dazu gezwungen, so setzt es ein böses Verhältniß ab. Die Soldaten eines republikanischen Milizheeres verlangen außerdem vielleicht in noch höherem Maaße als die eines anderen Heeres wirkliche Ueberlegenheit desjenigen, dem sie folgen sollen, und zwar in den Dingen, in welchen sie ihm folgen sollen.

Mögen sie sich durch die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens hin und wieder über die Art der Ueberlegenheit täuschen lassen, welche sie von ihrem Führer fordern, so hört diese Täuschung sicherlich bald auf, wenn sie längere Zeit aus dem bürgerlichen Leben heraustreten, und sie fangen bald an, rein militärische Ansprüche zu machen. Die militärische Schwäche tritt dann aber am ersten hervor und wird am leichtesten erkannt, nicht bei den höchsten Befehlshabern, die dem Soldaten ferner stehen, sondern bei den untern und mittlern, welche in beständigem Verkehr mit ihm stehen.

Innerliche und anerkannte Ueberlegenheit des Führers ist also die erste Grundlage seiner Gewalt über die Soldaten unter allen Umständen. Der Führer, welcher überall zeigt, daß er stets die rechten Mittel zum Ziele wählt und mit gutem Beispiele im passenden Augenblick vorangeht, wird für berechtigt zur Führung erkannt; er erringt sich den Gehorsam des Soldaten, ohne ihn zu erzwingen, weil bei dem Gehorsam der Soldat seinen Vortheil sieht. Er erwirbt sich die persönliche Anhänglichkeit seiner Untergebenen. Aber diese persönliche Anhänglichkeit kann nicht genug gekräftigt und gestärkt werden und verschiedene Mittel führen hier zum Ziele.

Eines der ersten ist die gewinnende Persönlichkeit des Führers. Ein General, welcher sich von seinen Untergebenen abschließt, 199. sich ihnen selten zeigt, wie jener, dessen Montluc erwähnt, der sich alle Tage zwei Stunden auf seinem Zimmer einschloß, um ungestört den rasenden Roland zu lesen, gewinnt schwer die Liebe der Soldaten; diese setzt eine gewisse Vertraulichkeit voraus. Der Soldat wird immer zuerst den Führer lieben, der sich ihm auf eine ungezwungene Weise gleichzustellen weiß, was nur ein Führer kann, der Achtung vor der Menschenwürde hat. Erkünstelte Herablassung wird bald von dem Soldaten erkannt, sie beleidigt ihn oft mehr als etwas Anderes;

---

199) C. P. XXI. p. 310.

er liebt den herablassenden Hofmann, der ihm gewissermaßen beständig zuruft: sieh, was ich für ein prächtiger Kerl bin, welche Gnade ich dir Canaille erweise, daß ich fast mit dir spreche, als ob du meines Gleichen wärest, er liebt diesen ebenso wenig, als den schweigsamen Murrkopf, der Gesichter schneidet, als ob er beständig vom Zipperlein geplagt würde. Müffling war — nach den hergebrachten Ansichten — gewiß ein größerer Stratege, als der alte Blücher, jedenfalls war jener diesem in Bezug auf wissenschaftliche Bildung und die aus ihr hervorgehende Ueberlegenheit unvergleichbar voranzustellen. Aber der Marschall Vorwärts sprach mit dem Soldaten auf ungekünstelte Weise wirklich als mit seines Gleichen; Müffling hielt so etwas unter seiner Würde. So beliebt der alte Blücher bei dem Soldaten war, so groß sein Einfluß, seine unmittelbare Wirkung auf dessen Willen, so unbeliebt war Müffling, welchen sie den „Muff" getauft hatten, und so gering dessen unmittelbare Einwirkung.

Unausgesetztes Strafen kann dem Führer die Liebe seiner Untergebenen ebenso wenig gewinnen, wie beständiges Schimpfen, Tadeln und Mäkeln. Montluc bemerkt sehr richtig, daß, wo Härte nothwendig sei, sie sich doch niemals gegen das Ganze 200.
richten solle, daß man vielmehr einen Einzelnen herausgreifen müsse, um Tadel oder Strafe anzubringen. In der That ist die Strafe in militärischen Verhältnissen noch mehr als irgendwo anders des abschreckenden Exempels wegen da. Mögen die Juristen und Rechtsgelehrten über die Abschreckungstheorie denken, was sie wollen, für den Krieg und die Heere gilt sie unbedingt. Daher kann die militärische Strafe zu ihrem Zwecke auch stets wirksam sein, wenn sie auf einen Einzelnen, Herausgegriffenen, angewendet wird, wobei sie um so sicherer wirkt, je offenbarer und unbedingter der Bestrafte von seinen Kameraden auch für strafbar erkannt wird. Als sich einst im feind-

200) C. P. XXI. p. 63.

lichen Feuer ein ganzes in Reserve aufgestelltes Bataillon auf die Anweisung seiner Führer niederlegte und der bei ihm haltende General es in Pausch und Bogen mit dem Titel: „feige Hunde" tractirte, trug dies sicherlich nicht dazu bei, ihn bei den Soldaten beliebt zu machen.

Ohne Weiteres Stockschläge auszutheilen, war bei den deutschen Landsknechten in ihrer guten Zeit, die ziemlich weit in die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts hineinreicht, durchaus nicht gebräuchlich. Die ganze Heergemeindeverfassung duldete so etwas nicht. Bei der französischen Infanterie kam es viel häufiger vor; der Officier und namentlich der höhere Officier fühlte sich hier im Allgemeinen viel mehr über den Soldaten erhaben, als es bei den Deutschen der Fall war; der Ständeunterschied von Bauer und Edelmann trat in dem Verhältnisse des Soldaten zum Officier bei den Franzosen viel entschiedener hervor, als bei den Deutschen. Um desto anerkennenswerther ist es, daß
201. Montluc sich gegen die Stockschläge ausspricht und auf ein ganz anderes Mittel der Leitung immer wieder zurückkommt, auf das edlere, anständigere, und darum auf die Dauer gewiß auch wirksamere, des ermunternden oder strafenden Wortes, der Rede.

Montluc hatte die Gabe einer ächt soldatischen natürlichen Beredtsamkeit; er ging von dem Grundsatze aus, daß sich dem Solda-
202. ten leicht etwas weiß machen lasse und daß man diese Eigenschaft benutzen müsse, um ihm vorkommenden Falls, wenn auch auf einem Umwege, auf die rechte Bahn zu helfen. Wer sicher auf den Erfolg seiner Thaten rechnet, der handelt unbedingt energischer und entschiedener, als wer nur mit halbem Glauben und halbem Herzen zur That schreitet. Folglich, sagt Montluc, muß man dem Soldaten, wo man angreifen will,
203. stets durch die Rede die Ueberzeugung beizubringen suchen, daß

---

201) C. P. XXI. p. 113. 202) Brantôme, vies des hommes illustres et capitaines français; discours LXX. Paris 1823, p. 65. — C. P. XX. p. 450. 482. 490. 203) C. P. XXI. p. 393.

er nothwendig siegen müsse; man muß ihn auf jedes Zeichen, welches Muthlosigkeit beim Feinde anzeigt, aufmerksam machen, ja auf Dinge, die nur möglicherweise die Neigung des Feindes zum Ausreißen bedeuten könnten.

Eine andere ganz natürliche Eigenschaft des Menschen ist seine Neigung zum Wettstreit; er strebt danach, es dem andern zuvorzuthun, der eine freilich in diesem, der andere in jenem Ding; indessen im Kriege concentrirt sich zuletzt Alles auf eine Art der Auszeichnung und eine Art des Wettstreites oder läßt sich bei geschicktem Verfahren des Führers darauf concentriren. Was dem einzelnen Menschen eigen ist, das kann auf sehr einfache Weise auch zur Eigenschaft ganzer Corps gemacht werden und trägt dann sicherlich gute Früchte. Die Corps aber, welche nach Auszeichnung streben und ringen, haben den sehr natürlichen Wunsch, wo sie etwas Tüchtiges bieten, auch bemerkt zu werden. Wenn ein Mann im Heere gekleidet ist, wie der andere, so ist dies oft ganz unmöglich; man muß daher äußere Auszeichnungen für die einzelnen Corps zur Anwendung bringen. Mont- 204.
luc hatte in Piemont den Soldaten seiner Compagnie Ueberzüge von gelbem Taffet über ihre Sturmhauben gegeben; und bald waren Montlucs „gelbe Sturmhauben" in der ganzen Armee bekannt. Aber freilich wollten sie dann auch für ihre rühmlichen Thaten belohnt sein, und in Betreff dieser Belohnung war Montluc, sowie er bei den Strafen dem strafenden Worte den Vorrang vor den Stockschlägen zugestand, wieder der Meinung, daß eine gut angebrachte belobende Rede von besserer Wirkung sei, als Geld und Geldeswerth. Nichtaner- 205.
kennung, ja wohl gar Undank für geleistete Dienste, schien ihm, wie das Niederträchtigste, so auch das Dümmste, was ein Vorgesetzter seinen Untergebenen gegenüber begehen könne. Er begriff es vollkommen, daß, wenn sonst nichts, der Aerger über

---

204) C. P. XXI. p. 163. 205) C. P. XX. p. 381, 401; XXI. p. 135, 226.

Undank den Mann einer Sache oder einem Führer, sei er König, sei er General, abwendig machen könne. Er selbst hatte
206. des Undankes in seinem langen kriegerischen Leben genug erfahren und er hatte denselben tief genug gefühlt; wenn er dennoch der Sache, die er ergriffen, unwandelbar treu blieb, so mag das zum Theil daher kommen, daß er immer hiebei noch seinen Vortheil sah; aber zugleich tröstete er sich damit, daß er sich in einer sehr anständigen Gesellschaft befinde. Und das ist sicherlich wahr, daß nur tüchtige Leute unter diesem Undanke leiden. Die Untüchtigen thun vor allen Dingen nichts, wodurch sie Dank verdienten, dann aber haben sie „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" auch gar nicht das Bedürfniß des tüchtigen Mannes, Gerechtigkeit zu finden; sie appelliren mit großer Leichtigkeit an die Gnade; ihre Bandwurmnatur macht es ihnen bequem, sich an Orten wohl zu fühlen, zu denen der anständige, seiner selbst bewußte Mann nicht hinabsteigen kann, und die in einem so anständig geschriebenen Buche, wie das vorliegende, leider Gottes nicht mit Namen genannt werden dürfen, wenn man nicht eine zartumschreibende Ode schreiben will. „Gnädige" Herren finden sich stets in Menge; seine eigene Gnade anerkannt zu sehn, ist ein gar zu verlockendes Gefühl und gnädig kann man selbst gegen einen Pfeifenputzer sein; aber „gerechte und billige" Herren finden sich selten; ebenso selten, als die gnädigen Herren häufig. Welche Niederträchtigkeit, wenn ein Mensch, der auf alle Weise belohnt wird, nachher obenein behauptet, es sei ihm nur sein gutes Recht geschehen, sein Herr und Gebieter habe nur seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gethan! So etwas ist ja gar nicht zu ertragen und namentlich, wenn der Herr und Gebieter sich sagen muß, daß er als Schuhputzer des Belohnten besser an seinem Platze wäre, wie als dessen Herr und Gebieter.

Es waren offenbar nicht die bittern Erfahrungen, welche

206) C. P. XXII. p. 211, 484.

Montluc selbst machte, welche vorzugsweise in seine späteren Jahre fielen und welche er in diesen mit besonderer Schärfe wahrnahm; es war ein angeborner Sinn für Recht und Billigkeit und sein Instinct für die rechten Wege zum Zweck, der ihn immer vor der Klippe bewahrte, sich undankbar zu beweisen, tüchtigen Thaten statt mit Anerkennung, mit Beleidigungen zu lohnen. Von Anfang an hatte er es sich zum Gesetz gemacht, wo er etwas Lobenswerthes fand, es nicht unbelobt zu lassen, und durch das öffentliche Lob nicht blos den Belobten zu weiteren Versuchen auf gleicher Bahn, sondern auch Andere zur Nacheiferung anzuspornen.

Ein französischer Feldherr des sechszehnten Jahrhunderts hatte es in seinem Heere niemals mit Franzosen allein zu thun. Insonderheit das Fußvolk zog hier seine besten Kräfte aus der Fremde. Wenn ein französischer General in seinem Heere drei Regimenter Fußvolk hatte, so war besten Falles eins darunter ein französisches aus der Gascogne oder der Picardie, ein zweites bestand dann aus Deutschen oder Schweizern, ein drittes aus Italienern. Ausnahmsweise hatte man es ferner mit Greierzern oder auch mit Spaniern zu thun. Wenn von Schweizern die Rede ist, so sind darunter immer solche aus der deutschen Schweiz zu verstehen. Sehr oft werden diese Schweizer mit den übrigen Deutschen verwechselt oder durcheinandergeworfen und abgesehen davon, daß es noch heute für jeden Franzosen, wie für jeden andern Uneingeweihten ein mächtiges Kunststück sein würde, einen eidgenössischen Schwaben von einem württembergischen oder einen eidgenössischen Allemannen von einem badischen zu unterscheiden, hatte die Sache auch ihren noch weitergehenden Grund, den wir uns gleichfalls aus heute fortbestehenden Verhältnissen vollständig klar machen können. Die sogenannten Schweizerregimenter im fremden Dienste waren nämlich damals ebenso wenig von reiner Race, als sie es heute zu sein pflegen. Man wird sich erinnern, daß die närrischen eidgenössischen Hyperpatrioten, als die Engländer für den orien-

talischen Krieg ihre Schweizerlegion errichteten, mit Emphase verkündeten, das sei lauter reines Blut, da sei kein Schwabe — d. h. kein rechtsrheinischer Schwabe drin. Als aber mehrere Diebstähle und ähnliche Unzukommenheiten sich in dieser Legion ereigneten, da kündigten dieselben Hyperpatrioten mit derselben Sicherheit und demselben Feuer an, diese ausländischen oder fremdländischen Verbrechen — so nannte unter Anderm einst ein schwungvoller limmatathenischer Staatsanwalt auch die Nothzucht — seien von lauter — rechtsrheinischen — Schwaben begangen worden. Und man kann es nicht läugnen, daß sie wenigstens theilweise in dieser Beziehung Recht hatten, denn die vorgekommenen Spitzbübereien mögen sich ungefähr in gleichem Procentmaaß auf die linksrheinischen und die rechtsrheinischen Schwaben vertheilt haben. Aber nach Adam Riese hätte auf die letzteren der Antheil Null in der Legion kommen müssen, wenn von ihnen in dieser gar nichts vorhanden gewesen wäre. Man kann also auch hieraus wieder erkennen, daß ein Bischen Rechnen Niemandem etwas schadet und daß das zu weite Schießen den Teufel nichts taugt. Sowie es dieses Beispiel aus unser Aller nächster Erinnerung zeigt, stand es nun im sechszehnten Jahrhundert mit dem Purismus der Schweizerregimenter ungefähr auch und die so oft vorkommende Verwechslung wird dadurch um so erlaubter.

Ohne deutsche Landesknechte oder Schweizer glaubten die Franzosen zu Montluc's Zeit gar nicht auskommen, allermindestens keinen Zusammenstoß im offenen Felde wagen zu können. Das war wie ein Evangelium. Diese Truppen wurden daher auch immer mit großer Rücksicht behandelt, wie es das Benehmen Montlucs, als er sich der Deutschen wegen der im Proviante von ihnen angerichteten Verheerungen zu Siena entledigen wollte, genugsam beweist, obgleich gerade er sich vor Allen dagegen sträubte, ihre Ueberlegenheit über seine Gascogner anzuerkennen.

Die Leute aus der wälschen Schweiz, welche gemeinsam

unter dem Namen Gruyens (Greyerzer) zusammengefaßt werden, weil ihr Stamm aus dem Greyerzer Land im Freiburgischen (Gruyère) herkam, mit denen aber öfters auch die Bündner (Grisons) zusammengeworfen und verwechselt werden, standen viel tiefer im Preise, wie die Deutschen und deutschen Schweizer. Ihrer, wie der Italiener, bediente man sich lieber zur Besetzung von festen Plätzen, wie im offenen Felde.

Spanier waren eine nur ausnahmsweise Erscheinung in den französischen Heeren; außerdem sendete Spanien, wo es den Franzosen Hülfstruppen schickte, wie während des Religionskrieges, ihnen keineswegs das Beste, was es hatte.

Die bunte Zusammensetzung der französischen Fußvölker war für die Befehlshaber der französischen Heere eine wahre Schule der Länder- und Völkerkunde; sie insbesondere machte es Montluc möglich, seine Kenntniß in fremden Sprachen zu sammeln, in denen er, — wenigstens was die romanischen betrifft, — mit großer Zuversicht radebrechte, wo irgend die Gelegenheit sich dazu bot. Alle Truppen dieser verschiedenen Nationen verlangten nun ihre besondere Behandlung; und wer bei den Truppen auszukommen verstand, wußte es auch in den Bevölkerungen der Länder, aus denen sie hervorgegangen waren. Dem Spanier gegenüber, meinte Montluc, müsse man mit 207.
dem stolzen Ernste auftreten, der ihm selbst eigen sei und müsse religiöser und kirchlicher thun, als man es von Natur sei; gegen den Italiener müsse man sich klug und verschwiegen benehmen und es vermeiden, seinen Weibern schön zu thun oder ihnen zu nahe zu treten; mit den Franzosen könne man bei richtigem Benehmen Alles anfangen, was man wolle; mit den Schweizern und Deutschen müsse man saufen, wie ein Loch, wenn man Achtung bei ihnen erlangen wolle.

Machte nun die buntnationale Zusammensetzung der französischen Fußvölker an die geschmeidige Klugheit des Generals

207) C. P. XXI. p. 230.

nicht geringe Anforderungen, so bot sie ihm andererseits, wußte er sie zu benutzen, ein sicheres Mittel, etwas Tüchtiges zu
208. leisten. Er mußte es nur verstehen, den nationalen Wettstreit anzuregen. Dazu gehörte freilich, daß man die Regimenter verschiedener Nation jedes für sich anredete, jedes eifersüchtig auf das andere machte; jedem von den Tugenden und der kriegerischen Tüchtigkeit seines Volkes vorerzählte; es war dasselbe Spiel, welches man heute noch spielt, wenn man der Infanterie sagt: keine Kavallerie der Welt sei im Stande, ein wohlgeschlossenes Carré zu sprengen, und in demselben Athemzug der Kavallerie erzählt: kein Infanteriecarré der Welt vermöge ihrem Anpralle zu widerstehen. Obgleich es Montluc schwerer als einem andern werden mochte, Truppen, die nicht aus der Gascogne waren, derlei Geschichten zu erzählen, entschloß er sich doch immer dazu und meistentheils gelang es ihm, da er bei seinem lebhaften Temperament, einmal angefangen, sich leicht ganz in sein Capitel hineinräsonnirte, die Leute anzuregen und sie zum Wettstreite zu spornen.

Kam es vor, daß Montluc einen Beschluß fassen mußte, der möglicher Weise irgend etwas für die Soldaten Unangenehmes enthielt, so suchte er es stets so einzurichten, daß die Soldaten sich selbst dafür erklärten, indem aber auch er sich den etwaigen Unannehmlichkeiten vollständig unterwarf. Er wollte z. B. im dichtgeschlossenen Haufen um jeden Preis irgendwo durchdringen, von Umkehr durfte nicht die Rede sein; er stellte zu dem Ende eine Anzahl von entschlossenen Sergeanten mit ihren Hellebarden hinter den Haufen, mit dem Befehle: Jedem in die Kniekehlen zu kitzeln, der Miene zum Umkehren mache. Aber ausdrücklich hob er in solchen Fällen hervor, daß man mit ihm etwa keine Ausnahme machen dürfe und holte die Zustimmung der Soldaten ein.

Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, und

208) C. P. XXII. p. 140.

wenn ein überfüllter Wanst zu allem Guten träge wird, so 209.
macht doch ein leerer zu allem Guten unfähig. Hungrige und durstige Soldaten müssen ursprünglich andern sehr weit überlegen sein, wenn sie diesen, die gut gegessen und getrunken haben, trotz des Hungers und Durstes noch überlegen bleiben sollen. Es ist daher eine sich ganz von selbst verstehende Pflicht des Führers, für die Verpflegung seiner Truppe, soweit möglich selbst über das Nothwendige hinaus, zu sorgen. Geschieht dies mit Gewissenhaftigkeit und dabei noch mit guter Manier, so stärkt es unfehlbar die Anhänglichkeit der Soldaten an ihre Führer und diese können dann um so mehr in außerordentlichen Fällen außerordentliche Anstrengungen fordern und erlangen, je seltener und je weniger sie ohne Noth solche Anforderungen stellen.

Wenn nun ein Führer nach diesen Grundsätzen bei der Behandlung der Soldaten verfährt und das Zeug dazu hat, dies Verfahren mit Geschick durchzuführen, so wird er allerdings, wie es Montluc behauptet, zu allen Zeiten mit den Soldaten Alles anfangen können. Wenn somit Alles in die Hand des
Führers gestellt ist, so darf dieser sich niemals mit den Soldaten 210.
entschuldigen, wo er seine Pflicht nicht erfüllt, etwas Befohlenes nicht ausgeführt hat; er soll den Soldaten seine Stimmung mittheilen, nicht die ihrige empfangen, und alle seine Gedanken sollen auf die Durchführung dessen gerichtet sein, was ihm zu thun obliegt. Montluc wollte seine Officiere ebenso wenig von dem bösen Willen oder der Unfähigkeit ihrer Soldaten reden hören, als Napoleon seine Marschälle von den Lebensmitteln.

Im Allgemeinen werden junge Officiere — nur nicht zu junge — besser im Stande sein, den Pflichten tüchtiger Führer
zu genügen, als alte. Dieser Ansicht war auch Montluc; er 211.
meinte, der alte Officier sehe zu leicht überall Gefahren, überall

---

209) C. P. XXI. p. 479 ffg. 210) C. P. XXI. p. 479. 211) C. P. XXI. p. 121, 128.

die Bedenklichkeiten der Sache; der jüngere mache sich weniger aus der Gefahr, vielleicht weil er sie nicht vollkommen erkenne, und die Rüstigkeit seines Körpers und die Wärme seines Herzens, die dem Alten meistentheils fehle, mache den jungen keder und energischer. Jede Regel hat ihre Ausnahmen; so auch diese: hat der alte Officier sich seine Jugendfrische bewahrt, dann gilt er ohne Frage mehr als der sonst ebenso tüchtige jüngere. Unser Jahrhundert hat seinen Blücher und seinen Radetzki aufzuweisen und für seine Zeit ist Montluc selbst eine Ausnahme von seiner Regel. Eine schöne Sache, meinte er, sei es für
212. einen Krieger um seinen guten Namen; aber er solle nicht daran denken, auf seinen Lorbeern ruhen zu wollen; es sei nicht genug, diesen guten Namen erworben zu haben, es komme auch darauf an, ihn zu bewahren, und der älteste General könne das nicht anders als durch unausgesetzte Thätigkeit, durch unausgesetzt gleiche Leistungen wie diejenigen, welche ihm seinen Ruf erwarben. Der junge Nachwuchs, welcher beständig in die Heere komme, glaube wohl anfangs auf's Wort an den Ruf seines alten Führers, aber er höre auf, daran zu glauben, wenn er diesen nun beständig verlieren, nichts Tüchtiges mehr leisten sähe, und mit dem Glauben an den Ruf eines geschickten und glücklichen Führers höre auch die günstige Wirkung dieses Rufes auf die Thätigkeit der Truppe auf.

Jeder von uns hat wohl schon zwei Leute gleichen Alters zusammengesehen, deren Verhalten auf den ersten Blick einen bedeutenden Contrast zeigte. Der eine war aufbrausend, lebhaft, gerieth leicht in Zorn, nahm nie ein Blatt vor das Maul, verletzte dadurch auch wohl und zankte sich und gab Anlaß zu Zank. Der andere saß schweigsam, lächelte vornehm, wog jedes Wort auf der Goldwage ab und brachte es zierlich oder salbungsvoll heraus, immer kühl verständig, mit Rücksichten nach allen Seiten, den geringsten Anstoß vermeidend. Und da haben

---

212) C. P. XXI. p. 425.

wir denn auch wohl über beide reden hören; der erste erfreute sich in solchen Gesprächen der Titel Grobian, böses Maul, unumgänglicher Mensch; der zweite dagegen ward als ein feiner Mann von verständigem Benehmen, von großer wissenschaftlicher und Weltbildung, kurz als eine Art Weltwunder gepriesen. Die meisten waren der Meinung, daß man dem letztern Alles anvertrauen dürfe, dem erstern nichts Wichtiges selbstständig in die Hand geben könne, weil er durch seine Unmanierlichkeit und seinen Jähzorn Alles verderben würde.

Lernt man nun die Leute genauer kennen, namentlich mitten in der Thätigkeit, so wird man in der Mehrzahl der Fälle zu einem ganz andern Resultat kommen. Man findet nämlich oft, daß die Schweigsamkeit des schweigsamen Weisen vollständige geistige Nullität ist, bisweilen gepaart mit der gänzlichen Unfähigkeit, sich für irgend etwas entschieden zu interessiren, doch auch mit einer Art mehr thierischer als menschlicher instinctiver Schlauheit, vermöge welcher er seine Mängel geschickt den Augen der Welt zu verbergen sucht; man findet, daß das rücksichtsvolle Urtheil des Weisen die Folge eines unentschiedenen, unentschlossenen Characters, des Mangels an geistiger Selbstständigkeit ist und nichts weiter, daß der Weise im Handeln ebenso schwankt und sich dahin und dorthin verneigt, wie in der gedrechselten Rede.

Dagegen zeigt sich, daß der Grobian eigentlich nur ein Mann war, der seine Meinung rund und ohne Complimente heraussagt, weil er eine Meinung hat, der nun auch ebenso kräftig nach dieser Meinung handelt, wo es darauf ankommt; daß er aufbrausete, weil er ein wirkliches Interesse für das hatte, was besprochen ward, daß er dieses Interesse für seine eigene Thätigkeit auch in diese mit hineinbringt, daß aber eben sein lebhaftes Interesse an der Handlung, weit entfernt, ihn zu unnützer und verkehrter Anwendung seiner aufbrausenden Natur zu verleiten, diese vielmehr mäßigt, wo der Nutzen der Sache es verlangt.

Hier ist Feuer und dort war Wasser, der Grobian hatte rothes und der Weise weißes Blut in den Adern, und jenem hielt auch im Alter sein inneres Feuer vor, während diesem sein Wasser nun vollständig eingefroren war.

Montluc gehörte zu den aufbrausenden Grobianen und dies zog ihm manchen Nachtheil zu, hatte zur Folge, daß die Leute ihn oft ganz falsch beurtheilten und ungerechter Weise in Hinsicht auf seine Leistungsfähigkeit unter die weißblütigen Aale herunter setzten. Er war in diesem Punkte ganz anderer Meinung und hielt absolut nichts von den Leuten, die „durch eine
213. gewisse Kühle weiser erscheinen wollten". Soviel steht fest, daß er durch seinen aufbrausenden Character nie etwas verdarb und ihn wohl zu mäßigen verstand, wo es darauf ankam; soviel steht auch fest, daß alle großen Feldherrn, die noch im Alter sich als solche gezeigt haben, in frühern Jahren den wohlbegründeten Ruf von Grobianen und aufsätzigen, unhandlichen Leuten hatten.

Montluc und die Wissenschaft.

Bei allen alten tüchtigen Soldaten findet man einen großen Respect vor der Wissenschaft und dem Wissen, in welchen Landen und Zeiten man sie auch aufsuchen möge. Je mehr sie geleistet haben, desto größer und deutlicher ist diese Achtung. Hatten sie sich in ihrer Jugend nicht systematisch eine tüchtige wissenschaftliche Grundlage aneignen können, weil es an Gelegenheit dazu für sie fehlte, so studiren sie noch im Mannes- und Greisenalter auf eigene Faust, wie und was sie können, und bedauern fast noch auf ihrem Sterbebette, daß ihnen die systematische Grundlage fehlte, daß sie in ihren Knaben- und Jünglingsjahren keine Gelegenheit hatten, sich diese anzueignen. Merkwürdig sticht gegen diese fast rührende Erscheinung das unsinnige Schimpfen stumpfer Exercirplatzzöglinge und getreuer Besucher von Huren-

213) C. P. XXI. p. 175.

häusern und Pintenwirthschaften gegen die sogenannte „Theorie", d. h. gegen das Wissen ab. Meistentheils wird man in ihnen Menschen finden, die ebenso wenig können als sie wissen, die vor dem „Machen" sollen, — sobald sie dazu aufgefordert werden — **hic Rhodus, hic salta!** — einen ebenso großen Horror empfinden, als vor dem „Lernen" sollen. So lange keine Gefahr im Verzuge ist, wiederholen sie zwar mit größter Unverschämtheit, aber freilich mit ebenso geringer Berechtigung das Wort des alten Zieten „wenn sie an Ort und Stelle wären, wollten sie es schon machen", aber — wenn sie nun an Ort und Stelle kommen, wie sieht es da aus? Die Hunde ziehen entweder den Schwanz ein und lassen die Ohren gar erbärmlich hängen oder, von einigen Halben begeistert, machen sie eine Dummheit über die andere zum Entsetzen Europa's und aller umliegenden Dörfer, und wenn der Rausch vorüber ist, halten sie sich höchst verdrießlich die Hinterbacken und benutzen selbst die erste günstige Gelegenheit, um vom hohen Roße hinabzusteigen und denjenigen gemißhandelten Theilen ihres Ich, welche — wenn sie auch in Wahrheit mehr als ihr **Alter ego** sind — doch mit Geist und Wissen allerdings das Geringste nicht zu schaffen haben, nach harter Strafe die mehr oder minder gut verdiente Ruhe zu gönnen.

Wenn man seiner Zeit dem alten Montluc von solchen Burschen erzählt hätte, die alle mögliche Gelegenheit hatten, sich wissenschaftlich zu bilden und sie schnöde versäumten, um nachher in der dümmsten Weise darüber zu schwätzen und auch danach zu thun, — er hätte an deren Existenz gar nicht geglaubt; hätte er aber, durch den Augenschein davon überzeugt, daran glauben müssen, so hätte er sicherlich die lebendigen Beweisstücke mit denselben Stockprügeln tractirt, von denen er sonst so wenig hielt; nicht um ihnen wissenschaftlich nachzuhelfen, — denn dies ist eine ganz vergebene Mühe bei den prädestinirten Vierfüßlern — sondern um sie ein für allemal in die Kategorie zu versetzen, in welche sie gehörten.

Montluc, dessen wissenschaftliche Erziehung in der Jugend, wie diejenige aller jungen Edelleute seiner Zeit, nahezu Null war, suchte unablässig die Lücken seiner Bildung auszufüllen. Aber wie das?

Kriegsschulen, auf denen systematische Vorträge über die Kriegswissenschaft gehalten worden wären, gab es damals nicht; es existirten zu seiner Zeit in Venedig und in Sicilien bereits Artillerieschulen: aber ganz abgesehen davon, daß auf ihnen lediglich das Artilleriehandwerk betrieben und gelehrt wurde, in Frankreich war selbst von Schulen dieser Art nicht einmal die Rede und die venetianischen und sicilianischen waren kaum bekannt, wenn sie bekannt gewesen wären, einem Franzosen nicht zugänglich.

Die Bildungsmittel für den Soldaten waren also zu Montlucs Zeit neben der Erfahrung, aus welcher er sich seine Theorie abstrahiren konnte, das lebendige Gespräch, das Lesen, die eigene Ueberlegung vor der Handlung, wenn man in den Fall kam, handeln zu müssen oder handeln zu können.

Wie wenig die bloße Kriegserfahrung nütze, davon war Montluc vollständig durchdrungen; namentlich war ihm die Kriegserfahrung wenig werth, welche man in den untern Graden sammelt, wo man nur dem Befehle zu folgen hat und weder Gelegenheit noch Veranlassung findet, zu überlegen, was man thun will und warum man es thun will. Darum war er der Meinung, um sich zu bilden, genüge es in jungen Jahren nicht, die Gelegenheit zum Kampfe aufzusuchen, wo man in den niedern Graden nicht viel mehr erfährt, als ob man die nothwendige Courage habe, im feindlichen Feuer und vor den feindlichen Piken zu stehen, oder nicht, — und oft selbst dieses kaum;
214. man müsse vielmehr vor allen Dingen danach streben, die Reden erfahrener und tüchtiger Leute über die Gründe des Sieges und der Niederlage und zwar von beiden Seiten zu hören.

214) C. P. XX. p. 358, 325.

Die Gelegenheit zu solchen Gesprächen suchte nun Montluc wo sie nur immer zu finden war; im Alter von 25 Jahren 215.
hörte er ihnen viel lieber zu, als daß er der schönsten Dame den Hof gemacht hätte. In der That spielt das Gespräch eine wichtige Rolle in der Geschichte der Entwicklung der Kriegswissenschaft im 16. und 17. Jahrhundert. In der That ist es ja wirklich die mehrseitige Betrachtung — Theorie — der Thatsachen in ihrer natürlichsten und ursprünglichsten Gestalt.

Allgemein ist es bekannt, daß das erste — in seiner Art — vollständige Lehrbuch der Kriegskunst, welches die neuere Zeit uns bietet, — die sieben Bücher von der Kriegskunst des Niccolò
Macchiavelli, des großen Staatsschreibers von Florenz, in der 216.
Form eines Gespräches abgefaßt ist. Montluc selbst soll nach einer Angabe des Druckers der ersten Ausgabe seiner Werke,
Millanges, einen Dialog über „das Glück in besonderer 217.
Beziehung auf seine Person" verfaßt haben, welcher leider nie gedruckt worden ist, weil er dem Drucker zu verstümmelt zukam; — jedenfalls müßte dieser Dialog auch militärisch ein großes
Interesse gewährt haben. Des Justus Lipsius Werk über 218.
das römische Heerwesen, welches 1596 zu Antwerpen erschien, ist ebenfalls in der Form eines Zwiegespräches. Weniger bekannt als die Werke des Macchiavelli und des Lipsius dürfte der Dialog sein, welcher sich in den vollständigen Ausgaben
von Wallhausens „Kriegskunst zu Pferd" (1616) als deren 219.
letzter und fünfter Theil vorfindet und zwischen einem Herrn Musanus (einem Facultätsgelehrten) und einem Herrn Martinus (einem Soldaten) geführt, beweisen soll, nicht blos daß es eine Kriegskunst und eine Kriegswissenschaft giebt, sondern

---

215) C. P. XXI. p. 301, 358. 216) Sette libri dell' arte della guerra di Niccolò Macchiavelli; Milano, 1805. 217) C. P. XX. p. 312. 218) Lipsii, de militia Romana libri V; Antw. 1596. 219) Gedruckt zu Frankfurt am Main, bei Paul Jacobi, in Verlegung Johann-Theodori de Bry.

daß diese auch höher im Range steht als alle übrigen Künste und Wissenschaften; unseres Wissens die erste eifrige Berührung dieser Streitfrage; denn im Alterthum war darüber gar kein Streit, diesen hat erst das aus dem Mönchsthum hervorgegangene Facultätsgelehrtenthum in die Welt gebracht. In dem eben angeführten Dialog oder Discurs Wallhausens wird gleichfalls — unseres Wissens — zum ersten Mal die Frage der Errichtung von Kriegsschulen oder Lehrstühlen der Kriegswissenschaft in derselben Art, wie wir sie heute verstehen, angeregt und durchgreifend behandelt.

So gebührt dem Gespräch, nicht blos dem lebendigen, sondern auch dem gedruckten, ein nicht geringer Platz in der Entwicklungsgeschichte der neuern Kriegswissenschaft. Montluc, der sich mit Vorliebe an dem lebendigen Gespräche fortbildete,
220. und in ihm vornämlich dies lernte, wie oft man das Recht hat zu wagen und nur nicht wagt, weil man sich beim Feinde alles in viel besserm Stande vorstellt als es ist, ward durch dieses unfehlbar auch auf den Gedanken gebracht, einen Dialog niederzuschreiben oder niederschreiben zu lassen, welcher einen für die Soldaten so wichtigen und doch so verschiedenartig aufzufassenden Gegenstand behandelt, als es das vielartige Glück ist.

Neben dem Gespräch stand das Lesen oder das Vorlesen lassen. Die Druckerkunst fing schon in Montlucs Jugend an, aus den Kinderschuhen herauszutreten. In Frankreich — hier noch mehr als in Italien, dessen litterarische Geschichte sich niemals so vollkommen im Sande verlaufen hatte, wie diejenige anderer Länder — wurde sie zuerst benutzt, um die Meisterwerke des classischen Alterthums anfangs im Original, dann auch in Uebersetzungen aller Welt zugänglich zu machen. Ein großes Verdienst um das allgemeine Bekanntwerden der classischen, namentlich römischen, Litteratur hatte Franz I. Mochte sonst nicht

220) C. P. XXI. p. 44.

viel an ihm sein, mochte er, was Liederlichkeit betrifft, vollständig würdig sein, den Vicarius des Sultans zu machen, dieses Verdienst bleibt ihm unbestritten und ist unseres Erachtens bis auf den heutigen Tag noch lange nicht so gewürdigt, als es sollte. An den Uebersetzungen aus den Schriften der Classiker bildete sich die neufranzösische Schriftsprache. Es ist kein Wunder, daß sie unserer deutschen Sprache in dieser Zeit so weit vorauskam; der einzige Grund davon war, daß sie dem Lateinischen nicht so ferne stand als unser Deutsch. Welcher Unterschied zwischen den französischen Werken des 16. Jahrhunderts und den deutschen derselben Zeit in der Präcision und Leichtigkeit des Ausdrucks — versteht sich im Allgemeinen! Luther und seine Genossen machen eine Ausnahme; aber im Allgemeinen ist es wahr, daß die französischen Schriften dieser Zeit in Hinsicht auf die Sprache ebenso hoch über den deutschen stehen, als die italienischen über den französischen.

Wenn einerseits ein klarer Gedanke die Bedingung einer klaren und anschaulichen Ausdrucksweise ist, folglich diese nicht ohne jenen bestehen kann und jener auch zu dieser führen müßte, so ist doch andererseits ebensowenig zu bestreiten, daß sich mit einem schlechten und groben Material nicht so leicht und nicht so gut arbeiten läßt, als mit einem guten und feinen, daß folglich die Ausbildung der Sprache auf die Ausbildung des Gedankens ihren Einfluß äußert und auf die Fähigkeit, den Gedanken so wieder zu geben, daß er von Jedermann erfaßt werden kann und von Jedermann erfaßt werden muß. Wenn wir überlegen, daß die römischen Classiker in allen weltlichen Dingen im 16. Jahrhundert unsere fast unumschränkten Schulmeister wurden, daß die französische Sprache der römischen um so vieles näher stand als die deutsche, so dürfen wir die Unbeholfenheit unserer weltlichen deutschen Schriftsteller dieser Zeit füglich mit minderem Grimme ansehen und wir dürfen es nicht mehr so apodictisch auf die Nachahmungssucht der Deutschen schreiben, daß ihre weltlichen Schriftsteller zu Ende des 16. und

im 17. Jahrhundert ihre Schriften voll lateinischer Citate stopften und es auch an wälschen Redensarten und Wörtern aller Art nicht fehlen ließen. Aber doppelte Hochachtung werden wir wohl vor den Männern empfinden müssen, welche, wie Luther und seine Nachfolger, sich auf die Füße der Sprache ihres Volkes stellten und, indem sie dieselbe ehrten, sie zu den höchsten Ehren brachten. Sie waren es, die uns Deutschen unsere Eigenthümlichkeit bewahrten und denen wir es noch heute danken müssen, wenn wir in unserer eigenen Weise denken, weil in unserer eigenen Weise reden können. Diese Ehre gebührt aber dem Protestantismus; in deutscher Rede und Schrift ist er vorangegangen, und wie lange das katholische Deutschland in dieser Beziehung hinter dem protestantischen weit, unendlich weit zurückgeblieben ist, das weiß ja wohl auch der Unerfahrenste.

Hat es auf unsere deutsche Neigung zum Idealisiren und Philosophiren keinen Einfluß geäußert, daß die Ausbildung eigenthümlich deutscher Redeweise im Anfang durchaus auf dem geistigen Gebiete stattfand? Abgesehen von unserer Befähigung dazu liegt die Erörterung dieser Frage außer unserem Wege; aber sie aufzuwerfen, ist an jedem Orte gestattet.

Wenn die Deutschen nun auch zu einer eigenen Litteratur in allen Gebieten des Wissens, welche lateinischer, französischer und italienischer Brocken nicht bedarf und in ihrer Eigenthümlichkeit alle anderen überflügelt, im Laufe der Zeit gelangt sind, so beruht doch immer noch unsere formelle Bildung wesentlich auf den classischen Studien, und weil die Form ebensosehr auf den Gedanken rückwirkt, als der Gedanke auf die Form, daher kommt es, daß wir heute noch so viele Leute, welche in ihrer Jugend nicht Gelegenheit hatten, eine classische Bildung zu erwerben, dieses als einen fühlbaren Mangel beklagen hören; — natürlich nur tüchtige Leute in ihrem Fache, denn die Esel von Haus aus fühlen, wie sich von selbst versteht, derartige Mängel niemals.

Montluc ließ sich in seinen Mußestunden, wenn er nicht

Gelegenheit hatte, sie mit lebendigen lehrreichen Gesprächen auszufüllen, mit Vorliebe aus den französischen Uebersetzungen des 221.
Julius Cäsar und des Titus Livius vorlesen; dazu aus Schriftstellern seiner Zeit, aus dem Werke du Bellays (Langeys) und der Italiener, Guicciardinis und vielleicht Macchiavellis. Er war der Meinung, wer gelesen, begriffen und behalten habe, sei befähigter als ein Anderer, etwas Tüchtiges gut 222.
hinauszuführen. Im Wesentlichen waren es geschichtliche Werke, an denen er sich erbaute; eigentlich theoretische, welche Grundsätze aufstellten und Regeln entwickelten, gab es noch zu wenige. Im Alterthum waren ihrer auch sehr wenige geschrieben; mindestens sind eigentliche Kriegshandbücher wenige auf uns gekommen; die reglementsartigen Werke des Arrian, Aelian und Asclepiodot, wie mehrere ähnliche, wurden erst später im lateinischen und in neueren Sprachen bekannt. Sie waren übrigens auch wenig dazu geschaffen, den Geist eines Kriegsmannes zu bilden, wenngleich sie nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Entwicklung des Kriegswesens der neueren Zeit geblieben sind, da sie Moritz von Nassau-Oranien den ersten Anstoß zur Einführung regelmäßiger Exercierübungen und der Reglemente, welche Ordnung und Gleichförmigkeit in diese hineinbrachten, gegeben haben. Aus seiner Lectüre schöpfte Montluc insbesondere einzelne Maximen großer Feldherren, wie wir früher schon angeführt haben, die er sich zur Richtschnur seines eigenen Handelns nahm und deren glückliche Befolgung er in den Geschichten verfolgte. Damit diese aber recht belehrend würden für den jungen Krieger sollten sie, meinte er, von Soldaten selbst ge- 223.
schrieben werden, alte tüchtige Generale vornehmlich sollten selbst ihre Denkwürdigkeiten einfach und wahrheitsgetreu niederschreiben und dies nicht den Gelehrten überlassen, die doch immer die Dinge unwillkürlich entstellten und das Einfachste periphrasirten.

---

221) C. P. XXI. p. 307 u. a. 222) C. P. XXII. p. 273 ffg. 223) C. P. XXI. p. 307.

Montluc war von einem heftigen männlichen Ehrgeize bewegt; der größte Aerger für einen Mann von Herz, sagt er, sei es, wenn er sehen müßte, wie andere zu großen Unternehmungen
224. bestellt würden, während er selbst an seinem friedlichen Heerde sein Huhn verzehre. Dies ist nun sicherlich wahr, und doch müssen gerade die tüchtigen Leute diesen Aerger häufig genug hinunterschlucken, wenn sie sich nicht auf andere Weise wollen mißhandeln lassen und, allerdings verwendet, doch nur solche Posten annehmen, auf denen alle ihre Thätigkeit verloren ist und sie höchstens zusehen können, wie Andere, die über sie gestellt sind, Alles verderben oder auch zwar ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen und ausbeuten, alle Ehre aber, die von ihr herkommt,
225. für sich hinwegnehmen. Aergernisse dieser letzteren Art erfuhr Montluc die Menge; aber er war einmal so beschaffen, daß er lieber sie duldete, als die Zurückgezogenheit von der öffentlichen Thätigkeit. So vielen Grund er hatte, sich über die Könige von Frankreich zu beschweren, immer kehrte er doch nach kurzem Groll wieder in ihren Dienst zurück, weil nur sie ihm die Ge-
226. legenheit zur Thätigkeit geben konnten, damit Gelegenheit, seinen Werth zu zeigen, sich auszuzeichnen.

Wenn Regierende und Hochgestellte es heute fast zur Staatsmaxime gemacht haben: „Wir wollen leben, aber nicht gedruckt sein"; so war Montluc durchaus anderer Ansicht. Für ihn war es das höchste Ziel seines Strebens, daß sein Name „in
227. die Bücher komme" und durch diese der Nachwelt überliefert werde. Aber freilich wollte er dort seinen Namen nicht mit schändlichen, feigen und erbärmlichen Handlungen, sondern mit glänzenden und tüchtigen verknüpft sehen, er wollte ebenso in den Büchern genannt sein, wie jene großen Feldherrn des Alterthums, von denen er sich hatte vorlesen lassen. Ein solches Streben, wie es schon den höheren Geist an sich bekundet, erhebt

---

224) C. P. XX. p. 350. 225) C. P. XXII. p. 211 ffg. 226) C. P. XXI. p. 341. 227) C. P. XXI. p. 302 ffg.

und reinigt denselben und macht ihn zu guten und tüchtigen Handlungen so kräftig als geneigt. Allerdings ist oft genug der Geist willig und das Fleisch schwach und nicht Alles wird in Wirklichkeit gethan, wie der willige Geist es möchte. Indessen das Hauptresultat kann kein schändliches sein; und Montluc, welcher nach seiner innigen Ueberzeugung selbst seine Denkwürdigkeiten schrieb, um Andere zu belehren, nahm dabei auch zugleich Gelegenheit, sich von den Vorwürfen, die ihm von seinen Zeitgenossen gemacht wurden, zu reinigen. Konnte ihm das nun auch nicht vollständig gelingen, so hat er das wenigstens erreicht, daß die Schattenseiten seiner Thätigkeit einer Nachwelt, die ferne ab steht von den Parteikämpfen, an denen er Theil nahm, in einem weniger schwarzen Lichte erscheinen, weil sie sich aus dem Character des Mannes erklären und weil der Unbefangene eingestehen muß, daß gerade ohne diese Art von Schatten auch diese Art von Licht unter den äußeren Verhältnissen von Montluc's Zeit nicht bestehen konnte.

Der größte Schatten, welcher auf Montluc fällt, ist jener der Grausamkeit in den Hugenottenkriegen; was die unehrliche Bereicherung auf Kosten des Staatsschatzes, die Aussaugung der Länder betrifft, so bleibt von diesen Vorwürfen nicht viel übrig, wenn man sie näher betrachtet. In Frankreich ist es eigentlich immer so gewesen und ist bis auf den heutigen Tag so, wie es in dem aristokratisch regierten Rom vor der Kaiserzeit war, daß derjenige, der ein Amt erhält, das höchste herauszuschinden sucht, was er kann. Montluc hat jedenfalls nicht mehr gestohlen, als Andere auch und man darf sogar glauben, daß er sich mit weniger begnügt hat, als gebräuchlich war. Von Guyenne und Gascogne sagte man, daß er sie förmlich ausgeplündert habe. Die Berichte darüber sind, wie auch aus protestantischen Schriftstellern der Zeit zu entnehmen ist, äußerst übertrieben worden; es sah in keiner Provinz, in welcher der Reformationskrieg lebhaft gewesen war, besser aus als in Guyenne und Gascogne unter Montluc's Gouvernement.

Und die Sache ist sehr erklärlich; wir haben im Laufe unserer Erzählung zu wiederholten Malen gesehen, wie zerrüttet die Staatsfinanzen waren; wie wenig die Regierung vermochte, auch nur die nothwendigsten Bedürfnisse ihrer Heere zu befriedigen. Was blieb nun dem Befehlshaber eines solchen Heeres übrig, als aus dem Lande zu leben, in welchem er den Krieg führte? Daß dabei aber nicht sehr geordnet verfahren werden konnte, ist an sich klar, und wenn man bedenkt, daß hier eben von einem Bürgerkrieg die Rede ist, so kann es wenig auffallen, daß die Protestanten von der katholischen Armee mehr in Anspruch genommen wurden, als die Katholiken, daß man sie in manchen Fällen wohl bis auf's Hemd auszog. Eben so fest steht, daß von protestantischer Seite, wo diese die Oberhand hatte, mit den Katholiken in ganz gleicher Weise verfahren wurde.

Bleibt also die Grausamkeit. Was diese betrifft, ist sie für den Soldaten ein sehr relativer Begriff. Wir haben wohl einen General nicht einmal, sondern oft genug einen Menschenschlächter nennen hören, wenn er in einer einzigen Schlacht von seiner Armee 20000 Menschen opferte. Aber wie, wenn damit der Friede herbeigeführt wird und nun keine weitere Menschenschlächterei nothwendig ist? Da tritt auf der anderen Seite ein anderer General auf, den Unsinnige wegen seiner Humanität preisen. Er wagt keine Schlacht; wir wissen nicht ganz gewiß, ist es wegen seiner Unentschlossenheit; ist es wegen seiner Scheu vor dem Vergießen von Menschenblut? Die öffentliche Meinung entscheidet sich für das letztere. Nun ist ihr humaner General immer darauf bedacht, einer entscheidenden Schlacht auszuweichen; dies gelingt ihm, der Krieg wird in die Länge gezogen. Das Ausweichen machte viele anstrengende Märsche nöthig, 30000 Menschen blieben dabei an den Straßen liegen und kamen hülflos um, freilich nicht unter dem Schwerte des Feindes, sondern vor Hunger und im Schmutz, — also wahrscheinlich auf eine holdseligere Weise. Der Winter kommt heran und der humane

General bezieht Winterquartiere; aber sein Gegner sitzt ihm auf dem Leibe; er muß daher seine Mannschaft eng zusammenlegen, es reißen ansteckende Krankheiten ein und an ihnen und vor dem Mangel sterben wieder 30000 Mann dahin. Nun macht sich der Menschenschlächter diese Verluste seines Feindes zu Nutze und greift an; der humane Mann muß jetzt schlagen; er verliert die Schlacht und außerdem noch ebenso viel als sein Gegner an Mannschaft in ihr. Besehe mans bei Lichte und sage dann, wo die Grausamkeit liegt, welcher von den beiden hier wahrhaft human und wer der eigentliche Menschenschlächter war?

Montluc zeigt sich 1528 unendlich besorgt um die Jungfernschaft der Mädchen von Campistrano; in den italienischen Kriegen spricht er sich für die gute Behandlung der Gefangenen aus und erklärt es für unwürdig, sie bis auf's Hemd auszu- 228.
ziehen. Als er in Siena commandirt, hält er die Austreibung der unnützen Mäuler für nothwendig, um die Stadt, wie er hofft, bis zum Entsatze behaupten zu können. Er begreift, daß der Rath die Maßregel nicht anordnen will und nimmt frei und frank die Verantwortlichkeit dafür auf seine Schultern. Nach gleichzeitigen andern Schriftstellern war die Grausamkeit dieser Austreibung ihrem Umfange nach lange nicht so groß, als Montluc selbst sie darstellt. Hier ist ihm gewiß durchaus nichts vorzuwerfen. Er fühlt, wo er einmal hart ist, stets die Schwere seiner Verantwortung und entschließt sich zu solchen Handlungen immer nur aus seiner reiflichen Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit. Auch an andern Punkten dieser Blätter haben wir Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß von einer natürlichen Neigung zur Grausamkeit bei Montluc nicht füglich die Rede sein kann.

Nun beginnt aber der Bürgerkrieg in der Guyenne und Gascogne, und hier beginnt unser Montluc zu wüthen. Er läßt hängen, was hängen kann; alle Fruchtbäume werden zu

---

228) C. P. XXI. p. 362.

Galgen, Kapitulationen werden von ihm gebrochen; er läßt sich zuweilen so weit fortreißen, seinen eigenen Scharfrichter zu spielen. Da scheint sich eine entschiedene Disharmonie mit seinem ganzen bisherigen Verhalten zu zeigen. Und doch ist sie vielleicht lange nicht so groß, als sie auf den ersten Blick erscheint.

Prüfen wir unsere Ansichten genau, so finden wir, daß es nicht die Grausamkeit an sich ist, welche wir verwerfen und tadeln zu müssen glauben, sondern die unnütze zwecklose Grausamkeit. War nun die Grausamkeit Montluc's während der Bürgerkriege eine zwecklose? nach seinen Ansichten wohlverstanden. Nein! Bei ihm stand es fest: es müsse Alles beim Alten bleiben, die Rebellion müsse und werde unterdrückt werden; es handle sich nur um die Zeit, in welcher dieses Ziel erreicht würde; je mehr man diese Zeit abkürzen könne, desto besser wäre es für das Land, welches durch eine lange Dauer des Bürgerkrieges nothwendig in Verfall gerathen müsse. Darum trat er von Anfang an mit dem Vorsatze auf, abzuschrecken und dadurch die Ruhe herzustellen. Daß nun persönliche Motive hinzukamen, seine Wuth gegen die Protestanten zu vermehren, ist an sich klar: Verläumdungen, welche über ihn ausgesprengt waren, die Bestechungsversuche, welche seine Ehre verletzten, Ehrentitel aller Art, die er im Lande bekam. Dann muß der Unterschied zwischen dem äußeren Kriege, Staat gegen Staat, Fürst gegen Fürst, und dem inneren Kriege, der Rebellion, nicht unbeachtet gelassen werden, welchen die Vertheidiger des Bestehenden noch mehr als dessen Angreifer zu allen Zeiten gemacht haben. Im äußern Kriege ist für den Soldaten nur die Frage: soll in diesem Lande künftig dein Fürst regieren oder der fremde? Im inneren Kriege stellt sich die Frage für ihn so: Sollst künftig du auf deinem Gute, in dieser Stadt, in ihrer Gemeindeversammlung regieren oder soll es dein Nachbar, mit dem du täglich zusammenkommen mußt, dein alter persönlicher Feind? Das Gefühl der persönlichen Feindseligkeit, welches die Grausamkeit so recht eigentlich gebiert, ist in Bürgerkriegen aus

diesen Gründen immer viel schneidender hervorgetreten, als in den Kriegen, in welchen sich Heere zweier Staatsparteien entgegenstanden. In den Heeren des 16. Jahrhunderts ward dies Gefühl persönlicher Feindseligkeit noch durch den Umstand beträchtlich abgeschwächt, daß der Soldat sich als freien Handwerker betrachtete, und Soldaten der verschiedensten Nation in dem gleichen Heere, Soldaten gleicher Nation in verschiedenen Heeren dienten. Der äußere Krieg erschien dem Soldaten als ein Wettstreit der Ehre mehr, als ein Kampf um Mein und Dein, in dem der eine Alles gewinnen, der Andere Alles verlieren müßte.

Daß Montluc seine Grausamkeit in den Bürgerkriegen nicht für eine zwecklose hielt, ergibt sich recht deutlich daraus, daß er in ihr nachließ, als er sah, daß die Abschreckung die Früchte nicht trage, welche er von ihr erwartete, daß seine Bemühungen durch andere Einflüsse, die er nicht beherrschen konnte, namentlich durch Katharinens Gleichgewichtssystem und Alles, was daraus folgte, paralysirt würden.

Weil nun dies Alles aus den Commentarien in ungekünstelter Weise und unzweifelhaft sich ergibt, können wir behaupten, daß, wenn Montluc nicht vermocht hat, sich durch sie völlig von allen Flecken zu reinigen, es ihm doch allerdings gelungen ist, seine Handlungsweise zu erklären und in einem viel milderen, weil natürlicherem Lichte erscheinen zu lassen.

Montluc ist, wie er es wünschte, in die Bücher gekommen, und wenn die anderen Bücher, in denen sein Name steht, denselben nicht immer in der Weise nennen, wie es seinen Wünschen entsprach, so vervollständigen die Commentarien das Bild und lassen uns den Mann als einen ganzen Mann erscheinen.

Was ihn in den Geschichtsbüchern seiner Lectüre auch ganz besonders ansprach, das waren die Reden der Feldherren des Alterthums und neuerer Zeiten an ihre Truppen, an Volksversammlungen und an Räthe. Hingerissen von ihrer überzeu-

genden Kraft und von der Begeisterung, in welche sie ihn versetzten, zweifelte er nicht an der Wirkung, welche sie zu allen Zeiten haben müßten; immer mehr bestärkten sie ihn in der Ansicht von der überlegenen Macht dieses inneren geistigen über den bloß äußerlichen materiellen Zwang, von der Eroberung der Leiber durch die Eroberung der Geister. Eine solche Ansicht erhebt aber unzweifelhaft über das Gemeine und stellt einen Mann an und für sich ohne weitere Zugabe auf eine höhere Stufe. Ins Leben übertragen stärkt sie ihn unfehlbar in der Achtung der Menschenwürde und hebt damit die Selbstachtung und den moralischen Werth aller Derer, welche in irgend einer Weise von ihm abhängig sind, unter seinem Befehle oder sonstigem Einflusse stehen. Die natürliche Gabe der Beredtsamkeit kann durch die Erziehung und wissenschaftliche Bildung entwickelt werden. Montluc redete gut und überzeugend, obgleich ihm
229. diese Bildung abging; aber er rieth allen Denen, welchen Gelegenheit, sich letztere zu verschaffen geboten war, diese Gelegenheit nicht zu versäumen, weil er nicht daran zweifelte, daß er selbst noch besser und mit noch größerer Leichtigkeit geredet haben würde, hätte er in seiner Jugend eine bessere Bildung erhalten. Er rieth ihnen namentlich auch, sich mehrere fremde Sprachen anzueignen, damit sie sich auch in diesen zu ihrem eigenen und Anderer Nutzen vorkommenden Falles fließend ausdrücken könnten.

Im 18. Jahrhundert hatte sich die moderne Monarchie so kräftig entwickelt, daß die Idee einer vollständigen Trennung von Staat und Volk als eines anordnenden und regierenden Theiles einerseits, eines dienenden und gehorchenden Theiles andererseits aller Welt geläufig war und die Beamten der Regierung das höchste Erstaunen ergriff, wenn einmal das Volk sich beifallen ließ, auch nur ein Interesse an dem Gange der Staatsgeschäfte und der Schicksale des Staates, wäre es auch ganz im Sinne der Regierung und in ihrem Nutzen

229) C. P. XXII. p. 273. 401.

gewesen, äußern zu wollen; ja daß selbst dem größten Theile des Volkes ein solches Ansinnen einzelner aus seiner Mitte höchst merkwürdig und unbegreiflich vorkam.

Der General Loucadou, Commandant von Kolberg im Jahre 1806, von welchem wenigstens festgestellt ist, daß er das Pulver nicht erfunden hat, war wirklich versteinert und konnte es nicht begreifen, als die Bürgerschaft von Kolberg unter Nettelbeck's Führung ein Interesse daran zeigte, daß dieser Platz behauptet werde.

Nun hatte allerdings auch schon zu Montluc's Zeit und namentlich in Frankreich, der Monarchismus bedeutende Fortschritte gemacht, aber bis zur vollständigen Trennung von Staat und Volk war er doch lange noch nicht gedrungen; mächtige Corporationen des Adels und in den Städten setzten ihm in dieser Beziehung immer noch einen Damm entgegen. Das vollständige Durchdringen der cäsarischen Idee setzte auch in der That erst die Existenz der stehenden Heere und der damit Hand in Hand gehenden Entwaffnung des Bürgerthums voraus.

Wer keine Waffen hat, darf und kann auch in der Politik des Staates nichts zu sagen haben. Aber so lange die stehenden Heere noch nicht existirten, existirte auch die Trennung einer beständig bewaffneten von einer beständig unbewaffneten Klasse nicht; und erst, als die stehenden Heere mit ihren unnützen, aber viel Zeit wegnehmenden Exercirkünsten auftraten, entwickelte sich allmälig die Meinung von den Schwierigkeiten, aus dem unbewaffneten in den bewaffneten Zustand überzugehen. Die Soldaten fingen an zu glauben, daß der Zeitverderb nothwendig sei und erfanden täglich mehr unnützes Zeug, um ihn in seiner Art nothwendig zu machen, und die Bürger, welche diese haarsträubenden Manöver mit ansahen, aus denen sie sich einen Vers durchaus nicht machen konnten, hielten zuletzt dieselben auch für nothendig und entsetzten sich vor der Kluft, die sie zu überschreiten hätten, um Soldaten zu werden.

Montluc lebte lange vor der Zeit, in welcher es so weit
kam; außerdem hatte er aus seiner Lecture der Classiker wohl
behalten, wie zu Rom der Bürger sich ebenso rasch in den
Soldaten, als dieser in den Bürger verwandelte, und namentlich
für einen gebildeten Mann schien ihm dies leicht; waren doch
die größten Feldherrn Roms, wie er sich ausdrückte, *Gelehrte*
230. — er versteht darunter freilich nur wissenschaftlich gebildete
Leute — gewesen. Als er die Gemüther zu *Bordeaux*, welches
sich von den Protestanten bedroht glaubte, beruhigen wollte,
verlangte er von den Mitgliedern des Parlamentshofes nur, —
231. sie möchten auf acht *Tage* Gerichtsferien machen, um sich in
dieser Zeit in den Waffen zu üben, die sie im Nothfall führen
wollten.

Ein drittes Mittel wissenschaftlicher militärischer Bildung war nun bei Montluc die Vorherüberlegung aller der Fälle, in welche er möglicher Weise durch den Feind versetzt werden konnte. Was war dies weiter als die Entwicklung einer vollständigen Theorie der Kriegskunst, allerdings für seinen Gebrauch! Denn, wenn, wie es nicht anders sein konnte, die gleichen oder Fälle gleicher Art in seinem Kriegsleben öfter wiederkehrten, so mußte sich auch die Art seiner Ueberlegung im Wesentlichen wiederholen und es konnte nicht anders sein, als daß er allmälig das Gleichartige in dem Resultat seiner Ueberlegung entdeckte, welches wir eben *Grundsätze* und, zur unmittelbaren Anwendung zugerichtet, *Regeln* nennen, aus denen eben jede Theorie sich zusammensetzt. Und daß es sich wirklich so verhielt, ergibt sich auch für uns noch unverkennbar aus den Analysen, mit welchen Montluc die Erzählungen von seinen Kriegsthaten begleitet hat. Denn diese Analysen führen eben stets auf wenige wirkliche *Grundwahrheiten* zurück, aus denen sich, sobald man bestimmte materielle Verhältnisse hinzu-

---

230) C. P. XXII. p. 271. 231) C. P. XXII. p. 272.

nimmt, unter denen sie angewendet werden sollen, die Regeln auch **a priori** entwickeln ließen.

Nehmen wir nun an, daß die Grundsätze und Regeln der Kriegskunst, wie sie auf solche Weise Montluc oder ein anderer General aus seiner Praxis sich abstrahirte, wissenschaftlich, systematisch geordnet und mit Hinweisung auf ihre Anwendung in den verschiedenen Einzelfällen, die sich im Kriege ereignen können und die sich leicht genug classificiren lassen, zusammengestellt werden, so erhalten wir ein Lehrbuch der Kriegskunst in dem neueren Sinne, wie wir ein solches verstehen. Das Studium eines solchen oder die Verfolgung eines Vortrages, der in gleichem Sinne gehalten würde, gibt das Resultat von Erfahrungen, möge auch die wissenschaftliche Form, wie dies nach dem Obigen möglich ist, die Sache anders hinstellen. Und soweit überhaupt der Mensch im Stande ist, aus den Erfahrungen Anderer zu lernen und sie sich zu Nutze zu machen, ergibt sich also, daß das Studium eines solchen Lehrcurses, bei welchem die active Thätigkeit des Geistes durch die Verfolgung kriegsgeschichtlicher Beispiele erregt wird, die Erfahrung ersetzen kann; wogegen die Erfahrung an sich entweder diese Art von Studium oder die eigene Ueberlegung, d. h. die theoretische Betrachtung der Verhältnisse im Kriege während des Kriegslebens selbst, nicht zu ersetzen vermag.

Dies ist nun ganz und gar auch Montluc's Meinung. Es ist von Interesse, seine Ansichten und Aussprüche darüber näher
in's Auge zu fassen. Am Ende seiner Commentarien hält er 232.
eine Anrede an den König, in welcher er ihm aus dem Schatze seiner Lebenserfahrung guten Rath zu ertheilen bemüht ist. Es ist ihm aufgefallen, daß der König, wenn er eine Stelle bei einem Gerichtshofe vergibt, den Bewerber immer erst durch einen Parlamentshof prüfen läßt. Dagegen findet dies nicht statt, wo eine Gouverneursstelle in einem festen

232) C. P. XXII. p. 491 ffg.

Platz, eine **Ordonnanzcompagnie** oder die Stelle eines **Maréchal de camp**, eines **Mestre de camp** vergeben wird. Vielmehr erhält diese oft der Erste, der Beste auf die Fürsprache eines Hofmannes oder einer schönen Dame, ohne daß man sich darum bekümmere, ob er auch fähig sei, sie zu bekleiden. Namentlich ist diese Unsitte seit Franz I. eingerissen. Was soll man aber zu diesem Widerspruche sagen? Vor einer Gerichtsstelle handelt es sich nur um die Vertheilung von Mein und Dein zwischen den **Unterthanen**. Ob ein Gut dem Peter oder dem Paul zugeschrieben werde, es bleibt in dem einen wie in dem andern Falle beim Könige, beim **Lande**. Verliert dagegen ein Gouverneur eine **Stadt**, so geht diese dem König und dem **Lande** verloren; verliert ein Feldherr durch die Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit seines **Maréchal de camp** und seiner **Mestres de camp**, oder der Capitäns der Ordonnanzkompagnieen, denen er den Befehl über die einzelnen Flügel oder Haufen des Heeres anvertrauen mußte, eine Schlacht, so kann damit eine ganze Provinz dem Lande und dem Könige verloren gehen.

Montluc schlägt daher vor, man solle auch die wichtigen **Offiziersstellen** nicht an andere Leute vergeben, als an solche, die von einer militärischen **Prüfungskommission** für tüchtig befunden sind. Diese Prüfungskommission sollte nach seiner Meinung zusammengesetzt sein aus dem Herzog von Anjou (nachher Heinrich III.) und aus alten erfahrenen Kriegsführern. Aber, sagte er, freilich gibt es manche erfahrene Leute, mit denen es nicht weit her ist, weil es ihnen am genügenden Verstande fehlt, um zu fassen und zu behalten, was
233. sie gesehen haben. Sie können wohl sagen: ich war bei Cerisolles, Dreux, Jarnac, Moncontour. Aber wenn sie darauf antworten sollten, weshalb Enghien bei **Cerisolles** den Sieg gewann und Guise bei **Dreux**, weshalb Coligny bei **Jarnac**

233) C. P. XXII. p. 516.

und Moncontour den Kürzeren zog, wie sich Alles begab, und welche Gründe jeden der Feldherrn zu seiner Handlungsweise bestimmten; da würde es übel aussehen mit ihrer Antwort und man müßte auf die Idee kommen, daß sie darüber so wenig hätten reden hören, so wenig darüber nachgedacht hätten, als der roheste Landsknecht.

Es ist, wie man sieht, dies ein Vorläufer von der Meinung Friedrichs des Großen über den Maulesel, der alle Feldzüge des Prinzen Eugen mitgemacht hätte und sich in Folge dessen seiner Kriegserfahrung rühmen wollte.

Die Erfahrung, d. h. die sogenannte Erfahrung, kommt also hier wie dort sehr schlecht weg. Aber in der That mußte Montluc trotz alledem einen hohen Werth auf die Kriegserfahrung legen. Der Widerspruch, den man darin sehen könnte, existirt bei näherem Zuschauen indessen gar nicht. Denn zu seiner Zeit war ohne Kriegserfahrung keine theoretische Ausbildung möglich.

Man versetze sich lebhaft in diese Zeit zurück. Stehende Heere existirten nicht, Milizeinrichtungen, denen zufolge Truppenkörper zu bestimmten Zeiten des Jahres auf einige Dauer zusammengezogen werden konnten, existirten nicht: die schönen Legionen Franz I. — „nach dem Muster der Römer" kamen über die papierne Existenz nicht hinaus. Unter solchen Umständen konnte der strebsamste Offizier die Elemente, wir wollen nicht sagen seiner Kunst, sondern nur seines Handwerkes nicht lernen ohne den Krieg, d. h. ohne daß er bei einem für den Krieg geworbenen Haufen stand. Wie wollte er mit dem Soldaten umgehen lernen? Er konnte für sich die Handgriffe mit der Pike erlernen, das ist richtig. Aber ein Reglement bestand nicht. Er wußte nicht, wenn er sich noch so wüthend damit übte, ob seine Handgriffe noch stimmen würden, wenn er in dieses oder jenes Regiment im Fall eines Krieges käme, ob da nicht eine ganz andere Observanz regieren würde, als diejenige, nach welcher er seine Uebungen angestellt hatte. Ganz

ebenso war es mit der Arkebuse, fügen wir noch hinzu, daß die Arkebuse damals durchaus noch nicht als Jagdgewehr adoptirt war und daß bei Vogelschießen und Scheibenschießen, wie sie wohl die Bürger in den Städten hatten, noch lange die Armbrust die Arkebuse ferne hielt; ein sehr wichtiger Umstand, auf welchen lange nicht genug Gewicht gelegt worden ist. Vollends nun, den einfachsten Trupp aufzustellen, ihn die einfachsten Bewegungen machen zu lassen, wo hatte der junge Edelmann Gelgenheit, dies zu erlernen? Er hatte keine im Frieden, und doch braucht jedes Ding seinen Schick und namentlich für den Officier ist es nicht gleichgültig, ob er seine Sache völlig inne habe oder ob er sie erst ablesen muß. Ein Schulmeister, der heute erst die Decimalrechnung lernt, in der er morgen seine Buben unterweisen soll, ist sicherlich eine lächerliche Person; aber in Bezug auf Lächerlichkeit reicht er gewiß dem Offizier nicht bis an die Kniescheiben, der sein Reglement aus der Tasche hervorholt, um „rechts um!" oder „links um!" ohne Fehler commandiren zu können. Ein alter Oberstlieutenant, der bisher ein Bataillon commandirt hatte, ward von seinem alten in ein neues Regiment versetzt und erhielt das Commando des letzteren. Seine Officiere gaben ihm ein solennes Festessen zum Abschied. Acht Tage vorher war er dazu eingeladen und lief diese acht Tage, — wahrscheinlich die unglücklichsten seines Lebens — trostlos und schweißtriefend umher. Denn — das wußte er — ein Toast wurde einmal auf ihn ausgebracht, eine rührende Abschiedsrede wurde an ihn gehalten, und darauf mußte er antworten; er konnte nicht anders. Das wußte er aber auch, daß er eine solche Antwortsrede aus dem Stegereife in seinem Leben nimmer halten könnte! Er setzte sich also hin, um sie schriftlich zu verfassen und ein guter Anfang fiel ihm alsbald ein; er hatte bei ähnlicher Gelegenheit einmal einen Andern anfangen hören: „Ich bin kein militärischer Cicero", — und dies konnte er von sich mit der größten Bestimmtheit sagen, obgleich es auf den Andern nicht

einmal gepaßt hatte. Als wahrheitsliebender Mann wählte er diesen Anfang und brachte dann auch eine ziemlich vernünftige Fortsetzung und einen ziemlich anständigen Schluß zu Stande. Darauf lernte er die Rede auswendig; der schwere Tag kam heran; der Bediente, welcher seinen Herrn beständig über einem gewissen Blatte hatte brüten sehen, steckte ihm dieses Blatt, als er den Paraderock ausklopfen mußte, in des letzteren linke Brusttasche. Unser Oberstlieutenant trat den heißesten Gang seines Lebens an und fühlte unterwegs das Bedürfniß, sich an's Herz zu greifen, bei welcher Gelegenheit er das besagte Blatt entdeckte und sich von seiner Identität überzeugte.

Man saß bei Tische, der Oberstlieutenant aß wenig und war ziemlich schweigsam, nur zerstreut antwortete er auf wohlgemeinte Anreden, doch sah man ihn oft, wie im Gebete, die Lippen bewegen; — er wiederholte sich still seine Rede. Seine Stimmung wirkte auf die Stimmung der Andern; die Sache schien langweilig werden zu wollen. Da war der zum Toastiren erlesene Officier so vernünftig, den Champagner nicht abzuwarten, sondern beim dritten von den zwölf Gängen seine Standrede zu halten. Allem Volk fiel ein Stein vom Herzen; wie es schien auch dem Oberstlieutenant. Er erhob sich, um zu danken und begann mit großer Sicherheit: „Liebe Kameraden! ich bin kein militärischer Cicero, ich — ich — ich" — kurz, die Sache stockte; mit schmerzlicher Geberde faßte sich der Redner unter den Rock in die Gegend, wo das Herz zu sitzen pflegt und stieß bewegt die Worte hervor: „hier sitzt's! hier sitzt's!" Zuschauer und Zuhörer glaubten, daß der Redner damit sagen wolle, er sei zu gerührt, um zu sprechen. Aber diesmal saß in der Gegend des Herzens auch die bewußte Brusttasche und flugs flog aus ihr das bekannte Blatt hervor und die Rede ward nun zu Ende abgelesen. Die Theilnehmer des Mahles bissen sich allerdings ein wenig auf die Lippen, als das Herz sich in ein beschriebenes Blatt auflöste, aber damit war's auch abgethan und Keiner nahm dem Manne übel, daß er kein militärischer Cicero

war, während es ihm andererseits Jeder übel genommen hätte, wenn er beim Commandiren seines Bataillons oder Regiments einmal eine solche Scene aufgeführt und ein Blatt zum Ablesen hervorgeholt hätte.

Also die Erwerbung der elementarsten Künste des Handwerkes war den Officieren des 16. Jahrhunderts nicht anders möglich, als im Kriege. Auch das Mittel der „kleinen Schachteln“ ging ihnen ab, welche, wie erzählt wird, noch bis vor Kurzem bei manchen Heeren mit den Reglementen ausgegeben wurden und bemalte Holzstückchen enthielten, die Pelotons vorstellten und zur Einübung der Evolutionen in der Stube auf dem Arbeitstisch benutzt werden konnten. Selbst durch Zündhölzer konnten diese hölzernen Pelotons nicht ersetzt werden, weil es noch gar keine Zündhölzer gab.

Wie mit den Elementarkünsten verhielt es sich auch mit den höheren Führerkünsten. Bei dem Mangel an systematischen Lehrbüchern, dem Mangel an Kriegsschulen blieb dem strebsamen Officier für seine höhere theoretische Ausbildung nur der Weg Montluc's, der Weg der Kriegserfahrung. Nur während des Krieges selbst fand der Offizier Gelegenheit, über kriegerische Vorfälle, die er mit angesehen hatte und an denen er theilgenommen, lebhaft nachzudenken oder über kriegerische Vorfälle, welche erst bevorstanden, eine allseitige Ueberlegung anzustellen, sich lebhaft in sie hinein zu versetzen und Vermuthungen über das, was der Feind thun werde, sich zu bilden, Betrachtungen über die Mittel, mit denen, und die Wege, auf denen man die Absichten des Feindes vereiteln und ihn selbst schädigen könne, anzustellen. Nur im Feldlager fand er Gelegenheit, auch die Meinungen Anderer über die kriegerischen Vorfälle, über die Gründe von Sieg und Niederlage anzuhören, diese Vorfälle allseitig beleuchtet zu sehen und so allmälig selbst zu einer feststehenden Ansicht, die sich im gegebenen Falle leicht und ohne langes Besinnen anwenden läßt, zu gelangen.

Aus dem Gesagten ist nun an sich klar, wie viele Dinge, die jetzt außerhalb des Krieges erlernt werden können, im 16. Jahrhundert dem Führer nur die Kriegserfahrung geben konnte, aber freilich nicht nothwendig geben mußte, wenn sie in einem bloßen Mittlaufen bestand und nicht fortwährend als Mittel der Bildung ausgebeutet ward. Heute dient dem Führer die Kriegserfahrung, außerdem daß sie ihm eine gewisse Behülflichkeit in Anwendung ihm schon bekannter Mittel gibt, wesentlich als Prüfstein und zur Befestigung seines militärischen Charakters. Er lernt durch sie sich über die persönliche Gefahr hinwegsetzen, er lernt, wenn es ihm nicht an der natürlichen Anlage dazu ganz fehlt, Verantwortlichkeiten auf sich nehmen, trotz der Unbestimmtheit seiner Lage mit Bestimmtheit und Schnelligkeit handeln, trotz aller materiellen und moralischen Gefahren das Bewußtsein behalten und mit Bewußtsein handeln, nicht den Kopf verlieren.

Dies ist dann allerdings noch viel, und Montluc rühmt es von sich, daß er immer den Kopf oben behalten habe. Wandelte ihn einmal die Schwäche der Furcht an, und er läugnet nicht, daß dies sich öfter ereignet habe, so sammelte er sich im 234.
Gebete zu dem Geber alles Glückes und Unglückes. „Mein Gott, der du mich erschaffen hast — betete er — ich bitte dich, erhalte mir das Bewußtsein, daß ich es heute nicht verliere. Du hast es mir gegeben; von dir allein habe ich es. Hast du beschlossen, daß ich heute sterben soll, so mache, daß ich mit dem Rufe eines tüchtigen Mannes sterbe, den ich unter so vielen Gefahren zu erringen suche. Ich bitte dich nicht um das Leben; denn ich will Alles, was dir gefällt. Dein Wille geschehe, deiner himmlischen Güte befehle ich Alles."

Hatte er dann noch seinen Rosenkranz hinzugefügt, so fühlte er sich wunderbar erhoben und umgestimmt. Jede Furcht war

234) C. P. XXII. p. 537.

verbannt, das zeitliche Leben war abgeschlossen und es blieb nur noch das geistige Feuer, welches das Streben nach dem ewigen Leben, nach einem schönen Tode, der nach dem italienischen
235. Sprichwort — »**Un bel morir tutta la vita onora**« — ein ganzes Leben ehrwürdig macht, — verleiht. Der Tod ist nichts, aber ohne ein Andenken bei der Nachwelt sterben, heißt sterben wie ein Vieh. Mag eine besondere Anlage nothwendig dazu sein, um diesen Gedanken Montluc's — nicht blos verstehen, — sondern mitfühlen zu können, soviel steht fest, daß die wissenschaftliche Bildung und insbesondere die geschichtliche, welche Montluc von früh auf bis zu seinem Tode suchte, ihn reiner entwickelt. So trägt auch auf diesem mittelbaren Wege die Wissenschaft wieder mächtig zur Bildung des wahren Soldaten und des wahren Führers im Kriege bei. Wie sie den Menschen, der von ihr erfüllt ist, fähiger macht, bei vollem Bewußtsein seine Gedanken gehörig zu ordnen und aus dem Vorrath der Mittel die zweckentsprechenden in jedem Falle richtig und ohne Bedenken zu wählen, so wirkt sie auch darauf hin, daß der Mann das Bewußtsein bewahre, sich loslöse von der Furcht vor persönlicher Gefahr und daß er nun eben mit Bewußtsein handeln kann.

Wir haben oben des Weitern von dem Gefühle der Unsicherheit geredet, der Einsicht in die Wahrheit, die sich dem Krieger unabweisbar aufdrängt, daß er auf dem wankenden Boden bloßer Wahrscheinlichkeiten einher wandle und von den Folgen, die dieses auf das Handeln je nach der Charakteranlage des Mannes übt, so daß der eine zum Wagen, der andere zu steter Bedenklichkeit und Furcht vor dem Handeln gestimmt werde. Wo das Gefühl der Unsicherheit sehr stark ausgeprägt ist, dort wird immer der letztere Fall eintreten. Nun ist aber die Unsicherheit durchaus nicht ausschließlich das Attribut des Krieges; in der That begegnet sie uns auf Schritt und Tritt, in allen

235) C. P. XXII. p. 539.

Verhältnissen des Lebens. Einigen Ständen oder Menschenklassen tritt sie näher und öfter in allen Gestalten entgegen als anderen; am wenigsten nah und am seltensten entgegen in unseren Zeiten den Beamtenklassen, welche in eine feste Hierarchie gegliedert, nach festen Gesetzen, Reglements und Befehlen zu handeln bestimmt sind. Zu diesen Beamtenklassen aber gehören seit Errichtung der stehenden Heere in Europa auch deren Führer während ihres Friedenslebens. Alles geht für sie nach Regel und Schnur: dem Kampf um die Existenz ferne gestellt, in ihrer dienstlichen Thätigkeit festen, eingewohnten Normen folgend und mit allen Mitteln ausgerüstet, Widerstände gewöhnlicher Art schnell niederzuschlagen, Hindernisse gewöhnlicher Art leicht zu überwinden, — treten sie nun aber grade aus diesem wohlgeregelten Friedensleben auf eine Bühne, wo die Unsicherheit eine gewaltige Herrscherin ist, die des Krieges. Ist es ein Wunder, wenn sie von dem Eindrucke dieses Gegensatzes noch mehr ergriffen werden, als ein anderer Mensch, dem jede Art von Unsicherheit auf seinem Lebenswege eine stete Begleiterin gewesen ist!

Uns ist es in der That so vorgekommen, als mache sich seit der Einführung der stehenden Heere in der Kriegsgeschichte bei den auftretenden Feldherren das Gefühl der Unsicherheit mit der Consequenz einer Hinneigung zu Bedenklichkeit öfter und mehr geltend als vorher. Ja, wer zu kühnen Behauptungen geneigt wäre, möchte selbst sagen können, daß dieser Unterschied in der Stimmung der Führer sich in den ganzen Systemen der Operationen ausspreche und seit Errichtung der stehenden Heere die gewagten Operationen ebenso selten sind als sie sonst an der Tagesordnung waren; — er möchte dies sagen können, ohne ganz und gar vorbeizuschießen. Man vergleiche Montluc und Clausewitz über die Unsicherheit im Kriege. Beide kommen zu demselben Resultat: es muß gewagt werden, weil Alles unsicher ist. Aber bei jenem ist dieses Resultat wie ein unmittelbares Gefühl, und Clausewitz gelangt zu ihm erst auf dem

Wege der Abstraction unter hundert und wieder hundert Umschweifen. Unwillkürlich wird man auf den Gedanken gebracht, daß dem Officier des stehenden Heeres im Frieden auch in dieser Beziehung die Wissenschaft die Schule des Lebens ersetzen müsse.

Berichtigung.

Seite 249 in der Note ist Petitot statt Pektot zu lesen.

Inhalt.

Einleitung S. V—XLVI.

David.

Einleitung S. 3. Davids Eintritt in's Leben 17. Hofdienst 20. Flucht und Aufstand 24. Fremder Dienst 35. Erbfolgekrieg 39. Königswahl und Befestigung des Thrones 44. Erweiterung des Reiches 48. Politisch militärische Erweiterung des Davidischen Königreiches 56. Aufstand Absaloms 70. Fortgang des Aufstandes nach Absaloms Tod und endliche Unterdrückung desselben 83.

Xenophon.

Xenophons Geburt, Dienst in der athenischen Reiterei, Verbindung mit Sokrates 97. Xenophon macht als Begleiter des Proxenos den Zug des jüngern Kyros gegen den Artaxerxes mit 101. Xenophons Hervortreten 107. Die Zehntausend 120. Marsch der Zehntausend von dem Zabatos bis an die Grenze der Karduchen 125. Zug durch die karduchischen Gebirge 132. Marsch über den Kentrites bis zum östlichen Euphrat (Murad) 137. Marsch vom Euphrat bis nach Gymnias (Gümisch Kaneh) 142. Marsch von Gymnias nach Trapezunt 147. Aufenthalt an der Nordküste Kleinasiens 150. Fahrt und Zug von Kotyora nach Kalpe 169. Aufenthalt auf der Landzunge von Kalpe 173. Zug nach Byzantion und Aufenthalt daselbst 181. Xenophon im Dienste des thrakischen Königs Seuthes 186. Uebertritt des griechischen Corps in den Dienst der Lakedämonier, Abgang und baldige Rückkehr Xenophons 193. Dienst Xenophons unter Derkyllidas und Agesilaos; Ver-

bannung und Exil 206. Aussöhnung mit Athen; Ende 210. Xenophon als Schriftsteller 213.

Montluc.

Montlucs Jugend und erste Feldzüge 249. Der napoleonische Feldzug 257. Theilnahme Montlucs an dem dritten Kriege zwischen Karl V. und Franz I. 262. Beginn des vierten Krieges zwischen Karl V. und Franz I. 269. Die Schlacht von Cerisolles 279. Theilnahme Montlucs an dem Feldzuge im Norden gegen die Engländer 1544 und 1545. 293. Erste Feldzüge des fünften Krieges Frankreichs gegen den Kaiser in Piemont 1551 bis 1553 299. Montluc als Gouverneur von Siena 310. Neuer Dienst in Italien 1555 bis 1557 333. Der Feldzug an der französischen Nordgrenze 1558 und 1559 342. Theilnahme Montlucs an den Hugenottenkriegen bis zum Edikt von Amboise 350. Montluc während des Religionsfriedens und beim Ausbruche des zweiten Krieges 378. Beginn des dritten Hugenottenkrieges 1568 393. Fortgang des dritten Hugenottenkrieges 1569 403. Ende des dritten Hugenottenkrieges 1570 424. Letzte Jahre Montlucs 437. Montlucs Denkwürdigkeiten und Ansichten; allgemeine Gesichtspunkte 441. Ueber die Wahrscheinlichkeit im Kriege und das Wagen 445. Schnelligkeit des Zugreifens 448. Montluc und die Ritterlichkeit 449. Ueber die Behandlung der Soldaten und der Untergebenen im Allgemeinen 461. Montluc und die Wissenschaft 476.

Druck von E. Kiesling in Zürich.

Rüstow, Wilhelm,

Militärische Biographien David, Xenophon, Montluc

Bd.: 1.

Zürich 1858